Jugend-Album, 1858

Digitized by Google

Charles P. Möring.
from his Mother.
April 12th, 185[illegible]

46543.24

Harvard College Library

BEQUEATHED BY

MRS. ANNA LOUISA MÖRING,

OF CAMBRIDGE, MASS.

Received Sept. 15, 1890.

Digitized by Google

Digitized by Google

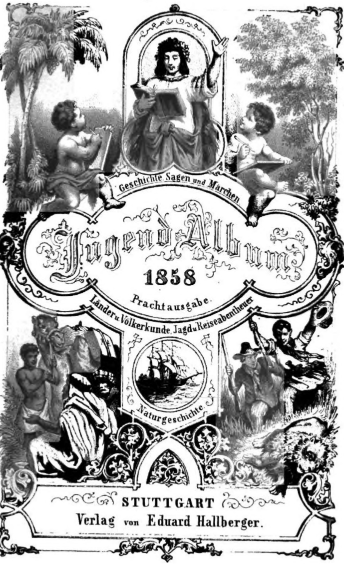
Jugend-Album.

Digitized by Google

Digitized by Google

Elternliebe.

Digitized by Google



Digitized by Google

Jugend-Album.

Blätter

zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung

im

häuslichen Kreise.

Von

Aurelie, Adolf Bube, Martin Claudius, August Corrodi, Theod. Dielitz, Friedrich Gerstäcker, A. W. Grube, Friedrich Güll, Thekla v. Gumpert, Friedrich Hoffmann, W. O. von Horn, Julius Krais, Franz Kühn, Louise Mai, Gustav Nieritz, Isidor Proschko, Julie Ruhkopf, F. A. Schmidt, G. H. v. Schubert, Charlotte Späth, Carl Stöber, F. v. Tschudi, J. Wartmann, Ottilie Wildermuth, Amalie Winter u. A.

Mit vielen Bildern.

Jahrgang 1858.

Pracht-Ausgabe.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Digitized by Google

46503.24
4

Digitized by Google

Inhalt.

Erzählungen.

Seite

Edle Rache. Von Franz Kühn (mit 2 Bildern) 1. 49
Der Waldmensch. Von Friedrich Gerstäcker (mit Bild) 22
Schwarzköpfchen. Von Julie Rubkopf (mit Bild) 97
Ein Sandkorn. Donausage von Isidor Proschko (mit Bild 145
Das Elsternest. Von Martin Claudius (mit Bild) 193
Der Kriegsschatz. Von A. Gossel (mit Bild) 241. 297
Canova's erstes Kunstwerk 270
Das Kaninchen. Von Gustav Nieritz (mit Bild) 337
Die Ueberschwemmung in Lyon. Von Caroline v. Göhren (mit 2 Bildern) 385. 433
Joseph Tartini. Historische Erzählung von Emil Ohly (mit Bild) . . . 481
Die seltsame Ordre. Aus dem Leben eines Seeoffiziers 529

Anecdoten.

Die ehrliche Holsteinerin 41
Walter Scott als Knabe 95
Alexander I. und La Harpe 190
Karl XII. in seinen Knabenjahren 191
Bäurische Höflichkeit 191
Jugendliche Vaterlandsliebe 381
Königliche Freigebigkeit 381
Der entdeckte Betrug 382
Kindlicher Muth 383

Digitized by Google

Weltgeschichte.

Seite
Der Tod Joh. Philipp Palms. Von A. W. Grube 85. 128
Das Erdbeben auf Zante im Jahre 1820 186
Hans Holbein 312
James Cook 369. 419
Ludwig von Camoens 457
Die Erfindung des Papiers 466
Ein Dichter des Hainbundes. Von K. Hofmann 499
Ein unergründliches Geheimniß. Historische Skizze von C. J. 516

Länder- und Völkerkunde.

Ein Waldbrand in Amerika 43
Die Norpol-Expedition. Von Charlotte Späth (mit Bild) . . . 66. 133. 177
Ein Gewitter in den Tropenländern 94
Sioux-Indianerinnen mit ihren Kindern (mit Bild) 113
Chinesisches Theater (mit Bild) 185
Erinnerungen von der Insel Rügen. Von Louise Mai.
1) Der Herthasee (mit Bild) 219
2) Ein Gerichtssaal 232
3) Ein Hünengrab 226
Der Nil (mit Bild) 261
Ein Prairiebrand 267
Das Kloster Santa Saba (mit Bild) 277
Kindliche Ehrfurcht und Treue bei den rothen Indianern 287
Chinesische Leckerbissen 479

Naturgeschichte und Naturlehre.

Der Waschbär. Von Friedrich Gerstäcker (mit Bild) 91
Das Opossum oder die Beutelratze Nordamerika's. Von Ebendemselben . 216
Die Affencolonie. Von Ebendemselben (mit Bild) 289
Die mikroskopische Thierwelt 333. 360
Die Kudu-Antilopen (mit Bild) 475

Digitized by Google

Seite
Erklärungen einiger Lufterscheinungen 475
1) Die Luftspiegelung.
2) Nebensonnen und Nebenmonde.
3) Der Regenbogen.
Das Stinkthier. Von Friedrich Gerstäcker 477
Der Orangutang 564

Reise-, Jagd- und Seebilder.

Abenteuer mit einem Elephanten (mit Bild) 174
Die Familie Picard 228
Philipp Ashton's Abenteuer (mit Bild) 279. 317
Ein peruanischer Bandit (mit Bild) 425
Der glückliche Schuß (mit Bild) 464
Das Elephantenthal 468
Begegnung mit Löwen und Giraffen 512
Eine Pfauen- und Schweinejagd auf Java. Von Fr. Gerstäcker . . . 549

Sagen.

Der Riese Tjaßi und seine Tochter Skadi. Nordische Göttersage von C. Witt (mit Bild) 364
Hedin und Högni. Nordische Heldensage von Ebendemselben 450

Gedichte.

Weltklugheit. Von Isidor Proschko 20
Ein deutscher Fürst. Von Adolph Bube 65
König Sigiberts Tod. Von Ebendemselben 172
Le Trembleur. Von Isidor Proschko 257
St. Sebald. Von Adolph Bube 363
Die Kuh und der Esel. Von Friedrich Gerstäcker 423
Hülfe von Oben. Von Adolph Bube 448

Seite
Am Genfer See. Von Julius Krais (mit Bild) 547
Der Grafenritt. Von F. W. v. Ditfurth 562

Räthsel, Charaden u. s. w.

Räthsel. Von Julie Rubkopf 48
Charade. Von Charlotte Späth 96
Charade. Von Julie Rubkopf 192
Charade. Von Ebenderselben 240
Charade. Von Charlotte Späth 288
Charade. Von Ebenderselben 336
Homonyme. Von E. K. 384
Charade. Von Ebendemselben 384
Charade. Von Julie Rubkopf 528

Edle Rache.

Erzählung von Franz Kühn.

1.

In einer lieblichen Gegend Westdeutschlands lag zwischen dicht bewaldeten Hügeln ein kleiner Weiler. Ein schmaler, klarer Bach eilte plätschernd durch die Tiefe des Thales; hier trieb er eine klappernde Mühle, dort reichte er sein Wasser dem Bleicher zum Begießen der auf den weiten Rasenplätzen ausgespannten Linnen vom feinsten Gewebe. Herrliche Ulmen, Silberpappeln und Erlen sogen reiche Nahrung aus seinem Naß, daß ihre Stämme hoch aufschossen und die weit verzweigten Aeste über ihm zu einem kühlen, schattigen Laubdache zusammenwuchsen; unter ihnen gediehen Gold- und Silberweiden, deren schwanke Gerten in die Fluth tauchten. Wo die Bäume und Sträucher nicht so dicht standen und die wärmenden Strahlen der Sonne nicht abhielten, prangten Vergißmeinnichte, Wassersterne, Ranunkeln, Wasserlilien und derlei Gewächse in lieblichem Vereine. Nicht fern vom Weiler machte das Bächlein plötzlich eine Krümmung, als wollte es sich von demselben abwenden. Zwischen ihm und dem ersten, einfachen, aber nett gebauten Hause lag nur ein etwa hundert Schritte breiter und fast eben so langer Garten, hinter welchem es wieder seine erste Richtung verfolgte, und an den übrigen Häusern des Weilers dahineilte. — Das nette, einfache Häuschen mit Gärtchen gehörte dem Fabrikherrn Heisters.

Wer nur einen Blick auf die Gänge und Beete des Gärtchens warf, der mußte freudig gestehen, daß hier eine sehr sorgliche Hand die Arbeit verrichtete, und die zwar nicht kostbaren, aber doch schönen und lieblichen Gewächse sich einer ausgezeichneten Pflege erfreuten. Kein Unkräutchen hinderte das Gedeihen der zarten Gewächse, die Rabatten waren frei von jedem Steinchen, und die Kieswege, die etwa

nur zwei neben einander Gehenden Raum boten, waren so rein, als hätte das Bächlein allnächtlich sie mit seinem klaren Wasser abgewaschen. Treten wir ins Haus, so finden wir die von dichten Weinranken ganz verhangenen Gemächer in derselben Nettigkeit und Reinlichkeit prangend. Nichts zeugt von Reichthum, Ueberfluß; kein Möbel ist da, welches entbehrlich wäre; aber es mangelt auch nichts, was man ungern vermissen würde. Und dabei hat Alles Platz, als hätte ein Mathematikus mit dem Zollstock in der Hand den Raum ausgemessen, nachdem er erfahren, was Alles hineinkommen werde. Und welche Sauberkeit! Die Dielen kannten keine Bohnung, als die natürlichste von der Welt; sie bestand aus dem klaren Wasser des Bächleins und aus dem schönen weißen Sande, den man leicht an jenen Hügeln grub; beide gaben unter der Hand einer rüstigen Magd dem Fußboden jene blendende Weiße, welche alle die künstlichen und kostspieligen Mittel nicht bieten. Das war ein wohnliches, heimisches Plätzchen, wo sich das stille, häusliche Glück eine freundliche, bleibende Stätte gebaut hatte. Wer daran noch zweifeln wollte, der durfte nur auf die an dem einen Fenster sitzende Frau einen Blick werfen. Sie war mit einer Handarbeit emsig beschäftigt, als wollte sie dieselbe beenden, ehe die bereits schräg in das Zimmer fallenden, von den breitlappigen Blättern des Weinstocks neckisch aufgehaltenen Sonnenstrahlen Abschied nahmen. Zu ihren Füßen saßen zwei liebliche Kinder; Klara, etwa zwölf Jahre alt, handhabte ihren Strickstrumpf, als wollte sie der fleißigen Mutter den Rang ablaufen, und der zehnjährige Hugo lernte eifrig in einem Buche. „Nun kann ich nicht mehr, lieb Mütterchen," sprach er, indem er sich die goldenen Locken aus dem runden, vollen Gesichte strich, „es geht nicht mehr, die Buchstaben krabbeln mir vor den Augen herum! —" „Und ich," rief Clara, „hab' eine Masche fallen lassen, die ich nicht mehr auf die Nadel bringen kann!"

„Hört denn auf!" sprach die Mutter liebreich in einem Deutsch, dem man ein wenig anhörte, daß es von einer Französin gesprochen wurde. „Hört auf und lauft ins Gärtchen, es wird euch gut thun; denn ihr seid heut recht fleißig gewesen."

„O, ich muß wohl auch, wenn ich Alles fertig bringen will, was ich den armen Kindern des verunglückten Arbeiters zu Weihnachten schenken will," sprach Klara.

„Du hast noch Zeit, viel Zeit; aber es ist gut, wenn man jeden Augenblick nützt: dann wird man immer fertig und darf sich nicht übermäßig anstrengen."

„O, das will ich wohl!"

„Aber ich," fiel Hugo fast weinerlich ein, „was soll ich machen? Klärchen kann Strümpfe und Jäckchen stricken, sie zieht Puppen an, und ich kann gar nichts."

„Gräme dich nicht, mein Männchen," sprach begütigend die Mutter. „Wir wollen uns umsehen — he, kannst du nicht Zappelmänner machen, worüber die Kleinen sich krank lachen möchten? Und morgen werde ich buntfarbige Tuchlappen hervorsuchen, und du schnitzelst dann unzählige gleichmäßige Fleckchen, Klärchen näht daraus einen bunten Rock für einen Harlekin, wie man ihn so schön noch nicht gefunden hat."

„Das ist prächtig!" rief der Knabe, in die Hände klatschend und von einem Bein aufs andere hüpfend.

„Und noch etwas?"

„Noch etwas? Ach!"

„Du zeigst dem kleinen Georg deine Bilderbücher, erklärst ihm, was die Bilder vorstellen, du erzählst ihm die hübschen Geschichten, die d'rin stehen. Du sagst ihm ein Gedicht so lange vor, bis er es nachsagen kann."

„Ja, ja! Das will ich! Das muß er dann seinem kranken Vater hersagen, der wird sich freuen."

„Hab' ich's getroffen?"

„Ja, herrlich! das ist etwas für mich!"

Die Mutter hatte mehrmals nach der halbgeöffneten Thüre geblickt. Aus ihr trat jetzt ein hochgewachsener Mann, dem man die Freude ansah. Die Kinder hüpften auf ihn zu, Hugo hing an seinem Halse und erzählte dem Vater — denn er war es — was die Mutter wieder erdacht habe.

„Schön, sehr schön!" sprach der Vater. „Es freut mich sehr, daß ihr Mitleid mit euren ärmeren Mitmenschen habt. Viel könnt ihr nicht thun, aber das Wenige segnet Gott; denn er hat einen fröhlichen Geber lieb, und auch der Arme freut sich über die geringere Gabe, die ein liebendes, wohlwollendes Herz bietet, mehr, als über reiche Geschenke, die ein mürrischer Blick begleitet. Doch wollt ihr

nicht in den Garten? Nach der Arbeit ist Erholung doppelt süß. Und auch Du, Mutter, bedarfst ihrer, Du strengst Dich zu sehr an!"

„Doch nicht mehr als Du?"

„Das ist meine Pflicht und —"

„Die meinige etwa nicht? O komm nicht wieder auf dieses Kapitel! Das ist gegen die Verabredung. Laß mir das Glück, das ich in der Thätigkeit finde."

„Davon will ich Dich nicht abhalten, aber Erholung ist Dir nöthig."

„Sie ist doppelt süß nach der Arbeit, sagtest Du eben; diesen Deinen Rath befolge ich und stehe mich dabei ganz gut. Ich bin froh, das langweilige müßige Leben hinter mir zu haben. Es hat mich nie beglückt, ja ich wußte trotz aller Vergnügungen, die sich mir boten, nicht, was wirklich Vergnügen macht."

„So lieb es mir ist, dieß zu vernehmen, so wirst Du doch wieder versuchen müssen, wie jenes Treiben thut."

„Müssen? Ich? Um keinen Preis!"

„Sei nicht voreilig! — Kinder geht in's Gärtchen — ich folge mit der Mutter."

„Du machst mich ängstlich!"

„Ah, nicht doch! Sieh, ich habe einen Brief aus Paris. So eben brachte ihn der Postbote. Die Erbschaftsregulirung, bei der Du noch betheiligt bist, soll jetzt vorgenommen werden."

„Und da muß ich hin?"

„Es wird nicht anders gehen. Du darfst nicht einmal auf Deinen Antheil verzichten, da der Testator dieß ausdrücklich bestimmt hat."

„Ach, wenn doch die ganze Sache mich unberührt ließe!"

„Füge Dich in's Unvermeidliche! — Ich, das weißt Du, mache mir so wenig aus diesem Mammon, als Du; aber es bleibt uns nichts übrig, als ihn zu erheben, dann können wir damit machen, was wir wollen. Und es fügt sich gerade recht hübsch. Ich muß zu gleicher Zeit eine Geschäftsreise unternehmen."

„Aber die Kinder?"

„Wie wäre es, wenn Du Klara, ich Hugo mitnähme?"

„Das ginge. Aber das Zusammensein mit Verwandten, die mich nicht lieben, die mich wie eine Ausgestoßene behandeln, weil ich ihren Vorurtheilen nicht huldigte und diesen mein Glück nicht opfern wollte!"

„Bist Du früher mit ihnen fertig geworden, so wirst Du es auch jetzt im Stande sein. Bekehren wirst Du sie nie! Also laß sie ihren Weg gehen, wohin er sie führt.“

„Das will ich! Gut! Ich reise. Sobald meine Geschäfte beendet sind, eile ich in meine neue Heimath, in den stillen Kreis meines Glückes und hoffe, daß inzwischen auch Du dahin zurückgekehrt sein wirst.“

„Gewiß!“

Nach dieser Unterhaltung wandelte das glückliche Elternpaar auf dem kleinen Raume froher und heiterer daher, als Mancher, dessen weitläufiger Park die manchfaltigsten Abwechselungen bietet; sie betrachteten die einheimischen, einfachen Blumen und Sträucher, die sie für wenige Silbergroschen kauften, mit größerer Befriedigung, als jener seine aus allen Himmelsstrichen zusammengebrachten mit wildfremd klingenden Namen benannten Gewächse. Die Kinder tummelten sich lustig herum, eilten bald an den Bach, aus dem hier und da ein Fischlein schnappend über die Wellen fuhr, bald huschten sie zwischen den niedern Gesträuchen hindurch oder standen bei einer frisch knospenden Nelke, deren vielfarbige Punkte und Striche ihnen ganz neu und eigenthümlich vorkamen, und zogen dann Vater und Mutter zu dem neuen Wunder, das der Garten erzeugte. — Auch die alten Bekannten wurden nicht vergessen, sie wurden besucht, und bald galt es einer den hängenden Kopf aufzurichten, bald eine an ihre Schwester oder das fein geschnitzte Stäbchen zu binden. Die durstigen tränkte Klara, indem sie das labende Wasser in der niedlichen, grünen Gießkanne aus dem Bache holte und den brausenden Strahl über sie herabströmen ließ. So nahm die Freude nicht ab, sondern fand immer neue Nahrung und theilte sich von dem Einen dem Andern mit. Der Abend war so fast unbemerkt vollends hereingebrochen, die Mondsichel glänzte durch die Wipfel der hohen Bäume und goß ihr bezauberndes Licht über das kleine Paradies; ein leiser Windhauch bewegte die Blätter, als wollte er sie einwiegen, und der Bach murmelte ein beruhigendes Schlummerlied dazu; Dämmerungsfalter aller Art umflatterten die Blumen und sogen, vor denselben schwebend, mit den langen Rüsseln den Honigseim, den die Arbeiter des Tages übrig gelassen hatten, gierig ein und entfernten sich unwirsch von jenen Kelchen, die leer waren.

„Wie sie das nur können!“ sprach der kleine Hugo, seinen Vater anblickend.

„Das wollen wir einmal sehen!“ erwiederte der Vater und griff nach einem leichten Netze. Im nächsten Augenblicke hatte er einen erhascht, den man den Taubenschwanz nennt. Wild und ungeberdig zappelte und strampelte er in dem Netze; der Vater ergriff ihn, zog mit einer Nadel behutsam den spiralförmig zusammengelegten, eingezogenen Saugrüssel hervor und zeigte denselben den staunenden Kindern. „Seine starken Flügel halten ihn schwebend vor der Blume in einer Entfernung, die gerade zuläßt, daß er den Honigseim erreicht. Er setzt sich nicht erst, weil er sonst von Fledermäusen und andern Räubern der Nacht weggehascht wird, und weil er oft vergeblich sucht, da es ihm ergeht, wie das Sprichwort sagt: Wer nicht kommt zu rechter Zeit, muß nachsehen, was übrig bleibt. Den Tag verschläft er und ist dann unwirsch und zornig, wie alle Langschläfer, wenn ihnen ihre Wünsche nicht erfüllt werden.“

„Aber daß sie die Blumen so finden im Finstern!“

„Nicht nur finden, sondern sie wissen genau, wo die stehen, deren Nektar sie lieben. Jede Art hat ihr Leibgericht, wie manche Kinder; hier unser Gefangener nascht alle Leckereien; er nimmt mit jedem Ueberbleibsel vorlieb und ist, wie Du siehst, kein Kostverächter; aber der Lindenschwärmer liebt den süßduftenden Saft der Lindenblüthe, der Windig, einer der größten unter unsern Schwärmern, geht der Blüthe des Geißblattes nach, und man trifft ihn gewiß da, wo eine solche Pflanze steht; und der bunte Wolfsmilchschwärmer, der bald wie ein Pfeil dahinschießt, bald wie ein Kreisel sich herumdreht, mag fast keine andere Speise, als den Saft der Wolfsmilch, die draußen die öden Brachfelder ziert.“

„Wenn aber ihre Lieblingspflanzen nicht in der Nähe sind?“

„Das ist fast immer der Fall. Einem wunderbaren Triebe zu Folge legt der Schmetterling seine Eier an die Pflanze, die den ausgekrochenen Räupchen Nahrung bietet; daselbst verpuppt sich die Raupe auch, und der aus ihr schlüpfende Schmetterling findet schon den Tisch gedeckt, ehe er völlig getrocknet ist. Ist es ja nicht der Fall, so hat er ja wundervoll leichte und schnelle Flügel und einen erstaunlich feinen Geruchssinn; geht doch die Biene auch meilenweit dem Honig nach und findet die Heimath wieder. Kameele, Rinder und Pferde

wittern das Wasser lange, ehe der Mensch eine Ahnung davon hat, und der Hund erkennt ja im harten Stein, auf sandiger Fläche, im moosigen Walde die Spur seines Herrn und des Wildes, wie die Elster den Aaskörper findet, wenn er auch im dichtesten Gesträuch verborgen liegt."

„Ah! das ist wunderbar!" riefen die Kinder.

„Ja, wunderbar und groß ist die Macht und Güte Gottes!" sprach ernsten Tones der Vater. „Alle Geschöpfe umfaßt er mit gleicher Liebe, allen bietet er, was zu ihrem Wohlsein nöthig ist, und leitet sie an, es zu suchen und zu gewinnen. Folgten sie dieser Leitung nicht, so würden sie elend werden: sie müßten umkommen, wie der Mensch, wenn er seine Kräfte nicht anstrengen wollte, sein Brod zu verdienen."

„Wir sind alle fleißig gewesen, lieber Vater," sprach die Mutter sanft dazwischen, „und auch unser Tisch ist daher gedeckt!" Und sie zog ihren Gatten nach der duftenden Jasminlaube hin; die Kinder hingen sich an die Arme der Eltern und folgten denselben heiter und froh zum einladenden Mahle. — Noch lange setzte der Vater das belehrende Gespräch fort; denn es war so seine Art, keine passende Gelegenheit unbenützt vorübergehen zu lassen, und die Kinder fragten viel und gern. Sie besaßen daher für ihr Alter recht schätzbare Kenntnisse, ihr Geist war geweckt, ihre Aufmerksamkeit auch bei dem Unterrichte in der Schule größer, als die vieler anderer Kinder, und es ging ihnen selten ein Wort verloren.

Solche Unterhaltungen waren die Erholung für Eltern und Kinder, wenn des Tages Arbeit vollendet war. Die Spaziergänge in Gottes herrlicher Natur boten genug Gelegenheit dazu dar und erfüllten so desto besser ihren Zweck, Körper und Geist zu erfrischen und zu kräftigen; bannte aber der Frost und Schnee des Winters die Familie an den langen Abenden in die warme Stube, so gaben jene Unterhaltungen und die, welche man aus Büchern schöpfte, das beste und wohlfeilste Mittel gegen die Langeweile, von der nur Träge und Unwissende geplagt werden.

2.

Der Zeitpunkt, an welchem Frau Heisters die oben angedeutete Reise unternehmen mußte, rückte immer näher heran. Sie unternahm

sie nur höchst ungern, und wir müssen, diese Unlust zu erklären, einige Worte hier einschalten. Frau Heisters war die Tochter eines reichen, französischen Edelmannes; sie hatte einen großen Theil ihrer Jugend bei einer weitläufigen Verwandten verlebt und lernte somit die manchfachen Vorurtheile nicht kennen, in welchen Viele ihres Standes oft zum eigenen Unheile aufwachsen. Gab sie daher schon bei ihrer Rückkehr ins elterliche Haus wiederholt Veranlassung zu Neckereien, so geschah dieß namentlich, als sie die Absicht hegte, ihrem jetzigen Gemahle, einem gebildeten, kenntnißreichen und thätigen Bürger, ihre Hand zu reichen und ihm nach Deutschland zu folgen. Ihr Vater war schon verstorben, der ältere Bruder daher das Haupt der Familie, und dieser benützte dieses Vorrecht, selbst gegen den Willen der Mutter, die mit dem Wunsche der Tochter einverstanden war. — Die Familie stand dem Könige nicht so nahe, daß diesem die Entscheidung darüber, wen die junge Dame heirathen sollte, zugekommen wäre; es blieb also nur der Einfluß des Bruders übrig. Diesem aber setzte sie eine Entschlossenheit entgegen, die Niemand vermuthet hatte, und die endlich siegte, als mit ihrer Volljährigkeit jener Einfluß gänzlich aufhörte. Die mißvergnügten Familienglieder rächten sich dadurch, daß sie der kirchlichen Einsegnung nicht beiwohnten; sie glaubten dadurch die „Verblendete" zu strafen, thaten ihr aber den größten Gefallen, weil sie es liebte, jene heiligen Acte, womit die Kirche die wichtigsten Ereignisse des Lebens begleitet, nicht mit Prunk und Geräusch, sondern in stiller Einfachheit zu feiern.

Seit ihrer Abreise von Paris war sie nur noch einmal dahin zurückgekehrt, als ihre geliebte Mutter in der Gruft der Ahnen beigesetzt wurde. Sie hatte auch dabei so wenig liebevolles Entgegenkommen erfahren, daß sie Paris auf Nimmerwiedersehen den Rücken kehrte. Ohne Haß und Groll war sie jedesmal geschieden; aber sie wollte ihren Verwandten keine Gelegenheit geben, ihr Wehe zu bereiten, — und nun sollte sie wegen einer Erbschaft mit ihnen, deren Herzen so sehr am Zeitlichen hingen, zusammentreffen. Dadurch konnte sie vielleicht den alten Groll auf's Neue erregen oder durch die öffentliche Vorlesung des Testamentes eines nicht freundlich gesinnten Verwandten aufs Neue gedemüthigt werden. In jedem Falle war die Reise eine unangenehme, auch für Jemanden, der weniger glückliche Verhältnisse auf einige Zeit verlassen mußte, als Frau

Heisters, und hätte das Gericht nicht erklärt, daß das Testament so lange versiegelt bleiben müsse, bis Frau Heisters persönlich erschiene, — sie wäre nie gereist; aber nun mußte sie. Es war möglich, ja wahrscheinlich, daß die andern Verwandten Alles erhalten sollten, und vielleicht wußten sie das bereits, oder erwarteten es doch; wie mußte sich also ihr Groll steigern gegen die, welche sie durch ihr Ausbleiben hinderte, den längst ersehnten Schatz zu heben.

Es wurden daher endlich die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Als bereits Alles, was man etwa brauchen konnte, eingepackt war, fragte Klara ihre Mutter: „Nehmen wir nicht auch unsere Arbeitsbeutel mit?“

„Ja wohl! die wollen wir doch nicht vergessen!“

„Wollt ihr denn in Paris arbeiten?“ frug der Vater lächelnd.

„Und warum nicht? Sollen wir müßig gehen? An den Pariser Vergnügungen werden wir wenig Gefallen finden, und jede Freude ist erst recht angenehm nach der Arbeit.“

„Das wußte ich,“ versetzte Herr Heisters, „und ich frug nur scherzweise, aber es wird Dir neue Verunglimpfungen zuziehen.“

„Ich werde wo möglich für mich allein wohnen; wollen mich meine Verwandten in ihren Salons sehen, so müssen sie mich nehmen, wie ich bin.“

„Das nenn' ich brav gesprochen! Wahrhaftig, wer es nicht weiß wie ich, daß Du eine geborne Französin bist, der würde Dich für eine ächte deutsche Hausfrau halten.“

„Dank meiner ersten Erziehung. Jung gewohnt, alt gethan! sagt ihr Deutschen ja, und dann hast Du wohl auch nicht wenig dazu beigetragen, und wahrhaftig, ich begreife einen Menschen nicht, der in der Nähe eines thätigen, strebsamen Mannes träge und nachläßig bleiben kann.“

„Da hast Du wohl recht. Wir wollen aber auch das Glück genießen, das uns unsere Thätigkeit bietet. Eile Du nun nach Paris und besorge Deine Geschäfte; ich eile, die meinigen abzumachen. Bald sehen wir uns in unserm kleinen Paradiese wieder!“

Bald darauf rollte ein einfacher Wagen mit Frau Heisters und Klara der nächsten Stadt zu, von wo aus sie mit der Post weiter reisten. — Ohne Aufenthalt ging es vorwärts, eine Stadt nach der andern blieb hinter ihnen zurück; je weiter man kam, desto

weniger Aufmerksamkeit wandte Klara auf die Umgebung; sie war zu ermüdet und hatte schon anfangs ihre Kräfte erschöpft, indem sie durchaus Alles ganz anders finden wollte und nun bemerkte, daß nur Manches und oft ganz Unwesentliches nicht so sei, wie daheim.

Das mächtige Paris freilich regte sie wieder an, als es aus der Ferne empor tauchte, und als sie in das Häusermeer kam, da staunte sie, die zum erstenmale überhaupt eine große Stadt sah, nicht wenig.

Ihrem Vorsatz getreu, miethete Frau Heisters eine nicht zu große Privatwohnung in der Mitte der Riesenstadt, und nachdem sie sich einigermaßen ausgeruht hatte, ging sie mit Klara, um ihren Verwandten und dem Notar ihre Aufwartung zu machen. Der Palast des Grafen Evremont, ihres Bruders, nahm fast ein ganzes Viertel der Straße ein; zu ihm hinauf führten Marmorstufen, und auf der obersten derselben stand ein prächtig gallonirter Portier, in der Rechten den langen Stab mit großem vergoldetem Knopfe. Der Schweizer schien seine Augen anzustrengen, um zu erkennen, ob die einfach und doch hübsch gekleidete Frau mit dem Mädchen wirklich den Palast zu betreten beabsichtige oder nicht. Für Leute, die ein Almosen suchten oder sonst ein Anliegen hatten, waren sie zu gut gekleidet, und für die war ja die kleine Pforte, welche zu den Bedientenzimmern führte; Leute von Bedeutung aber konnten es nicht sein, denn hiezu fehlte die nöthige Toilette und vor Allem — der Wagen, den solche nur verließen, um den Fuß auf die erste Stufe der Marmortreppe zu setzen.

Seiner Pflicht gemäß winkte er daher nachdrücklich, die Ankommenden möchten sich zurückziehen, und erstaunte nicht wenig, als diesem Gebot nicht Folge geleistet wurde; denn Frau Heisters stieg hinan, als verstände sie diese Zeichen nicht, und brachte den Schweizer in noch größeres Staunen, als sie ihn im besten Pariser Französisch anredete und ihm auftrug, sie bei dem Herrn Grafen Evremont zu melden, indem sie ihm ihre Karte hinreichte.

Lange studirte sie der Schweizer; endlich fand er, daß eine Deutsche vor ihm stand — eine Bürgerliche, das schien ihm auch klar — und antwortete mürrischer und abstoßender, als Frau Heisters von einem Bedienten erwartet hatte: „Der Herr Graf ist vor eilf Uhr für Niemanden zu sprechen, geschweige denn —“

Frau Heisters ließ ihn nicht ausreden; denn sie wußte, daß eine Beleidigung ihres Standes folgen würde.

„Gut, gut! Also nach eilf Uhr! Gebt indeß die Karte da ab, damit der Herr Graf vorbereitet ist, wenn ich wieder komme. Und hier etwas für Eure Bemühung!"

Der Schweizer schien nicht zu trauen, ob er nicht etwa gefoppt würde, oder man ihm vielleicht ein Geldstück anbiete, das etwa nur die Hand eines Stalljungen annehmen dürfte; er öffnete die Hand — und konnte das empfangene Goldstück mit der Kleidung der Fußgängerin nicht in Einklang bringen. Wider Willen mußte er ihr eine Verbeugung machen.

„Die guten Pariser!" sprach Frau Heisters für sich; „in welch kleinlichen Dingen sie ihr Glück finden! Also jetzt steht man eine Stunde später auf und nimmt eine Stunde später Besuche an; wenn das so fort geht, werden sie zuletzt in der Nacht aufstehen. Nun so gehen wir zum Notar!" Und damit wandte sie sich nach der Straße, wo dessen Wohnung lag.

Obwohl die Schreiber, als auf den Verdienst des Tages angewiesene Leute, schon längst in Thätigkeit waren, und so eben einige Kunden das Bureau verließen, so bewiesen sie doch der Eintretenden wenig Aufmerksamkeit und gaben auf ihre Frage nach dem Notar, Herrn Normant, kaum über die Achsel eine halbverständliche Antwort. „Aha!" sagte Frau Heisters, „die halten mich auch für keinen vornehmen Kunden. Möglich, daß sie von meiner Erbschaft wenig zu rupfen bekommen, aber etwas Höflichkeit könnte ihnen doch nicht schaden!" Bei dem Notar selbst fand sie jedoch eine andere Aufnahme, und nach dem, was er ihr sagte, schien für sie Aussicht auf einen reichlichen Antheil an dem Erbe vorhanden zu sein. Er versprach, den Termin sobald als möglich anzusetzen, und da ihr dieß nur angenehm war, so bat sie noch besonders darum, und der theilnehmende Mann, der sich ihres häuslichen Glückes in der Fremde freute, sagte es freundlich zu.

Endlich schlug die Stunde, welche Frau Heisters den Ihrigen zuführen sollte. Wie das erstemal begab sie sich mit ihrer Tochter zu Fuß nach dem Hotel d'Evremont, wurde dießmal vom Schweizer freundlicher empfangen und dem Gesellschaftssalon zugeführt. Daselbst erwartete sie Graf Evremont mit seiner Gemahlin, seinen zwei Kindern,

einem Knaben und einem Mädchen, die fast in gleichem Alter wie Hugo und Klara waren, und umringt von einer Anzahl älterer Verwandten. Die ganze Familie befand sich in voller Galla, mit Luxus und Pracht, wie es Mode war, überladen; selbst die beiden Kinder nahmen sich wie zwei winzig kleine, ältere Personen aus. Gaspard, der junge Graf, trug die reiche Kleidung nach dem Schnitte derjenigen erwachsener Männer, sein Haar war gepudert und gekräuselt, und ein nicht unansehnlicher Zopf ragte über den Kragen seines bordirten Rockes hinaus; ein kleines zierliches Hütchen hielt er mit einer Haltung unter dem Arme, die einem Tanzmeister alle Ehre gemacht haben würde, und damit nichts fehlte, hing ein zierlicher Degen an seiner linken Seite herab, auf den er mit unverkennbarem Stolze niederblickte. Klara dachte unwillkürlich an die Zwerge und grauen Männlein in ihren Märchenbüchern, als sie die zwei kleinen Personen ansah.

Aber mit noch größerer Verwunderung blickten jene auf Klara und ihre Mutter. Man sah es ihnen an, sie wußten, daß die Ankömmlinge Verwandte seien; man merkte es an ihrem ersten Blicke, daß sie sich dieselben ganz anders vorgestellt hatten. Sie wußten zwar, daß man schon in der Provinz nie so genau die Etiquette befolgte, wie in Paris, und wenn man es schon da unterließ, was sollte man von Leuten erwarten, die nicht einmal in Frankreich wohnten! Aber es war ja nicht möglich, daß Leute von vornehmer Herkunft in diesem Grade gegen allen guten Ton verstoßen und Reifröcke, Pomade, Puder, Schminke und Pflästerchen verwerfen konnten, wie es Klara und ihre Mutter thaten — gleich gemeinen Leuten. Und diese Arbeitsbeutel, wie konnten die darauf deuten, daß die Ankömmlinge ihnen gleich seien!

Der beißende Spott, der vorzüglich jenem Jahrhundert so eigen war, schoß wie ein Skorpion auf diese unschuldigen Dinge und beutete sie aus. Nach den ersten kalt höflichen, nichtssagenden Worten, die man sonst „Willkommen" zu nennen pflegt, musterte Gräfin Evremont mit schadenfrohem Blicke das sonderbare Geräth, und lobte mit spottender Zunge die Schönheit desselben. „Er stammt," sagte Frau Heisters, „noch von meiner seligen Mutter her —"

„Und war zur Zeit der Marquise Pompadour Mode," erwiederte die erste giftig, wie um absichtlich zu verwunden.

„Deßungeachtet ist er mir ein werthes Andenken und mir recht bequem.“

„Marquise Pompadour,“ zischelte Gaspard seiner Schwester Cäcilie zu, „das ist die Marquise Pompadour.“

Alles lachte still und tückisch, man belustigte sich über den Einfall des Knaben, fand ihn ergötzlich, zischelte ihn weiter. Das Alles entging Frau Heisters nicht; sie erröthete auf einen Augenblick, nicht vor Scham, sondern vor Zorn darüber, daß Kinder Erwachsene, selbst Verwandte verspotten durften, ohne daß es ihnen verwiesen wurde.

Dieser einzige Augenblick machte es Frau Heisters klar, wie sie zu ihren nächsten Verwandten stand, wie wenig Liebe ihr entgegenkam; sie hatte aber auch eben so schnell ihren Entschluß gefaßt oder den ersten erneuert, so rasch als möglich das fatale Geschäft abzumachen und Paris zu verlassen. Daher wandte sie sich an den Grafen mit der Bitte, einen der nächsten Tage dafür zu bestimmen. Dieser war auch bereit dazu und versprach, sofort seinen Notar kommen zu lassen. Als man aber erfuhr, daß dieser schon ganz vorbereitet sei, nahm man das sehr übel; denn, hieß es, man werde sich nicht nach ihm richten, sondern er möge warten, bis man ihn rufe.

Frau Heisters sah, daß Alles nur dazu diene, die aufgeregten Gemüther zu reizen; sie nahm daher einen ernsteren Ton an und bemerkte, daß der Notar nur auf ihre Bitte Beschleunigung der Sache versprochen habe, und daß sie solche fordern zu dürfen glaube, da sie, zu dem Zweck besonders herberufen, alle andern Betheiligten hier vorfinde, und ihr daran liege, bald wieder in die Heimath zurückzukehren. Wolle oder könne man diesen ihren billigen Wunsch nicht erfüllen, so sei sie genöthigt, Paris zu verlassen, möge die Erbschaft geregelt sein oder nicht.

Das half, und man beschloß sofort, am nächsten Tage die Sache vorzunehmen. Frau Heisters empfahl sich nun und benutzte die ihr noch übrig bleibende Zeit dazu, einige Jugendfreundinnen zu besuchen. — Ihrem natürlichen Verstande und ihrer aufmerksamen Beobachtungsgabe war es nicht entgangen, daß ihr Vaterland am Rande des Verderbens stand. Schon durch die Kriege, die Ludwig XIV. zum Nachtheil seines Landes wie dem der übrigen führte, war das Land verarmt; die ungeheure Verschwendung, der Aufwand, welchem alle

Stände sich ergaben, vernichteten jeden Wohlstand, und während der langen Zeit Ludwigs XV. war es nicht besser, sondern schlimmer geworden. Der ohnehin gedrückte Landmann und Handwerker wußte nicht mehr, woher er Nahrung nehmen sollte, geschweige denn Geld, um die immer sich steigernden Abgaben zu bestreiten, die jene beiden Stände allein tragen mußten, während der Adel üppige, prunkhafte Feste feierte, die Millionen verschlangen. Und je größer der Druck des Landes, desto toller diese Lustbarkeiten, welche die Stimme der Verzweiflung aus dem Volke übertönten und erstickten. Das Elend war schon groß genug, als Frau Heisters ihr Vaterland verließ; es hatte sich im Laufe der Jahre gesteigert, und an eine Abhülfe war nicht gedacht worden. Der junge König Ludwig XVI., von dem Volke mit dem Namen: „der Ersehnte" begrüßt, wollte helfen; aber es fehlten die Mittel und — kluge, verständige Rathgeber. Die meisten Franzosen vornehmen Standes achteten gar nicht der Klagen der Armen; andere meinten, das sei einmal nicht anders, wieder andere drohten, die Klagenden noch härter zu züchtigen, und wo Einer aus Verzweiflung mit Gewalt drohte, da verhöhnte man ihn, weil ja nur der Adel Geld und Waffen habe. — Niemand glaubte an eine Veränderung zu Gunsten des Volkes, Niemand an einen Ausbruch der rohen, unwissenden Menge. Das fand Frau Heisters bei allen ihren Bekannten, und das drückte ihr liebevolles Herz, das so gern half, so gern mittheilte, so gern Glück verbreitete und Unglück milderte. Sie sehnte sich fort aus dem gährenden Strudel, sie wünschte einen Ort zu verlassen, der auf einem unterhöhlten Vulkane stand, der, wenn der Ausbruch erfolgte, Unzählige begraben mußte.

Der Tag des Termins erschien endlich, brachte ihr aber die Liebe und Achtung der Familie nicht zurück; denn ganz gegen Aller Erwartung hatte der Verstorbene nicht nur ihr sein sämmtliches Vermögen hinterlassen, sondern die Bestimmung hinzugefügt, daß es ihr persönlich in Gegenwart sämmtlicher Verwandten ausgehändigt werden solle, — weil auch er sie früher verkannt, kurz vor seinem Tode aber eingesehen habe, daß sie recht handelte, als sie verjährte Vorurtheile abschüttelte, um ihr Lebensglück zu gründen.

Die Ueberraschten ließen ihren Gefühlen freien Lauf, und die Böswilligsten, zu denen die Gemahlin des Grafen gehörte, schütteten allen Hohn und Spott auf die aus, welche doch an dem ganzen Un-

heil schuldlos war. Nie fühlte Frau Heisters tiefer die Wahrheit des Satzes, daß Geld und Reichthum allein nicht glücklich machen. Sie war es in diesem Augenblicke nicht, obwohl ihr durch das Vermächtniß ihres Verwandten ganz unerwartet große, ungeahnte Reichthümer zugefallen waren; denn dieselben raubten ihr vollends die Liebe ihrer nächsten Verwandten, welche sie doch so ungern entbehrte.

Da ein letzter Versuch, ihre Angehörigen freundlicher zu stimmen, fehlschlug, blieb der Gekränkten nichts übrig, als die Herbeiführung einer Versöhnung Gott anheimzustellen. Sie eilte in ihr Quartier, bestimmte einen beträchtlichen Theil ihrer Erbschaft für die Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt und bat, im Begriff abzureisen, ihren Bruder noch um eine Zusammenkunft unter vier Augen. Niederschmetternd für sie aber war die Nachricht, daß die ganze Familie das Hotel d'Evremont verlassen habe, — man wisse nicht, wohin sie gereist sei. Unter den peinlichsten Gefühlen verließ daher Frau Heisters augenblicklich die Stadt und fand nicht eher Trost und Beruhigung, als bis sie im freundlichen, liebevollen Kreise der Ihrigen sich ausgeweint und ausgesprochen hatte. Ein Schatten peinlicher Besorgniß schwebte noch oft über ihr sonst vom reinsten Glücke strahlendes Gesicht; mit Gefühlen der Bangigkeit horchte sie auf Alles, was man über die Zustände Frankreichs sprach oder schrieb, und ihr Auge leuchtete, wenn sie von dem Willen des jungen, gutherzigen Monarchen hörte, wie dieser dem Uebel zu begegnen suche; aber um so größer war auch der Schmerz, wenn behauptet wurde, es gelinge ihm nicht, es sei Alles vergeblich.

So hatten alle Gutgesinnten gehofft und gefürchtet, wie gerade die Nachrichten lauteten, als im Mai 1789 die Entscheidung nahte. Ludwig hatte, nachdem alle Mittel, die trostlose Lage des Volkes zu verbessern, fehlgeschlagen waren, Abgeordnete aus allen Theilen des Reiches und aus allen Ständen berufen, um sich mit ihnen über die geeigneten Mittel zur Abhilfe zu berathen. Der dritte Stand, wie man Bürger und Bauern nannte, forderte Abschaffung vieler Bedrückungen, und vor Allem — Vertheilung der Steuern auf alle Stände; Adel und Geistlichkeit, obwohl fast im alleinigen Besitze aller Güter und der einträglichsten Aemter, wollten davon nichts wissen, pochten auf ihre Rechte und erbitterten das Volk immer mehr. Die Abgeordneten sprachen mit Muth und Ueberzeugung über die nöthigen Aen-

derungen; die Gegner boten Alles auf, sie zu hindern, und es dauerte nicht lange, so setzte sich an öffentlichen Orten der Streit fort, erhitzte die Gemüther und trennte die verschiedenen Stände immer mehr. Der Tumult ward so allgemein, daß er Alles zu verschlingen drohte, und der bange, rathlose König beschloß endlich, Truppen um Paris zusammenzuziehen, um die Unruhigen zu bezwingen. Die vornehme Partei jubelte; aber bald verwandelte sich ihre Freude in Leid. Das Volk wurde dadurch noch mehr erbittert, und aufgestachelt durch Böswillige, die durch den Tumult zu gewinnen hofften, wurde es zügellos. Die Glocken der Stadt ertönten und riefen zum allgemeinen Aufruhr; die Zeughäuser wurden erbrochen, und jeder bewaffnete sich. Die Soldaten weigerten sich, das Volk anzugreifen. Den ersten Sturm hatte die Bastille zu bestehen, eine alte Festung der Hauptstadt, die als Gefängniß diente und als solches sehr verrufen war. Sie wurde erstürmt, die Besatzung niedergemacht, und der Kopf des Befehlshabers auf einer langen Stange unter gräßlichem Jubel der empörten Menge durch die Straßen getragen. Das war der blutige Anfang jener Schreckensscenen, die sich, eine immer gräßlicher und empörender als die andere, an einander reihten. — Die rohen Pöbelhaufen glichen mehr einer Heerde grimmiger Raubthiere, als Menschen, und je mehr Blut floß, desto mehr steigerte sich ihre zügellose Grausamkeit. Zu dem Auswurfe der Einwohnerschaft von Paris gesellten sich bald Gleichgesinnte aus allen Provinzen des Reiches; Ordnung und Gesetz hörten auf; — selbst die Leiter der wilden Horden hatten allen Einfluß auf dieselben verloren, sobald sie etwas forderten, das menschlich war. „Krieg den Palästen! Frieden den Hütten!" brüllten sie durch die Straßen, mordeten jeden, der ihnen als Verdächtiger bezeichnet ward, und begingen Gräuel, vor deren Schilderung die Feder sich sträubt. Tausende, unter ihnen die angesehensten Edelleute, verließen Paris, gaben den König seinem Schicksale und den Empörern preis. Viele fanden die Provinzen eben so empört — ein gewaltiger Sturm durchraste das ganze Land.

Das Hotel d'Evremont war lange verschont geblieben. Der Graf bekleidete kein hohes Staatsamt und war so den Anfeindungen und Verfolgungen weniger ausgesetzt, als Andere. Doch war es kaum möglich, unverfolgt zu bleiben; denn jeder, der noch in anständiger Kleidung einherging, jeder, der sich nicht in die Reihen der zerlumpten

und beschmutzten Blutmenschen mischte, nicht mit ihnen mordete, raubte und plünderte, der war ein Gegner des Volkes. Ueberall standen Horcher, die jedes unüberlegt gesprochene Wort belauerten und den Gewaltherrschern hinterbrachten; die eigene Dienerschaft spaltete sich je nach ihrer Gesinnung und ihrem Pflichtgefühle; jeder früher empfangene Verweis, jedes harte Wort wurde aufgefrischt und als Grund zur Angeberei und zum schmählichen Verrathe benützt. Und wie leicht demnach der Graf Evremont angeklagt werden konnte, das werden meine jungen Leser begreifen. Er war ein offener Gegner der ersten Bestrebungen, der Noth ein Ende zu machen, und glaubte mit Tausenden seiner Standesgenossen nicht an einen Ausbruch der Volkswuth. Er war daher in Paris geblieben trotz der Bitten seiner erschreckten Gemahlin; er sprach in seinem Familienkreise unverholen seine Ansichten aus: es konnte demnach nicht fehlen, daß die Dienerschaft, die darauf aufmerksamer als sonst war, manches unliebsame harte Wort erhaschte und geschäftig weiter trug.

Eine finstere, regnerische Herbstnacht lag über dem gährenden Paris, Menschenknäuel wogten in den schmutzigen, blutgetränkten Straßen, rohe Kehlen brüllten empörende Lieder, die gräfliche Familie saß ängstlich besorgt bei einander; man berathschlagte, wie man es anstellen solle, gleich Andern Paris zu verlassen, um wenigstens sein Leben in Sicherheit zu bringen. Niemand wußte Rath: alle Straßen waren gefüllt von Empörern, die jeden anfielen; alle Thore waren verrammelt und bewacht. Niemand kam hinaus, wenn ihn nicht ein halbes Wunder begünstigte. Es war, als hielte Paris alle diejenigen, die es in seinen Mauern faßte, wie eine ungeheure Kreuzspinne umklammert und umsponnen, um sie ohne Erbarmen zu morden. Und was gewann man, wenn man die Stadt im Rücken hatte, wenn man durch die empörte Provinz eilte? Von Paris entfernten sich nur solche, die Gegner des Volkes waren; nach Paris strömte nur die Empörermasse; jeder Begegnende mußte ein Feind sein. Und gesetzt, es gelänge, irgend ein Landgut zu erreichen; neun Zehntheile der Bewohner des Dorfes sahen in dem „Herrn“ nur den übermüthigen Gebieter, den herzlosen Bedrücker, der von dem Schweiße des Bauern in Paris glänzend lebte und das Elend der unter der Arbeit Erliegenden nicht kannte. Diejenigen, welche sich etwa einer empfangenen Gabe, einer genossenen

Wohlthat erinnerten, waren zu wenig zahlreich, um Schutz gewähren zu können, oder zu furchtsam, sich dem tobenden Sturme entgegenzustemmen. Waren nicht die gut besoldeten Diener, die von der Herrschaft üppiger Tafel reichlich sich nährten, die in Sammet und Seide gekleidet wurden, treulos entwichen? Hatte nicht mancher sich unter die empörte Rotte gemischt, nicht ein anderer auf dem Lande die Empörung angefacht? Man war rathlos, weil keine Hoffnung sich darbot, dem Verderben zu entgehen. — Thränen flossen reichlich über die blassen Wangen der Frauen; die Kinder verbargen ihre Gesichter unter den Kleidern der Erwachsenen, der Graf blickte mit stierem Auge in das Dunkel des geräumigen Zimmers, das die heruntergebrannten Kerzen nur schwach erleuchteten. Und rüttelte ein Windstoß an den hohen Fenstern, oder trug er die wilden Klänge der rauhen Stimmen oder das Jammergeschrei eines Gemordeten herauf, so durchrieselte Todesgrauen Alle, als träten die Mörder durch Thüren oder Fenster und führten die bluttriefenden Waffen nach den Herzen der Unglücklichen. Dann wurde es wieder stille, so stille, daß der sanft gehende Pendel ein ängstigendes Geräusch machte, daß man den beklommenen Athem hören konnte, und über manche Lippe floß ein kurzes, aber inbrünstiges Gebet zum Vater der Liebe und des Erbarmens. Mancher Stoßseufzer bitterer Reue entstieg den bange klopfenden Herzen, und das aus seinem Schlummer gewaltsam aufgerüttelte Gewissen zählte und wog die Thaten der Vergangenheit, und Thränen, Seufzer und Gebete vereinigten sich, den gerechten Richter zu versöhnen, und Gelübde und Versprechungen reihten sich unwillkürlich an, — und doch wuchs die Hoffnung nicht. — Einige schrille Töne der Hausglocke erklangen in hastiger Eile in die lautlose Stille. Alle schracken empor, sprachlos standen sie vor einander; Einer las in des Andern Blicken, daß Jedem Verzweiflung das Herz erfüllte. — Wieder schrillte es — stärker — heftiger — das muß die rauhe, ungeduldige Hand des Mörders sein, der das Entkommen des Schlachtopfers fürchtet. Niemand getraute sich, ein Wort zu reden, Niemand einen Diener zu rufen, das Oeffnen zu verbieten oder zu befehlen. — Ein wilder Haufen trollte vorüber und trieb seine rohen Späße; dann war es ruhig, aber es war eine schreckliche Ruhe. Plötzlich öffnet sich vorsichtig eine Thüre, — athemlos blickt die Familie hin, strengt die müden Augen an, den sich Nahenden zu erkennen — jeder fürchtet

Edle Rache.

Digitized by Google

Digitized by Google

die schreckliche Entdeckung zu machen — den Mörder zuerst zu sehen — da ruft Gaspard: „die Tante!“ — und eine Centnerlast fällt von jedem Herzen, der lang verhaltene Athem entströmt in lautem, gedehntem Ah! der Brust; es kommt Leben in die Gruppe, man nähert sich und Graf d'Evremont sinkt mit den Worten: „Meine Schwester!“ der Angekommenen in die Arme und hält sie krampfhaft umschlungen, als wollte er sie nie mehr daraus entlassen. Die Gräfin konnte nur weinen, sie hing an Gatten und Schwägerin, wie eine reuige Büßerin, die nicht wagt, in das verzeihende Auge zu blicken, den Arm der Liebe zu berühren. Die Kinder hielten sich an den Kleidern der Tante, und Gaspard entdeckte erst spät, daß er den verhängnißvollen Arbeitsbeutel so fest umklammert hielt, als wäre es die Tante selbst.

Frau Heisters war es wirklich, die erschienen war. „Fasset Euch!“ sprach sie noch unter Thränen und Schluchzen. „Noch ist nicht Alles verloren, aber die Gefahr ist groß und wächst mit jedem Augenblicke.“

„Wie wagst Du es, aus Deinem stillen, häuslichen Glücke in diese Mördergrube zu treten, die jeder gerne verlassen möchte, wenn er nur könnte!“ rief der Graf.

„Euch zu retten! Und Gott sei Dank, daß ich nicht zu spät gekommen bin. Es ist noch möglich!“

„Wie?“ riefen Alle; „Rettung noch möglich! Du täuschest Dich, Du stirbst nur mit!“

„Will's Gott, nein! Mein Entschluß steht fest, und ich hoffe, meine Vorkehrungen so gut getroffen zu haben, daß es mit Gottes Hülfe gelingt, Euch alle aus der Mördergrube zu führen.“

Eine solche Zuversicht gewann auch die größten Zweifler, und die Hoffnung begann zu keimen und zu wachsen. Ein Augenblick hatte allen Zwiespalt getilgt, und Eintracht hatte ihre beglückende Wohnung in Aller Herzen aufgeschlagen.

Kurz theilte nun Frau Heisters mit, wie sie durch Geschäftsfreunde ihres Mannes von Allem genau unterrichtet worden sei, was in Paris vorgehe. Beide hätten die Gefahr sofort richtig erkannt und auf Mittel gedacht, die Ihrigen zu retten. „Kein Augenblick ist zu verlieren!“ fuhr sie fort; „in wenigen Tagen erfolgt die Kriegserklärung der europäischen Mächte, wenn die Franzosen zum Aeußersten in

der Behandlung des Königs schreiten, und als ich durch die Straßen fuhr, hörte ich ganz bestimmt äußern, der König sei entflohen, erkannt und zurückgebracht worden, und man habe ihn sammt seiner Familie in den Temple gesperrt."

„O Gott! Gott!" rief schmerzlich der Graf, die Hände ringend, „da kann der Einzelne nichts mehr thun; der König ist verloren, wenn nicht ein Wunder geschieht; darum denken wir auf unsere Rettung!"

Frau Heisters machte nun ihre Verwandten mit den Plänen bekannt, die sie entworfen hatte; dann gab man sich einer kurzen Ruhe hin, um die zu dem schwierigen Vorhaben nöthigen Kräfte zu sammeln; denn schon am frühesten Morgen sollte der Versuch gemacht werden.

(Schluß folgt.)

Weltklugheit.

Von Isidor Proschko.

Im dicksten Forst stand eine Eiche,
Die stärkste wohl im Waldesreiche;
Nicht selten bot ihr hohler Stamm
Dem Wilde Schutz, wenn Hunde jagten,
Und ihre hohen Wipfel ragten
Empor, ein grünbelaubter Kamm,
Wo manches Eichhorn, mancher Specht
Sich sonnten in dem Blattgeflecht.

Einst, als das Jagdhorn wieder klang,
Und Schrecken durch die Wälder drang,
Traf sich ein Eichhorn, Fuchs und Igel
Vor jener Eiche auf dem Hügel,
Und suchten dort sich ein Versteck.
Das Eichhorn hatte gleich es weg:

„Ich fliehe," rief es, „auf den Baum
„Und jage durch des Waldes Raum;
„Indeß der Köter unten sucht,
„Entschwinde ich ihm durch die Flucht."

Husch! war's am Baum — bang sah ihm nach
Das arme Igelchen und sprach:
„Könnt' ich dir folgen, flinkes Thier!
„Natur gab keine Flügel mir,
„Drum kann ich Armer nur allein
„Mich wickeln in mein Kleid hinein;
„Doch das ist gut von außen scharf,
„Daß es kein Hund berühren darf."
Geduldig rollt in's Stachelkleid
Der Igel sich — 's war hohe Zeit,
Denn nah' schon tönt das Hundgebell;
Das Füchslein streicht sein rothes Fell
Mit seinem Schweif — und lacht und spricht:
„Ich fürchte alle Jäger nicht,
„Ich brauch' nicht Stachel, nicht die Eiche,
„Daß mich kein Jäger hier erreiche;
„Denn meine List und Klugheit retten
„Mich sicher selbst aus Eisenketten —
„Ich traue ganz allein nur mir,
„Und" . . . halt! der Köter faßt ihn hier.
Das kluge Füchslein voller List
Alsbald in Kürschners Händen ist.

* * *

Du aber merk der Fabel Sinn;
Du siehst das Bild des Menschen d'rin:
Dem Igel gleicht der fromme Mann,
Der reden nicht, doch dulden kann,
Der stumm im allergrößten Leid
Sich ruhig hüllt in's Stachelkleid, —
Der, wenn er auch zum Kampf zu schwach,
Durch Schweigen beut dem Gegner Schach.

Der sich durch Sanftmuth und Geduld
Zuletzt erwirbt des Himmels Huld.

Dem Eichhorn gleicht das Gottvertrauen
Der Menschen, die zum Himmel schauen,
Die, wenn Gefahr, Noth, Elend droht,
Schnell aufwärts flieh'n zum lieben Gott, —
Die auf der königlichen Eiche
Flieh'n aufwärts vor der Sünde Streiche,
Die, weil sie Hülfe suchen oben,
Der Herr noch immer hat erhoben.

Das Füchslein — wie die Schrift erzählt —
Das sind die Kinder dieser Welt:
Die wollen nicht dem Herrn vertrauen,
Durch eig'ne Klugheit Hütten bauen,
Sich stützen nur auf sich allein;
Doch bricht die Nacht des Unglücks ein,
Dann wird der Stab, den sie sich schnitzen,
Als schwaches Rohr sie wenig stützen,
Und weil die Klugheit dieser Welt
Vor Gott, dem Herrn, in Asche fällt,
D'rum werden diese klugen Leute
Am Ende ihres Stolzes Beute.

Wenn Eichhorn sich und Igel retten,
Stirbt Füchslein in der Sünde Ketten.

Der Waldmensch.

Von Friedrich Gerstäcker.

Fast in allen Ländern der Welt, wo es noch große Strecken Wildniß gibt, taucht dann und wann das Gerücht von Waldmenschen

oder „wilden Menschen“ auf, die hie und da im Walde gesehen worden sein sollen. Unter diesen „wilden Menschen“ sind aber dann keineswegs Indianer gemeint, die, wenn sie auch in der Wildniß leben, doch ihre bestimmten Sitten und Gebräuche haben, sondern solche, die wie die wilden Thiere einsam in Schluchten, Höhlen oder hohlen Bäumen hausen, und wenn sie einen andern Menschen kommen sehen oder ihn nur wittern, gerade so fliehen wie das Wild.

Aehnliche Gerüchte haben wir aus Afrika, wo es nach einer früheren Behauptung geschwänzte Menschen geben sollte, und diese, wie ein wirkliches Geschlecht von Waldmenschen, von dem man dann und wann in Nordamerika erzählt, gehören wohl nur den naturhistorischen Märchen an — aber allen liegt doch immer etwas Wahres zum Grunde. So ist es Thatsache, daß es in Amerika hie und da solche wilde Menschen gegeben hat, die ohne Kleider, mit wirrem, langem Haare, langgewachsenen Nägeln und von Wurzeln, Insekten oder was sie sonst erlangen konnten, lebend, besonders in den ungeheuren Niederungen hausten, und die Jäger, die einen von ihnen vielleicht zufällig einmal zu Gesicht bekamen, erzählten dann daheim die schrecklichsten Geschichten von ihnen: wie sie mit langen Haaren bewachsen und von ganz übernatürlicher Stärke wären, ja Zähne und Fänge wie Bären und Augen wie glühende Kohlen hätten. Furcht und Ueberraschung mochten bei solchen Leuten wohl das Ihrige mit beitragen, das Aussehen solcher unglücklichen Wesen, die sie im Walde getroffen, zu übertreiben. Die Aufgeklärten unter den Waldbewohnern wissen es sich aber recht gut zu erklären, woher solche Waldmenschen kommen; denn wenn sie auch — einmal draußen in der Wildniß — wirklich wild sein mögen, so sind sie doch eben nur wild *geworden* und waren früher Menschen wie sie selber. Man hat auch noch nie *zwei* solcher Waldmenschen beisammen gefunden; sie kommen immer nur einzeln vor und gehen dann auch meist im Wald zu Grunde.

Woher sie kommen, ist leicht erklärt. Es gibt nämlich kaum etwas Fürchterlicheres für einen Menschen, als sich zu *verirren*. Hier bei uns hat das nun freilich nicht viel zu sagen; denn wenn sich hier auch einmal ein Mensch in einem großen Walde verirrt, so daß er gezwungen ist, eine Nacht draußen im Freien zu bleiben, so weiß er doch recht gut, daß rings um ihn her andere Menschen wohnen,

und wenn er nur dem nächsten Bache folgt, und immer an diesem hinuntergeht, so muß er zuletzt wieder zu Häusern, zu einer Mühle oder überhaupt zu einem Platze kommen, wo er Jemanden findet, der ihn zurechtweisen kann. Weit anders ist das in jenen ungeheuren Wildnissen Amerikas, in denen nur hie und da zerstreut menschliche Wohnungen liegen, und besonders in den flachen Niederungen weite Sümpfe den Wanderer aufhalten und gefährden. Wer sich an solcher Stelle wirklich einmal verirrt, der ist auch fast verloren, und die Angst vor solchem Schicksal faßt solche Unglückliche gewöhnlich so gewaltig, daß sie die jetzt so nöthige Geistesgegenwart gänzlich verlieren. Kaum glauben sie sich verirrt, so fangen sie an hin und her zu laufen, bald nach dieser, bald nach jener Seite, um einen Ausweg aus dem Walde zu finden, und die Furcht vor dem Schicksal, das sie hier allein in der Wildniß betreffen könnte, entmannt sie gleich vollständig im ersten Augenblicke.

Es scheint Thatsache zu sein, daß die meisten dieser Verirrten schon am ersten Tag eine Art von Wahnsinn ergreift. Der schreckliche Hungertod steht ihnen vielleicht vor Augen, und die Angst macht sie so verwirrt, daß sie zuletzt wirklich wahnsinnig werden. So aller ihrer Sinne beraubt sind sie dabei, daß sie, wenn sie dann endlich je einen Menschen antreffen, gerade so vor ihm fliehen, wie sie ihn früher gesucht haben. Nach einiger Zeit, wenn sie wirklich im Stande sind, sich von Wurzeln, wilden Früchten oder auch Rinde so lange am Leben zu erhalten, bleiben ihre Kleider stückweise an den Dornen hängen, und sie verbergen sich Nachts in hohlen Bäumen oder Dickichten, oder wenn sie in bergigem Lande sind, in einer Höhle, gerade wie ein wildes Thier.

In Arkansas, in Nordamerika, erzählte uns einst ein alter Jäger, wie einer seiner „Nachbarn" mit einem solchen Waldmenschen zusammengetroffen wäre und wie sie ihn eingefangen hätten, und wenn es euch Freude macht, will ich es euch aus dem Gedächtniß hier mittheilen, so gut wie ich es eben behalten habe.

„In Arkansas," so erzählte jener Mann, „das damals noch nicht zu den Vereinigten Staaten gehörte, sondern ein sogenanntes Territorium und noch sehr wildes Land war, in dem sich erst wenig Ackerbauer niedergelassen hatten, lebte ein Mann Namens Brady mit seiner Familie mitten in einer großen Niederung. Er hatte sich aber be-

sonders deßhalb in jener Gegend niedergelassen, weil es dort sehr viel Wild gab, und er lieber von der Jagd als dem beschwerlicheren Ackerbaue leben wollte. Viele Amerikaner thaten in damaliger Zeit dasselbe, und manche thun es noch bis auf den heutigen Tag.

„Brady war ein richtiger Waldmann, das heißt er war vollkommen mit dem Walde vertraut und der Beschäftigung gewachsen, die er sich gewählt hatte. Er schoß vortrefflich, wußte, wie man die Felle und Häute der erlegten Thiere zubereitete, und konnte sich auch in der größten Wildniß gut zurecht finden. Um das zu thun, muß sich der Jäger nach der Sonne, oder wenn diese nicht scheint, nach dem Moose der Bäume richten, das in den Niederungen immer am stärksten an der nordwestlichen Seite der Stämme sitzt. Wenn er auf die Jagd ging, war er auch nie besorgt, daß er sich einmal verirren könnte, ging immer geradezu mitten in das größte Dickicht hinein, wo er nur eben hoffen konnte, Wild zu finden, und kehrte dann Abends gewöhnlich mit Beute beladen zu seiner Hütte zurück. Nur dann, wenn er einmal etwas zu weit gejagt hatte, um sein Haus noch vor Dunkelwerden wieder zu erreichen, blieb er draußen im Walde, machte sich ein Feuer an und schlief, bis die Sonne wieder aufging.

„Einmal, im Spätherbste, war er auch hinausgegangen, einen Hirsch oder Bären zu schießen. Das Wetter fing schon an rauh zu werden, und er konnte kein Wild finden. Dadurch entfernte er sich weiter und weiter von seiner Wohnung, und als es dunkel wurde, lagerte er wieder draußen im Freien. Abends fiel aber ein dünner Regen, und als er am nächsten Morgen wieder aufwachte, lag ein dichter, häßlicher Nebel im ganzen Walde. Zu seinem Schutz hatte er nur eine wollene Decke bei sich, die er aufspannte, den Regen damit aufzuhalten. Er war aber an derartiges Auslagern schon gewöhnt und machte sich nicht viel daraus, und als es am nächsten Morgen dämmerte, dachte er auf den Heimweg. Er rang seine Decke, so gut er konnte, aus, schnürte sie zusammen und hing sie sich auf den Rücken, schulterte seine Büchse und trat den Heimweg an. Der Nebel war aber indeß so dicht geworden, daß er nicht einmal an den ihm nächsten Bäumen hinaufsehen konnte. Trotzdem, anstatt sich niederzulegen und helles Wetter abzuwarten, wanderte er immer weiter und weiter, und kam endlich in eine Gegend, die er noch gar nicht kannte.

„Jetzt zum ersten Mal erfaßte ihn die Angst, daß er sich verirrt haben könnte, und er glaubte, er wäre am Ende schon gar an seinem Hause wieder vorbei und müsse nun zurück. Er drehte deßhalb um und lief jetzt, was er laufen konnte, seine Heimath wieder zu erreichen — aber vergebens. Immer mehr überkam ihn dabei die Angst; er zitterte am ganzen Leibe; der kalte Schweiß brach an ihm aus und er gerieth wie von Sinnen. Hände und Gesicht schnitt er sich dabei in den Dornen blutig — eine wilde Weinrebe riß ihm die Büchse aus der Hand, aber er achtete es gar nicht und lief nur jetzt wie blind und toll weiter und immer weiter in den Wald hinein — bis er endlich bewußtlos und zum Tod erschöpft zu Boden sank. Wie lange er so gelegen, wußte er nicht; als er aber wieder zu sich kam, war es Nacht, und trotzdem raffte er sich auf und lief und lief auf's Neue, so lange ihn seine Füße trugen.

„Als er die erste Nacht wegblieb, ängstigte sich seine Frau nicht besonders um ihn, denn er hatte das schon öfters gethan; wie er aber auch die zweite nicht nach Hause kam, wurde sie unruhig, und als es dunkel geworden war, schoß sie ein Gewehr, das noch im Hause lag, ab und blies in ein großes Blechhorn, das fast in keiner Blockhütte fehlt, ihm damit ein Zeichen zu geben, wenn er in der Nähe wäre. Aber er hörte es nicht. Der unglückliche Mann lief, so rasch ihn seine Füße trugen, immer weiter von seiner Heimath fort, und als später andere Jäger zu seinem Hause kamen, und die Frau sie bat, ihn zu suchen, durchforschten sie umsonst nach ihm den ganzen Wald.

„Gar nicht weit von dem Haus entfernt fanden sie allerdings seine Büchse mit Rost bedeckt, aber von ihm selber keine Spur, und sie dachten sich jetzt gleich, daß er sich verirrt habe und in der Verzweiflung und blinden Angst ganz nahe an seinem eigenen Hause vorbeigerannt sei, ohne die Gegend wieder zu erkennen.

„Den ganzen Winter durch hörte man nichts weiter von dem Manne, der, wie jetzt alle Leute glaubten, jedenfalls verunglückt sein mußte, und die Frau, da sie doch nicht allein in der Wildniß konnte wohnen bleiben, zog mit ihren Kindern wieder über den Mississippi zurück, zu ihren Verwandten. So verging eine lange Zeit — es müssen über zwei Jahre gewesen sein — als plötzlich ein Gerücht in Umlauf kam, daß ein Jäger draußen im Sumpf einen Waldmen-

schen gesehen hätte. Im Anfang wollten es die Leute gar nicht glauben; der Jäger war aber ein guter Freund von mir," erzählte der Alte, „und ich wußte, daß er mich nicht belügen würde. Er versicherte mich denn auch, er habe am Rand eines kleinen See's gejagt, und auf einmal menschliche Fußspuren im weichen Schlamm entdeckt, und zwar Spuren von bloßen Füßen, die kein Indianer dort hinterlassen haben konnte. Sein erster Gedanke war gewesen, daß sich vielleicht dort ein irgendwo entsprungener Neger verborgen hatte, wenn ihm die Spuren auch nicht wie die eines Negers aussahen. Diese Burschen aber, wenn sie im Walde leben und sich vor keinem Weißen dürfen sehen lassen, aus Furcht, entdeckt zu werden, richten oft viel Unheil an, und er beschloß, jedenfalls den Fährten einmal nachzugehen, um zu sehen, wohin sie ihn führen würden. Vorsichtig schlich er deßhalb auf dem weichen Grunde weiter, sein Gewehr immer schußfertig, wenn er etwa angegriffen werden sollte. Die Spuren gingen auch fast um den ganzen See herum, und hie und da ließen sich die bloßen Kniee und Spuren der Hände im Schlamme erkennen, wo der Mann wahrscheinlich nach Krebsen oder anderen Wasserthieren oder Muscheln gesucht hatte. Endlich wurde es Abend und der Jäger dachte schon daran, die Verfolgung aufzugeben und sich einen trockenen Platz zum Lagern auszusuchen.

„Ein Baum war dort von der etwas höheren Uferbank heruntergestürzt, so daß er mit dem Wipfel im Wasser lag. Zu diesem arbeitete er sich hin, um auf den Stamm hinauf und so besser aus dem das Sumpfwasser umgebenden Dickicht zu kommen. Wie er aber auf den Stamm hinauf trat, und von hier aus einen etwas besseren Ueberblick in die Büsche hinein gewann, entdeckte er, gar nicht weit von sich entfernt, eine kauernde, dunkle Gestalt mit wirrem, langem Haare, die von ihm abgewandt unter einem Baume saß und etwas zu verzehren schien.

„Ein Neger oder Indianer war es nicht, soviel erkannte er auf den ersten Blick; denn das wirre Haar, das dem Mann um die Schultern hing, sah blond aus. Die Neger und Mulatten haben aber schwarzes, wolliges und die Indianer schwarzes, straffes Haar. Was aber konnte das sein, das er da vor sich erblickte? — er wußte es selber nicht und dachte im Anfang nicht einmal an einen Waldmenschen, von denen er jedoch früher schon oft gehört hatte. Jeden-

falls beschloß er, sich an den Fremden anzuschleichen; nachher konnte er ihn ja mit seiner Büchse zwingen, daß er blieb, wo er war, und ihm Rede stand.

„Vorsichtig, so wenig Geräusch wie möglich zu machen, glitt er von dem Baumstamm wieder hinunter, und wenn er auch den Fremden jetzt, wo er sich selber wieder im Dickicht befand, nicht mehr sehen konnte, hatte er sich doch genau den Baum gemerkt, unter dem er kauerte. Er vermied es dabei sorgfältig, auf irgend einen trockenen Zweig zu treten, und kroch vollkommen geräuschlos durch die Büsche vorwärts. Jetzt hatte er den kleinen, lichten Fleck, inmitten dessen eine hohe, weitästige Eiche stand, erreicht und fand sich zugleich auch kaum zehn Schritte hinter der nackten Gestalt, die noch immer in der früheren Stellung unter dem Baume saß. Langsam richtete er sich auf, sah noch einmal nach seiner Büchse, ob dieselbe auch in Ordnung und schußfertig sei, und glitt dann rasch vorwärts, dem wunderlichen Menschen, ehe dieser eine Ahnung davon hätte, so nahe als möglich zu kommen. Jetzt aber, die Augen auf denselben geheftet, vergaß er die nöthige Vorsicht, auch auf seine eigenen Füße zu schauen. Unversehens trat er auf einen dürren Zweig, und wie dieser nun knackte, fuhr der Nackte blitzschnell in die Höhe und herum.

„Er sah furchtbar aus; das Gesicht ließ sich allerdings kaum erkennen, so wirr war ihm der Bart gewachsen, und so toll hingen ihm die langen, zerzausten Haare um Stirn und Schläfe; aber die Augen blitzten wie Kohlen daraus hervor, und die Finger hatten ordentliche Krallen.

„Halt', oder ich schieße!“ rief der Jäger und sprang gegen ihn an; der Waldmensch sah aber die Gestalt kaum vor sich, als er, ohne die Drohung im Geringsten zu beachten, einen wilden Schrei ausstieß, und wie eine Schlange in das nächste Dickicht hineinglitt. Der Jäger wollte ihm zwar dahin folgen, fand aber bald, daß das unmöglich sei. Ueberdieß brach die Nacht ein, und da es ihm in der Nähe des unheimlichen Wesens nicht mehr so recht wohl zu Muthe war, machte er, daß er, so rasch er konnte, wieder aus den dichten Büschen hinaus in den offenen, höher gelegenen Wald kam. Nur die Stelle, wo der Waldmensch gesessen hatte, — denn er zweifelte jetzt keinen Augenblick mehr, daß es ein solcher gewesen sei — untersuchte er noch genauer und fand dort eine schon halb verzehrte, weichschaa-

lige Schildkröte, wie sie in jener Gegend sehr häufig vorkommen, die der Unglückliche ganz kurz vorher mußte am Ufer des Sumpfwassers gefangen haben.

„Wie schon gesagt, wollte es ihm im Anfang Niemand glauben; als er sich aber erbot, uns zu dem Sumpfe zu führen, und uns die Fährten wie die Stelle zu zeigen, wo er ihn überrascht hatte, wurden auch die Ungläubigsten wankend, und ich beredete sie bald, einen ordentlichen Jagdzug dorthin zu unternehmen. Die Stelle lag übrigens wenigstens zwanzig englische Meilen von dort entfernt, wo der Jäger die ersten ordentlichen Ansiedlungen erreicht und uns gefunden hatte. Vorbereitungen brauchten wir jedoch nicht zu treffen; denn zur Jagd waren wir alle mit einander gerüstet, und nachdem wir nur einige Lebensmittel in unsere Decken gewickelt hatten, setzten wir uns zu Pferde und trabten scharf der uns von Boyd — wie der Jäger hieß, der den Waldmenschen zuerst angetroffen — bezeichneten Richtung zu.

„Mit Dunkelwerden waren wir kaum noch eine halbe Stunde von dem kleinen See entfernt und lagerten dort. Hier beschlossen wir auch, daß wir dem Waldmenschen, wenn es nicht in Selbstvertheidigung nöthig würde, Nichts zu Leide thun, sondern ihn lebendig fangen wollten, um ihn mit in die Ansiedlungen zu nehmen. Uebrigens hatten wir einen ganz vortrefflichen Schweißhund bei uns, mit dessen Hülfe wir ihn schon aufzufinden gedachten, wenn wir nur erst einmal wieder auf seine frische Fährte kämen.

„Die Nacht verging uns mit Plänen, wie wir ihn am Besten fangen könnten. Boyd beschrieb ihn jedoch als einen riesenhaften, furchtbaren Menschen, den wir wohl nicht so leicht bewältigen würden. Uebrigens waren wir unserer vier starke, junge Kerle, die sich selbst einzeln vor dem tüchtigsten Bären oder Panther nicht fürchteten, also auch wohl mit so einem nackten Dinge von Waldmenschen fertig werden konnten. Jedenfalls beschlossen wir, den Versuch zu machen, und war er wirklich ganz ordentlich wild und wollte sich nicht fangen lassen, ei, dann konnten wir ihn ja noch immer todt schießen, oder sonst unschädlich machen.

„Erst gegen Morgen schliefen wir ein; aber der erste Sonnenstrahl fand uns schon wieder auf den Beinen. Die Pferde, welche die Nacht über in einem dichten Schilfbruche treffliches Futter gehabt, wurden gesattelt, und wir folgten jetzt unserem Führer, der uns bald

zu der bezeichneten Stelle brachte. Dort waren richtig die Fährten nackter Füße noch frisch und tief eingedrückt, wie er es uns beschrieben; denn es hatte in der ganzen Zeit nicht geregnet, und weiterhin fanden wir auch noch die Ueberbleibsel der dort verzehrten Schildkröte. Jedenfalls war der Waldmensch also wieder zu seiner Beute, von der er an jenem Abend durch Boyd verjagt worden, zurückgekehrt, und wir durften nun hoffen, ihn noch in der Gegend anzutreffen. Boyd stieg jetzt von seinem Pferde, das er am Zügel nahm, und suchte vorsichtig auf der Spur weiter, die dießmal nicht am See hin, sondern gerade in das Dickicht hinein führte, und wir hatten wirklich Mühe, mit den Pferden dort einzudringen. Dabei brachte er aber den Hund wieder und wieder auf die Fährte, bis dieser endlich merkte, wen wir eigentlich suchten, und die Spur selber aufnahm. Jetzt hatten wir gewonnen.

„Der Hund war von ausgezeichneter Raçe und einer jener sogenannten „Langsamsucher", wie man sie dann und wann aber doch nur selten in Amerika antrifft. Er hetzte nämlich nicht, wenn das Wild nicht flüchtig vor ihm aufging, sondern suchte so langsam auf der einmal angenommenen Fährte nach, daß ihm ein Mann zu Fuß bequem folgen konnte. Durch den Schilfbruch hin blieb das aber doch immer keine Kleinigkeit, und der Waldmensch war dort — wie wir im weichen Boden deutlich sehen konnten — oft auf allen Vieren vorwärts gekrochen. Die Spuren seiner langen Nägel ließen sich an manchen Stellen deutlich erkennen. Endlich kamen wir aber wieder auf höheres und offeneres Land, wo Eichen und Hickorys standen, und da der nackte Bursche die kleinen Dornendickichte ebenfalls vermieden hatte, konnten wir ihm jetzt weit rascher und bequemer folgen.

„Ohne den Hund würde das auf dem hier härteren Boden freilich auch seine Schwierigkeiten gehabt haben; denn die Fährten des nackten Fußes waren an manchen Stellen ganz unsichtbar geworden. Das kluge Thier blieb aber mit der Nase auf der Erde und weiter, immer weiter in der Fährte, welche die ihm folgenden Männer deutlich wieder erkennen konnten, sobald sie auf's Neue auf weichen oder lockeren Boden kamen.

„Plötzlich hielt der Hund unter einem Baume und knurrte leise. Es war eine alte, hohle Eiche, durch den Sturm und die Last der Jahre schon halb übergebeugt, und allerdings dick genug, um einem

Bären oder Menschen in ihrem Inneren Schutz zu geben. Aber die Spuren liefen, wie sich hier deutlich erkennen ließ, wieder von dem Baume fort, und wenn der Waldmensch auch die Nacht darin geschlafen hatte, war er doch jetzt jedenfalls wieder weiter gegangen, sich vielleicht sein Mittagessen für den heutigen Tag zu suchen.

„Der Hund fand auch bald die frische Fährte und wollte ihr wieder folgen; Boyd aber, ein ganz ausgezeichneter Waldmann, wo es das Aufspüren und Einbringen irgend eines Wildes galt, rief ihn zurück und machte uns mit einem Plane bekannt. Er glaubte nämlich nicht, daß sich der Waldmensch weit von seinem gewöhnlichen Schlafplatze entfernen würde, und daß wir den hier in dem hohlen Baume gefunden hatten, unterlag keinem Zweifel mehr. Traf ihn also der Hund vielleicht gar nicht so weit entfernt, so floh er gewiß wieder zu dem Baume zurück, und wie sollten sie ihn dann herausbekommen? Sie konnten ihn allerdings mit Rauch aus der Höhlung treiben, wie einen Bären; dann lief er aber nachher in die Aeste hinauf, und es blieb ihnen keine Wahl, als ihn umzubringen oder vielleicht auszuhungern. Was er aber dann, zur Verzweiflung getrieben, thun würde, konnten sie nicht wissen, während ihnen doch besonders daran lag, ihn lebendig einzubringen. Boyd schlug also vor, daß sich zwei von uns in den kleinen Büschen am Fuße des Baumes verstecken und dort auf seine Ankunft warten sollten. Kam er dann dorthin zurück, so blieben jedenfalls nicht allein der Hund, sondern auch die beiden Andern auf ihren Pferden dicht hinter ihm, und die hier Versteckten konnten ihn dann verhindern, in den Baum hineinzukriechen, ja vielleicht gar fassen und unschädlich machen, wenn er daran hinaufklettern wollte.

„Der Plan war gut genug ausgedacht, und wir kamen bald überein, ihn zu befolgen. Ich und ein Nachbar von mir, Namens Johns, als die stärksten, wurden dazu bestimmt, neben dem Baum auf der Lauer und im Verstecke zu bleiben, und Boyd mit Adams, dem vierten Jäger, die beiden Letzteren zu Pferde, nahmen nun die Spur wieder auf. Wir beiden versteckten unsere Thiere aber dicht bei uns in einem Sassafrasdickicht, legten unsere Decken, Büchsen und Kugeltaschen ab, um so freie Bewegung als möglich zu haben, und drückten uns dann, so gut wir konnten, hinter die dort ziemlich dicht aufwuchernden Eichenschößlinge.

„Unsere beiden Kameraden waren schon lange wieder im Holze verschwunden, und wir mochten etwa drei Viertelstunden solcher Art gelegen und gewartet haben, als wir plötzlich Boyds Jagdschrei hörten. Boyd konnte genau wie ein Indianer schreien, und es gellte durch den Wald, wer weiß wie weit. Wie vom Blitze getroffen zuckten wir zusammen; denn wir wußten jetzt, daß er den Waldmenschen nicht allein gefunden hatte, sondern daß derselbe auch, gerade so wie er's gedacht, auf uns geflüchtet kam. Wir rührten und regten uns aber nicht und blieben so fest wie aus Stein auf der Lauer liegen.

„Zehn Minuten noch etwa war Alles todtenstill; denn der Hund folgte dem Wild, ohne einen Laut von sich zu geben. Plötzlich raschelte etwas in den Büschen — nicht laut etwa, nur ungefähr wie der Sprung eines Panthers durch das gelbe Laub, und gleich darauf sahen wir die wilde furchtbare Gestalt in langen Sätzen gerade auf uns zukommen.

„Ich bin von Natur gerade nicht furchtsam," fuhr der Jäger nach kleiner Pause fort, in der er still vor sich niedergeschaut; „wie ich aber das entsetzliche Ding — wie ein Mensch fast, und auch beinahe wieder wie ein wildes Thier, auf uns einspringen sah, fing mir doch das Herz an rascher zu klopfen. Das war aber auch wirklich nur ein Augenblick; denn wir Beide, die wir da im Hinterhalt lagen, wußten recht gut, daß jetzt Alles nur auf unsere Ruhe und Kaltblütigkeit ankam.

„Merkwürdig betrug sich der Hund dabei, der, wie wir recht gut durch die Sträucher sehen konnten, dem Waldmenschen auf den Fersen folgte und doch nicht wagte, ihn anzugreifen. Furcht war das auch nicht von seiner Seite; denn den stärksten Bären, der je diesen Wäldern eine Fährte eingedrückt, hätte er im Nu gestellt, ihn jedenfalls unverzagt angegriffen. Aus dem Ding da wußte er aber nicht klug zu werden. Ein Indianer oder Neger war's nicht, ebensowenig ein wildes Thier, und einen weißen Mann hatte er bis jetzt noch nie verfolgt. Er faßte ihn deßhalb auch nicht an, denn leicht hätte er ihn ja einholen können, sondern blieb ihm nur immer dicht auf den Hacken, als ob er selber neugierig gewesen wäre, was das wunderliche Geschöpf nun wohl beginnen würde.

„Die beiden Reiter hatten indeß ihr Möglichstes gethan, so dicht sie konnten, hinter dem aus einem Busch aufgetriebenen Wald-

Der Waldmensch.

Digitized by Google

Digitized by Google

menschen zu bleiben, während dieser, mit allen Schlupfwinkeln in der Gegend wahrscheinlich nur zu genau bekannt, hier über, dort unter einem zerbrochenen Baumstamme hinglitt und bald die Lichtung erreichte, auf der sein hohler Baum stand. Es war das ja die einzige Zufluchtsstätte, die er hatte. In langen Sätzen kam er jetzt dagegen an, mit keiner Ahnung, daß ihn dort ein Hinterhalt erwartete, und wahrhaft furchtbar sah er aus, wie er in wilder Hast angesprungen kam und nur manchmal die blutunterlaufenen Augen halb in Wuth, halb in Angst nach dem Hunde zurückwandte. Wir Beide aber — gut bewaffnet, uns im Nothfall unserer Haut wohl wehren zu können — waren auch fest entschlossen, den Kampf mit jenem schrecklichen Menschenbilde zu wagen. So — gerade als er zwischen uns Beiden durchfuhr und dicht hinter uns den dicken Stamm der Eiche mit den krallenbewehrten Fingern umspannte — sprangen wir in die Höhe. Einen Moment blieb er, wahrscheinlich starr vor Schreck über die neuen Angreifer, in seiner angenommenen Stellung. Kaum aber fühlte er unsere Hände an seinen Schultern, als er auch, wie ein wirklich wildes Thier herum und mir mit den Zähnen nach dem Halse fuhr. Ich spürte damals seine krallenartigen Finger gar nicht in meiner Seite — ich sah nur, wie er mit den weißen Zähnen nach mir hieb, sah nur die ordentlich aus den Höhlen tretenden Augen in grimmiger Wuth auf mich geheftet und brauchte alle meine Kräfte, den Kopf des Furchtbaren von mir abzuhalten, daß er mich nicht zerfleischte.

„Ich weiß, daß ich vor Entsetzen laut aufschrie, denn es ist etwas Anderes, mit einem Menschen, als mit einem solchen Ungeheuer zu kämpfen, und ich hatte in dem Augenblick Alles um mich her — selbst daß ich nicht allein, nicht ohne Hülfe war — vergessen.

„Ich gehöre aber auch eben nicht zu den Schwächsten, und in dem Ringen mit dem Waldmenschen hatte ich — die eine Hand noch immer gegen seine Stirne gedrückt, die fletschenden Zähne von mir abzuhalten — den andern Arm um ihn hergeschlagen und riß ihn auf die Seite. In die Länge hätte ich freilich nicht gegen die riesige Kraft des Entsetzlichen aushalten können; aber nicht allein mein Kamerad kam mir jetzt zu Hülfe, sondern auch der Hund, der ihn mit uns im Kampfe sah, fuhr ihm nach der Schulter und riß ihn zurück.

„Jetzt hörte ich das Halloh der heransprengenden Reiter; aber der Wilde achtete es nicht, achtete nicht die Zähne des Hundes, die ihn wie in einem Schraubstock an der Schulter hielten und doch nicht von mir wegreißen konnten. Mich nur hatte er im Auge, mich nur wollte er vernichten. Ich war der Erste gewesen, der ihn gefaßt und bedroht, und seine ganze zähnefletschende Gier schien nur auf mich gerichtet und gespannt. Ueber seine Schulter weg sah ich wohl, wie der Hund und mein Kamerad sich mühten, ihn von mir fortzuziehen und mich frei zu machen, aber vergebens. Wie mit eisernen Krallen hatte er mich umspannt; schon fühlte ich, wie mein Arm, der ihn noch zurückhielt, mehr und mehr erlahmte, wie seine scharfen Zähne meinem Halse näher und näher kamen — noch eine Minute — da plötzlich fuhr etwas zwischen uns nieder — was es war, konnte ich nicht erkennen, aber ich fühlte, daß der Feind in seinem Halte nachließ — noch ein Moment und bleiern, aber gefahrlos, lag sein Gewicht auf mir und wurde jetzt leicht von den Gefährten zur Seite gerissen.

„Der aber, der mir zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen, war Boyd. Mit dem Pferd in vollem Galopp heransprengend, sah er kaum unsern Kampf und wie wir in einem Knäuel am Boden lagen, als er sich auch aus dem Sattel warf, seine Büchse umdrehte und dem Waldmenschen den Kolben dergestalt über den Kopf schlug, daß er besinnungslos zusammenbrach.

„Jetzt hatten wir leichte Arbeit. Seile und Riemen führten wir bei uns und banden dem Gefangenen vor allen Dingen erst einmal Hände und Füße, um ihn ganz sicher zu haben; dann erst sahen wir nach seinen Wunden.

„Der Hund hatte ihm allerdings, wo er ihn gepackt, die Schulter bös zerfleischt, und das Blut lief ihm ebenfalls in Strömen aus der Stelle, wo ihn Boyd mit dem Kolben getroffen. Eine nähere Untersuchung ergab aber bald, daß keine der Wunden gefährlich sei und sie mit einiger Pflege bald wieder heilen würden — wenn sich das wilde Geschöpf eben pflegen ließ. Vor allen Dingen beschlossen wir aber, ihn zum See zu tragen und ihn dort erst einmal tüchtig abzuwaschen. Er starrte ordentlich von Schmutz und Blut und bot überhaupt einen gräßlichen Anblick dar, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde.

„Er leistete jetzt nicht mehr den geringsten Widerstand, wenn

auch das Heben seiner Brust schon wieder das zurückkehrende Leben verkündigte. Wie todt lag er noch zwischen uns, und wir Vier hoben ihn auf und trugen ihn, was eben nicht leicht war, durch das Dickicht zum See. Ein paar Mal mußten wir ihn auch wieder hinlegen und uns mit unsern Messern erst Bahn durch Dornen und Schlingpflanzen hauen, ehe wir weiter rücken konnten. Endlich erreichten wir aber doch eine kleine Art Bayou, die mit dem kaum noch fünfzig Schritt entfernten See in Verbindung stand und klares Wasser hatte. Zu einer ziemlich festen Sandbank, die dort hinunter lief, stiegen wir hinab, legten ihn dort hin, badeten ihm Stirn und Schläfe mit dem Wasser und reinigten ihm Haar und Bart und den ganzen Körper von Blut und Schmutz — wahrlich kein kleines Stück Arbeit.

„Noch waren wir dabei beschäftigt, und der Bewußtlose athmete immer stärker, ohne jedoch auch nur ein einziges Mal die Augen aufzuschlagen. Boyd bog sich dabei gerade über ihn, ihm noch ein paar Blutflecken von der Brust abzuwaschen, als er plötzlich, ordentlich erschreckt, in die Höhe sprang und auf eine breite Doppelnarbe deutete, die dem Waldmenschen quer über die rechte Brust lief.

„‚Alle Teufel!‘ rief er dabei — ‚die Narbe! Genau solch ein Zeichen trug ein Mann, mit dem ich in den Ozark-Gebirgen jagte, und der mir das Leben rettete, als mich ein Bär schon unter sich hatte. Wie er ihm aber sein Messer in die Seite stieß, drehte sich der Bär nach ihm herum und riß ihm die Brust gerade so auf, und der Mann war jener verlorene Brady!‘

„‚Brady?‘ riefen wir alle Drei erstaunt, und mit dem Namen schlug der Waldmensch die Augen auf und sah uns alle Drei stier und lange an — aber lange nicht mehr so wild wie vorher. Dann schloß er sie wieder und blieb, ohne sich weiter zu bewegen, ruhig liegen.

„So lange er die Augen offen hielt, wagte Keiner von uns ein Wort zu reden. Erst wie er sie wieder schloß, fanden wir Worte, und ich selber, der ich Brady in früherer Zeit gekannt, rief jetzt erschreckt: ‚Dann muß das hier auch Brady sein. Das ist ein Mensch, er mag so verwildert aussehen, wie er will; die Nägel, die Haare sind ihm nur so wild gewachsen, und die Haut kann in den langen Jahren, Wind und Wetter fortwährend ausgesetzt, recht gut eine solche Lederfarbe angenommen haben.‘

„Je mehr wir ihn dabei betrachteten, desto mehr kamen wir zu der Ueberzeugung, daß es kein richtiger Waldmensch — wie ihn die Märchen im Westen beschrieben — sondern wirklich nur ein wild gewordener Mensch sein müsse, und die Narbe, die Boyd ganz genau kannte, da er sie früher selber verbunden und nachher oft und oft gesehen, ließ uns bald keinen Zweifel mehr, daß es wirklich der unglückliche Brady sei, den wir vor uns hätten, — fanden wir doch zuletzt sogar die Aehnlichkeit heraus.

„Daß er sich vor Jahren verirrt hatte, wußten wir Alle, und möglich war es recht gut, daß er sein Leben unter der Zeit im Walde gefristet, wenn wir auch nicht recht begriffen, wie er das im Winter, noch dazu ohne Feuer und Kleidung, angefangen. Daß solche Unglückliche zuletzt von einem förmlichen Wahnsinne erfaßt werden und bei der Annäherung eines menschlichen Wesens fliehen, war ebenfalls eine im Walde genügend bekannte Thatsache. War er aber noch zu heilen? — war nicht für immer sein Geist zerstört, und durften wir hoffen, ihn je dem Leben zurückzugeben? — Das blieb freilich eine Sache, die erst die Zukunft entscheiden mußte. Jedenfalls wollten wir Alles thun, was in unsern Kräften stand, ihn zu retten, und da wir ihn für den Augenblick unschädlich wußten, selbst wenn er wieder einen Wuthanfall bekommen sollte, beschlossen wir, ihn mit zu der nächsten Ansiedelung zu nehmen.

„Das war übrigens leichter beschlossen, als ausgeführt; denn einen großen, schweren Mann, noch dazu, wenn er sich dem widersetzen sollte, durch einen solchen Wald eine solche Strecke zu tragen, ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Boyd machte den Vorschlag, daß wir ihn zum nächsten, etwa fünf Meilen entfernten kleinen Flusse schaffen und dort ein Canoe aushauen sollten, in dem wir ihn viel leichter transportiren konnten. Unsere kleinen Waldbeile — die sogenannten Tomahawks — hatten wir natürlich alle bei uns, und der Plan war jedenfalls ausführbar.

„Alles kam jetzt freilich darauf an, wie sich der Gefangene benehmen würde; denn was er leisten konnte, wenn er seine Kräfte anstrengte, davon hatten wir genügende Beweise gehabt.

„Adams meinte, es ginge vielleicht, wenn wir ihn auf ein Pferd setzten; wir konnten ihm ja die Hände immer gebunden lassen und ihn dabei an der Leine behalten, und jedenfalls wäre das für uns

die bequemste Art gewesen — ob er es sich aber gefallen ließ? — Der erste Versuch, den wir machten, war nicht sehr ermuthigend; denn kaum faßten wir ihn an, ihn langsam emporzuheben, als er auch mit aller Gewalt Hände und Füße zu befreien suchte und wie ein wildes Thier um sich biß.

„„Brady! Brady!" rief da Boyd mit lauter, bittender Stimme, und wie ein Zauberwort wirkte der Ruf auf ihn. Er saß, hoch aufgerichtet, plötzlich regungslos da und sah uns Alle der Reihe nach starr an; dann schloß er die Augen wieder und sank langsam auf den Sand zurück. Durch die plötzliche Anstrengung war ihm die Kopfwunde wieder aufgegangen und fing frisch an zu bluten, und wir mußten sie ihm von Neuem verbinden. Er ließ das aber ruhig mit sich geschehen, ja er öffnete sogar ein paar Mal dabei die Augen, ohne sich weiter zu bewegen, oder den geringsten Widerstand mehr zu leisten.

„Mit dem Reiten wollten wir es aber noch immer nicht wagen und machten deßhalb von Stangen und Zweigen, auf die wir unsere Decken breiteten, eine Trage und legten ihn darauf; das war aber ein entsetzlich schweres Stück Arbeit. Wenn wir ihn auch zu zweien trugen, während die andern Beiden die Pferde führten und dann und wann abwechselten, blieb es doch eine fast zu schwere Last, und wir beschlossen endlich, wenigstens den Versuch zu machen, ihn auf ein Pferd zu bringen.

„„Kannst Du reiten, Brady?" redete ihn Boyd an. Er gab keinen Laut von sich, sah aber wieder bei dem Namen auf. „Kennst Du mich nicht mehr? frug ihn da der Jäger, einen neuen Versuch machend, seine geistigen Fähigkeiten zu erwecken; aber es war umsonst. Er gab kein Zeichen, daß er nur eine Sylbe der an ihn gerichteten Worte verstand, und sah sich im Gegentheil ein paar Mal scheu um, als ob er eine freie Bahn suche, zu entfliehen. Trotzdem wurde ein Pferd, das geduldigste von allen, herbeigebracht — denn mit der Trage hätten wir eine volle Woche gebraucht, ihn bis zur nächsten Ansiedelung zu schaffen — und dann vorsichtig der Versuch gemacht, die Bande an seinen Füßen zu lösen. Die Hände blieben ihm aber dabei noch auf den Rücken gebunden, und Adams stand mit einer Decke bereit, sie ihm augenblicklich über den Kopf zu werfen, sobald er wieder Miene machte, seine Zähne zu gebrauchen.

„Wunderbarer Weise ließ er sich aber jetzt Alles ruhig gefallen.

Wir hoben ihn vorsichtig und langsam, daß wir ihm nicht wehe thaten, auf das Pferd und schritten dann, zwei an jeder Seite, ihn dabei im Gleichgewicht und auch zugleich in unserer Gewalt zu behalten, neben her. Ein paar Mal schien es, als ob er wieder einen von seinen Anfällen bekäme, und er suchte dabei seine Hände frei zu machen; sowie aber Boyd zu ihm sprach, war er wieder ruhig und ließ Alles mit sich geschehen. Das war übrigens auch das Einzige, aus dem wir hätten abnehmen können, daß er ihn verstand.

„Es würde viel zu lange aufhalten, wollte ich hier Alles beschreiben, was wir in der nächsten Zeit mit ihm vornahmen, ihn wieder zu sich selber zu bringen. An dem Abend konnten wir freilich die Ansiedlung nicht mehr erreichen, lagerten daher an einem passenden Platze und hielten abwechselnd Wacht. Der Gefangene nahm dabei weder Speise noch Trank, die wir ihm boten.

„Am nächsten Tag erreichten wir Boyds Hütte, in der er allein mit einem Neger hauste. Dort bauten wir ein besonderes kleines Haus für ihn mit fester, von außen zu schließender Thüre, und quartirten uns da ebenfalls ein, während es Adams übernahm, Brady's Frau über dem Mississippi drüben aufzusuchen und sie von unserer Entdeckung in Kenntniß zu setzen.

„Der Unglückliche kam indeß augenscheinlich mehr und mehr zur Besinnung. Er sprach allerdings noch immer kein Wort, betrug sich aber so ruhig, daß wir ihm die Hände endlich losbanden, aber ihn freilich auch keinen Augenblick unbewacht ließen. Vier volle Tage hungerte er jedoch, ehe er die geringste Nahrung zu sich nahm, und das Erste, was er dann berührte, war ein ihm hingesetzter Becher mit Wasser, aus dem er, ohne die Hand daran zu bringen, trank. Rohes Fleisch hätte er vielleicht schon früher verzehrt; aber das wollten wir ihm nicht geben, damit er seinen früheren Zustand sobald als nur irgend möglich vergäße. Am vierten Tage nahm er endlich das ihm hingeschobene Maisbrod, kostete es erst vorsichtig, als ob es etwas ganz Fremdes sei, und schlang es dann gierig hinunter.

„Boyd, sonst ein rauher Bursche, der sich nie viel um seine Nachbarn bekümmert hatte, schien hier wie ausgewechselt und behandelte den Unglücklichen, als ob er sein eigenes Kind gewesen wäre. Er wich fast nicht von seiner Seite und war auch wirklich bald der Einzige, der etwas mit ihm anfangen konnte. Kleider wollte sich

Brady — denn daß dieser es sei, daran zweifelte keiner mehr von uns — im Anfang nicht anlegen lassen, und wickelte sich nur Nachts in die ihm hingelegte wollene Decke. Endlich brachte ihn Boyd aber auch dazu, und mit den Kleidern schien es ordentlich, als ob dem Unglücklichen auch wieder die Erinnerung an sein früheres Leben käme. Er betrug sich von da an menschlich und erlaubte sogar, daß ihm Boyd die Nägel und langen Haare abschnitt — aber noch immer sprach er kein Wort. Nur einmal, als ihn Boyd frug, ob er irgend etwas verlange, schüttelte er mit dem Kopfe, das erste Zeichen wirklichen Verständnisses, das er von sich gab.

„In fünf Wochen brachte ihn der unermüdliche Boyd endlich aber auch dahin, daß er wirklich sprach, — im Anfang zwar noch in abgebrochenen Silben — wie ein Kind fast, das erst reden lernt, dann aber, wie sich seine Zunge wieder nach und nach daran gewöhnte, wie er wieder zu denken begann, brachte er auch zusammenhängende Worte heraus. Merkwürdig war es dabei, wie er sich an Boyd gewöhnt hatte, und wie unglücklich und rastlos er war, wenn ihn dieser verließ. Das ganze Wilde seines Wesens hatte sich aber auch dabei verloren, ja es schien ordentlich, als ob er jetzt gerade so schüchtern und weich geworden wäre, wie er sich früher unbändig gezeigt hatte. Boyd wagte es jetzt sogar, ihn einmal mit hinaus ins Freie zu nehmen, natürlich nicht ohne vorher die Vorsicht zu gebrauchen, uns Alle mit den Pferden bei der Hand zu haben. Brady machte aber auch nicht den geringsten Versuch, zu entfliehen, ja als er mit ihm gegen den Wald zuschritt, hielt ihn der Unglückliche ängstlich am Rocke zurück und flüsterte — „nein — nicht dort hinein mehr — nicht in den Sumpf!“

„In dieser Zeit kam seine Frau, die Adams endlich nach vieler Mühe glücklich aufgefunden hatte, und das erste Wiedersehen der Gatten trieb uns Allen die Thränen in die Augen. Im Anfang kannte er sie allerdings gar nicht und horchte nur bei dem Klang ihrer Stimme auf; endlich schien aber doch die Erinnerung an sein früheres Leben immer mächtiger in ihm zu werden, und ehe weitere vier Wochen vergangen waren, konnten wir ihn als vollständig geheilt betrachten. Er sprach sogar über sein früheres wildes Leben und erinnerte sich daran, wie er sich damals verirrte und zuletzt geglaubt habe, er sei selber ein wildes Thier — ein Bär geworden.

„Aber in den Wald ging er nicht wieder. Wir glaubten, er würde seine alte Hütte wieder beziehen wollen, und erboten uns, ihm bei der Einrichtung zu helfen, aber nie, selbst nicht in unserer Begleitung, konnten wir ihn dazu bewegen, daß er auch nur für einen Augenblick den gebahnten Weg verließ. Er hatte eine so furchtbare Angst vor dem Verirren behalten, daß wir nicht wagen durften, ihn dazu zu drängen. Leicht bewog ihn auch deßhalb seine Frau, mit ihr wieder über den Mississippi in dicht besiedelte Gegenden zu ziehen. Er trieb ordentlich selber dazu, nur aus dem Walde hinaus zu kommen, und schien nicht eher ruhig, bis er wirklich seine frühere Heimath, die Wildniß, verlassen hatte.

„Drei Jahre später mußte Boyd dort hinüber einer Erbschaft wegen, da seine Schwiegereltern gestorben waren. Der suchte Brady auf und konnte nicht genug von ihm erzählen, was für ein tüchtiger Farmer er geworden wäre. — Aber er ging nie mehr auf die Jagd, außer innerhalb seiner Fenzen, um Waschbären und Eichhörnchen oder vielleicht einmal einen wilden Truthahn zu schießen. Er verließ sein Haus nie so weit, daß er es nicht mehr sehen konnte, mit einem Wort, er hatte eine solche Angst, sich wieder zu verirren, daß er nie mehr, selbst auf gebahnten Wegen, auch nur einen Spaziergang machte."

Soweit erzählte mir der Jäger. Ich selber habe hie und da noch von anderen Waldmenschen gehört. So soll sich z. B. ein anderer in den Cash-Sümpfen aufgehalten haben, der aber in einem außergewöhnlich strengen Winter umgekommen sein muß; denn man hat nie wieder etwas von ihm gespürt. Jedenfalls waren dieß Alles aber nur unglückliche Menschen, die sich im Walde verirrt und in der Todesangst, die sie dabei erfaßte, ihren Verstand verloren hatten. Im Walde lebten sie von da an wie die wilden Thiere selber, so lange sie sich nämlich am Leben erhalten konnten. Ihre Kleider zerrissen in den Dornen, aber ihre Haut härtete sich dafür ab, — bis sie eben den Entbehrungen und Mühseligkeiten ihrer Lebensweise unterlagen.

Das sind die Waldmenschen Amerikas, und was der Volksmund dann von ungeheuren Fangzähnen, Bärenkrallen und glühenden Augen hinzugesetzt, ist eben nur ein Aberglaube und gehört, wie schon gesagt, zu den naturhistorischen Märchen, deren es leider gar zu viele gibt.

Die ehrliche Holsteinerin.

In dem Städtchen Oranienbaum wohnte eine aus Holstein gebürtige alte Frau, Namens Christiane. Sie besaß nichts als ein Häuschen, und ihre einzige Erwerbsquelle bestand darin, daß sie einige Schiffsherren bewirthete, welche von Kronstadt kamen, um zu Lande nach Petersburg zu reisen, wenn der Wind zum Segeln ungünstig war.

Eines Abends hatten mehrere holländische Schiffsherren bei ihr zu Nacht gespeist, und einige Zeit nach ihrer Entfernung fand sie ein versiegeltes Geldpacket unter dem Tische. Ihr Erstaunen bei dieser unerwarteten Entdeckung war natürlich sehr groß. Einer von der Gesellschaft mußte das Packet vergessen haben; aber sie beabsichtigten nach Kronstadt zu segeln, und waren wohl schon in See gegangen, da ein günstiger Wind blies, und so war wenigstens für jetzt eine Rückkehr der Gäste nicht zu erwarten. Die gute Frau legte das Packet in ihren Schrank, um es aufzubewahren, bis darnach gefragt würde; aber Jahr um Jahr verfloß, ohne daß sich jemand meldete. Oft drängte sie Mangel und Noth, das Geld anzugreifen; aber ihre strenge Ehrlichkeit überwand jede Versuchung.

So waren volle siebzehn Jahre verstrichen, und schon stand Christiane den Neunzigen nahe, als wieder einmal einige Schiffsherren bei ihr einkehrten. Drei derselben waren Engländer, der vierte ein Holländer. Im Laufe des Gesprächs, das sie mit einander führten, fragte einer der Ersteren den Holländer, ob er wohl schon früher in Oranienbaum gewesen sei.

„Allerdings," antwortete der Letztere, „ich kenne den Ort nur zu wohl: mein früherer hiesiger Aufenthalt hat mich 700 Silberrubel gekostet!"

„Wie so?"

„Nun, in einer oder der anderen dieser elenden Höhlen trank ich einmal über Durst und ließ ein Packet mit der genannten Zahl von Rubeln zurück, das ich nie mehr bekam."

„War das Packet versiegelt?" fragte die alte Christiane, welche

in einer Ecke der Stube saß und mit gespannter Aufmerksamkeit auf das horchte, was der Holländer so eben gesagt hatte.

„Ja," versetzte dieser, „und zwar mit diesem Siegel an meiner Uhrkette."

Die alte Frau blickte auf das Siegel und erkannte es sogleich. „Nun," sagte sie, „ich denke, mit Hülfe dieses Siegels werdet Ihr wieder bekommen können, was Ihr verloren habt."

„Wieder bekommen, Mutter? Nein, ich bin zu alt, um das zu erwarten: so viel Ehrlichkeit traue ich der Welt nicht zu!"

Während die vier Männer weiter darüber sprachen, war die Alte hinausgegangen und wackelte jetzt mit dem Packete in der Hand wieder herein. „Seht da!" sagte sie; „vielleicht überzeugt Ihr Euch, daß Ehrlichkeit in der Welt nicht so selten ist, wie Ihr meinet." Damit legte sie das Packet auf den Tisch.

Die Ueberraschung der Gäste und ihre verschiedenen Ausrufungen des Lobes und Dankes kann sich der Leser leicht denken. Der Holländer ergriff das Packet, erbrach das Siegel, nahm einen Rubel heraus und legte ihn mit höflicher Dankesbezeugung für die Bemühung seiner Wirthin auf den Tisch.

War die Ueberraschung der drei Andern schon vorher groß gewesen, so wurde sie jetzt noch größer. Eine Minute standen sie einander anblickend und stumm wie Bildsäulen da; dann rief einer der Engländer, mit der Faust auf den Tisch schlagend: „Bei meiner Treu', Kamerad, so sollet Ihr das Packet nicht mit Euch nehmen! So gewiß ich hier stehe, soll die alte Frau zur Belohnung für ihre Ehrlichkeit 100 Rubel davon bekommen!" Diesem Vorschlage stimmten seine zwei Landsleute auf's Lebhafteste bei.

Nach einer langen Debatte verstand sich der Holländer dazu, fünfzig Rubel abzugeben. Die Engländer bestanden zwar darauf, daß der alten Frau hundert zufallen sollten; er erklärte aber, diese Zumuthung sei so unbillig, daß er nimmermehr seine Zustimmung dazu geben werde.

„Halt, Kameraden!" rief der Kapitän, der zuerst die Großmuth des Holländers in Anspruch genommen hatte; „ich habe etwas zu sagen. Es ist wahr, das Geld gehört nicht uns, aber ein Britte sieht einer Ungerechtigkeit nicht ruhig zu, und die Frau hier hat doch wahrlich brav gehandelt. Her mit dem Packet! ich will die hundert Rubel herausnehmen."

Gesagt, gethan. Der durch dieses summarische Verfahren ganz verblüffte Holländer hatte keine Zeit, seine Fassung wieder zu gewinnen, ehe die hundert Rubel richtig auf den Tisch gezählt und der ehrlichen alten Christiane übergeben waren.

Ein Waldbrand in Amerika.

Mit welchem Vergnügen setzte ich mich an dem flackernden Feuer irgend einer einsamen Hütte nieder, wenn ich, von Strapazen ermattet und von dem durchdringenden Wind erstarrt, mir einen Weg durch den gehäuften Schnee gebahnt hatte, der die ganze Gegend wie ein Leichentuch bedeckte! Die zärtliche Mutter schläfert unter Liebkosungen den Säugling ein, während eine Gruppe kräftiger Kinder den Vater umringt, der, eben von der Jagd zurückgekehrt, das verschiedene Wildbret, das er erbeutet hat, auf den rauhen Fußboden niederlegt. Dem großen schwarzen Klotze, der mit einiger Schwierigkeit in das weite Kamin geschoben worden ist, entströmt ein loderndes Feuer, welches die glückliche Familie beleuchtet. Die Hunde des Jägers lecken sich schon die Eiszapfen von den Haaren ab; die Katze fährt behaglich mit ihren sammtenen Pfoten über beide Ohren und leckt sich mit der Zunge. Ungemein behaglich war es mir zu Muthe, wenn ich mit patriarchalischer Gastfreundlichkeit unter ein solches Dach aufgenommen wurde, von Leuten, die weit mehr großmüthig als reich waren, und von welchen ich, wenn ich mich über Gegenstände, die mich interessirten, mit ihnen in's Gespräch einließ, befriedigende Auskunft erhielt.

Insbesondere erinnere ich mich einer solchen Nacht, welche ich im Staate Maine zubrachte. Am Morgen darauf war die Gegend von einem Regen verdüstert, der in heftigen Strömen herabgoß, und mein braver Wirth bat mich so dringend zu bleiben, daß ich sein Anerbieten gern annahm. Als das Frühstück vorüber war, begann das Tagewerk: die Spinnräder drehten sich, und die Knaben beschäftigten sich,

der eine mit dem Lesen eines belehrenden Buches, der andere mit der Lösung einer arithmetischen Aufgabe. In einem Winkel lagen die Hunde, von Beute träumend, während nahe am Herde Murner die Musik der Spinnräder mit seinem Schnurren begleitete. Der Jäger und ich saßen jeder auf einem Stuhle, während die Hausfrau ihre häuslichen Anordnungen traf. Im Verlaufe des Gespräches kam die Rede auf Feuersbrünste, und da ich von einem Waldbrande gehört hatte, der einst in dieser Gegend ausgebrochen war, so ersuchte ich meinen Wirth, mir seine Erlebnisse in dieser Beziehung mitzutheilen. Er ging gern auf meine Bitte ein und erzählte mir ungefähr Folgendes.

„Vor etwa 25 Jahren wurden die Lärchen- oder Hackmitackbäume fast alle von Insecten zu Grunde gerichtet. Dasselbe Schicksal traf auch die Sprossenfichte, die Rothfichte und alle anderen Nadelhölzer. Die Zerstörung der Bäume wurde dadurch, daß die Insecten die Blätter aufraßen, bewirkt, und Ihr werdet wissen, daß, während andere Bäume durch den Verlust der Blätter nicht absterben, die immergrünen stets dadurch zu Grunde gehen. Einige Jahre nach der unter den Lärchen angerichteten Verheerung fraßen dieselben Insecten die Sprossenfichten, Rothfichten und andere Tannen dermaßen an, daß sie, ehe sechs Jahre vorüber waren, zu fallen begannen und, in jeder Richtung hinstürzend, die ganze Gegend mit ihren weiten Aesten bedeckten. Man kann sich denken, daß solche Massen, wann sie ausgetrocknet oder ausgewittert sind, sich leicht entzünden und somit eine treffliche Nahrung für die verheerenden Flammen abgeben, welche durch Zufall oder vielleicht durch Frevel entstanden, später in der Gegend wütheten und mit Unterbrechungen Jahre lang fortbrannten, an vielen Stellen allen Verkehr hemmend.

Was ich Euch da mittheilte, erweckt namentlich sehr traurige Erinnerungen bei meiner Frau und meiner ältesten Tochter; denn Beide mußten mit mir in Folge des ausgebrochenen großen Waldbrandes die Heimath schleunigst verlassen."

Was mir mein Wirth über die Entstehung der Waldbrände erzählte, zog mich so an, daß ich ihn um eine ins Einzelne gehende Schilderung der Unfälle, die er damals erlitten hatte, ersuchte. „Es ist nicht leicht," entgegnete er, „Eurem Wunsche zu entsprechen; doch will ich mein Möglichstes thun, um Euch die Zeit angenehm zu verkürzen." Hierauf begann er folgendermaßen.

„Wir waren einst in einer Hütte, ungefähr 40 Stunden von dieser, gesund schlafen gegangen, als etwa zwei Stunden vor Tage das Wiehern unserer Pferde und das Brüllen unseres Viehes in den Wäldern uns plötzlich aufweckte. Ich nahm jene Flinte und ging nach der Thüre, um zu sehen, welches wilde Thier diese Unruhe verursache. Da traf mich ein Lichtglanz, welcher, so weit ich sehen konnte, durch den Wald lief. Meine Pferde sprangen umher, vor Schrecken wiehernd, und das Vieh rannte unter sie, mit steif emporgerichteten Schweifen. Als ich um das Häuschen herumging, hörte ich deutlich das Knattern des brennenden Gesträuches und sah die Flamme auf uns zukommen. Schnell ging ich in die Wohnung und hieß meine Frau sich und das Kind schleunigst ankleiden und das wenige Geld, das wir hatten, mitnehmen, während ich die zwei besten Pferde einfangen und satteln wollte. Bald war Alles dieß gethan, denn ich fühlte, daß jeder Augenblick kostbar für uns sei.

„Wir stiegen zu Pferde und flohen vor dem Feuer. Meine Frau, eine vortreffliche Reiterin, kam mir nicht von der Seite; in einem Arme hielt ich unsere Tochter, damals noch ein kleines Kind. Während der Flucht wandte ich den Kopf zurück und sah, daß die furchtbare Flamme uns verfolgte: schon hatte sie unser Haus ergriffen. — Glücklicher Weise hing an meinem Jagdgewand ein Horn. Ich stieß mit aller Kraft des Athems in dasselbe, um wo möglich den Rest unseres Viehstandes sowie die Hunde zu rufen. Das Vieh folgte uns eine Weile, aber ehe eine Stunde verging, stürzten alle Ochsen und Kühe wie rasend in die Wälder, und ich hörte nichts mehr von ihnen. Selbst meine Hunde, die doch sonst immer so folgsam waren, gaben nichts mehr auf mich und stürzten sich auf das Rothwild, das in Schaaren vor uns her sprang, um dem Feuertode zu entfliehen.

„Von Zeit zu Zeit hörten wir Hornstöße von unseren Nachbarn und erkannten daraus, daß sie in der gleichen gefahrvollen Lage waren. Entschlossen, das Aeußerste für unsere Rettung zu wagen, dachte ich an einen großen See in der Entfernung von etwa vier Stunden, dessen Wasser den Flammen Einhalt thun konnte. Ich trieb meine Frau zur Eile an, wir sprengten mit verhängten Zügeln fort und zogen diese nur an, um über die gefallenen Bäume und das dürre Strauchwerk zu kommen, die sich stellenweise vor uns auf-

thürmten, eine neue Nahrung für den furchtbaren Feuerstrom, der uns verfolgte.

„Schon fühlten wir die Hitze und mußten jeden Augenblick das Stürzen unserer Pferde befürchten. Eine seltsame Luft wehte uns an, und der Glanz der Atmosphäre verdunkelte das hervorbrechende Tageslicht. Ich fühlte eine leichte Schwäche, und meine Frau sah ganz bleich aus, während dagegen das Gesicht unseres Töchterchens sich so stark röthete, daß unsere Betrübniß und Angst bedeutend gesteigert wurde. Eine Strecke von vier Stunden war auf so raschen Pferden bald durcheilt; als wir aber in die Nähe des Sees kamen, waren wir mit Schweiß bedeckt und ganz erschöpft. Die Hitze des Rauches ward unerträglich, und Feuerwogen stürzten von Zeit zu Zeit auf uns zu. Endlich erreichten wir das Ufer und ließen da unsere Pferde, die wir nie wieder sahen, laufen. Dann stürzten wir uns in das Röhricht und legten uns platt nieder, in der, wiewohl schwachen Hoffnung, so vom Feuer verschont zu werden; das Wasser kühlte und erquickte uns übrigens.

„Indessen schritt der Waldbrand immer weiter vor, Alles auf seinem Wege verschlingend. Möchten wir nie wieder ein solches Schauspiel erleben! Der Himmel selbst hatte ein schreckenvolles Aussehen: er war wie ein ungeheures rothes Gewölbe, in wogende Rauchwolken gehüllt. Unsere Körper genossen die Frische des Sees, aber unsere Köpfe glühten, und das Kind, das nun die Gefahr, in der wir schwebten, zu begreifen schien, weinte, daß uns das Herz hätte brechen mögen."

„Der Tag ging hin, und der Hunger stellte sich bei uns ein. Wilde Thiere sprangen neben uns vorbei in das Wasser, und andere schwammen zu uns herüber, ohne, wie es schien, unsere Nachbarschaft zu fürchten. So matt und schwach ich auch war, so gelang es mir doch, ein Stachelschwein zu schießen, von dessen Fleisch wir alle aßen. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie wir diese Nacht zubrachten. Der Waldbrand bedeckte weithin den Boden mit seinen rauchenden Trümmern, und die Bäume brannten eine Zeit lang stehend wie Feuersäulen, dann stürzten sie über einander. Plötzlich umhüllte uns ein schwarzer, erstickender Rauch; dann fiel ein dichter Regen von zum Theil glühender Asche auf und um uns nieder. Wie wir durch diese Nacht kamen, kann ich wirklich nicht sagen; denn von einem Theile derselben fehlen mir alle Erinnerungen.

„Gegen Morgen ward der Rauch schwächer, obgleich die Hitze nicht abnahm, und frische Luftzüge wehten uns hie und da an. Als der Tag erschien, war Alles ruhig; der Rauch zerstreute sich langsam und war besonders durch seinen abscheulichen Geruch unangenehm. Wir waren nun so abgekühlt, daß wir wie vor Fieber schauerten; wir stiegen daher aus dem Wasser und näherten uns einem brennenden Fichtenstamme, um uns zu wärmen. Was soll aus uns werden? dieser Gedanke beschäftigte uns. Meine Frau drückte unser Kind an ihren Busen und weinte bitterlich. Aber Gott hatte uns mitten in der furchtbarsten Gefahr erhalten, und die Flammen entfernten sich immer weiter von uns: ich glaubte daher, es wäre undankbar gegen Gott, wenn wir uns der Verzweiflung überlassen würden. Der Hunger quälte uns wieder, aber jetzt konnten wir leicht Rath schaffen. Mehrere Damhirsche, die sich im See versteckt hatten, ließen ihre Köpfe sehen, und ich erlegte einen derselben. Ein Theil seines Fleisches war bald gebraten, und als wir es verzehrt hatten, fühlten wir uns wunderbar gestärkt.

„Noch immer glühte der Boden an manchen Stellen, und es war gefährlich, sich zwischen die halbverbrannten Bäume hinein zu wagen. Doch der Schein des Feuers verlor sich in der Ferne, und nachdem wir einige Stunden ausgeruht hatten, schickten wir uns an, uns auf den Weg zu machen. Ich ging mit dem Kinde voran; wir irrten zwei Tage und zwei Nächte umher, suchten nach Kräften unsern Weg, vermieden die Pfade, wo der Brand noch glomm, bis wir endlich in eine Waldgegend kamen, welche vom Feuer verschont geblieben war. Bald darauf kamen wir an ein Haus, in welchem wir auf kurze Zeit wohlwollende Aufnahme fanden. Ich habe, mein Herr, seit jener Zeit viel arbeiten müssen; aber Gott sei Dank, hier sind wir wieder in Sicherheit und Wohlstand und fühlen uns glücklich!“

Räthsel.

Von Julie Nußkopf.

Ihr, die ihr Wunderbares ehrt,
Ich zeig' euch einen Zauberbecher,
Mehr als der Flasche Glut dem Zecher,
Dem fleiß'gen Zauberschüler werth.

Er macht euch groß, er macht euch reich,
Wenn ihr's versteht, ihn zu beschwören;
Durch ihn kann euch der Taube hören,
Und Hartes zaubert er euch weich.

Der herrlichsten Gebilde Chor
Steigt auf aus seinem dunkeln Schooße,
Des Herzens Glück, der Welten Loose,
Des Geistes Blitz, der Rede Flor.

Ihr habt die Kunst wohl schwarz genannt;
Doch hat sie göttlich sich erwiesen,
Zu bannen selbst den Höllenriesen,
In eines großen Doktors Hand.

Mein Becher ist in jedem Haus,
Sein Zauberblut ist meistens dunkel;
Doch schöpft auch farbiges Gefunkel
Die spitz'ge Zauberruthe aus.

Dann braucht sie noch ein hell Gefild,
Drauf zieht sie ihre Zauberkreise
Und nun, nach Hieroglyphenweise,
Den Deuter für das Zauberbild.

Edle Rache.

Erzählung von Franz Kühn.

(Schluß.)

3.

Der folgende Morgen zog trüb und düster herauf; die Sonne verbarg sich hinter dichten Wolken, als scheute sie sich, den Schauplatz so vieler Gräuel zu beleuchten, welche Menschen gegen Menschen in blinder Wuth ausübten. Die Straßen boten gegen die Zeiten der Ruhe und des Friedens, wo sie vom bunten, fröhlichen Getümmel der Arbeitenden belebt worden waren, ein trauriges Gegenstück dar. Eine unheimliche Stille lag auf denselben; mehr und mehr, wie das Tageslicht zunahm, entdeckte man die Spuren der Gräuel der vergangenen Nacht; finstere, zerlumpte Gestalten, in deren Gesichtszügen entweder befriedigte Rache oder finsterer Groll deutlich ausgeprägt waren, schlichen matt und entkräftet von den Werken der Nacht zwischen den Leichen und Blutlachen dahin, und blickten zeitweise nach den noch unversehrt gebliebenen Wohnungen mancher Wohlhabenden.

Im Hotel d'Evremont war es schon lebendig; es wurde gepackt und versteckt, je nachdem man eine Sache mitnehmen wollte oder sie zurücklassen mußte. Tante Heisters, wie sie jetzt im Hause hieß, ging an einem Fenster vorüber, und ihr Blick folgte einem solchen Manne, wie wir ihn vorhin bezeichneten. Sie erkannte in dem Sansculotten einen ehemaligen Diener des Hauses und schauderte. Jeder Andere wäre weniger gefährlich gewesen. Ohne ihre Besorgnisse weiter mitzutheilen, nahm sie sich vor, die Flucht nur um so mehr zu beschleunigen. Sobald als möglich eilte sie zum preußischen Gesandten, um ihren Paß für die Ankunft und baldige Rückreise in Ordnung bringen zu lassen. Derselbe war nicht wenig erstaunt, eine Landsmännin noch in der empörten Stadt zu sehen, und drang in sie, so bald als möglich zu fliehen, — denn die Gefahr habe den höchsten Grad erreicht: wo man die Gesetze des eigenen Landes mit Füßen trete, da werde man die Rechte von Personen aus fremden Ländern, auf die man

ohnehin schon mit Erbitterung blicke, noch weniger achten; sei er doch selbst schon mehr als einmal in Gefahr gewesen.

Eine solche Erinnerung war kaum nöthig. Frau Heisters eilte in das Hotel d'Evremont zurück und fand dort Alles vorbereitet. Die männlichen Dienstboten waren sämmtlich verschwunden; nur zwei Dienerinnen, auf deren Treue man bauen konnte, waren noch da. Sie waren beschäftigt, die Kleider der Gräfin ebenso einfach herzustellen, wie die der Frau Heisters, und den Kopfputz in jene natürliche, kunstlose Form zu bringen, die jener so gut stand. Gaspard und Cäcilie waren ebenfalls umgewandelt, der Puder und die Pomade waren aus ihren Haaren gewaschen; sie gefielen sich übrigens sehr und fühlten sich ganz behaglich in der bequemen Kleidung. Vom tiefsten Leide waren sie, sobald sie nur etwas heiterere Gesichter sahen, zur fröhlichen Lust übergesprungen; Cäcilie hatte sogar den Arbeitsbeutel am Arme und nahm geduldig Klara's Belehrung an, wie sie ihn halten sollte. Noch possierlicher waren die Uebungen im Deutschsprechen, die Klara mit ihnen unermüdlich anstellte: fünfzigmal wohl sagte diese ein Wort vor, und die beiden Schüler versuchten es ebenso oft, bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolge.

„Hör' nun auf, Klara! es ist genug," sprach die Mutter. „Bis in's Elsaß haben Gaspard und Cäcilie nichts zu thun, als zu schweigen. Sollte man sie aber anreden, so wird es in französischer Sprache geschehen, und da müßt ihr euch recht herzlich dumm stellen, als verstündet ihr kein Wort!" wandte sie sich an diese. „Und wenn man mit dem Aeußersten droht, nur kein französisches Wort! hört ihr?"

„Ja, Tante, ja!" erwiederten Beide ziemlich gut in deutscher Sprache.

„Nur noch weniger näseln bei ‚Tante', Gaspard! hörst du, so: nicht Tangte, sondern Tan—te!"

„Tan—te!"

„Gut! prächtig! Nun geht's!"

In diesem Augenblicke trat der Kutscher ein. In abgeschabtem Rocke, schwarzledernen Beinkleidern und hohen Stiefeln, an denen man nichts von ihrem früheren Glanze sah, den breiträndrigen Hut tief in die Stirne gedrückt, stand er lange an der Thüre. Kaum Eines achtete darauf, bis ein freundliches Lachen Alle aufmerksam

machte: „Bin ich wirklich so gut vermummt,“ frug er, „daß Ihr mich nicht erkennet?“

„Vater! Vater! Du als Kutscher!“ — riefen die Kinder, in die Hände klatschend.

„St!“ machte er, „ich heiße ‚Johann‘!“

„Ach, Johann! Nun spanne an, es ist Zeit!“ sprach Frau Heisters.

„Aber ist Alles in Ordnung?“

„Alles! Die elendeste Kalesche, die in meiner Rumpelkammer zu finden war, mit allem Staube, habe ich hervorgesucht; doch die ersten Pferde, die ich selbst reichlich fütterte, spannte ich vor; die übrigen haben die Krippe voll Hafer, der vorlangt, bis ich wiederkomme.“

„Gut! Also ihr reist ab, Du und Deine Frau und Cäcilie! Mein Paß führt euch wenigstens eine Tagreise von Paris. Dann kehrst Du zurück und holst uns.“

„Um Gotteswillen! Was aber, wenn die Rückkehr unmöglich ist?“ rief die Gräfin.

„Dann muß der preußische Gesandte helfen! Ueberlaßt das mir! Ich komme nach und bringe Gaspard mit. Haltet euch auf dem Wege nach Deutschland!“

Kurz war der Abschied, denn es galt Eile. — Der alte Wagen rumpelte zum hinteren Thore hinaus. Aengstlich lauschte Frau Heisters, Gaspard wollte vor Angst sterben; Klara sprach ihm Muth ein, und da er sich von einem Mädchen übertroffen sah, ergab er sich in sein Schicksal.

Eine der Dienerinnen kehrte in etwa einer Stunde zurück; sie hatte den Wagen bis an's Thor begleitet und brachte nun die Nachricht, daß man zwar den Paß sorgfältig untersucht, sich über den Knaben, der doch im Passe stehe, aber im Wagen nicht zu finden sei, den Kopf zerbrochen habe, wie aber endlich der Eine die Sache kurz abgemacht habe, indem er sagte: „Seien wir doch froh, daß die Reisenden nicht mehr mitnehmen, als im Passe steht!“ Das half. Der Wagen rumpelte fort; eine Strecke fuhr der Graf langsam, dann ließ er die Rappen ausgreifen, und fort waren sie. — Das war eine liebe Nachricht für Frau Heisters, und sie gab sich ganz dem Glücke hin, das sie empfand. — Gewiß, das Rettungswerk gelang, und sie

ging nur, ihre eigene Abreise vorzubereiten. Was sie an Kleinodien und werthvollen Papieren noch aufraffen konnte, das ergriff sie; Einiges nähte sie in ihre Kleider, Anderes in Gürtel, die sie und die beiden Kinder um den Leib tragen wollten. Was weniger auffiel und weniger die Habsucht reizen konnte, das stopfte sie in die Arbeitsbeutel, und Gaspard konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er diese ihm so sonderbar vorkommenden Dinger immer mehr anschwellen sah.

Die Nacht brach an, und die Straßen, welche sich schon am Nachmittag gefüllt hatten, wogten wieder in dem wilden Getümmel der Massen. Mehr als einmal blieben starke Trupps an dem Hotel stehen und blickten drohend nach den nicht erleuchteten Fenstern; aber sie gingen vorüber. Nur einmal horchte Frau Heisters hoch auf: es rumorte im Hause, ging Trepp' auf, Trepp' ab, aber ohne die wilde Tobsucht, die draußen herrschte. Thüren öffneten und schlossen sich, dröhnende Tritte erklangen bald da, bald dort; der Salon, das Wohngemach wurde durchstöbert, der Waffensaal geplündert, Truhen und Schränke erbrochen und ihres Inhalts beraubt; dann wandten sich die Ankömmlinge dem gut versehenen Weinkeller zu. Es ward still und blieb es. Der Morgen graute. Frau Heisters sah selbst nach den Pferden, reichte ihnen Wasser, schüttete die Krippe voll frischen Hafers; dann dachte sie an sich und die Kinder. Langsam verging der Vormittag, träger noch der Nachmittag. Vierundzwanzig Stunden waren längst verflossen, und der Graf erschien nicht. War ein Unfall eingetreten, der Alles mit einem Schlage vernichtete? Ein Gefühl der Bangigkeit beschlich das Herz der muthigen Frau. — Und wenn nun die Gesandten sich gezwungen sähen, abzureisen, und sie bliebe allein in der Löwengrube! „Doch nein, Gott wird dich nicht verlassen!" sprach eine Stimme in ihrem Innern. Und sie faltete die Hände, kniete nieder, betete inbrünstig und stand gekräftigt und getröstet auf.

Als sie umblickte, stand eine hohe Gestalt vor ihr, die sich eine Thräne aus dem Auge zu wischen schien. Das minderte den Schrecken, der sich ihrer bemächtigen wollte. — Es war der Graf in einer andern Verkleidung.

„Gerettet?" rief Frau Heisters.

„Gerettet! Gott sei Dank!" antwortete der Graf. „O gute, liebe, theure Schwester, wie dank' ich Dir das?"

„Still, still! dazu ist keine Zeit, theurer Bruder — noch schwebst Du in der größten Gefahr. Bist Du bereit, gleich wieder abzureisen?“

„Gewiß! der Wagen steht bereit, die Pferde dürfen nur angespannt werden — nehmen wir die Nacht zu Hülfe!“

„Auf denn!“

Die Kinder waren bald bereit; der Wagen rasselte vor die Thüre — lautlos stieg man ein; der Graf schwang sich auf den wackeligen Bock, und das Gespann griff aus, als wäre es selbst froh, das mordsüchtige Paris recht bald zu verlassen.

Man kam an's Thor.

„Halt!“ schrie eine barsche Stimme.

„Brr!“ machte der Kutscher.

„Wohin?“ frug Jener.

„Nach Deutschland, meiner Heimath,“ antwortete Frau Heisters.

„Nix deutsch! — Parlez vous français?“

„O oui!“

„Tan—te!“ rief Gaspard und zog sie am Kleide. Er erschrack — die Tante hatte das gegebene Verbot selbst übertreten. Diese hatte nicht Zeit, ihn zu beschwichtigen.

Der Wachhabende behauptete, nach Deutschland gingen jetzt gar zu Viele und zwar sehr viele Franzosen — für einen Deutschen könne sich Jeder ausgeben. „Wo ist der Paß?“ fuhr er endlich die Reisende an.

Sie reichte ihn hin und mußte lachen, als sie sah, mit welch' wichtig thuender Miene er ihn anstarrte; sie war überzeugt, der Mensch könne nicht lesen. Und wirklich rief er auch einen Andern, der ihm helfen mußte. Frau Heisters bebte. Der Gehilfe war der ehemalige Diener, den sie gestern hatte in die Fenster starren sehen.

„Alles in Ordnung!“ rief dieser. „Bürger Kamerad, diese Bürgerin kenne ich, die ist wirklich aus Deutschland, obwohl sie eine geborene Französin aus aristokratischem Geschlecht ist.“

„Aus —?“

„Ja wohl! Eine Tochter des Grafen d'Evremont!“

„Dann darf sie nicht fort.“

„Ah bah! Sei kein Dummkopf! Sie hat die Aristokratie an den Nagel gehängt und einen Bürger geheirathet.“

„Einen Deutschen?“

„Ja, und hat sich das ganze Nest da zum Feinde gemacht; man hat sie so behandelt, Freund!“ rief er mit Eifer aus. „Die thut für ihre ahnenstolzen Verwandten nicht so viel!“ Und er schnippte mit den Fingern. „Laß’ sie laufen, sag’ ich Dir! — Reisen Sie glücklich, Bürgerin!“ rief er ihr zu und trat an den Wagen, ihr den Paß hinreichend.

„Aber laß’ uns den Wagen untersuchen, es könnten sich so Einige da mit hinausschleichen.“

„Dummheit! sage ich. Das ganze Nest ist leer; ich war gestern darin und habe es untersucht vom Keller bis zum Dachboden, oder umgekehrt. Ah, laß’ Dir Jerome erzählen, welch’ herrlichen Weinkeller sie zurückgelassen!“

Der Andere ließ sich nicht stören. „Ein Knabe und ein Mädchen,“ sagte er, „das ist richtig; aber der Kutscher? Im Paß steht kein Kutscher. — Wer ist dieser Kutscher da?“

„Ein Franzose,“ sagte Frau Heisters. „Ich kam mit der Post an und nahm ihn, damit er mich bis dahin führe, wo ich wieder Post nehmen kann. Hier war’s unmöglich!“

„Hm, ’s war eine königliche Anstalt, sie hat aufgehört, das ist wahr. Vorwärts!“

Fast zu hastig griff Frau Heisters nach dem Passe, warf sich in den Wagen zurück und sprach: „Gott, ich danke Dir!“ Der Kutscher, dessen Herz pochte, hieb auf die Pferde ein, und raschen Laufes verließ man den Ort der Gefahr.

So lange man auf offener Straße fuhr, ging es fort, so rasch die Pferde laufen konnten; aber sobald man sich einem Dorfe oder einer Stadt nahte, mußte der Graf einhalten, um kein Aufsehen zu machen. — Noch gar manche Untersuchung bestanden die Flüchtlinge, kamen aber immer glücklich davon; auch fanden sie keine Spur von einem Unglücke, das den Vorangeeilten begegnet wäre.

Schon nahte man sich der preußischen Grenze und glaubte die Gefahren überwunden zu haben oder doch weniger Schwierigkeiten anzutreffen, als wider Erwarten ihre Reise plötzlich unterbrochen ward. Man war gegen Abend in ein kleines Städtchen gekommen; die edlen Rosse schlichen ermattet von der ungewohnten Anstrengung über das elende Pflaster dahin und blieben fast ohne Willen des Kutschers vor der ersten Schenke stehen. Man beschloß, eine kleine Mahlzeit einzu-

nehmen und den Pferden einige Ruhe zu gönnen. Frau Heisters stieg aus und begab sich in ein abgelegenes Zimmer, eines sie und den Kutscher stier angaffenden jungen Menschen nicht achtend. Kaum war jedoch das einfache Mahl aufgetragen, als ein schrecklicher Tumult im Hause und um dasselbe entstand. Es war deutlich zu vernehmen, daß man Jemanden verfolge, der die Flucht ergriffen habe. „Ein Aristokrat! Ein verkappter Aristokrat! Ein Emigrant!“ tobte es wild durch einander. Ein banges Gefühl durchzuckte das Herz der Reisenden. Ihr ahnte es, der Graf sei erkannt und werde verfolgt. Bald sollte sie Gewißheit haben. Eine lärmende Rotte tobte die Treppe herauf und drang in's Zimmer. Doch Frau Heisters war gefaßt, keine Ahnung hatten die Kinder, und nichts ließ die Heranstürmenden erkennen, welche Folterqualen das Herz der Unglücklichen litt. Bestürzt über diese Ruhe, wagte Anfangs Keiner ein Wort zu sprechen; aber bald erwachte die alte Wildheit, und stürmisch fragte Einer, wer sie sei?

„Eine Deutsche, die Kaufmannsfrau Heisters.“

„Sie spricht gut deutsch!“ bemerkte der Wirth, der wie Viele im Elsaß die deutsche Sprache verstand und sprach. Ihm war viel daran gelegen, des Handels glimpflich los zu werden. „Aber Euer Kutscher?“

„Ist ein Franzose.“

„Ein Franzose? Ein Aristokrat!“

„Deren gibt es kaum noch in Frankreich!“ erwiederte sie mit aller Gelassenheit.

„Er ist ein Aristokrat! Er floh, als er erkannt wurde.“

„Warum holt man ihn nicht ein?“

„Der hat schnelle Beine und ist über alle Berge. — Aber Ihr, wenn Ihr auch eine Deutsche seid, habt einen Aristokraten retten wollen.“

In diesem Augenblicke trat der Maire des Ortes ein. Er war von Allem unterrichtet und forderte den Paß. Der war in Richtigkeit bis auf den Kutscher. „Gebt Aufschluß über den Kutscher!“ sprach er barsch.

„Ich fuhr mit der Post von Deutschland nach Paris. Als ich zurückkehren wollte, war die Post geschlossen. Ich nahm einen Mann, der mich mit seinem Fuhrwerke bis an einen Ort bringen sollte, wo

ich Postpferde erhielt. Dieß gelang bisher nicht, und ich mußte mich mit dem elenden Fuhrwesen begnügen."

„Wie hieß der Mann?"

„Evremont, glaube ich," erwiederte sie mit der größten Ruhe.

„Ja, Evremont, Graf Evremont!" brüllte der junge Mensch, der die Ankommenden so stier angesehen hatte. „Nun fällt es mir ein, es ist der Graf Evremont."

„Ihr habt einen Aristokraten zu retten vorgehabt, einen Feind des Vaterlandes und des französischen Volkes. Ihr seid sehr strafbar, Bürgerin," sprach der Maire.

„Sie muß nach Paris! nach Paris! muß Rechenschaft ablegen, gestraft werden!"

Frau Heisters bebte denn doch vor diesem Ungestüm. Plötzlich jedoch machte sich der Wirth Platz durch die Menge, welche die Thüre drohend besetzt hielt. Ihm folgte ein hochgewachsener Mann mit edlen Zügen und blitzenden Augen. „Bürger Frankreichs! was geht hier vor? Ich höre, daß man eine Ausländerin hier zurückhält, weil sie einen Aristokraten gerettet haben soll. Ich bin von der preußischen Gesandtschaft in Paris und habe selbst den Paß in Ordnung gebracht; ich drang in sie, sogleich abzureisen: was Wunder, wenn sie aus Unkenntniß einen verkleideten Edelmann als Kutscher miethete."

„Aber sie muß nach Paris!"

„Sie gehört nach Preußen und steht unter preußischem Schutze. Sie wird nicht nach Paris gehen!"

Diese Bestimmtheit machte einen großen Eindruck; die Meisten waren noch nicht so gegen jedes bessere Gefühl abgestumpfte Revolutionsmänner, wie die Pariser; nur der Ankläger, ein Pariser Abgesandter, tobte noch; da er sich aber verlassen sah, entfernte er sich grimmig.

„Aber wie soll ich aus dem Lande kommen?" frug Frau Heisters fast kleinlaut.

„Beruhigen Sie sich darüber! Ich biete Ihnen und den Kindern meinen Wagen an und hoffe Sie unbelästigt über die Grenze zu bringen."

Das geschah denn auch. Mit Jubel betraten die Flüchtlinge die Grenze. Frau Heisters wollte nicht länger den freundlichen Helfer belästigen; sie dankte ihm mit den herzlichsten Worten und wählte

Edle Rache. II.

Digitized by Google

Digitized by Google

den kürzesten Weg nach der geliebten Heimath. Welche Freude, welches Glück herrschte nun in dem kleinen Kreise! Und wenn es auch noch nicht ganz vollständig war, so war doch die Hoffnung so groß, daß sie beinahe zur Gewißheit wurde. Die Gräfin und ihre Tochter hatten mehr als einen Tag voraus; sie begegneten noch weniger aufgeregten Gemüthern, es war im Augenblicke Alles mit der mißlungenen Flucht des Königs beschäftigt — sie kamen gewiß leichter durch; der Graf war, wie seine Verfolger eingestanden hatten, außer ihrem Bereiche. Er hatte eine lange regnerische Nacht, die seine Flucht begünstigte. In derselben konnte er sich so weit der Grenze nahen, daß es ihm möglich wurde, in der folgenden durchzuschlüpfen. „Er wird sich nach Coblenz gewandt haben, dem Sammelplatze der Emigranten, und wohl bald Nachricht geben,“ sagte Herr Heisters. — Doch Tag um Tag verging, und Woche um Woche: es kam keinerlei Nachricht. Gaspard weinte, war untröstlich und die Tröstenden selbst fingen an zu zweifeln; sie begannen sich in die Fügungen Gottes zu schicken und boten Alles auf, dem trostlosen Waisen die Eltern zu ersetzen. Mit zärtlicher Liebe umfing ihn Frau Heisters; sie ward ihm eine treue, sorgliche Mutter, und statt der verlorenen Schwester hatte er an Hugo und Klara Bruder und Schwester. Gleich ihnen mußte er lernen, was um so nöthiger war, da er erst sehr geringe Fortschritte darin gemacht hatte; gleich ihnen mußte er sich nützlich beschäftigen; „denn,“ sagte Herr Heisters, „jeder Mensch soll sich nützlich machen; Müßiggang ist aller Laster Anfang. Tausende wären weniger unglücklich, wenn sie das beherzigt hätten. Und wie die Sachen stehen, sieht es nicht darnach aus, als ob Gaspard je einmal sein väterliches Erbe zurückerhalten wird. Die zügellosen Haufen haben die Güter verwüstet, den Viehstand verzehrt, die Gebäude verbrannt und eingerissen. Es wird schwer werden, bei ruhigen Zeiten die Ansprüche geltend zu machen, trotz der in dem Arbeitsbeutel geretteten Familienpapiere. Gelingt es aber je, so wird es Arbeit kosten, ehe die Güter wieder den früheren Ertrag liefern. Also an die Arbeit! sie schändet Niemand und ist für Jedermann heilsam.“

Sobald daher Gaspard den ersten Schmerz über die Trennung von Vater und Mutter überwunden hatte, ging es an's Lernen; es war die höchste Zeit, denn viele der schönsten Jahre hatte er vergeudet in Unthätigkeit und Vergnügen, in läppischen Spielereien und in

der Nachäffung der großen Welt. Die ersten wohlthätigen Folgen einer vernünftigen Lebensart zeigten sich bald an seinem gesünderen Aussehen; auch wurde er heiterer, verträglicher und liebenswürdiger.

In Frankreich wuchs die Revolution wie eine Lawine, die von des Berges nacktem Gipfel in die Tiefe rollt, und riß wie sie Alles mit sich fort. Der König war von der blutgierigen Rotte öffentlich hingerichtet worden; Alle, die nur im Verdachte standen, ihm anzuhängen oder ihn und das Vaterland zu bedauern, hatten gleiches Schicksal. Tausende fanden den Tod auf den Blutgerüsten, die in Frankreichs Städten aufgerichtet waren. Den europäischen Mächten hatte schon der König den Krieg erklären müssen, und die Republik setzte ihn fort. Ihre Generale Dumouriez und Moreau waren im Osten siegreich, während Andere im Innern Ordnung schafften, wie man es nannte. Diese Unruhen übten auch bereits auf das Ausland wesentlichen Einfluß. Der Handel stockte, und die Fabriken hatten nichts zu thun. Herr Heisters, dem jede Unthätigkeit zuwider war, und dem einige Drohungen über die Rettung eines Emigranten durch seine Frau zu Ohren kamen, zog mit den Seinen ins Innere Deutschlands, wo er Beschäftigung erhielt und die Seinen Ruhe fanden. Es war nun fast eine Unmöglichkeit, Nachrichten von den Verwandten zu erhalten. Ihr bisheriges Schweigen konnte er sich fast nur erklären, wenn weder dem Grafen noch der Gräfin die Rettung gelungen war. Ersterer schwieg aber vielleicht auch aus falscher Scham: er hielt vielleicht seine Schwester für verloren, da er sie in den Händen der blutigen Revolutionsmänner gelassen hatte, ohne etwas für sie gethan zu haben. Alle Versuche, die man hätte anstellen wollen, Nachrichten zu erhalten, wären fruchtlos gewesen und hätten noch größeres Unglück bringen können. Daher unterließ man es und suchte in unablässiger Thätigkeit Trost, das Uebrige Gott anheimstellend.

So vergingen Jahre. Hugo und Gaspard waren zu Jünglingen herangewachsen, hatten sich schöne Kenntnisse erworben, gingen dem Vater (denn so nannte auch Gaspard seinen Oheim) in seinen vielseitigen Geschäften zur Hand und bemühten sich um die Wette, seine Zufriedenheit zu erwerben. Frankreich war indessen zum Kaiserreich geworden, dessen siegreiche Armeen unter ihrem eroberungssüchtigen Herrscher die ganze Welt zu unterjochen suchten. Auch unser deutsches Vaterland litt namenlos durch die übermüthigen fremden

Heerschaaren, die es nach allen Richtungen durchzogen. Unbeschreiblich waren die Lasten und Bedrückungen, welche die Bewohner der deutschen Städte und des platten Landes von den einquartierten Siegern zu erdulden hatten. Frau Heisters bebte beim Einzuge jeder neuen Truppenabtheilung. In jedem bärtigen Krieger, der mit wilder, grimmiger Miene die Schwelle des Hauses überschritt, fürchtete sie einen jener rohen Revolutionsmänner zu erkennen, der sie, wie der ehemalige Diener ihres Bruders, gekannt hatte und sie seiner Rache zur Beute auserlesen konnte. War es je verrathen worden, daß sie damals die Wache so listig getäuscht, die Rettung so keck durchgeführt hatte, so konnte sie das Schlimmste erwarten. — Und wohin sollte man flüchten? Italien war erobert, Oestreich darnieder geworfen, Preußen erdrückt. Nirgends war man sicher, als in England und Rußland, und gegen letzteres sollte jetzt der Eroberungszug unternommen werden. Regimenter auf Regimenter zogen in unabsehbaren Reihen durch die Gefilde Deutschlands dem Osten zu, Rußland zu erobern; andere blieben als Schutzwachen in den deutschen Staaten zurück.

Herr Heisters hatte kurz vor diesem Zuge es gewagt, in Paris bei seinen früheren Geschäftsfreunden Nachrichten über seinen Schwager und dessen Angehörige einzuziehen. Lange blieb die Antwort aus, und doch kam sie zu frühe. In der Hauptstadt Frankreichs benützten einige Verwegene die Abwesenheit der Armee und des Kaisers zu einem Versuche, diesen zu stürzen. Er mißlang gänzlich, brachte aber nicht nur für die Urheber die größten Nachtheile, sondern auch viel Ungemach über ganz Unschuldige. Ueberall witterten des Allgewaltigen diensteifrige Spione Mitschuldige: jeder Brief, der zu jener Zeit Paris verließ, sollte oder konnte an einen Mitschuldigen gerichtet sein. So ging's auch der Antwort des Pariser Kaufmanns an Herrn Heisters. Der gute Mann hatte, um der bekümmerten Familie einigen Trost zu spenden, darauf hingewiesen, daß sich gar Manches ändern könne und dann gewiß die noch lebenden Flüchtlinge nach Frankreich zurückkehren würden. In dem folgenden Briefe ermahnte er zu noch fernerem geduldigem Ausharren. Dieser Brief ward erbrochen, und da der Absender zu den Verdächtigen gehörte, wurde ein Commissär abgesandt, um bei Heisters Nachsuchung zu halten. Wie erschrack Frau Heisters, als sie in diesem den an dem Thore getäusch-

ten Diener erkannte! Mit stechendem Blicke musterte er sie lange, dann sann er nach und überzeugte sich und die Erschreckte, daß er sie kenne. Barsch und herrisch forderte er die Schlüssel zu allen Gemächern, Schränken und Schiebladen und durchstöberte mit seinen Gehilfen alle Papiere mit einer Emsigkeit, als gälte es, das schwerste Verbrechen zu entdecken. Nichts ward gefunden als ein abgerissener Fetzen jenes Briefes, der von der Hoffnung der Rückkehr sprach; die Handschrift wurde erkannt, das Verbrechen war begangen. Der hinzugekommene Herr Heisters ward sammt allen Familiengliedern sofort verhaftet. Beim Verhöre gab Gaspard sich als Herrn Heisters Sohn an, weil ihm diese Bezeichnung so geläufig war. Die Befehle Napoleons waren außerordentlich streng; er wollte den Versuch, ihm seine Krone vom Haupte zu reißen, so strafen, daß jeder folgende unterbliebe. Gaspards unrichtige Angabe machte daher die Sache schlimmer, als die Wahrheit entdeckt wurde. Herr Heisters legte wie ein redlicher Mann, der sich keiner Schuld bewußt ist, ein offenes, unumwundenes Geständniß dessen ab, was seine Frau mit seinem Vorwissen gethan hatte. Mehr als einmal staunten die Gerichtspersonen über die Unerschrockenheit einer Frau, über den Muth und die Ausdauer der Kinder, und konnten sich nicht enthalten, ihre Verwunderung auszusprechen. Aber das nützte nichts. Jener Commissär wußte, daß das Vergehen der Frau Heisters zur Zeit nicht mehr strafbar sei, da viele Emigranten zurückgekehrt waren und unter Napoleons Herrschaft ruhig lebten; aber sie hatte ein anderes begangen: sie hatte ihn damals überlistet, und das forderte Rache. Mit der größten Entschiedenheit drang er deßhalb auf Fortsetzung der Untersuchung und beantragte die Haft der Angeklagten, bis der Beweis ihrer Unschuld geliefert wäre. „Es ist derselbe übrigens leicht zu liefern," meinte er spöttisch; „der Graf d'Evremont darf nur aufgefordert werden, sich zu stellen und darzuthun, daß er in die Verschwörung gegen den Kaiser nicht verwickelt sei."

Aber wo war er? In Frankreich gewiß nicht, — vielleicht in einem Lande, wo er die Aufforderung, auch wenn sie öffentlich geschah, nicht zu Gesichte bekam. Und erhielt er sie, so hütete er sich wohl, dem Tiger noch einmal in den offenen Rachen zu laufen. Die Lage unserer Freunde war daher eine sehr trübe; sie wurde es noch mehr, als man drohte, Gaspard von ihnen loszureißen und ihn als

gebornen Franzosen nach Paris zu schleppen. Ihren Trost fanden sie in dem Bewußtsein, kein Unrecht gethan zu haben; ihr Gewissen war frei von jedem Vorwurf, und freudig hoffend erhoben sie ihre Herzen zu Gott, dem Helfer aus der Noth. Nur die Unthätigkeit, die Langeweile drückte sie, die stets Feinde des Müssiggangs gewesen waren.

Wieder war ein Verhör angesetzt. Der Tag, die Stunde erschien, aber Keines wurde abgeholt. Es wurde Abend, Nacht und Morgen, und sie erfuhren nichts von dem Aufschube des Verhöres. Erst am folgenden Tage wagte Frau Heisters den Gefangenwärter anzureden. Er zuckte die Achseln: „Ich weiß nicht, was es gibt, die ganze Stadt ist voll Unruhe — der Commissär ist fort, die Gerichtspersonen auch — ich kann mir das nicht erklären.“ Einige Tage später fing der alte Mann selbst zu plaudern an: „Wie soll das noch werden? Sie sind Gefangene und können keine Richter finden.“

„Was thun denn unsere Franzosen, unsere Ankläger?“

„Sie packen ein und ziehen aus, Einer nach dem Andern. Vor einigen Tagen hieß es, der Kaiser sei hier durchgekommen — nach Paris — jetzt heißt's gar, die große Armee sei geschlagen, sie gehe zurück. — Na, wir werden ja sehen!“

Das war Balsam für das Herz der unglücklichen Frau. Sie bat den Wärter, ihrem Manne dasselbe mitzutheilen, der dann schon das Nöthige thun werde.

Herr Heisters hörte die Neuigkeit mit freudig pochendem Herzen. „Vielleicht schlägt die Stunde der Erlösung nicht für dich allein, sondern auch für dein unglückliches Vaterland!“ sprach er für sich. Er schrieb sofort an das ordentliche Gericht des Landes und forderte als preußischer Unterthan Entlassung aus der Haft, in die ihn das Wort eines Fremden gebracht, der den Ort vor Beendigung der Untersuchung verlassen habe. Das Gericht getraute sich nichts für sich zu thun, so groß war der Respekt vor dem französischen Gebieter; aber eine Anfrage bei dem Gouverneur hatte den gewünschten Erfolg: Herr Heisters wurde mit seiner ganzen Familie in Freiheit gesetzt. Ersterer kehrte zu seiner früheren Thätigkeit zurück; Hugo trat mit Erlaubniß seiner Eltern in die Freischaaren, die sich in Preußen zur Vertreibung der Franzosen sammelten; Gaspard, der als Franzose nicht wohl gegen Frankreich fechten konnte, blieb bei Herrn Heisters im Geschäfte.

Welches Leben herrschte nun überall, wohin man im weiten deutschen Vaterlande blickte! Begeistert griff Jung und Alt, Arm und Reich zu den Waffen, begnügte sich mit den einfachsten, wenn keine andern zu haben waren, und in wenig Wochen wogten die preußischen Schaaren, vereint mit russischen Truppen aus dem fernsten Osten, nach dem Herzen Deutschlands, wo die französische Macht noch ungebrochen war.

Nach vielen Kämpfen fand endlich im Herbste des Jahres die entscheidende Schlacht bei Leipzig Statt, wo Napoleon unterlag, und in Folge dessen wurden die verhaßten Franzosen aus Deutschland gejagt. Am Rhein, im Rücken der siegreichen deutschen Armee, sammelten sich die Flüchtlinge; dorthin führten Herrn Heisters Berufsgeschäfte, dort traf er den geliebten Sohn, und endlich fanden sich auch Mutter und Schwester ein, den tapfern Vaterlandsvertheidiger zu umarmen, ehe er den heimathlichen Boden verließ. — Aber es war keine Zeit zu träger Ruhe, oder der alte Blücher hätte nicht Obergeneral sein müssen; vorwärts nach Paris sollte es gehen, und in Winterschnee und Eis überschritt man den Rhein, trotz aller Hindernisse kämpfte man auf französischem Boden und ruhte nicht, bis das Heer vor Paris stand. Da versuchten die Franzosen einen letzten Kampf, aber vergebens: siegreich zogen die Verbündeten in Paris ein, setzten den Kaiser ab und den Bruder des Hingerichteten als Ludwig XVIII. zum Könige ein.

Wie die Zugvögel erst einzeln, dann zahlreicher, zuletzt in ganzen Schaaren, fanden sich die Emigranten wieder ein. Wie jene oft ihr Nest nicht mehr wiederfinden, weil es zerstört ist, so erging es Vielen von diesen; denn selbst von manchem herrlichen Schlosse fand man kaum so viel vor, daß man noch den Platz und die Umgegend erkannte, wo es einst stolz und herrlich geprangt hatte; andere fanden sich in fremden Händen, und der neue Besitzer war nicht zu vertreiben. Das Letztere war mit dem Hotel d'Evremont der Fall. Frau Heisters, die mit ihrer Tochter und dem jungen Erben von Evremont der verbündeten Armee Schritt für Schritt gefolgt war, in der Hoffnung, endlich die Glieder ihrer Familie sammeln zu können, fand das Palais in den Händen eines Generals der Kaiserarmee, der den ferneren Besitz desselben bereits von dem jetzt regierenden Könige zugesichert erhalten hatte. Mit Thränen in den Augen verließ sie die

Schwelle desselben, ging schweigend und nachdenkend die Straßen hinab und wußte nicht, was sie nun beginnen sollte. Ringsum war lauter Jubel, die Sieger triumphirten, die leichtsinnigen Franzosen riefen ein Vive le roi! nach dem andern, wie sie vor zwanzig Jahren „Nieder mit dem Könige!“ gerufen hatten. Hier tranken Franzosen, Deutsche und Kosaken; dort tanzte man auf öffentlichen Plätzen; anderswo sang man Spottlieder auf Napoleon, und kleine Knaben verkauften Zerrbilder von ihm.

Mitten in diesem bunten Gewühl, in diesem betäubenden Lärm gellte plötzlich eine helle weibliche Stimme. Frau Heisters erbebte, und ehe sie sich besinnen konnte, lag ein junges Mädchen an ihrer Brust und hielt sie krampfhaft umschlungen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Nur schluchzen und seufzen hörte man sie; die Umgebung wurde aufmerksam. Endlich öffneten sich die Arme; die Beiden sahen einander in die thränenvollen Augen, und mit den Worten: „Tante, theure Tante!“ umarmte das junge Mädchen Frau Heisters. „Um Gott, Cäcilie!“ rief diese, „finde ich dich hier und allein? Wo sind —“

„Gerettet! Alle gerettet und in Sicherheit!“

„Gott sei Dank! Auf, führe mich zu ihnen!“

„Gleich! doch einen Augenblick Ruhe, ich bin erschöpft.“

Frau Heisters erging es nicht anders. Sie suchte ein Ruheplätzchen, und die lustigen Soldaten waren sofort bereit, ihnen nicht bloß ein solches anzubieten, sondern schafften auch Erfrischungen herbei. Nach kurzer Erholung machten sie sich auf den Weg, die Ihrigen zu suchen. Der Graf und die Gräfin hatten sich durch Vermittlung einer ihrer Dienerinnen gefunden; sie bewohnten mit Cäcilie deren kleine finstere Stube, da bei dem Andrange so vieler Fremden keine passende Wohnung zu finden war. Gaspard erhielt durch einen Boten die freudige Nachricht, und auch Hugo erschien, sobald es sein Dienst erlaubte.

Das war nach so viel Trübsal und Kummer eine große, lautere Freude für Alle. Es wurde erzählt und wieder erzählt, die Flucht fast eines Jeden war voller Abenteuer, aber überall half der gütige Gott und führte sie in Sicherheit. Noth hatten eigentlich nur Mutter und Tochter gelitten, da das, was sie in der Eile zusammenrafften, nicht auf so lange Zeit ausreichen konnte.

Was aber nun beginnen, wenn man die Güter nicht zurückerhielt, den Nachweis nicht liefern konnte?

„Dafür ist gesorgt," sprach Frau Heisters. „Dieser Arbeitsbeutel enthält so manches Kleinod, das Ihr in der Eile mitzunehmen vergaßet. Ich hatte vor Deiner Zurückkunft, lieber Bruder, Zeit genug, Alles genau zu untersuchen; was ich von Juwelen fand, packte ich ein und barg es in den weiten Räumen dieses Arbeitsbeutels; auch diese Papiere —"

„Bei Gott! Schwester, Du beschämst uns Alle. Was wir vergaßen, daran dachtest Du. Du hast uns nicht nur aus der Gefahr gerettet, sondern uns auch vor lebenslänglichem Elend bewahrt. Wie können wir Dir genug danken?"

„Und dieser Arbeitsbeutel, der zu so unseligen Neckereien und Beleidigungen Anlaß gab!" seufzte die Gräfin.

„Schweig doch davon! Fast zwanzig Jahre sind seit jener Zeit verflossen — ich hatte das Wort schon am andern Tage vergessen."

„Du hast eine edle Rache geübt."

„Wie sie einer Christin ziemt. Doch laßt uns an Anderes denken!"

„Eine Bitte hab' ich," sagte die Gräfin.

„Sprich offen!"

„Dieser Arbeitsbeutel soll mich immer an meinen Uebermuth erinnern; er diente zu unserer Rettung."

„Und ich, ich erkannte die Tante an ihm in dem Gewühle der Straßen," fiel Cäcilie ein.

„O laß' ihn uns zum bleibenden Andenken! Er soll uns, unsere Kinder und Kindeskinder an unsere Pflicht erinnern; er soll uns zu nützlicher Thätigkeit anspornen, daß, wenn wir auch je einmal unsere Güter wieder erhalten, wir uns dem alten schmählichen Müßiggange nicht wieder hingeben."

„Nimm ihn denn, mit tausend Freuden laß' ich ihn Dir! möget Ihr ganz das Glück empfinden, das ein arbeitsames Leben gewährt!"

„Gewiß, darnach wollen wir streben!" schloß der Graf, und er hielt Wort.

Nach dem mißlungenen Versuche Napoleons, die Herrschaft wieder an sich zu reißen, kam Ordnung in's Land. Graf d'Evremont erhielt den größten Theil seiner Besitzungen wieder; er lebte viel auf

seinen Landgütern, betrieb eifrig die Kultur derselben, und suchte sich durch Freundlichkeit und Wohlthätigkeit die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. Unablässig thätig war die Gräfin, ebenso Cäcilie, und wenn der harte Winter kam, da fehlte es nicht an Strümpfen und wollenen Kleidern, die aus den Händen der vornehmen Damen hervorgegangen waren, um Arme zu bekleiden.

Alljährlich wenigstens einmal kam die Heister'sche Familie nach Frankreich und verlebte im Kreise ihrer Verwandten einige Tage in Glück und Freude, und fast jedesmal mußte sie das Lob ihres Arbeitsbeutels hören. „Er hat uns," hieß es, „den Segen der Arbeitsamkeit gelehrt. Das ist ein Talisman, der ist mehr als Pandora's Büchse; denn er enthält viel Glück und — kein Unglück, wie jene dessen so viel enthielt und in die Welt sendete."

Ein deutscher Fürst.

Von Adolph Bube.

Zu Herzog Ernst dem Frommen
Im Schlosse Friedenstein
War gleißnerisch gekommen
Der Kirchenfürst*) vom Rhein.

Der Herzog gab dem Gaste
Im schöngeschmückten Saal,
Der viele Zeugen faßte,
Ein reichbestelltes Mahl.

Da hob der Kirchenhirte
Vom Stuhle sich gemach
Und nahm, geneigt zum Wirthe,
Sein volles Glas und sprach:

*) Johann Philipp, Kurfürst von Mainz.

„Hoch laß vor Allen leben
„Den königlichen Herrn,
„Der Frankreich Ruhm gegeben*), —
„Ihn, der auch unser Stern.“

Doch Ernst, von deutschem Sinne
Und Volksgefühl beseelt,
Denkt, wie Verrath beginne,
Wer solchen Stern sich wählt.

„Stets,“ ruft er, „will ich halten
„An meinem Kaiser fest,
„Ob auch Verführer walten,
„Und Mancher ihn verläßt.

„Hell soll mein Glas erklingen
„Ihm und dem Vaterland,
„Um das sich möge schlingen
„Der Eintracht starkes Band.“

Die Nordpolexpedition.

Von Charlotte Späth.

„Hu, ist das ein abscheuliches Wetter!“ rief die sechzehnjährige Cornelie, als sie bei ihrer Freundin Amanda in's Zimmer eintrat und zugleich mit dem feinen Battisttuche die wenigen Spuren des Regens auf ihrer Mantille sorgfältig zu verwischen suchte.

„Nein, Cornelie,“ entgegnete die Freundin, „ich freue mich des Regens, denn war denn diese wahrhaft tropische Hitze indessen zum Aushalten? es ist ja ganz unerhört, was man diesen Sommer zu leiden hat. Ach, daß es doch schon Winter wäre!“

„Kind, bist du vernünftig? du wirst dir doch nicht kalt wünschen!

*) Ludwig XIV.

was gibt es denn Schlimmeres als die Kälte? bedenke nur, wenn Alles starr von Eis ist und man nicht aus dem Fenster sehen kann, ohne Schnupfen und Katarrh zu bekommen, und dann die kurzen Tage und die langen Nächte! nein, den Winter mag ich gar nicht!"

„Aber ich! dafür schließt man sich in wohlverwahrte Zimmer, hat feste Vorfenster, warme Bodenteppiche und läßt sich den dampfenden Thee oder Caffee in munterer Gesellschaft, hinter dem tüchtig eingeheizten Ofen trefflich behagen. Muß man ausgehen und hat keinen Wagen bei der Hand, nun so hüllt man sich bis über die Ohren in Pelz, läuft so schnell man kann, um recht bald in das abermals gut durchwärmte Gesellschaftszimmer lieber Freunde zu kommen, und ist man nur erst dort, denkt man nicht mehr daran, ob's draußen hagelt, schneit oder stürmt. Nein, ich kann dem Sommer mit seiner versengenden Hitze keinen Geschmack abgewinnen, mir ist der Winter hundertmal lieber."

„Oder das Beste wäre," warf Max, der Bruder Amanda's, der das ganze Gespräch im Nebenzimmer mit angehört hatte, dazwischen, „wenn es gar keine Jahreszeit und gar keine Witterung gäbe. Dem einen Fräulein ist der Winter zu kalt, dem andern der Sommer zu heiß, was ist da zu machen? Man schafft zum wenigsten Sommer und Winter ab und tolerirt nur noch, versteht sich ohne Regen, Frühling und Herbst. Wie es dann freilich mit Korn und Wein, Obst und Holz bestellt sein wird, das weiß ich so genau nicht; allein in unserem erfindungsreichen Jahrhundert gibt es vielleicht auch dafür guten Rath."

„Schweig mit deinem Spott, Max!" eiferte Cornelie; „wird es dir denn nicht auch heiß im Sommer, und friert dich's nicht im Winter?"

„Gewiß! aber ich bin so vernünftig, eine kleine Unbequemlichkeit gerne zu ertragen, wenn der daraus entspringende Vortheil unendlich überwiegend ist, und zudem habe ich mich nicht so verwöhnt, daß mir jedes rauhe Lüftchen oder ein kleiner Regenschauer gleich Schnupfen und Katarrh zuzieht. Ueberhaupt scheint es mir sehr selbstsüchtig, seine eigene werthe Person so außerordentlich vor allen Einflüssen der Witterung zu schonen, während doch Tausende von Menschen sich erbarmungslos den furchtbarsten Elementen aussetzen müssen, um ihren Nebenmenschen zu verschaffen, was sie täglich nöthig und oft auch nicht

nöthig haben. Wie stände es mit Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe, wenn man dem lieben Körper gar nichts zu Leide geschehen lassen wollte? Und sind die Menschen, die durch ihre Entdeckungen uns so zu sagen eine neue Welt aufschließen, wobei freilich oft die größten Entbehrungen und Strapazen durchzumachen sind, etwa von anderem Stoff, als wir? Nein, aber sie haben sich bei Zeiten abgehärtet und gestählt und dadurch dem Geist Herrschaft und Freiheit über den Körper erworben. Ja es ist schmählich, auch für Frauen, dem leiblichen Behagen so viel Macht einzuräumen, daß es bis zur Empörung gegen Gottes weise Einrichtungen kommt."

„Ei seht doch den Moralisten! Welche Welt, mein hochgelehrter Herr Bruder, gedenkst denn du einst deinen Mitmenschen aufzuschließen, oder durch welches große Werk dir einen unsterblichen Ruhm zu erwerben?"

„Darnach, Amanda, trachte ich gar nicht, sondern es war zunächst nur davon die Rede, sich nicht zu verwöhnen und sich nicht für so kostbar zu halten, weil das immer zur Ungerechtigkeit gegen Andere führt. Indessen nichts für ungut, es war alles in Lieb' und Freundschaft gemeint."

Ehe die Mädchen zu einer Antwort kamen, hörte man den Wagen des lieben Großvaters anfahren, der immer mit lautem Jubel von den jungen Leuten empfangen wurde; denn nie erschien der freundliche alte Mann, außer er hatte etwas Unterhaltendes zu erzählen, oder eine interessante Lektüre mitzutheilen. Auch heute wurden die Hoffnungen nicht getäuscht.

„Kommt, Kinder," sprach er nach der ersten Begrüßung, „kommt in's Familienzimmer zu Vater und Mutter! Erst wollen wir uns den Thee wohl schmecken lassen; dann habe ich euch etwas zum Vorlesen mitgebracht, das euch gewiß gefallen wird, besonders dir, Max, — du willst ja doch einmal Schiffscapitän werden? aber auch die Mädchen — Fräulein! wollte ich sagen, verzeiht dem alten Großpapa! — werden es nicht ohne Interesse hören."

„Was ist es, Großväterchen, was ist es?" schmeichelte die neugierige Amanda, während die jungen Leute den werthen Gast in's Wohnzimmer geleiteten.

„Eine Nordpolexpedition!"

„O weh," lachte Max, „da friert es unsere Freundin Cornelie,

die mag den Winter nicht, so wird sie wohl auch keine besondere Vorliebe für den Nordpol haben."

„Still, Max! ich werde deinem hochweisen Unterricht jetzt Ehre machen und mitten im Polarmeer nicht frieren und weder Schnupfen noch Katarrh kriegen."

„Nur nicht zu viel versprochen!" warnte der muntere Großvater, „ich sage euch, Kinder, es wird euch kalt und warm werden bei meiner Geschichte."

„O, das ist herrlich, das ist herrlich!" jubelten diese, und so kam man zum Familienzimmer, wo außer den Eltern noch einige andere jüngere und ältere vertraute Freunde des Hauses die Eintretenden empfingen.

Heute konnte nicht eilig genug Thee getrunken und der ganze Apparat weggeschafft werden, denn die Blicke, besonders der jüngeren Gesellschaft, waren unablässig und mit sichtbarer Ungeduld auf die Taschen des lieben Großpapa's gerichtet, aus denen das interessante Buch herauskommen sollte. Doch ehe dies geschah, redete dieser die Gesellschaft also an: „Ich darf bei meinen lieben Freunden, alt und jung, ohne Zweifel voraussetzen, daß ihnen allen bekannt ist, wie der brave Seekapitän Sir John Franklin schon im Jahre 1845 im Auftrag der englischen Admiralität mit zwei Schiffen, Erebus und Terror, eine Expedition gegen den Nordpol unternahm. Der Versuch, einen Seeweg durch die Eismassen des Polarmeers hindurch, um den Norden Amerika's herum, ausfindig zu machen und dadurch das atlantische Meer mit dem großen Ocean zu verbinden, war zu verschiedenen Zeiten unternommen worden, Franklin selbst befand sich in seiner Jugend mehrmals dabei; allein nie hatten die gefahrvollen Reisen den beabsichtigten Zweck vollständig erreicht.

„Nicht abgeschreckt hiedurch, sondern vielmehr ermuthigt durch die errungenen Vortheile, wagte der nun bereits ergraute Franklin, der Mann vom unerschütterlichsten Muthe, aber mit dem weichsten Herzen, so daß er ohne die höchste Noth kein Thier tödten konnte, ja sogar die überaus lästigen Musquitos lieber verscheuchte als niederschlug, noch einen neuen Versuch.

„Die kühnen Seefahrer wollten durch die Baffinsbay und den Lancastersund nach der Melville-Insel segeln, um zu versuchen, ob sie durch die ewigen Eisfelder sich glücklich durcharbeiten könnten. Wäre

dieß unmöglich, so beabsichtigten sie, entweder von der Barrowstraße zwischen den dort befindlichen Inseln hindurch südlich an die Küste des Festlandes von Nordamerika zu dringen, und dort in den schon bekannten Küstenkanal durch die Dolphin- und Union-Strait bis zur Behringsstraße zu fahren, oder kühner, als alle ihre bisherigen Vorgänger, wollten sie, von dem Lancastersund geradenwegs sich nach Norden wendend, durch den Wellingtonkanal in offenes Wasser zu kommen suchen.

„Als die Expedition den 26. Mai 1845 England verließ, glaubte man im Jahre 1847 auf ihre Zurückkunft hoffen zu dürfen, allein sie kam nicht. Und da auch im darauf folgenden Jahre sich keine Spur von ihr zeigte und die Nachrichten, welche einige Wallfischfänger, denen die Schiffe in der Baffinsbai schon im Juli 1845 begegneten, von ihnen gaben, die letzten blieben, so wurde man allgemein bekümmert um das Schicksal des edlen Franklin und seiner Mannschaft.

„Von da an wurden nun von Zeit zu Zeit andere Schiffe ausgesandt, um die Verlorenen zu suchen, ja im Ganzen sind jetzt nicht weniger als 19 Expeditionen theils zu Wasser, theils zu Land, deren Kosten sich auf beinahe sieben Millionen Thaler belaufen, ausgeschickt worden. Sollte man die Unglücklichen auch nicht mehr am Leben finden, so wollte man doch eine gewisse Kunde über die Art ihres Todes erforschen; aber bis jetzt sind alle Versuche fruchtlos geblieben.

„Auch im Jahre 1850 liefen vier Schiffe in dieser menschenfreundlichen Absicht von England aus. Da es von großer Wichtigkeit schien, die Aussagen der Eskimos unterwegs zu vernehmen, um vielleicht durch sie auf eine Spur zu kommen, so erbat sich die englische Admiralität von der Direktion der evangelischen Brüdergemeine einen Missionar, der, durch frühere Thätigkeit auf Labrador der Sprache der Eskimos kundig, der Schiffsgesellschaft als Dolmetscher dienen könnte. Auf dieses Verlangen wurde bereitwilligst eingegangen, und so schloß sich denn im Vertrauen auf die Durchhilfe Gottes und in Betracht des edlen Zweckes der Bruder Johann August Miertsching, ein geborener Sachse, der Gesellschaft als Begleiter zu dem gefährlichen Unternehmen an.

„Und dieser ist es nun eben, dem wir die Berichte darüber zu danken haben. Sein Tagebuch erzählt einfach und schmucklos die

außerordentlichen Drangsale, die er und seine Gefährten zu erleiden hatten, aber wie sie auch so oft den wunderbaren Schutz Gottes erfahren durften in Augenblicken, in welchen keine Rettung mehr möglich schien.

„Den Beschreibungen des lieben Bruders ganz Schritt vor Schritt zu folgen, gestattet unsere Zeit nicht, ich erlaube mir daher nur einige besonders ansprechende Scenen aus seinen Blättern auszuheben und den Zusammenhang so viel möglich erzählend zu erhalten.“

Hierauf zog der freundliche Großvater das Buch mit den Worten aus der Tasche: „Ehe ich unsern Reisenden selbst sprechen lasse, muß ich noch Einiges bemerken. Unter den vier zu der Expedition bestimmten Schiffen waren es die Schiffe Enterprize und Investigator, die den 20. Januar 1850 Morgens 6 Uhr die Küste von Plymouth verließen. Bei gutem Winde ging es hinaus in die unermeßliche See! „Werden wir Europa wieder sehen und wann und wie?“ Dies mochten wohl unabweisbare Fragen für Jeden sein, der nur eine schwache Ahnung hatte von den ungeheuren Gefahren, die mit einer solchen Reise verbunden sind. Unser Missionar ergab sich in stillem Gebet in die Hände seines himmlischen Vaters, dessen Allmacht und treue Fürsorge sich so gut über die grenzenlose Fläche des Weltmeeres als über den kleinsten Punkt des Festlandes erstreckt.

„Eigentlich war Miertsching auf die Enterprize bestimmt, da es aber dort noch an der Einrichtung seiner Kajüte fehlte, so brachte man ihn auf den Investigator zurück, um ihn erst von Valparaiso an an Bord der Enterprize zu nehmen. Wäre das geschehen, welchen Drangsalen würde er entgangen sein! Aber wer will es Zufall nennen, daß er durch allerlei Verhinderungen auf dem Investigator festgehalten wurde. Mußte doch bei den großen Gefahren, die gerade diesem Schiffe bestimmt waren, der fromme junge Mann sowohl für den Capitän als für die ganze Mannschaft durch sein Gebet seinen Trost, seine Belehrung zum wahren und, wie wir hoffen wollen, zum bleibenden Segen werden, und sollte nicht auch für ihn selbst aus dem bittern Kern eine süße Frucht erwachsen sein?

„Der brave Capitän Robert Le Messure Mac Clure stellte den Dolmetscher zuerst den Offizieren, dann der Mannschaft vor und befahl der letztern, da der Dolmetscher Offiziersrang habe, ihn als solchen zu betrachten und zu salutiren.“

Ueber die Einrichtung des Schiffes hören wir Folgendes von ihm: „Unser Schiff ‚Investigator' ist eine kleine Fregatte von 423 Tonnen mit drei Masten. Das Schiffspersonal besteht aus dem Capitän, 2 Lieutenants, 2 Unterlieutenants, 2 Schiffsärzten, dem Proviantmeister, dem Schiffsmeister und 66 Matrosen. Diese letzten sind in drei Klassen getheilt. Zu der ersten Klasse gehören 4 Zimmerleute, Schmiede, Bäcker, Köche, Segelmacher u. s. w. Der Capitän hat einen Koch und zwei Tischdiener, die Offiziere desgleichen. Die Matrosen sind im Unterdeck, wo dieselben des Nachts in Hängematten schlafen; sie sind in Tischgesellschaften zu acht Mann eingetheilt. Jeder Offizier hat seine Schlafcajüte sieben Fuß im Geviert, in welcher ein Bett, Wasch- und Schreibtisch und ein Stuhl sich befindet. Jeder hat einen Diener, welcher die Cajüte in Ordnung hält und für das Waschen und Ausbessern der Wäsche u. s. w. sorgt. Da auf unserem Schiffe keine Schiffsjungen sind, so wurden die acht Seesoldaten, ein Korporal und ein Sergeant als Offiziersbediente angenommen, für monatliche weitere zwölf Schilling Schiffslohn. Kanonen haben wir nur zwei Stücke, aber sehr viele Flinten, Pistolen, Handgranaten und Congreve-Raketen. Die Schiffskost besteht aus gesalzenem Rind- und Schweinefleisch und frischem eingekochtem Rind-, Schöps- und Kalbfleisch, trockenen Gemüsen, Erbsen, Kartoffeln u. s. w. als Zukost. Zum Frühstück wird Chocolade, Abends Thee gereicht mit Schiffszwieback. Essig, saure Gurken, Senf u. dgl. werden wöchentlich zweimal ausgetheilt. Ehe unser Schiff England verließ, legten die Offiziere 250 Pfund zusammen und kauften dafür Wein, Bier und andere Lebensmittel. Der Tag ist in sechs vierstündige Wachen eingetheilt. Jede Wache besteht aus einem Offizier und 15—20 Matrosen. Morgens 5 Uhr wird zum Aufstehen geblasen, dann wird das Schiff inwendig gereinigt und geputzt. Um 8 Uhr ist das Frühstück, um 9 Uhr Musterung auf dem Verdeck. Bis halb 12 Uhr werden die Matrosen nützlich beschäftigt. 12 Uhr Mittagessen, bis 1½ Uhr freie Zeit, bis 5 Uhr Beschäftigung, 6 Uhr Thee und dann bis 8 Uhr wird zum Lustigsein kommandirt. Um 8 Uhr gehen die Matrosen zu Bette. Die Offiziere essen um 2 Uhr zu Mittag, der Capitän um 4 Uhr. Die Offiziere gehen nach Belieben schlafen. Der Proviantmeister theilt jeden Mittag für den andern Tag die Rationen für die Tischgesellschaften aus. Schiffsgrog wird täglich für den Mann ein Viertelnösel verabreicht."

Digitized by Google

Der Anfang der Reise war für unsern Missionar nicht ungünstig, das Wetter schön, der Wind gut, Offiziere und Mannschaft freundlich und zuvorkommend. Dennoch fühlte er sich fremd in dem schwimmenden Hause, unter der unbekannten Gesellschaft, deren Sprache er nicht einmal verstand. Selbst mit seinem Diener, einem Schotten, konnte er sich nur durch Zeichen verständigen. Erst auf dem Schiffe lernte er die englische Sprache, wozu er freilich mehr Zeit fand, als ihm lieb war.

Nach einiger Zeit veränderte sich das Wetter, und mit Ende Januars hatten sie einen furchtbaren Sturm, wobei die obersten Masten brachen und in einem Augenblick herabstürzten. Die hochgehenden Wellen schlugen in das Schiff, in welchem bald das Wasser vier Fuß hoch stand und die Lagerstätten ganz durchnäßt wurden, auch des Missionars Bücher und Guitarre litten durch die Nässe. Indeß blieben die Matrosen bei gutem Muth, und Miertsching wurde wenigstens nicht seekrank.

Im Februar erheiterte sich der Himmel wieder. Die Lagerstätten wurden ausgetrocknet, die Oefen geheizt und glühende Kanonenkugeln in die feuchten Ecken und Winkel des Schiffs gebracht. Hiedurch aber entstand Abends den 4. Februar ein Brand, den man zwar schnell zu löschen so glücklich war, wobei jedoch viele neue Segel verbrannten. Nach überstandener Gefahr überließen sich die Matrosen, statt eines dankbaren Aufschauens zu Gott, der tollsten und ausgelassensten Freude. Dem Missionar wurde es dabei sehr schwer ums Herz, doch seufzte er nur still zum Herrn.

Von Mitte Februars an trat Sommerwärme ein. Herrliche, erquickende Abende, aber gräßliches Lärmen und Tanzen auf dem Schiffe.

Sonntags wurde zwar, nach englischer Sitte, die Arbeit eingestellt; aber von einem eigentlichen Gottesdienste war anfänglich nichts zu hören. Bald aber begann der Capitän damit, zwei Kapitel aus der Bibel, einen Psalm und das sonntägliche Evangelium, so wie ein für diesen Zweck bestimmtes Gebet vorzulesen.

Die Hitze nahm jetzt täglich zu. Dabei zeigten sich die meisten Matrosen als freche, gottlose Leute, die kaum durch die strengen Schiffsgesetze in Ordnung gehalten werden konnten; einmal mußte sogar die neunschwänzige Katze angewandt werden.

„O daß ich auch nur einen christlichen Freund in meiner

Umgebung hätte!" seufzte der Missionar und sehnte sich zu seinen Eskimos auf Labrador!

Durch die Magellanstraße erreichten sie Valparaiso. Obgleich sie dort landeten, so war ihnen die Enterprize doch schon vorangeeilt, und sie erreichten dieselbe erst im Port Galland.

Die Cajüte für unsern Missionar war jetzt dort auf's bequemste eingerichtet, allein Capitän Mac Clure wünschte ihn noch bis zu den Sandwichsinseln auf dem Investigator zu behalten, wo er dann erst an Bord der Enterprize gehen sollte. Miertsching war es zufrieden, und so blieb er.

Im Mai verschlimmerte sich das Wetter abermals in so hohem Grade, daß das starke Schwanken des Schiffes selbst die Offiziere und die Matrosen seekrank machte.

Freitag, den 10. Mai, lesen wir: „Wetter und Wind sind sehr ungünstig. Seit vierzehn Tagen können nur zwei kleine Segel aufgespannt werden. Das Schiffsgeländer ist zerschlagen, der Schiffsraum und die Kajüten sind voll Wasser, Alles ist durchnäßt. In Folge davon liegen vierzehn Matrosen krank darnieder. Die Wellen schlagen oft über das Verdeck und lassen eine Menge kleiner Fische und anderer Seethiere zurück.

Den 14. Mai. Siebzehn Kranke, kein Lüftchen regt sich, dabei tobt die See. Das Schiff wird so furchtbar umher geworfen, daß die Enden der Segelstangen in's Meer tauchen. Man kann weder stehen, noch sitzen, noch liegen. Dabei ist Alles, Kleider, Wäsche, Betten durch und durch naß, und im Schiffe herrscht ein widerlicher, moderartiger Geruch. Das Schiffsleben ist doch ein elendes!

Den 15. Mai. Vergangene Nacht kamen so gewaltige Windstöße, daß Alle, auch der Capitän, fürchteten, das Schiff möchte es nicht aushalten. Zwei Segelstangen und ein Segel gingen verloren.

Den 18. Mai. Der Wind ist gottlob schwächer, aber das Schiff liegt hilflos da. Reservemasten gibt es keine mehr, heute werden nun starke Raaen statt der Masten aufgesetzt. Ich bin nun auch in den Händen des Doctors. Kein Wunder! Seit vierzehn Tagen hatte ich fast nicht geschlafen, und wollte ich mich zu Bette legen, so mußte ich vorher mit Hülfe meines kranken Bedienten die wollenen Decken meines Bettes auswinden und mich dann in die feuchten Tücher legen. Ich bekam Medicin und jeden Tag vier Glas Sherry zu trinken.

Der Capitän ist sehr freundlich, ich muß den ganzen Tag in seiner Cajüte zubringen. Unsere Unterredungen sind sehr lang und sehr interessant.

Den 19. Mai. Nun ist auch der Doktor krank, aber das Wetter ist schön. Ich schleppte mich auf das Verdeck und wärmte mich an der freundlichen Sonne. Es ist heute, am Pfingstfest, nach sechs Wochen wieder zum erstenmal Schiffsgottesdienst.

Den 31. Mai. Das günstige Wetter hat unser Schiff schnell getrocknet und mich und die meisten Kranken hergestellt; aber viele Centner Zwieback, von der Nässe verdorben, mußten in's Meer geworfen werden. Die heitere Laune der Mannschaft kehrt zurück, es wird getanzt und gejubelt. Als ich meine Bücher trocknete, schenkte ich einigen Matrosen Traktätchen. Der Capitän lachte, als er's erfuhr und meinte, seine Leute seien nicht so einfache Menschen, wie meine Eskimos. Ich war bei dem Capitän über Tisch, es wurden sehr ernste Gespräche über Schöpfung und Erlösung geführt. Ach könnte ich nur schon besser englisch!

Den 29. Juni. Die ganze Zeit hatten wir gutes Wetter und günstigen Wind. Jetzt sind wir den Sandwichsinseln nahe, und darum wurde das Trinkwasser frei gegeben. Sehr viele unserer Speisevorräthe sind durch Nässe und Hitze verdorben. Jeden Abend bin ich mit dem Capitän bis 11 Uhr auf dem Verdeck: das ist mir die angenehmste Zeit."

Am Sonntag, den 30. Juni, kam die Schiffsgesellschaft den Sandwichsinseln ganz nahe. Man bemerkte auf der Insel Molakai Missionsniederlassungen, man hörte das Anschlagen der Gongs (beckenförmige metallene Instrumente, statt der Glocken), man sah die braunen Eingeborenen in weißen Kleidern zur Kirche eilen. — O wie pochte da das Herz des Missionars! Mächtig regte sich die Sehnsucht nach seinem eigentlichen Beruf in ihm, was soll er hier unter diesen rohen, verwilderten Menschen! Aber, tröstete er sich sogleich, es war ja nicht seine Wahl, es ist des Herrn Wille, er hat nur kindlich zu gehorchen.

Den 1. Juli landete man auf der Insel Owahu, wo die königliche Residenz Honolulu mit einem großen schönen Hafen sich befindet. Die Umgegend von Honolulu beschreibt der Missionar paradiesisch. In den Ebenen die herrlichsten tropischen, auf den Höhen europäische Früchte im Ueberfluß.

Die Stadt enthält 30,000 Einwohner, ein buntes Gemisch von Amerikanern, Engländern, Chinesen, Juden und Deutschen. Fast täglich vergrößert sich die Bevölkerung. Die Häuser sind von Eisen und Holz, man bringt dieselben fertig von England und Amerika, und so sind sie in wenigen Tagen aufgerichtet und bewohnbar. Die Kleidung der meisten Einwohner ist nach europäischer Mode, Alles von Seide; roth, grün und schwarz sind die Hauptfarben. Die Soldaten, deren unser Missionar 130 Mann aufmarschiren sah, hatten europäische Monturen und Bewaffnung, waren aber dabei alle barfuß. Die Hofsprache ist englisch, die braunen Stadteinwohner sprechen savajanisch und englisch. Der König und die Königin sind noch nicht getauft, beide sehr phlegmatisch, und der König, glaubt der Missionar, liebt die Weinflasche mehr als das Christenthum; hingegen eine Prinzessin, Kalnaikakuli, schildert er als eine sehr christliche Person.

Die erste Neuigkeit, welche die Gesellschaft hier empfing, war keine angenehme, daß nämlich die Enterprize vier Tage hier vor Anker gelegen und nun gestern nach der Behringsstraße abgesegelt war. Der Capitän erschrak sehr bei dieser Nachricht, beschloß aber doch, vierzehn Tage hier zu verweilen. Ein englisches Kriegsschiff brachte unsern Reisenden Briefe und Zeitungen, was natürlich große Freude verursachte.

Von einem Kaufmanne aus Hamburg, Albin, freundlich aufgenommen und bewirthet, suchte Miertsching mit dem Schiffsarzte Piers die Missionsniederlassungen auf und wurde dort von Mr. Clarke, der zugleich Hofprediger ist, äußerst freundlich empfangen, auch dem englischen Consul Müller und allen zur Mission gehörenden Familien vorgestellt. Ach, wie unaussprechlich heimathlich fühlte sich unser guter Missionar unter diesen Brüdern und Schwestern, denen er durch die gemeinsame Liebe zum Herrn sich gleich so nahe fühlte!

Aber leider dauerte die Freude nicht lange. Schon nach vier Tagen, als er eben, einer Einladung zufolge, mit den sämmtlichen Familiengliedern der Mission, 53 Personen im Ganzen, aufs Angenehmste zu Mittag speiste, erhielt er den unwillkommenen Befehl, um 4 Uhr auf dem Schiffe zu sein, weil der Capitän sich genöthigt sehe, dieses heute noch unter Segel gehen zu lassen.

Der Abschied, besonders im Blick auf die Gesellschaft, unter die er zurückkehren sollte, wurde ihm sehr schwer. Viele der neuen Freunde

begleiteten ihn zum Schiff und entließen ihn dort unter Gebeten und heißen Segenswünschen, auch beschenkten sie ihn reichlich mit Lebensmitteln, prächtigen Blumen, Büchern und Traktaten für seine Matrosen, die ihm in späterer Zeit, als seine Leute anfingen nach Gott und seinem Worte zu fragen, sehr wohl bekamen.

Auf dem Schiffe fand er die Mannschaft in voller Beschäftigung, das Schiff segelfertig zu machen, und der Lärmen, das Singen, Pfeifen und Fluchen der Halbberauschten bildete freilich einen scharfen Contrast gegen die lieblichen Gespräche der Gesellschaft, die er so eben verlassen. Ein Theil der Matrosen hatte sich auch wirklich während des kurzen Aufenthalts auf dem festen Lande schlecht benommen. Mehrere mußten aus dem Stadtgefängniß gelöst werden, einige waren gar mit ihrer Habe davon gelaufen; es wurden deßhalb neun neue angenommen, und der gute Capitän hatte große Noth. Dieser begrüßte zwar den Missionar freundlich; aber es war wohl zu bemerken, daß ihm nicht heiter zu Muthe war, und erst einige Tage später vertraute er dem Ersten, welch' unangenehme Verhältnisse ihn zu dem schnellen Aufbruch von Honolulu genöthigt hätten.

Nun ging es rasch dem Norden zu. Von der Enterprize war nichts zu sehen noch zu hören, obwohl man sich bei allen vorüberfahrenden Schiffen nach ihr erkundigte.

Freitag den 2. August erscholl auf einmal von der Mastspitze der Ruf: „Eis!“ und in zwei Stunden war das ganze Schiff von großen Eisschollen umgeben. Dennoch segelte man unter manchem derben Stoße vorwärts, bis man endlich fest saß und nur noch eine zusammenhängende Eismasse sah. Mit vieler Arbeit und Mühe wurde das Schiff gewendet und nach Ost der Küste des Festlandes zugesteuert. Hunderte von Wallrossen, alte und junge, lagen auf dem Eise und tauchten, so oft ihnen das Schiff näher kam, auf ein gegebenes Zeichen unter, erhoben sich aber alsbald wieder.

Den folgenden Tag wurden die Sommerkleider zusammengepackt. Das uns zu beiden Seiten liegende Eis hatte unter und über dem Wasser schon eine Dicke von 50—60 Fuß erreicht.

Vom 2. bis zum 8. August blieb das Schiff öfters im Eise stecken, der dichte Nebel ließ nicht erkennen, wo man sich befand, was die Stimmung auf dem Schiff muthlos machte. Endlich erblickte man Land und Menschen. Der Missionar wurde mit sechs Mann

abgeschickt, um sich mit den Eskimos, die denen von Labrador ganz ähnlich waren, zu unterhalten. Das Land, eine weite Ebene, war mit Gras und kleinen Blümchen bedeckt, aber der Boden hart gefroren. Die Abgesandten richteten ein Zeichen auf und vergruben eine Flasche mit der Nachricht, daß sie da gewesen, wie es überall geschah, wo gelandet wurde. Sehr oft ließ man auch ein Depot von Lebensmitteln und Kleidern zurück, im Fall andere Schiffe, namentlich die Enterprize, vielleicht Gebrauch davon machen könnten. Von Franklin wollten die Eskimos nichts wissen, überhaupt hielten sie den Fragenden nicht lange Stand. Später kamen etwa fünfzehn von ihnen, Männer und Frauen, auf einem Boote zu dem Schiff; sie schienen wie zu Haus da zu sein und fingen bald an zu singen und zu tanzen. Und jetzt verständigte sich der Missionar ganz gut mit ihnen. Es ist ein armes, schmutziges Volk; die Frauen tättowiren sich im Gesicht, und die Männer haben zwei große Glasperlen oder auch runde Steine durch die Unterlippe nahe an den Mundwinkeln gesteckt; ihre Waffen bestehen aus großen Messern, Speeren, Bogen und Pfeilen. Sie brachten Fische, die man gegen Taback eintauschte; Geld kennen sie nicht. Die Reisenden kauften auch Bogen und Pfeile, ja die Kleider vom Leibe weg wollten die Eskimos kaufen. Sie versprachen, alle weiße Leute freundlich zu behandeln; als sie aber bald anfingen zu stehlen, mußte man sie mit Gewalt wegtreiben.

Montag den 19. August. Die vergangene Nacht war eine schlaflose und angstvolle. Die Eisstöße an das Schiff nahmen so gewaltig zu, daß ich zweimal aus dem Bett geworfen wurde. Das Eis wird immer schwerer und das Fahrwasser enger. Alle Augenblicke muß das Schiff mit unendlicher Arbeit von den Eisblöcken befreit werden.

Den 21. August kamen wir bei starkem Nordwind an Flaxmanns Island und dann an Pelly Island vorüber am Ausfluß des Makkenzieflusses.

Den 31. August. Abermals ein Besuch bei den Eskimos auf dem Kap Bathurst. Der Empfang war sehr kriegerisch, aber sie ließen sich bald belehren, daß wir als Freunde kämen und Geschenke brächten. Sie wurden zutraulich, und die Frauen legten uns als großes Freundschaftszeichen ihre Säuglinge in die Arme. Nachdem sich der Capitän überzeugt hatte, daß die Leute von Sir John

Franklin nichts wüßten, entließ er sie mit Geschenken. Ich aber suchte die Gelegenheit zu benützen, ihnen auch etwas von dem großen und guten Geiste zu sagen, der Sonne, Mond und Sterne und Alles, auch die ersten Menschen, erschaffen habe und Alles sehe, was die Menschen thun. Sie ließen dieß gelten; nur über Sonne und Sterne gab der alte Häuptling folgende Erklärung: „Ueber uns ist ein sehr großer blauer Kasten, das Haus der Sonne. Am Tage und im Sommer ist die Sonne lange nicht zu Hause, aber wenn sie in das Haus geht, wird es dunkel, und weil in dem Hause lauter kleine Löcher sind, durch welche sie zur Erde sieht, so leuchtet sie durch, das sind die Sterne." Auch von Unsterblichkeit hatten sie einen wunderlichen Begriff: „Es gibt zwei Länder, ein schönes und ein nicht schönes. In dem guten Lande wohnt ein guter Geist, der dort das Wild bewacht, daß es nicht aus dem Lande weggeht. In dem schlechten Lande wohnt ein böser Geist, der den Menschen immer Böses zufügt. Wenn ein Eskimo stirbt und er hat im Leben die armen Wittwen und Waisen gekleidet und gespeist, so kommt er in das gute Land, wo immer Sonne scheint, nie Regen, Eis und starker Wind ist, wo immer warmes Wetter herrscht und Seehunde, Rennthiere u. dergl. unzählbar sind, die man alle mit den Händen fangen kann. Wer dagegen im Leben nichts Gutes thut, der kommt in das schlechte kalte Land." Als mir der Capitän zur Abreise rief, wollten mich die guten Leute gar nicht fortlassen, ich sollte durchaus dableiben und ihnen noch mehr erzählen. Sie versprachen mir Schlitten, Hunde, endlich auch ein Zelt, und als dies Alles nichts half, stellte mir der Häuptling seine sechszehnjährige, recht schöne Tochter vor mit den Worten: „Takka unna! (Nimm diese!)" Wir theilten nun unsere Geschenke aus und trennten uns; dem von mir verschmähten Mädchen gab ich noch besonders Nähnadeln, was bei den Eskimofrauen großen Werth hat. Sie riefen uns tausendmal Lebewohl zu, und fünfzehn Männer begleiteten uns noch bis zum Schiffe, von wo sie, mit europäischen Kleidern beschenkt, erst als es dunkelte, hocherfreut zurückfuhren. Mehrere dieser Eskimos hatten ausnahmsweise braune Haare und blaue Augen, da sie sonst durchgängig schwarze Haare und braune Augen haben. Ihre aus den feinsten Thierfellen sehr kunstvoll verfertigten Kleider zieren diese kleinen, aber schön gewachsenen Leute sehr. Kap Bathurst nennen sie Nuvuack.

Den 5. September. Gestern und heute sahen wir auf dem Lande einen sehr starken Rauch aufsteigen. Der Capitän sandte Lieutenant Loepwell, Dr. Armstong und mich mit sieben Matrosen aus, die Sache zu untersuchen. Kaum waren wir eine halbe Stunde entfernt, als wir zu unserem größten Schrecken aus unserem eigenen Schiff eine Rauchsäule aufsteigen sahen. Zurück durften wir nicht, da kein Signal aufgezogen worden. Wäre aber das Schiff untergegangen oder in die Luft gesprengt, was bei der großen Menge von Sprengpulver, die es enthielt, leicht hätte geschehen können, so wären wir elend umgekommen, da wir weder Lebensmittel noch Kleidung im Boot hatten. Die Angst war unbeschreiblich, aber ebenso die Freude, als wir den Rauch sich vermindern und das Schiff unbeschädigt sahen; doch hörten wir nachher, daß ein großer Theil der neuen Schiffstaue verbrannt war.

Nach zweistündigem Rudern, wobei wir öfters einen Wallfisch verscheuchen mußten, gelangten wir zu den Rauchsäulen, die an mehreren Stellen aus Erdrissen drangen und einen so starken Schwefelgeruch verbreiteten, daß man sich nur bis auf 15—20 Schritte nähern konnte. Eine Flamme war nicht zu sehen, aber die Erde war so heiß, daß unsere Stiefelsohlen verbrannten. Felsen und Steine waren keine zu finden, die senkrechte Küste bestand aus einer ausgebrannten Masse, wie ganz lockerer, weicher Bimsstein, grün, gelb, braun, am meisten schwefelfarbig. Wo der Rauch am stärksten war, schien die kochende Masse einem dicken Teige ähnlich. Wir zählten 30—40 solcher Rauchsäulen. Leider hatte Keiner von uns genügende chemische Kenntnisse, um die Sache weiter zu untersuchen. Wir nahmen Stücke von der alaunartigen Erde mit auf's Schiff, aber sie verbrannten und zerfraßen unsere Taschen und Sacktücher. Der Capitän, dem wir Stücke von jeder Farbe mitbrachten, legte dieselben in seiner Cajüte auf den Tisch, und nach kurzer Zeit mußte er wahrnehmen, daß sein schöner Mahagonitisch voll eingebrannter Löcher war, als hätte man Vitriolöl darüber gegossen.

Den 7. September. Wetter hell und klar, wenig Wind, aber viel Eis. Wir entdeckten neues Land und fuhren schnell darauf zu. Nachdem wir eine Stelle zum Landen gefunden, stieg der Capitän mit mehreren Offizieren und Matrosen dahin, pflanzte die englische Flagge auf, nahm es im Namen der Königin Victoria in Besitz und nannte

es unter dem dreimaligen Hurrah der ganzen Schiffsmannschaft „Lord Nelson's Head.“ Menschen waren keine zu sehen, dagegen Fährten von Rennthieren, Füchsen und Wölfen. Seemöven ohne Zahl flogen um die Felsen herum. Wir schossen mehrere, auch schoß ich zwei große weiße Vögel mit schwarzem Kopf und schlankem Hals, wie Schwäne; auch Pflanzen, Blumen und Steine wurden gesammelt.

Den 17. September. Das Wetter hell und kalt. So weit man sehen kann, nichts als Eis! Kein Boot, viel weniger ein Schiff könnte hier durch. Weil die Schiffsmannschaft nichts zu thun hat, wird auf dem Verdeck exerzirt und nach der Scheibe geschossen.

Den 23. September. Durch den starken Nordwestwind wurden wir gestern mit dem Eise 15 Meilen zurückgetrieben. Da nun keine Hoffnung ist, vor Eintritt des Winters aus diesem gefahrvollen Eise herauszukommen, so will der Capitän Kleider und Lebensmittel ans Land schaffen lassen, daß, wenn das Schiff verloren ginge, die ans Land sich Rettenden nicht vor Hunger umkommen müßten, sondern sich vielleicht einen Weg zurück an die Küste des Festlandes suchen könnten. Ich ging heute mit Dr. Armstrong in der Nähe des Schiffes auf dem Eise spazieren; die Offiziere bauten ein Eishaus.

Den 24. September. Unser Schiff wurde durch das Aufeinanderschieben der Eisblöcke so zusammengepreßt, daß die Balken krachten und sich zu bewegen anfingen. Der Capitän versammelte in Eile die ganze Mannschaft aufs Verdeck, hielt eine kurze Anrede und vertheilte uns in Bootsgesellschaften, damit, im Falle der äußersten Noth, jede Gesellschaft in ihrem Boote sich zu retten versuchen sollte. Jedes Boot wurde mit Lebensmitteln und einem Zelte versehen. Diese furchtbare Bewegung des Eises währte bis in die Nacht hinein. Um 11 Uhr wurde das Schiff einigemal von dem Eise in die Höhe gehoben, worauf es auf die Seite fiel, sich aber wieder aufrichtete. Um Mitternacht wurde Alles ruhig. Ich hatte mit dem Capitän noch eine lange ernste Unterredung, dann schlug ich meine englische Losung auf und las laut: „Machet Euch fertig, denn Ihr wisset nicht, in welcher Stunde des Menschen Sohn kommt!“

Den 25. September. Von früh 2 Uhr bis Mittags 1 Uhr stand Jeder mit seinem Bündel, welches die nöthigste warme Kleidung und etwas Schiffszwiebach enthielt, bereit, um beim ersten Stoße des Schiffes auf die Sandbank sich auf das haushoch aufgeschichtete Eis

und von da wo möglich aufs Land zu retten. In den Taschen hatten wir Pulver und Blei und einige Flinten bei der Hand, um uns auf dem Lande Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Aber ach! wäre es so weit gekommen, wie lange hätten wir unser Leben fristen können? Nicht eine Woche lang!

Für diesmal ging die stärkste Gefahr vorüber, das Eis wurde ruhiger, aber nach wenigen Stunden kam es noch viel schlimmer. Die Nacht des 26. Septembers ist die fürchterlichste, die wir je erlebt hatten. Wir haben auf der See Stürme durchgemacht, wo alle obern Masten herunterbrachen; so angstvoll auch ein solcher Sturm ist, so behaupten doch Alle, daß zehn Seestürme nicht all das Schreckliche und Entsetzliche in sich faßten, was uns diese Nacht gebracht. Siebenzehn Stunden standen wir auf dem Verdeck, jeden Augenblick als unsern letzten ansehend. Eismassen, deren jede drei bis vier Mal größer als das Schiff war, wurden zusammengeschoben, über einander gethürmt, und stürzten dann mit donnerähnlichem Gekrach zusammen. Mitten in diesem Toben war das Schiff jetzt auf die eine, dann auf die andere Seite geschleudert, hoch aus dem Wasser emporgehoben und, sobald das sich aufstauende Eis, sich selbst zermalmend, zusammenstürzte, wieder hinabgeschleudert in das tobende Meer. Die Fugen des Schiffes gingen aus einander, und das getheerte Werg fiel heraus, ja die Fässer im Schiffe fingen an zerdrückt zu werden. Hätten wir nur irgend eine Möglichkeit gesehen, über das tobende, auf- und abgeworfene Eis ans Land zu flüchten, es wäre wohl Keiner auf dem Schiffe geblieben, aber dies war weder zu Boot noch zu Fuße möglich; deßhalb mußten wir aushalten und jeden Augenblick als den letzten erwarten. Einige Matrosen, an der Rettung verzweifelnd, hatten die Spirituskammer erbrochen und sich völlig berauscht, um so der Angst des Todes zu entfliehen.

Als nun die Noth und Gefahr den höchsten Punkt erreicht hatte, als das Schiff, auf die Seite geworfen, von einer hochgethürmten Eismasse eben bedeckt werden sollte, die mit einem Male sechsundsiebenzig Menschen begraben hätte — da sagte der Barmherzige: Bis hierher und nicht weiter! Das Eis stand still, ohne sich im Geringsten zu bewegen! Erstaunt und verwundert sah man sich an über diese plötzliche Veränderung, man wagte es kaum zu glauben. Das Schiff lag auf der Seite und wir erwarteten einen neuen Ausbruch des

Die Nordpolexpedition.

Digitized by Google

Digitized by Google

furchtbaren Aufruhrs, aber es blieb Alles still! Der Herr hatte den Wellen und dem Eise geboten! Eine starke Wache blieb auf dem Deck, die Andern gingen matt, erschöpft, durchnäßt, um etwas Ruhe zu genießen.

Den 27. September. Auch heute Alles ruhig, das Eis friert bei der Kälte zusammen. Auf dem Schiffe geht es heute sehr still zu. Der vergangene Tag hat auf Alle einen tiefen Eindruck gemacht. Die sechs Anker, mit denen das Schiff an die Eisschollen befestigt gewesen, sind verloren gegangen. Das Schiff liegt immer noch auf der Seite, deßwegen kann man weder auf dem Verdeck, noch auf dem Eise spazieren gehen.

Den 28. September. Die Nacht verging ruhig und Jeder konnte wohl ausruhen, doch muß sich Alles bereit halten, jeden Augenblick das Schiff zu verlassen. Die Wache auf dem ersten und zweiten Deck hat strengen Befehl, sehr aufzupassen. Der Wind hat gänzlich nachgelassen, die ganze Eismasse wird mit uns nach Norden getrieben. Das Schiff sollte heute aufgerichtet werden, aber trotz aller Arbeit und Maschinerie gelang es nicht. Die Leute sind willig zur Arbeit, und es herrscht unter ihnen immer noch ein gewisser Ernst.

Den 30. September. Das Eis bewegt sich noch, aber in der Nähe des Schiffes bleibt es ruhig. Um 9 Uhr war Musterung der Schiffsleute. Nachdem der Capitän das Schiff besichtigt, wurden die Schiffsordnung und die Strafgesetze vorgelesen, die Jeder mit entblößtem Haupte anhören mußte; dann hielt der Capitän eine Anrede an die Mannschaft. In ernsten, strengen Worten stellte er den Matrosen ihr rohes Benehmen vor und diktirte denen, die in jenen Schreckensstunden die Spirituskammer erbrochen, ihre Strafe; darauf aber ging er über zu freundlichen Ermahnungen, erinnerte die Leute an die Gefahr, welche noch nicht vorüber sei, und wie die allmächtige Vorsehung uns durch ein augenscheinliches Wunder von dem gewissen Tode errettete. Die Rede des Capitäns ergriff Alle auf das Tiefste, und manche ältere, in vielen Gefahren geübte Matrosen konnten sich der Thränen nicht enthalten. Sie versprachen alle wie Ein Mann Besserung.

Den 7. Oktober. Bis heute hatten wir schönes, stilles Wetter. Das Eis ist noch immer in Bewegung, aber um unser Schiff herum ist es ruhig; doch müssen wir uns stets auf einen Sturm gefaßt

halten. Die obersten Masten und Segelstangen sind alle heruntergenommen, auf dem Verdeck ist Alles für den Winter zurecht gemacht. Unter der Mannschaft herrscht ein guter Geist. Mein Diener Farquarson liest den Matrosen, die nicht lesen können, aus Büchern und Traktätchen vor und erklärt ihnen, was sie nicht verstehen. Der Gesundheitszustand ist sehr gut, kein einziger Kranker auf dem Schiffe. Täglich sehen wir von 7 Uhr bis 11 Uhr in Südost das Nordlicht.

Den 9. Oktober. Das Schiff ist nun ganz zur Winterresidenz eingerichtet. Ueber das Verdeck ist ein Dach von starker Segelleinwand gezogen, so daß man wie unter einem großen Zelte bei Schnee und Sturm ganz angenehm auf und ab spazieren kann. Die Sonne scheint jetzt nur noch wenige Stunden des Tags, doch haben wir fast jeden Nachmittag das schöne Schauspiel von Nebensonnen. In den letzten Tagen sah man 3—4."

„Nun aber, meine lieben Freunde," begann der Großvater, indem er aufstand, „wollen wir die Schiffsgesellschaft in Ruhe lassen und die unsrige für heute auch aufsuchen. Gefällt es Ihnen, so erzähle ich morgen noch Einiges von ihrem ferneren Schicksale; denn daß die Armen vier Jahre in ihrem Eispalast ausharren mußten, werden Sie sich kaum vorstellen, wie auch die Reisenden selber es damals noch nicht ahnten. Wie gut ist's, daß der Mensch die Zukunft nicht weiß, er wäre dann oft nicht fähig, die Gegenwart zu ertragen!"

Dem lieben Großvater dankend und mit dem Versprechen, sich morgen wieder zu sehen, wünschte man sich gute Nacht und eilte dem ruhigen Lager zu, das weder von Sturm und Eis umhergetrieben, noch von den Wogen des Meeres durchnäßt, Jedem eine erquickende Nachtruhe gewährte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod Johann Philipp Palm's,

am 26. August 1806.

Von A. W. Grube.

Der Nürnberger Buchhändler Palm wäre wie mancher andere ehrsame Bürgersmann, der am Tage seinem Geschäfte nachgeht, bis die Nacht kommt, da Niemand wirken kann, unbekannt und ungenannt geblieben, wenn das Schicksal ihn nicht zu einem Opfer der Napoleonischen Zwingherrschaft ausersehen und seinen Namen denjenigen beigesellt hätte, mit denen das Gedächtniß die Zeit der schmachvollen Erniedrigung Deutschlands festhält.

Palm ist nur merkwürdig geworden durch das, was er litt; er hat nicht wie Schill als Held gekämpft, um als Held zu unterliegen, hat auch nicht das Schwert des Geistes geschwungen — sondern war nur Versender einer Schrift, welche ein freimüthiges, für jene Zeit kühnes Wort über Napoleon und die französische Tyrannei zu sprechen wagte, obwohl sie weder durch Tiefe noch durch historische Kraft sich auszeichnete und zu jeder andern Zeit gar kein Interesse erregt haben würde. Die Flugschrift führte den Titel: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung." Aber das nicht genug zu preisende Verdienst hatte diese Broschüre, daß sie ein deutsches Wort zu einer Zeit redete, wo mancher deutsche Mann, der sonst das große Wort führte, verstummt war.

Wir wollen nur eine Stelle ausheben:

— — „Oestreichs Hoheit tief gebeugt, zwei Könige auf den Thron gesetzt, einen Bruder Franz des II. versorgt *), 400,000 Streiter mit fremdem Gut und sauerm Schweiß lange genährt, zwei Drittheile von Deutschland fast an den Bettelstab gebracht, Deutsche durch Deutsche gewürgt, welche Resultate eines Feldzugs von drei Monaten! Setze man alles dieses auf Rechnung der Weisheit und tiefen Einsicht des französischen Imperators, oder auf die Tapferkeit seiner Krieger, oder

---

*) Erzherzog Ferdinand, dem das Bisthum Salzburg genommen war, ward mit Würzburg entschädigt, das einstweilen Baiern abtreten mußte.

auf Fügung eines unvermeidlichen Schicksals, genug, allenthalben erscheint das deutsche Reich in dürftiger Blöße, die es um so weniger bedecken kann — —. Da ein großer Theil der deutschen Fürsten sich um Frankreichs Freundschaft bewirbt, so geben sie der französischen Ueberlegenheit das feierlichste Zeugniß, sich selbst und ihren Ländern zur wahren Demüthigung. Jeder patriotische Deutsche wird also den dermaligen Zustand seines Vaterlandes aus einem Gesichtspunkte ansehen, wobei er sich dessen Verfall und tiefe Erniedrigung nicht länger verschweigen kann. Legt er sich die Frage vor: Ist's Ohnmacht der Deutschen, die die verheerenden feindlichen Durchzüge und Angriffe nicht abwehren können, so fällt die Antwort allerdings verneinend aus. Denn noch heute hat der deutsche Staatskörper kraftvolle Glieder, die jedem feindlichen Angriff gewachsen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben im Stande sind. Woher aber diese Lähmung und Unthätigkeit? Ach! hier steht mir das Bild einer Armee vor den Augen, deren Anführer unter sich selbst nicht einig sind, die dadurch dem Feinde die Blößen zeigen und durch die Verstimmung ihrer Gesinnungen sich Tod oder Gefangenschaft zuziehen. Diesen Umstand wußte Frankreichs Herrscher mit dem glücklichsten Erfolg zu benützen, daher seine Siege, sein ganzes Uebergewicht auf dem festen Lande. Hätten die größten Höfe in Deutschland nur seit dem Lüneviller Frieden ihr wechselseitiges Interesse einer nähern Verbindung aufgeopfert und die Sicherheit des deutschen Staates durch unaufhörliche Spannungen dem Feinde nicht selbst verrathen, so würde es weder die ihm gelungenen raschen Angriffe gewagt, noch seine Absichten so geschwind erreicht und in dem erniedrigten Deutschland so festen Fuß gefaßt haben!"

Palm war Schwiegersohn des Buchhändlers Stein aus Nürnberg und hatte dessen Geschäft übernommen unter Beibehaltung der Firma „Stein'sche Buchhandlung". Genannte Flugschrift war im Frühling des Jahres 1806 erschienen, und die Stein'sche Buchhandlung versandte sie, wie Palm in seinem Verhör aussagte, als einen bloßen Speditions-Artikel, ohne den Inhalt genauer zu kennen. Vielleicht glaubte der über das Gefährliche des Unternehmens selbst im Unklaren sich befindliche Mann dadurch, daß weder Verfasser noch Verleger genannt war, aller Verantwortlichkeit zu entgehen, trotzdem, daß bereits das Fürstenthum Ansbach unter dem Befehl des Marschalls Bernadotte besetzt war, und auch in Nürnberg sich französische Garni-

son unter dem Befehl des Generals Frère befand. Je gewagter und gefährlicher unter obwaltenden Umständen das Erscheinen einer solchen Schrift sein mußte, desto begieriger ward sie gelesen. Auch ein Geistlicher aus Augsburg, der nach Neuigkeiten verlangte, erhielt sie, und durch ihn kam sie französischen Offizieren, welche deutsch verstanden und bei ihm in Quartier lagen, in die Hände. Diese Herren schlugen sogleich Lärm und machten der französischen Regierung Anzeige.

Die Augsburger Buchhandlung nannte die Stein'sche Buchhandlung in Nürnberg als diejenige, welche mit ihrer Factura ihr die Broschüre zugesendet hätte, und auch das Journal de Paris nannte letztere als Verbreiterin der Flugschrift. Palm befand sich gerade zu München auf der Dult, als hier schon die Nachforschungen nach dem Verfasser und Verleger in vollem Gange waren. Der zufällige Umstand, daß sein Name nicht mit der Firma zusammentraf, bewirkte, daß er nicht schon in der baierischen Hauptstadt festgenommen wurde.

Als er am 9. August nach Nürnberg zurückkam, las er in den Zeitungen, daß der Augsburger Buchhändler verhaftet sei. Dieß bewog ihn, vorläufig nach Erlangen zu seinem Oheim zu gehen. Die Stadt Erlangen stand damals noch unter königlich preußischem Schutze. Wäre er nur dort geblieben! Aber die Sehnsucht nach seiner Familie und seinem Geschäfte trieb ihn bald wieder nach Nürnberg zurück, und so lieferte er sich selber seinen Mördern aus. Zwar gebrauchte er die Vorsicht, als man ihm mittheilte, der französische General habe zu öfteren Malen Nachfrage nach ihm gehalten, sich nicht mehr öffentlich sehen zu lassen; aber er bedachte nicht, daß den Franzosen eine Menge von Auflaurern zu Gebote standen.

Eines Morgens erschien im Buchladen ein ärmlich gekleideter Knabe, der mit Vorweisung eines von mehreren angesehenen Männern unterzeichneten Attestes um Almosen für eine arme Soldatenwittwe bat; doch müsse er den Herrn — wie er wiederholt versicherte — selber sprechen. Der Commis trug das Attest in Palm's Zimmer und eröffnete ihm das Verlangen des Burschen. Palm, nichts Arges denkend, ließ diesen zu sich kommen, sprach theilnehmend mit ihm und entließ ihn mit einer Gabe.

Kaum hatte sich der Betteljunge, der den französischen Spionen bloß zum Sondiren gedient hatte, entfernt, so erschienen zwei fran-

zösische Gensd'armen, stiegen, ohne im Buchladen sich aufzuhalten, auch ohne nach Jemand zu fragen, zwei Treppen hoch in Palm's Zimmer und geboten dem Ueberraschten, sich sogleich anzukleiden und sie zu dem französischen General zu begleiten.

Es geschah. Der General befragte Palm, ob er von jener Flugschrift wisse? von wem er sie erhalten habe? wer der Verfasser sei? Palm erwiederte, daß es oft im Buchhandel vorkomme, daß Packete zur Weiterbeförderung übersandt würden, ohne daß sich der Empfänger um den Inhalt der erhaltenen Schriften bekümmere, und so sei es auch hier der Fall gewesen. Darauf erklärte ihm der General, daß er so lange Hausarrest bekomme, bis er Auskunft geben würde, woher er die Broschüre erhalten habe.

Die Gensd'armen begleiteten den armen Buchhändler wieder nach Hause und blieben. Um Mittag erschien ein französischer Offizier, der das ganze Palm'sche Haus durchsuchte und nachdem er nichts Verdächtiges gefunden, dennoch erklärte, der Aufenthalt im eigenen Hause böte keine Sicherheit, Palm müsse zu größerem Gewahrsam auf das Rathhaus gebracht werden. Dort, in einem wohlverschlossenen Zimmer, blieb Palm den übrigen Tag und die Nacht. Am anderen Morgen führten ihn die Gensd'armen noch einmal in sein Haus und erklärten seiner Frau, sie möge sogleich einen Wagen besorgen, um ihren Mann nach Ansbach zum Marschall Bernadotte zu führen. Vergebens bat und flehte die verzweiflungsvolle Gattin um Aufschub, man lachte zu ihren Thränen; mit größter Mühe erlangte sie endlich, daß ein Rechtsgelehrter ihn nach Ansbach begleiten durfte.

Was sollte aber ein Rechtsbeistand, da der Tod Palm's längst beschlossen war! In Ansbach erhielten die deutschen Männer gar keine Audienz; Palm wurde sogleich in ein gemeines Gefängniß gebracht und dort ihm eröffnet, seine Verhaftung gründe sich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris. Sein Rechtsfreund entlieh für ihn einiges Geld und mußte sich dann wieder entfernen. Palm aber ward nach Braunau abgeführt und dort am 25. August 1806 mit Uebergehung jedes vaterländischen Gerichtshofes und mit Zurückweisung jedes Rechtsbeistandes von einem Kriegsgericht abgeurtheilt. Mitten in Deutschland, in einem noch dazu befreundeten Staate, wurde ein deutscher Staatsbürger nach französischem Militärgesetze gerichtet und zum Tode verurtheilt. Im Protokoll heißt es:

„Joseph Schoderer, 38 Jahre alt, geboren zu Donauwörth, alldort ansässiger Handelsmann (gegenwärtig),

Johann Philipp Palm, 40 Jahre alt, geboren zu Schondorf, ansässig in Nürnberg, wo er einen Buchhandel unter dem Namen und Firma der Stein'schen Buchhandlung treibt (gegenwärtig),

Joseph Friedrich Jenisch, erster Commis der Buchhandlung Stage in Augsburg (abwesend und nicht vor Gericht erschienen),

N. Kupfer, Buchhändler und Buchdrucker von Wien in Oestreich (abwesend und nicht vor Gericht erschienen),

N. Eurich, Buchhändler von Linz in Oestreich (abwesend und nicht vor Gericht erschienen) —

„Diese wurden als Verfasser, Drucker und Vertheiler von Schandschriften beschuldigt, welche gegen Seine Majestät den Kaiser und König und seine Armeen erschienen und in der Absicht verfaßt sind, die Gesinnungen der Einwohner des südlichen Deutschlands irre zu führen, indem sie selbe zur Meuterei, Aufstand und Meuchelmord gegen die französischen Truppen aufregen, ja diese letzteren sogar verführen und zu Ungehorsam und Vergessenheit ihrer Pflichten gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn verleiten wollen."

Wenn auch in der Broschüre manche übertriebene und unbesonnene Urtheile über die französische Armee ausgesprochen waren, so war sie doch weit entfernt, zum Aufstand und Meuchelmord anreizen zu wollen, und die Anklage somit eine große Lüge. Doch es kam ja Napoleon, der über diese erste Offenbarung nationaler Gesinnung in deutschen Landen, wie sie durch die Presse sich zu verbreiten strebte, in Wuth gerathen war, nicht auf Wahrheit und Recht an, sondern er wollte an diesem unglücklichen Palm ein Exempel aufstellen, damit die Welt erkenne, daß er Herr sei über Leben und Tod, und daß Deutschland in ihm allein den Gebieter zu fürchten habe.

„Es wird verordnet (so lautet der Schluß des Protokolls), daß die benannten Joseph Schoderer und Johann Philipp Palm, welche gegenwärtig sind, 24 Stunden nach gegenwärtigem Urtheil hingerichtet werden, und daß die genannten, Merkel, Kupfer, Jenisch und Eurich, welche abwesend und nicht vor Gericht erschienen sind, überall, wo sich die französische Armee befindet, verhaftet und

gegenwärtiges Urtheil nach seinem ganzen Inhalt gegen sie vollzogen werden solle.

„Vorliegendes Urtheil ist in's Deutsche zu übersetzen, und es sollen in beiden Sprachen 6000 Exemplare davon abgedruckt werden, um überall, wo es nothwendig ist, ausgetheilt und angeheftet zu werden.

„Dem Referenten wird aufgetragen, das Urtheil nach seinem ganzen Inhalt vollziehen zu lassen.

„Der Kostenbetrag der Procedur und Instruktionen soll von den Verurtheilten bezahlt und von allen ihren beweglichen und unbeweglichen Gütern rc. durch die geeigneten Obrigkeiten im Voraus erhoben werden.

„Unterzeichnet: G. Latrille (Oberst des 46. Lin.-Inf.-Reg.), Präsident.

Antis
Lemarois
L'Huillier
Faure — Oberste, Richter.
Lajonquière
Chauvel
Nicolas

L. Binot (Chef des Generalstabs im 4. Corps), Referent.
Chanson, Staatsgerichtsschreiber."

Der Weinhändler Schoderer wurde auf Verwendung seines gütigen Landesherrn gerettet; nach sechswöchiger Haft entließ man ihn wieder. Der unglückliche Palm ward aber, nicht nach 24 Stunden, wie es im Protokoll ausgesprochen war, sondern schon in der dritten Stunde nach gefälltem Urtheil als das ersehene Schlachtopfer zum Tode geführt. Er schrieb an seine Frau kurz vor seiner Hinrichtung noch folgenden Brief:

„Herzens-Schatz! Herzlich geliebte Kinder!

„Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urtheilte mein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte und gefragt wurde: ob ich politische Schriften verbreitet hätte? Ich sagte, was ich wußte, daß höchstens nur per Spedition zufälliger Weise dergleichen können versandt worden sein, aber nicht mit meinem Willen und Wissen. Auf dieses richtete man mich vom Leben zum

Tode, ohne Defensor. Ich bat mir dazu — aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.

„Dir, Herzensfrau, sage Tausend Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott und vergesse mich nicht.

„Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen, aber dort desto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott segne Dich und sie.

„Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte nochmals danke.

„Nochmals lebe wohl, dort sehen wir uns wieder!

„Dein
„herzlicher Gatte, und meiner Kinder Vater
J. Ph. Palm.

„Braunau, im Gefängnisse, am 26. August 1806, eine halbe Stunde vor meinem Ende."

(Schluß folgt.)

Der Waschbär.

Von Friedrich Gerstäcker.

Meine jungen Leser haben gewiß schon oft den Waschbären nennen hören, und sich vielleicht immer ein falsches Bild von ihm entworfen; denn bei dem Worte Bär denkt man sich gewöhnlich ein sehr großes starkes Thier. Der Waschbär ist aber nichts weniger als das und ein so niedlicher possierlicher Bursch, wie man ihn sich nur wünschen kann.

Nord-Amerika ist seine Heimath, und er findet sich dort sowohl hoch im Norden, als bis tief nach Texas und Mexico hinein.

Die Amerikaner nennen ihn Racoon (Rakuhn), und sein Pelz, den wir hier in Europa sehr häufig im Handel finden, heißt bei uns — ich weiß eigentlich selber nicht, weßhalb — Schuppenpelz.

Das kleine Thier ist etwa von der Größe einer Katze, nur etwas stärker im Leibe und plumper gebaut, fast wie ein Bär, aber

Alles natürlich nur im Kleinen. Nur der lange buschige Schwanz mit abwechselnd gelbbraunen und grauen Ringeln macht ihn den Bären unähnlich. Seine Farbe ist im Ganzen im Winter sehr hübsch schwarzgrau, und seine Haare sind seidenweich. Sein Sommerpelz dagegen, der auch gar keinen Werth im Handel hat, sieht fuchsig grau aus. Der Kopf und die kleinen zierlichen Tatzen, wie die ganze runde Gestalt, haben aber außerordentlich viel Aehnlichkeit mit dem Bären, und in seinem Benehmen und seiner Nahrung ähnelt er diesem ebenfalls.

Was nun seinen Namen Waschbär betrifft, so hat er ihn einer Eigenheit wegen erhalten, trockene Lebensmittel, Früchte, Getreide u. s. w., ehe er sie verzehrt, im Wasser ordentlich anzufeuchten, wobei er sie mit den kleinen Tatzen reibt, gerade als ob er sie abwüsche. Auch putzt er sich am Wasser häufig das kleine schwarze, mit ein paar helleren Strichen gezeichnete Gesicht und verdient deßhalb seinen Namen Waschbär vollkommen.

Seine Nahrung besteht wie die des nordamerikanischen Bären größtentheils in Früchten; besonders stellt er, gerade wie der Bär, dem jungen Welschkorn (Mais) nach, wenn dieses gerade in Saft steht. Die Farmer haben dann alle Hände voll zu thun, ihn aus dem Felde zu halten, und er wird in der Zeit so dreist, daß er sehr leicht erlegt werden kann. So gut übrigens, von dem saftigen Mais genährt, sein Fleisch dann schmeckt, so schlecht und unbrauchbar ist gerade in der Zeit sein Pelz.

In den kalten Wintermonaten hält er, ebenfalls wie der Bär, einen kurzen Winterschlaf, der sich allerdings nur auf die kältesten Monate erstreckt; ja er wacht selbst an einzelnen warmen Tagen auf, verspürt Hunger und verläßt sein warmes Lager, sich irgend eine Mahlzeit zu verschaffen. — In der Zeit ist er dann den Hühnerställen gefährlich, die er übrigens auch sehr gern im Frühjahr besucht. Ueberhaupt stellt er den Hühnern, ehe die Früchte draußen im Walde gereift sind, außerordentlich nach, und die Farmer können ihm darin gar nicht genug aufpassen.

Kann er übrigens keine Hühner erwischen, und fehlt es ihm ebenso in den Feldern und im Wald an Nahrung, so begnügt er sich auch mit anderer Kost. So fängt er z. B. leidenschaftlich gern Krebse, und man sagt ihm dieselbe List nach, die von dem Affen und auch von der Fischotter behauptet wird, daß er nämlich seinen buschigen

Der Waschbär.

Digitized by Google

Schwanz in's Wasser hält und ihn rasch wieder herausschlenkert, sobald er merkt, daß ihn ein Krebs mit seinen Scheeren gefaßt hat.

Die Affen, besonders solche, die ihren Aufenthalt in der Nähe der Seeküste haben, thun das allerdings und fangen auf diese Art die in kleinen Löchern hausenden Krabben. Vom Waschbären wie auch von der Fischotter habe ich es aber nie gesehen, und auch noch nie Jemand gesprochen, der es selbst gesehen hätte. So viel bleibt übrigens gewiß, daß er Krebse fängt, und er sucht auf solchem Fange besonders das seichte Wasser ab und hebt die Steine auf, oder fühlt auch wohl mit seinen kleinen, aber scharf beklauten Tatzen unter die Baumwurzeln im Wasser und in Erdlöcher hinein, wie es ein Mensch nicht geschickter machen könnte.

Jung eingefangen, ist der Waschbär außerordentlich leicht zu zähmen, und dann ein gar possierliches Ding. Im Hause muß man aber alle Näschereien sorgfältig vor ihm versteckt halten; denn besonders hinter Zucker oder anderen Süßigkeiten ist er leidenschaftlich her. Hat er irgend etwas gefunden, das ihm schmeckt, so setzt er sich wie ein Eichhörnchen auf die Hintertatzen und hält es mit den Vordertatzen fest.

Das Waschbären-Weibchen bekommt drei bis vier Junge, die es mit großer Liebe aufzieht und — sehr besorgt um die Erziehung der Kleinen — schon von früh auf zum Stehlen anhält. Außerordentlich komisch sieht es aus, wenn die Waschbären-Mutter die kleine Schaar in ein Maisfeld führt, und — während die Jungen die zarten Kolben plündern, indessen sorgfältig Wache hält. Auch junge Wespen sind ein Lieblingsfraß dieser Thiere, besonders eine kleine Art derselben, die der Amerikaner Yellow jacks nennt. Sie haben ihre Nester gewöhnlich unter der Wurzel irgend eines Baumes in der Erde, oder auch wohl unter einem umgestürzten Stamm oder niedergebrochenen, angefaulten Aste, in dessen weichgewordenes Holz sie sich leicht einwühlen können.

Die Waschbären-Mutter untersucht dann vorsichtig die solcher Art im Walde umherliegenden Stücke, und geht am liebsten Morgens mit Tagesanbruch oder Abends in der späten Dämmerung an diese Arbeit, da die Wespen dann noch entweder von der kalten Nacht durchfroren oder schon schläfrig sind. Sie vertheidigen ihre Heimath allerdings auch nach besten Kräften, die Waschbären verlassen sich aber

auf ihr dickes Fell, ziehen die Ohren so viel wie möglich ein und suchen die jungen Wespen zu zerbeißen, ehe sie stechen können. Nur an der Nase können sie, wie ihr Namensvetter der Bär, nicht viel vertragen, und wenn sie einen Stich da hineinbekommen, machen sie die possierlichsten Sprünge und kratzen sich den getroffenen Theil mit den Vordertatzen.

Das Fleisch schmeckt ziemlich gut und hat Aehnlichkeit mit dem Bärenfleische, dem es auch, besonders im Herbste, an Fett wenig nachsteht. Uebrigens ist der Waschbär nicht sehr leicht zu erlegen, denn er klettert vortrefflich und flüchtet, wenn er von den Hunden verfolgt wird, und kein hohler Stamm zum Hineinkriechen in der Nähe ist, auf die höchsten Bäume, von denen er dann mit der Kugel heruntergeschossen werden muß.

Ein Gewitter in den Tropenländern.

Der Tag brach mit ungewohnter, Alles beschattender Düsterheit an, ein dichter schwarzer Nebel stand wie eine hohe Mauer um den Horizont, während der obere Himmel, der so lange ganz klar gewesen, durchaus mit formlosen, in verschiedenen Richtungen treibenden Wolken übersä't war. Die Sonne ging in Begleitung von Dünsten und Wolken auf, welche sie unserem Anblicke entzogen. Der Seewind, welcher sonst zuerst sanft wehte und dann stufenweise zu einer angenehmen Brise sich steigerte, erhob sich plötzlich, und zwar mit großer Heftigkeit, so daß sich die Wellen kräuselten und eine weiße Schaumfläche bildeten, die sich, soweit das Auge blicken konnte, ausdehnte. Die ganze See sah unfreundlich und stürmisch aus unter dem unheilverkündenden Einfluß einer ungeheuren Masse finsterer Wolken, welche langsam im Westen aufstiegen, bis sie nahezu das Zenith erreichten, das sie den ganzen Tag hindurch gleich einem Mantel umhüllten. Die Schiffe, welche bisher regungslos auf der glatten Fläche der Bai gelegen waren, kollerten jetzt und stürzten mit ihren seewärts ausgestreckten Kabeltauen fort, während die Boote, welche sonst flüchtig vom

Ufer zu den vor Anker liegenden Schiffen hinfuhren, sich mit eingerefftem Segel durch die Wellen arbeiteten, oder ihre Ruder stark in Thätigkeit gesetzt werden mußten, daß sie nicht in die Brandung geriethen, welche wüthend längs der Küste hinbrauste. Die Flaggen, welche sonst Wochen lang ganz schlaff da hingen, standen nun steif im Sturme. Unzählige Meervögel umkreisten den ganzen Tag hindurch kreischend den Felsen, auf welchem die Stadt stand, als wären sie selbst über diese plötzliche Veränderung entsetzt. Der Staub von halbjähriger heißer Witterung, der sich zu hohen Pyramiden erhob, wurde durch rasende Windstöße in die innersten Winkel der Häuser getrieben. Lange vor Sonnenuntergang schien es, die Nacht breche herein, was von der Finsterniß, die der Staub in der Luft verursachte, und davon herrührte, daß der Himmel überall von ganzen Massen wässeriger Wolken bedeckt war. Alsbald wurde zwischen den Hügeln ein Blitzen bemerkt, welchem kurz darauf ein Sturm folgte, der an Heftigkeit Alles übertraf, was ich in anderen Weltgegenden erlebt hatte. Acht Stunden hindurch strömten unausgesetzt Regenfluthen herab: die steilen Straßen der Stadt wurden bald Kanäle für Ströme von solcher Größe, daß sie mächtige Steine mit sich fortrissen; überall war es gefährlich, und an einigen Stellen unmöglich, jene zu passiren. Der Regen drang auch durch die Dächer und durchnäßte Alles in den Häusern; ohne Unterbrechung ließ sich das dumpfe Getöse der Gießbäche in den Straßen hören. Das betäubende Rollen des Donners war fast sinnverwirrend, während züngelnde Blitze, welche unaufhörlich auf allen Seiten vom Zenith gegen den Horizont fuhren, einen ebenso schönen als schrecklichen Anblick gewährten.

Walter Scott als Knabe.

Walter Scott verrieth als Knabe nicht nur sehr wenig Genie sondern zeichnete sich auch nicht durch Kenntnisse aus. Gering ware seine Fortschritte im Lateinischen bis zu seinem zehnten Jahre, wo Dr. Paterson an der Schule zu Musselburgh, in welcher der junge

Scott damals war, angestellt wurde. Als Dr. Blair bald nach Paterson's Antritt seiner Stelle zu Musselburgh diese Schule in Begleitung einiger Freunde besuchte, prüfte er mehrere der Schüler und widmete dem jungen Scott besondere Aufmerksamkeit. Dr. Paterson meinte, dies geschehe, weil ihm die Geistesschwäche des Knaben auffalle, und sagte: „Nach meines Vorgängers Urtheil hat dieser Knabe den dicksten Schädel in der Schule." — „Es mag sein," erwiederte Dr. Blair; „aber durch diesen dicken Schädel sehe ich viele Strahlen künftigen Genies durchschimmern." Wie sehr diese Vorhersagung sich bewahrheitete, ist bekannt.

Charade.

Von Charlotte Späth.

Wo Sem mit Bruder Japhet geht,
Der Dritte in der Mitte steht:
Die erste Silb', nach ihm genannt,
Weist hin in's ferne Mohrenland.
Das Zweite liebt man hoch und fest,
Daß es sich nicht erstürmen läßt.
Ein altes Lied sagt, wer es sei,
Allmächtig, fest und ewig treu.
Das Ganze — eine alte Stadt,
Die vieles Geld und Handel hat;
Doch gab es auch schon schwere Zeit,
Als der Franzos sich machte breit,
Brand, Cholera, und nun am End'
Gar manches böse Falliment.
Wohl an der Elbe, nicht am Rhein
Wird diese Stadt zu suchen sein.

Auflösung des Räthsels auf Seite 48:

Tintenfaß.

Schwarzköpfchen.

Erzählung von Julie Ruhkopf.

Es begann dunkel zu werden in dem Wohnstübchen des Schulmeisters Wiesenrauch, doch ward kein Licht, keine Lampe angezündet, die tiefe Dämmerung des Oktoberabends zu erhellen. Alles war still und öde darin, ja von der Sauberkeit und dem Glanze des hereinbrechenden Sabbaths war nun gar nichts zu verspüren. Die alte Wanduhr pickte langsam und etwas krankhaft, denn es war die höchste Zeit sie aufzuziehen; die Tische, Schränke und Stühle waren in einen mißlichen Staubschleier eingehüllt, und der Lehnstuhl bot unmuthig sein Lederkissen dar. Niemand wollte es ausklopfen.

Waltete denn keine Hausfrau, keine Haustochter in diesen Räumen?

O ja, die junge Schulmeisterin, Frau Rebekka Wiesenrauch, verstand tüchtig zu arbeiten, aber sie hatte den ganzen Tag viel zu schaffen gehabt mit Obsttrocknen, Waschen und Plätten; jetzt war sie eifrig mit dem großen, schweren Werke beschäftigt, die Schulstube zu reinigen und in vollständige Ordnung zu bringen. Und wirklich, dem blanken Fußboden sah man's nicht an, daß achtzig Kinder ihre schmutzigen Schuhe oder Füße darauf bewegt hatten; die netten Bänke reiheten sich in schulgerechter Ordnung um die dunkelglänzenden Tische, an den Dintenfässern und in denselben war kein Staub noch Schimmel, und die Wandtafel schien mit ihrer tadellosen Schwärze die Kreide herauszufordern, daß sie recht viele muntere Gänge auf ihr versuchen möge. Frau Rebekka warf, ehe sie ihr Siegesfeld verließ, noch einen prüfenden Blick auf das Ganze und Einzelne und nickte beifällig mit dem Kopfe, indem sie mit ihrer feuchten Schürze über die glühenden Wangen fuhr. Martin wird zufrieden sein, dachte sie, er übersieht sonst leicht etwas, ja manches Nothwendige sogar, denn träumerisch ist er einmal; aber in Schulsachen versteht er keinen Spaß, da darf kein Titelchen fehlen. Mitunter kann er darin abgeschmackt werden, mein guter Mann, — doch was kann ich machen? Er kommt gleich mit dem Worte Gottes angezogen: Wer ein Amt hat, der warte des

Amtes! und da muß ich schweigen. Gleich als hätte sie diesen göttlichen Befehl sogleich auch auf sich selbst angewandt, machte Frau Rebekka nach diesem Monologe sogleich Kehrt, ergriff Besen, Klopfstock, Borstwisch und Wischtuch, und begann mit Kraft und Eile, der vernachlässigten Wohnstube ihr Recht zu geben. Auch dauerte es nicht lange, so hatten sich die verstoßenen Kinder wieder erholt, alle lachten von Neuem frisch aus hellen Augen, selbst die alte Wanduhr schien einen neuen Zug aus dem Jugendquell gethan zu haben; laut, fest und regelmäßig ließ sie ihr Tiktak ertönen, als könne das nie wieder aufhören. Wo sich nur ein Stäubchen blicken ließ, oder ein fast unsichtbares Spinnwebchen die Freiheit genommen hatte, sich in einer verborgenen Ecke aufzuspannen, Frau Rebekka's scharfe Augen entdeckten es, und ihre flinken Hände machten augenblicklich Alles klar. „Freier brauche ich nicht mehr," dachte sie lächelnd, „habe ich doch längst einen Mann."

Auch die schöne Kürbisreihe über dem Fenster glänzte bald wieder wie eine Reihe leuchtender Monde, das Ephen und das Geraniumstöckchen am Fenster nickten einander in traulicher Kameradschaft zu. Das frische Wasser, das sie bekommen, machte ihnen das Leben wieder lieb, wohlig streckten sie die Blätter aus und hoben ihre Häupter stolz in die Luft. Doch noch war die eifrige Schaffnerin nicht am Ende ihrer Werke, jetzt ging's in die Küche. Bald waren die Kohlen, die sanft unter der Asche geglimmt, zu einem muntern Feuer angeblasen, das Wasser beeilte sich zu singen und zu kochen, so daß Frau Rebekka kaum Zeit hatte, den Tisch zuzubereiten, ein weißes Tuch darüber zu decken, zwei Tassen Milch, Butter und ein selbstgebackenes Brod daneben zu setzen. Da rief sie schon das brausende Wasser, schnell mußte sie den Kaffee machen, der ein für alle Mal das Abendessen des Sonnabends bildete. Kaum war er fertig, so wurden alle Kohlen in den Ofen gebracht und noch einige Stücke Holz darauf gelegt, so daß die Flammen munter aufprasselten, schwatzten und auf dem blanken Fußboden wiederleuchtend spielten.

Eine liebliche Wärme verbreitete sich bald in der Stube; denn weder ihre Höhe noch ihre Breite setzte dem schnellen Eindringen dieses Lebenselementes einen großen Widerstand entgegen. Fast begann Frau Rebekka ungeduldig zu werden, war sie doch nun fertig, warum ihr Mann nicht auch? Längst schon war der Schulze vorbeigegangen,

der doch immer der letzte der Stammgäste in der Schenke war, sie mußte sich wirklich noch Strümpfe zum Stopfen holen.

Da ward die Hausthüre in gemessener Weise geöffnet, und bald darauf trat Martin in Gedanken verloren, eine Hand in der Tasche, ein; jedoch die liebliche Wärme und der Kaffeeduft in der glänzend saubern Stube, der trauliche Anblick des wohlbesetzten Tisches und seiner blühenden, fleißigen Frau, die daran saß, Alles mild beschienen von einem grünen Lämpchen, erheiterte sein Gesicht augenblicklich und brachte ihn zur vollen Besinnung.

„Ei guten Abend, Bekka!" rief er, „es ist ja prächtig hier, viel hübscher als in der rauhen Abendluft und in dem räucherigen Gastzimmer . . ."

Rebekka wollte ihn hier unterbrechen, ihm vorwerfen, daß er ungewöhnlich spät komme, und noch mancherlei Nothwendiges daran knüpfen; doch es war nicht leicht, Martin zu unterbrechen, er hatte in seinem Amte eine Festigkeit und Zähigkeit der Rede angenommen, die jedem Eindringling den Muth nahm. So fuhr er denn ungehindert fort:

„Ich kann auch sagen, gute Frau, daß ich sehr ungern länger ausgeblieben bin, als gewöhnlich; aber der Herr Apotheker von Neudorf saß und studirte über der Zeitung, als wenn ihm das Lesen so viel Mühe machte wie meinen Lautirschülern, ich mußte natürlich warten, bis er damit fertig war; erst wenn sie ungebraucht, von allen Gästen mit mehr oder weniger Verstand ausgelesen daliegt, darf ich sie mir ausbitten, sie mit nach Hause nehmen, und meiner Frau daraus vorlesen; denn für die ist doch noch immer etwas drin geblieben." Ohne ein pflichtschuldiges Lachen oder Lächeln auf diesen Witz zu erwarten, fuhr Herr Wiesenrauch eifrig fort: „Aber erst müssen wir zu Abend essen und trinken, die Octoberluft gibt Hunger."

Frau Rebekka hatte indeß schon begonnen einzuschenken, sie bot nun ihrem Manne Brod und Butter, und Beide ließen sich bei der einfachen Kost herzlich wohl sein. Ihre Gespräche feierten dabei nicht, Martin hatte manches Neue in der Schenke vernommen, welches er seiner Frau gewissenhaft mittheilte; sie dagegen hatte von den Begebenheiten und Erlebnissen des Nachmittags dies und jenes Besondere zu erzählen, und der Grund, worauf das Haus gebaut war, die Schule, sah immer durch alle anderen Gegenstände des Gesprächs hinein.

So wurde gemächlich das Mahl vollendet; Rebekka räumte schnell ab und wusch gleich Tassen und Töpfe in der Küche auf.

„Nun, Bekka," rief Martin ihr entgegen, „setze Dich schnell, hier habe ich etwas sehr Ergreifendes gefunden, das mußt Du hören!"

Schon saß sie ihm gegenüber, einen Socken ihres Mannes über die linke Hand gezogen, während die rechte die Stopfnadel mit der Schnelligkeit eines Vogels hinauf- und herabfliegen ließ. Wiesenrauch blickte in die Höhe und schüttelte den Kopf. „Bekka," sagte er ernst und mahnend, „der Sabbath fängt an, willst Du immer und ewig Mühe haben?"

„Ich muß für Deine Sachen sorgen," erwiderte sie mit Bestimmtheit; „dies Päckchen Socken muß heute noch fertig werden, dann will ich die Hände in einander schlagen . . ."

„Mach' es aber doch nicht so hastig, es ist mir, als wolltest Du Dich zu Tode hetzen!"

„Ich werde ja," lächelte sie, „um so eher fertig, wenn ich schnell arbeite; ich kann einmal nicht schleichen, zur Schnecke bin ich verdorben."

Martin ergab sich, schlug das Blatt zurück und fing an zu lesen. Was er las, nahm ihm bald die Seele so ein, daß er alle Nadeln und durchlöcherten Strümpfe in der Welt vergaß und nur die Bilder des Jammers vor sich sah, welche der Berichterstatter nach der Natur wiedergab.

In Wallenhof, einer nicht ferner Stadt, hatte eine verheerende Seuche gewüthet, die viele Wochen lang aller Kunst und Mühe der Aerzte gespottet; sie hatte die Frischesten und Stärksten zumeist ergriffen, doch war kein Alter verschont geblieben. In jeder Straße, in jedem Hause fast hatte es tödtlich Erkrankte gegeben, und die Mehrzahl war nicht wieder aufgestanden vom Schmerzenslager. Der Erzähler verweilte bei einzelnen Fällen und hob Züge der aufopfernden Liebe und Pflichttreue hervor, welche die Menschheit adeln; doch deutete er auch der Beispiele nicht wenige an, wo Feigheit und Selbstsucht jedes edlere Gefühl unterdrückt, und der also Verhärtete die Leidenden, ja Sterbende, ohne Hülfe und Trost gelassen . . .

Längst ruhte die Hand der rührigen Rebekka, sie stützte ihr Haupt, und große Thränen tropften auf das Päckchen Strümpfe, das vor ihr lag.

Jetzt nahete sich der Bericht seinem Ende, der Schreiber desselben rechnete die Summe der Gestorbenen zusammen, hob daraus die Familienväter und Mütter hervor, die hingerafft waren, und schloß in folgender Weise: „So sind durch den Rathschluß Gottes zwanzig Kinder unter zwölf Jahren zu Waisen geworden. Die arme kleine Schaar ist im Gemeindehause versammelt und ist bis jetzt von barmherzigen Menschen ernährt worden; doch es muß mehr für sie geschehen, sie müssen Väter und Mütter wiederfinden. Nur Wenige können ihre trüben Mienen, ihre thränenvollen Augen sehen, und diese Wenigen sind außer Stande zu helfen; doch der Schreiber dieses klopft für die armen Waisen, die nicht selbst ihre Stimme erheben können, an die liebevollen Herzen, die diese Worte lesen, er bittet um Hülfe und hofft Viele zu finden, welche sich der Waisen erbarmen, des Wortes eingedenk: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf! . . .“

Martin hielt hier bewegt inne und blickte vor sich nieder, doch Rebekka wischte hastig ihre Thränen ab und sagte fast mit Heftigkeit: „Martin, wir müssen ein solches Kind annehmen, lieber heute als morgen!“ Er sah sie erstaunt an und sagte endlich weich, aber etwas zögernd: „Ei, ich bin's gerne zufrieden; aber ein solcher Schritt will überlegt sein.“

„Was ist da weiter zu überlegen? Wir sind schon vier Jahre verheirathet und haben keine Kinder, so ist's mehr als wahrscheinlich, daß Gott uns überhaupt keine Kinder geben wird. Da geht doch das Wort, das Du eben gelesen hast, besonders uns an . . .“

„Nun,“ warf Martin hin, „an Kindern fehlt's sonst hier im Hause nicht . . .“

„Ja, Du, Du mußt Dich genug mit ihnen herumplagen . . .“

Hier unterbrach Herr Wiesenrauch seine Gattin mit ernstem Kopfschütteln: „Mit nichten, Bekka, mit nichten! Kinderlehren ist ein Engelgeschäft, und wenn es mich auch zuweilen müde macht, eine Plage ist mir's nie.“

„Nun, meinetwegen! Aber dann denk' an mich! Ich habe von Deinen achtzig Kindern nur den Lärm und den Schmutz, hätten wir dagegen ein einziges Kind, an dem würde ich auch Freude haben! Und helfen könnte es mir, ich könnte es erziehen, zum Guten anhalten, es wäre mir eine Gesellschaft . . .“

„Aber Du klagst oft, daß Du es so zusammenhalten und so künstlich einrichten müßtest, um nur auszukommen.“

„Ei, man sagt wohl einmal ein Wort, wenn man die reichen Bauernweiber sieht, wie die sich brüsten und groß thun; aber Deine Stelle ist keine von den schlechtesten im Lande . . .“

„Gewiß nicht.“

„Und da wir Beide bis dahin unser tägliches Brod davon völlig und reichlich gehabt haben, so sehe ich nicht ein, wie es nicht auch noch ein drittes haben sollte!“

Der Schulmeister fand das Rechenexempel nicht völlig richtig; doch er widersetzte sich nicht länger, sondern nahm einen Vorschlag an, der ganz nach seinem Herzen war. Ueber das Ob waren die Eheleute nun einig, das Was und Wie wurde aber noch eifrig überlegt und besprochen. Ein kleines Mädchen sollte es sein, das sie als Kind annehmen wollten, zwischen sechs und acht Jahren, nicht mehr so klein, daß es der Wartung bedürfe, und auch nicht so groß, daß es nicht leicht zu ziehen wäre.

„Und das sage ich Dir, Mann,“ rief Rebekka mit glühenden Wangen, indem sie eifrig mit dem Kopfe nickte, „ein hübsches Kind suchst Du mir aus, mit einem netten Namen; nicht so weißhaarig soll es sein, wie hier fast alle Kinder sind: das Blonde ist fade, das habe ich alle mein Lebtage nicht ausstehen können . . .“

„Und hast doch einen blonden Mann genommen,“ warf Wiesenrauch scherzend ein.

„Ach,“ rief die Frau erschrocken und streckte ihm freundlich die Hand entgegen, „der war so gut und lieb, daß ich den blonden Kopf ganz darüber vergaß. Aber, Martin, solch ein Schwarzköpfchen möchte ich haben, wie unsere Frau Pfarrerin hat — die kleine Selma ist doch gar zu hübsch, ich muß sie immer küssen, wenn ich sie erwischen kann! Munter ist sie dabei wie ein Bachstelzchen, und geschmeidig wie ein Aal. Die kannst Du Dir nur zum Muster nehmen; aber etwas größer müßte sie sein, hörst Du!“

Bis spät in die Nacht ging die anziehende Unterhaltung fort, und auch als das Paar seine Ruhestätte gesucht hatte, und Martin sanft schlummerte, toseten die Gedanken über die Einrichtung, Aussteuer und Beschäftigung des künftigen Töchterchens so mächtig in Frau Rebekka's Kopfe, daß noch lange für sie der Schlaf unmöglich

war. Erst gegen Morgen schlief sie ein und hatte kaum ein Stündchen in unruhigen Träumen gelegen, da ward der Sonntag eingeläutet, und die fleißige Hausfrau war alsbald auf den Füßen.

Es kann nicht mit voller Gewißheit behauptet werden, daß sie, die treue Kirchgängerin und aufmerksame Zuhörerin, diesmal ihre Gedanken fortwährend und ohne abzuirren den Worten des Pfarrers folgen ließ, doch vergoß sie mehrmals herzliche Thränen dabei; denn die Predigt hatte den Text: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht.

Beim Ausgange aus der Kirche bemerkte Frau Rebekka Pfarrers Selma, das hübsche Schwarzköpfchen, das mit seiner Wärterin den Eltern entgegen kam. Sie zog das Kind an sich und küßte es; „bald," dachte sie, „werde auch ich ein solches haben!" Voll froher Gedanken sah sie der Kleinen nach, wie sie zwischen Vater und Mutter nach der Pfarre hintänzelte; dann eilte sie nach Hause, den Mittagstisch zu beschicken.

Nachmittags war noch Kinderlehre in der Kirche, der Herr Pfarrer hielt sie, doch gewöhnlich ging Herr Wiesenrauch hin um zuzuhören; „denn," sagte er, „man kann immer etwas lernen"; für heute aber sprach er sich von dieser Pflicht frei, gönnte sich keinen Augenblick Nachmittagsruhe, sondern machte sich sogleich zu seiner Wanderung fertig. Frau Rebekka wiederholte ihm zum zwanzigsten Male alle Eigenschaften, die sie von ihrem künftigen Töchterchen verlangte, und gab ihm Wunsch und Segen mit auf den Weg.

Hätte sie nun Dienstboten gehabt, denen sie ihre neuen Einrichtungen nur nöthig gehabt hätte aufzutragen, so würde sie viel an Erwartung und Ungeduld gelitten haben; so aber, da sie ihr eigenes Dienstmädchen war, hatte sie noch alle Hände voll zu thun, und ungeachtet der Sonntagszeit hielt sie so etwas für keine Sünde, war es doch ein Liebeswerk. Da galt es, eine alte Bettstelle, die Martin als Junggesell gehabt, wieder hervorzusuchen, sie in einer Ecke der Schlafkammer zusammenzuschlagen, den Strohsack zu füllen, Bettstücke herbeizuschaffen, Alles für die kleine Bewohnerin einzurichten. Und an ihrem Anzuge fehlte gewiß auch Manches. Nun ging es an ein Durchstöbern der Schränke, Schiebladen und Kasten, bis es dunkel wurde; da fing Frau Rebekka eifrig an, ein Paar blaue wollene Winterstrümpfe für das Kind zu stricken, und sie regte die Nadeln

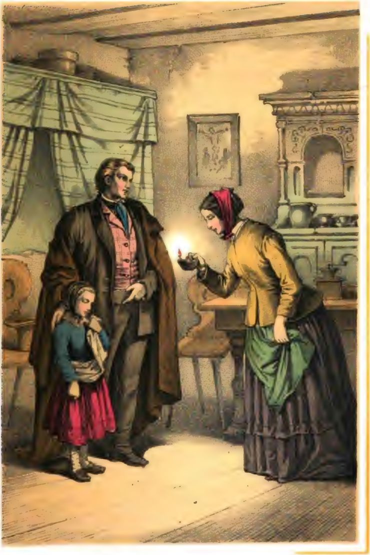
mit einer Emsigkeit, als sollten die Strümpfe heute noch fertig werden. Doch nicht lange, da stand sie wieder in der Küche, für das Abendbrod zu sorgen, und für die müden Wanderer eine kräftige Biersuppe zu kochen. Eben war sie damit fertig, da hörte sie zu ihrem Schrecken, daß es erst acht Uhr schlug: sie hatte gedacht, es müsse Neun sein, und dann hätte man die Beiden bald erwarten können. Ha, da fiel ihr noch eine abgetragene Weste ihres Mannes ein, von der konnte das Kind eine Wintermütze bekommen — sie war im Koffer auf dem Boden. Sechs Stufen war die flinke Frau schon hinaufgesprungen, da hörte sie Martins tiefe Stimme, wie er Jemand guten Abend bot. Sollte er kein Kind mehr gefunden haben? Dies schnelle Umkehren konnte nicht mit rechten Dingen zugehen! Dieser schreckliche Gedanke lähmte ihr fast die Füße; kaum konnte sie mit der Lampe in der zitternden Hand die Hausthüre erreichen, da öffnete sie Martin. Hilf, Himmel, er war allein! Rebekka erstarb das Wort im Munde.

„Guten Abend, Bekka; nun, Du siehst ja aus wie die Katze, wenn's donnert! Ah so, Du suchst unser Kind! Hier habe ich es."

Zugleich lüftete er seinen Mantel ein wenig und zeigte eine kleine schmächtige Gestalt, die in seinem linken Arme ruhte. „Ich bin," fuhr er fort, „mit Lampmanns Melchior gefahren, und da habe ich das arme kleine Ding, das nichts ordentlich Warmes anzuziehen hat, in meinen Mantel genommen; sie ist im Wagen eingeschlafen und wacht erst eben wieder auf."

„Nun Gottlob!" rief Frau Wiesenrauch, „nun komm schnell in die Stube, gleich soll Alles fertig sein."

Eifrig stürmte sie voran, setzte die offene Küchenlampe auf das Schränkchen am Ofen, so daß ihr helles Licht breit herniederströmte, befreite mit lebhafter Schnelligkeit ihren Mann von dem weiten, verhüllenden Mantel, holte das neue Töchterchen hervor und stellte es in das volle Licht, so daß nicht der kleinste Zug des Gesichts, kein Stäubchen des Anzugs, kein Sommersprößchen der Haut ihren scharfen Augen entgehen konnte. Das kleine Mädchen stand da in dem Feuer dieser scharfen Musterung, bange, mit niedergeschlagenen Augen. Die schmächtige Gestalt zitterte und schien immer kleiner zu werden, ängstlich und demüthig faltete sie die zarten, magern Finger; endlich wagte sie es, die großen traurigen Augen aufzuschlagen, und sah flehend zu ihrer Richterin in die Höhe.



Schwarzköpfchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Was," rief diese, „blauäugig!" faßte schnell das schwarze, verschabte Häubchen, welches des Kindes Kopf bedeckte, und nahm es ab.

Dünnes, hellblondes Haar, welches an einigen Stellen kaum die Kopfhaut verschleierte, war in sorglos nachlässiger Weise hinten zusammengefaßt, in einem dürftigen Zöpfchen vereinigt und in ein winziges Rund zusammengesteckt.

„Ist es möglich?" rief Bekka außer sich vor Schmerz und Zorn, „das soll ein Schwarzköpfchen sein!" Hoch in die Luft hielt sie das Mützchen, das Sehen verging ihr, denn ihre Augen waren voll von Thränen bitterer Enttäuschung.

„Was fehlt Dir? Was hast Du?" fragte Herr Wiesenrauch befremdet und harmlos, „wozu dies Alles?"

„Hab' ich Dir nicht zwanzigmal gesagt, daß ich ein Schwarzköpfchen haben will, ein munteres, rothbäckiges Kind, das meine Freude sein soll — und nun bringst Du mir solch' ein Jammerbild, und noch dazu mit Flachshaaren!"

„Ach so," entgegnete Martin und schüttelte unwillig lächelnd mit dem Kopfe — ja, eben weil Du mir dieselbe Sache so oft wiederholt hast, habe ich am Ende gar nicht mehr hingehört, noch Deine Worte beachtet. Auch hatte das Kind etwas Schwarzes auf dem Kopfe, da habe ich weiter nicht den Visitator gespielt. Das ist ja auch ganz einerlei. Ich glaube, der Samariter hat auch nicht erst gesehen, ob der Arme, der unter die Mörder fiel, schwarzes oder rothes Haar hatte. Die Hülfe that noth, und er half, ohne das Aeußere zu beachten. Und was sagt der Herr? Gehet hin und thut desgleichen!... Nun, Frau, mach', daß wir etwas zu essen bekommen; wir Beide, ich und das Kind, haben es nöthig."

Solch' ein Aufruf erging an Frau Rebekka nie umsonst, sie trocknete ihre Augen, wandte sich rasch und ging in die Küche.

Bald stand die dampfende Biersuppe auf dem Tische, doch war die gewohnte, friedliche Heiterkeit nicht mit ihr gekommen. Die Hausfrau, sonst so beredt, begnügte sich die Suppe aufzugeben und das Brod zu schneiden; sie sprach kein Wort dazu, der Hausherr aß stillschweigend und schien in Gedanken verloren; das Kind nahm schüchtern und mäßig das erquickende Abendessen zu sich, doch wagte es nicht die Augen zu erheben, viel weniger noch durch irgend ein Wort

das feierliche Schweigen zu unterbrechen. Da begegneten sich Martins und Rebekka's Augen, sie las einen ernsten Vorwurf in diesem Blicke, und ihr Gewissen sagte ihr, sie habe ihn verdient; noch hatte sie dem armen, kleinen Dinge kein freundliches Wort, viel weniger ein Willkommen gesagt. Sie nahm sich zusammen. „Wie heißt Du, Kleine?“ fragte sie ohne Unfreundlichkeit.

„Elise Müller,“ antwortete diese leise, aber mit klarer Stimme.

„Das auch noch!“ brach Rebekka hervor, und eine zornige Röthe bedeckte ihr Gesicht, „solch' ein schlaffer Name, bei dem man sich gar nichts denken kann, der gar nicht in's Ohr klingt! Es ist zu arg!“

Hastig fuhr sie nach ihrem Löffel, um den Rest ihrer Suppe zu verzehren; doch sie fühlte ihre Hand festgehalten. „Iß jetzt nicht, Bekka,“ sagte Martin, „Du würdest krank werden, man soll nicht in den Aerger essen.“

„Warum ärgerst Du mich denn?“

„Wir wollen das später ausmachen; jetzt muß unser Kind zu Bett, ich will es hinbringen. Du hast Alles auf's Beste vorbereitet, das weiß ich; wo ein Schwarzköpfchen liegen könnte, wird ja auch ein Weißköpfchen Platz finden.“

Rebekka sagte nichts, sie ließ ihren Mann mit dem Kinde in die Schlafkammer gehen, räumte ab und nährte sich zugleich rechtschaffen von ihrem Aerger. Endlich von innerer Unruhe getrieben, folgte sie den Beiden und kam eben dazu, wie das kleine Mädchen in einem blau und weißen Nachtmützchen, das sie für Schwarzköpfchen hingelegt, und in seinem eigenen Hemdchen aufrecht im Bette saß, wie der Vater Martin ihm gebot, die Hände zu falten, wie es betete:

Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich zu Dir in Himmel komm!
Und sollte ich ja das nicht werden,
So nimm mich lieber von der Erden!

Warm drang es ihr zum Herzen, und als Martin sagte: „Gute Nacht, Lieschen! schlaf sanft die erste Nacht unter meinem Dache!“ da fügte sie in gütiger Weise hinzu: „Gute Nacht, Lieschen!“ Die Kleine dankte, hüllte sich mit Behagen in ihr Bett, die Augen fielen ihr zu. Bald saßen die Eheleute wieder an ihrem gewohnten Platze am Tische bei der grünen Lampe. Lebhaft kam Rebekka die Erinnerung an

gestern zurück, an ihre freudigen Pläne, die schönen Erwartungen, die sie gehabt, die Bilder, die sie sich in die Zukunft hineingemalt, und sie sagte unwillig zu ihrem Manne: „Wie kannst Du mir denn solch einen garstigen Streich spielen, und aus den zwanzig Kindern, unter denen Du die Wahl hattest, gerade eines heraussuchen, das durchaus das Gegentheil von dem ist, was ich gern habe und Dir auf die Seele gebunden hatte. Wenn ich einmal ein Kind haben will und mir's aussuchen kann, will ich auch eins nach meinem Geschmack haben! Dies mag ich nicht behalten, um keinen Preis! Und sollte ich morgen selbst hingehen und mir ein anderes austauschen, ich thu' es!"

Martin sah sie ernst an. „Thu', was Du vor Gott verantworten kannst," entgegnete er; „doch diese acht Tage muß das Mädchen erst hier bleiben! willst Du sie dann noch verstoßen, so bringe ich sie selbst wieder hin und hole Dir einen braunen Knaben."

Rebekka erschrak, sie hatte lebhaften Widerspruch von ihrem Mann erwartet, und wollte mit ihrer ganzen Beredtsamkeit dagegen zu Felde ziehen — sie lenkte nun ein. „Du hast mir noch gar nicht erzählt, Martin, wie es Dir in der Stadt ergangen ist?"

„Freilich nicht, es war ja kein Raum dazu da. Nun — als ich ankam, meldete ich mich bei einem der Vorsteher und ward freundlich aufgenommen. Dieser führte mich sogleich in die große Stube im Gemeindehause, wo die Kinder ein Obdach gefunden hatten. Es sah ziemlich reinlich, aber sehr ärmlich dort aus; einige von den Kindern saßen trübselig in den Ecken, Andere trieben tolles Zeug und balgten sich. Sechs von ihnen hatten schon barmherzige Pflegeeltern gefunden, sechs kleinere waren bis auf Weiteres in der Stadt vertheilt; so sah ich noch acht, von denen die meisten Knaben, und alle größer waren als Lieschen. Diese fiel mir gleich wegen ihres sanften, traurigen Ausdrucks auf, ich blieb vor ihr stehen und redete sie freundlich an, da hob sie das Köpfchen in die Höhe, sah wie getröstet zu mir auf und gab mir gleich die Hand. Der Vorsteher erzählte, dieses Kind habe ein besonders hartes Schicksal gehabt, und seine Eltern seien wackere Leute gewesen. Der junge Müller, sagte er, war Zimmergesell und sehr geschickt. Er heirathete ein nettes Mädchen, das ihm freilich weiter nichts zubrachte, als ein Paar fleißige Hände; doch kamen sie ganz gut vorwärts, sie lebten einig und glücklich, erzogen ihre beiden Kinder in der Furcht Gottes, und waren mit ihren

Ersparnissen beinahe so weit, daß Müller Meister werden konnte. Da that er einen schlimmen Fall vom Gerüst, ein langes Siechthum folgte, welches das kleine Vermögen fast ganz verzehrte; endlich kam die böse Seuche, die Mutter legte sich und starb schnell — sie war von der langen Pflege entkräftet, der Vater folgte bald nach, beide Kinder, die auch angesteckt waren, wurden in's Stadtkrankenhaus geschafft, der Knabe starb, und nur dies kleine Mädchen ist übrig geblieben. Sie ist erst kürzlich genesen, und sieht deßhalb so bleich und verfallen aus."

Rebekka hatte mit einem wachsenden Antheil zugehört. „Deßhalb," fiel sie ein, „hat sie sicherlich auch so jämmerlich dünnes Haar, das arme Ding; ich werde es ihr ganz dicht am Kopfe abschneiden, da wächst es besser und kommt auch dunkler wieder."

Martin nickte und fuhr fort: „Diese Erzählung bestimmte mich fast, die Kleine gleich mitzunehmen, doch mein Entschluß wurde ganz befestigt, als der Vorsteher hinzufügte: ‚Vielleicht kommt es noch von der Krankheit her, daß das kleine Ding beständig still und traurig ist, vielleicht denkt sie auch noch an ihre Eltern; denn sie hat ein anhänglich Gemüth und ein nachdenkliches Wesen. Die anderen Kinder, vorzüglich die Buben da, die ganz lustig sind, auch allerei dumme Streiche im Kopfe haben, als ob nichts Trauriges vorgefallen wäre, necken und plagen sie mitunter; es kann nicht immer Aufsicht da sein, es zu verhindern.' Ich fragte nun unser Lieschen, ob es mit mir gehen und mein Kind sein wolle. Sie sah mich freundlich an, ein Paar große Thränen blinkten in ihren Augen, dann antwortete sie: ‚Ja, gern.' ‚Nun, so will ich Dein Vater sein,' erwiderte ich, ‚und Dich mit in mein Haus nehmen, da findest Du die Mutter.'"

Rebekka brach in Thränen aus, sie sah ihren Mann beschämt an und sagte: „Sei nicht böse auf mich, Martin, ich will dem armen Kinde wirklich eine Mutter sein."

„Das wäre schon recht und gut," antwortete er, „doch sieh Dir die Sache erst genauer an, und sag mir dann Deine Meinung!"

Rebekka erzählte nun, was sie Alles vorbereitet und eingerichtet, und gewann dadurch selbst mehr Vertrauen in ihren erneuten Entschluß. Als indeß am andern Morgen das kleine bleiche Mädchen aufstand, und in allen Bewegungen so kränklich und langsam war, auch scheu und blöde that und wenig sprach, so mußte Rebekka immer seufzen und an die muntere, kleine Selma, das schöne Schwarzköpf-

chen, denken. Doch that sie ihr Möglichstes, sprach freundlich mit dem Kinde, schnitt ihm die wenigen langen Haare ab und schloß sie ein, um zu sehen, ob der Nachwuchs dunkler werde; dann fertigte sie ein neues Mützchen für den kleinen geschorenen Kopf und schnitt ein halbes Dutzend Hemdchen zu, von neuer Leinwand, die sie selbst gesponnen und gebleicht hatte. Auch zeigte sie der Kleinen verschiedene andere Kleidungsstücke, die sie ihr noch anpassen wollte, und hoffte diese dadurch zu erfreuen und zu Aeußerungen der Dankbarkeit zu reizen. Jedoch dies gelang ihr nicht, Lieschen sagte wenig und behielt ihre trübe Miene. Frau Wiesenrauch versuchte nun, sie im Hause zu beschäftigen und anzustellen, ließ sie Petersilie und andere Kräuter aus dem Garten holen, die Stühle und Tische abwischen, und ihr sonst mancherlei zutragen und herbeischaffen, auch gab sie ihr das wollene Strümpfchen in die Hand, das für sie angefangen und schon tüchtig gewachsen war; doch auch in dieser Hinsicht ward sie durchaus nicht befriedigt. Nicht daß Lieschen sich geweigert hätte, irgend etwas von dem zu thun, was ihr aufgetragen war, sie gehorchte gleich; doch stellte sie sich äußerst ungeschickt zu Allem an, und vollbrachte die kleinen Arbeiten so langsam und auf so schlaffe Weise, daß Frau Wiesenrauch, bei der jedes Werk im Fluge ging, nur mit Mühe den Geduldsfaden zusammenhielt.

Hatte Lieschen keine Aufträge zu erfüllen, so spielte sie nicht, sondern setzte sich still hinaus an die Sonne, oder kauerte sich beim Ofen nieder. Beim Essen entwickelte sie indeß einen immer größeren Muth und zeigte nicht unbedeutende Kräfte, und das gefiel Rebekka nicht übel; denn man erfreute sie immer, wenn man dem, was sie aus gutem Herzen auftischte, auch seine Ehre erwies.

Am zweiten Tage nahm Herr Wiesenrauch die kleine Pflegetochter mit in die Schule, setzte sie unter die Kleinsten, zwischen zwei friedliche Kinder, und widmete ihr besondere Aufmerksamkeit.

„Nun," sagte Rebekka lebhaft, als die Fluth der Kinder nach der Schulzeit verlaufen war, und ihr Mann zu ihr an den Herd trat, „ist Lieschen eine gute Schülerin?"

„Ich kann das nach einem Male noch nicht beurtheilen," erwiederte er etwas verlegen, „sie verhält sich still und anständig . . ."

„Das glaube ich wohl," rief Rebekka, „die wirst Du nicht zu zähmen nöthig haben . . ."

„Auch," fuhr Martin fort, „hat sie einmal die Buchstaben und den Anfang des Lautirens gewußt, wie sie sagt; doch scheint es mir mehr, als wenn ihr das geträumt hätte, so wenig weiß sie noch davon."

Rebekka zuckte mit den Achseln; sie hätte gern ihrem Herzen Luft gemacht, doch sie dachte, es sei besser, damit noch ein wenig zu warten.

Der Schulmeister setzte indessen unverdrossen seine Anstrengungen fort, den Kopf des träumerischen Lieschens aufzuklären; er brachte es auch zu etwas: die Buchstaben wurden ihr wieder bekannt und deutlich, sie lernte einige davon schreiben, und zählte, obwohl mit verschiedenen kleinen Irrthümern, bis Zwanzig. Viel weniger hatte die Schulmeisterin erreicht; doch muß man gestehen, daß sie bald davon abgelassen hatte, dem Kinde überhaupt etwas zuzumuthen, da sie fand, sie könne alle diese unbedeutenden Dinge, welche Lieschen so schwer zu begreifen und auszuführen fielen, in der Zeit, die diese dazu anwandte, zwanzigmal selbst verrichten, das Kind sei ihr also statt einer Hülfe eine Last. Hatte demnach Lieschen ihre Zahl am Strumpfe gestrickt, so verlangte die Pflegemutter nichts weiter von ihr.

So war der erste Sonnabend herangekommen. Martin war beim Herrn Pfarrer gewesen; er fragte beim Nachhausekommen nach Lieschen, die etwas zu demselben hintragen sollte, sie war nirgends zu finden. Haus, Garten und Hof wurden durchsucht, doch es fand sich keine Spur von ihr. Die Eheleute sahen sich ängstlich an, da rief plötzlich Rebekka: „Ei, jetzt fällt mir ein, daß ich sie habe in die Schulstube schleichen sehen, dort muß sie sein!"

„Unmöglich," entgegnete Martin, „ich habe gleich zuerst hineingesehen, doch ich will noch einmal Alles durchsuchen."

Er ging fort und kam nach einigen Minuten wieder; ohne ein Wort zu sagen, winkte er seiner Frau, ihm zu folgen, indem er den Finger auf den Mund legte und leise voranging.

Beide gelangten so in die Schulstube, und siehe da, in der verborgensten Ecke derselben, hinter dem Ofen, saß das kleine Mädchen auf der Erde, ganz verloren und versunken in ein seltsames Geschäft. Vor ihr stand ein Fußbänkchen, und darauf das größte Dintenfaß der Schule, voll Dinte; Lieschen hatte ihre Mütze abgesetzt, in der Hand hielt sie ein wollenes Läppchen, welches ihr Frau Wiesenrauch

zum Waschen mit Seife gegeben hatte; dieses tauchte sie mit großer Vorsicht und Langsamkeit in das Dintenfaß, und fuhr sich dann mit dem geschwärzten Lappen über den Kopf hin und her, von einem Ohre zum andern, von der Stirne über den Hinterkopf hin bis zum Nacken, so daß sie bereits eine feste, schwärzliche Kappe auf dem ganzen Kopfe trug, was ihr ein höchst seltsames Ansehen gab.

Der Schulmeister und seine Frau sahen einen Augenblick in stummem Erstaunen diesen absonderlichen Färberversuchen zu. Da wollte Rebekka auf die Kleine losfahren, ihr das Läppchen wegreißen; aber Martin hielt sie zurück und sagte laut, doch ohne Härte: „Lieschen, was machst Du da?"

Die Kleine fuhr erschrocken auf, ließ ihr Farbeläppchen fallen, drückte die dintenbefleckten Hände vor's Gesicht und weinte leise und bitterlich.

„Warum sudelst Du Deinen armen Kopf so voll Dinte? Sag' es gleich?"

Der Schulmeister sprach diese Worte so bestimmt, daß die Kleine ihre Thränen verschluckte und in Demuth erwiederte, zuweilen von zuckenden Seufzern unterbrochen: „Ich — ich wollte gerne — ein Schwarzköpfchen werden."

„Warum denn?"

„Dann würde mich wohl die neue Mutter lieb haben, wie meine sel'ge . . ." Hier brachen ihre Thränen wieder hervor.

Martin sah gerührt auf das Kind, dann ernst auf seine Frau, ihre Augen standen voll Wasser.

„Wie bist Du denn zu der Dintenfärberei gekommen?" fragte er weiter.

„Als die Schule aus war, blieb Schmidts Christel noch ein wenig hier; die strich sich Dinte in die Augenbrauen, daß sie ganz dunkel wurden, und sagte, das sei schön."

„Und da wolltest Du Deinen Kopf auch schön machen? Nein, nein, Du dummes Schwarzköpfchen, das geht nicht; die weißen Haare wachsen nach und dann stehst Du aus wie ein Igel. Sei Du nur fleißig und brav, dann wird Dich Deine neue Mutter schon lieb haben."

„Freilich," sagte diese; „aber so kannst Du nicht bleiben. Komm, ich will Dir tüchtig mit Seifenwasser den Kopf waschen — sei nur nicht bange, es soll Dir nicht weh thun!"

Digitized by Google

Das Schwarzköpfchen wurde ordentlich abgewaschen und getrocknet, und dann das Mützchen darüber gesetzt.

Lieschen war ganz müde vom Reiben geworden, verlangte bald zu Bett und schlief dort gleich ein.

„Unser Lieschen," sagte der Schulmeister, „scheint übrigens zu den Klügsten nicht zu gehören, sie faßt schwer und behält nicht leicht; aber sie hat doch ihre eigene Art von Verstand, sie hat es wohl gemerkt, daß sie Dir deßhalb nicht gefällt, weil sie kein schwarzes Haar hat, und sie will es sich um jeden Preis verschaffen."

„Es ist nicht bloß deßhalb, weil sie kein Schwarzköpfchen ist, daß sie mir nicht gefällt," entgegnete Rebekka, „sondern deßhalb, weil sie so ungeschickt und träge ist."

„Das ist freilich unangenehm; aber ich glaube, es wird sich noch damit ändern, der Herr Pfarrer hat mir da allerlei erzählt."

„Was weiß er denn von dem Kinde?"

„Er hat es vor dem Hause in der Sonne sitzen sehen und fragte nach dem Mädchen; ich theilte ihm unsern Entschluß mit, er gab demselben Beifall und bemerkte, daß er oft Genesende gesehen, die den Typhus gehabt, daß diesen noch lange die Krankheit nachginge, daß sie schlaff und träge seien, und daß man Geduld mit ihnen haben müsse."

Herr Wiesenrauch machte hier eine bedeutende Pause und fuhr dann mit Nachdruck fort:

„Wenn Du nun wirklich Dich entschließen willst, das Kind zu behalten, so mußt Du ihm auch Mutter sein, und die nothwendigste Eigenschaft einer Mutter ist Geduld."

„Ich will es mit Gott unternehmen," versicherte Rebekka, und die Sache war abgemacht.

Allmählig fing die Kleine an sich zu erholen, sie bekam etwas mehr Rundung, und ein leiser Anflug von Röthe färbte ihre Wangen; zugleich wurden ihre Bewegungen lebhafter, ihr Geist aufgeweckter, so daß sie in der Schule ganz gut mit den Mittelmäßigen fortkam und keiner besondern Nachhülfe mehr bedurfte. Auch im Haushalte zeigte sie sich etwas flinker und gewandter; besondere Gaben konnte aber Frau Wiesenrauch nicht an ihr entdecken, ja sie mußte sich heimlich gestehen, daß sie doch mit dem Kinde eigentlich hinter's Licht geführt worden sei; denn wo war die Lebhaftigkeit, das Schwatzen und

Schäkern, das muntere Singen und Springen, das sie von ihrem Kinde gewünscht und womit sie ihr einsames Leben zu erheitern gedacht hatte? Lieschen sprach nur, wenn man sie anredete, sang nur zuweilen, wenn sie am Abend vor dem Sonntag allein war, Gesangbuchslieder, die sie in der Schule lernte, und war nur schäkernd und zärtlich gegen die Kuh im Stalle, bei der sie oft gefunden wurde, sie streichelnd und ihr Futter zutragend.

Indeß gewöhnte sich Frau Rebekka an das stille Kind, ließ das Mitleiden vorwalten, übte mehr Geduld, als sie je gethan, hielt aber übrigens die Kleine nicht unter der Ruthe — das war nicht nöthig — doch tüchtig zu jeder Art von Arbeit an, zu der sie fähig war. Lieschens Haar verlor die Dintenfärbung völlig wieder, wuchs dicht und lang hervor, so daß bald keine Mütze mehr nöthig war; es zeigte sich auch etwas dunkler als vorher, doch war es immer noch hellblond.

Der Schulmeister neckte sie zuweilen mit ihrer Färberei und nannte sie scherzend Schwarzköpfchen; sie gab ihm darauf kein lustiges oder gar keckes Wort zurück, sie lächelte nur sanft und sah ihn demüthig an; sie hatte sehr viel Ehrfurcht vor ihm, sah sie doch, wie achtzig Kinder von ihm lernten und wie er selbst die wildesten und rohesten im Zaume hielt.

Die Leute im Dorfe fanden, Schulmeisters Lieschen sei ein artiges Kind, mache seinen Pflegeltern Ehre und belohne die Mühe, die sie sich mit ihm geben, denn es sehe immer nett aus, auch nicht mehr so erbärmlich grün und grau wie damals, als es gekommen.

„Mühe,“ sagte Rebekka schmerzlich lächelnd, „macht mir das Mädchen wenig; doch man hat auch nicht viel von ihr, und daß ein Kind im Hause ist, merkt man gar nicht.“

Frau Wiesenrauch sollte noch einmal erfahren, wie ein Kind Leben und Lärm in's Haus bringen kann; denn nicht lange, nachdem sie jene Worte gegen ihre Bekannten ausgesprochen, schenkte Gott ihr selbst ein Kind, und zwar ein niedliches, munteres Töchterchen. Da gab es Geschrei und Lärm, ein Laufen und Rennen, ein Wiegen und Wachen, ein Aufwarten und Waschen. Es würde der flinken Frau schwer geworden sein, durchzukommen, wenn sie nicht Lieschen gehabt hätte.

Lieschen war jetzt erst zehn Jahre alt; doch zeigte sie, daß sie mehr könne, als man vermuthet. Es ist wahr, daß sie Alles langsam

verrichtete; aber sie machte es sorgsam und ordentlich, sie vergaß nichts, sondern dachte sogar im Voraus an Alles, was nöthig sein könnte."

„Ich wundere mich über nichts mehr," sagte die fröhliche Mutter, als sie eines Abends, ihr Kind im Schooß, neben ihrem Manne saß, „als über unser Lieschen; in das Mädchen ist ein ganz neuer Geist gefahren. Ich dachte, sie würde traurig sein, wenn wir ein eigenes Kind bekämen, würde fürchten, nun zurückgesetzt zu werden; aber das scheint ihr nicht einzufallen. Seitdem glänzen ihre Augen ordentlich, sie thut Alles mit Lust."

„Ja wohl ist ein neuer Geist über sie gekommen," sagte der Vater; „Du hättest sie sehen sollen, Bekka, als ich sie am Morgen weckte, nachdem uns in der Nacht unser Kind geboren war! Ich sagte: ‚Steh' auf, Lieschen, der liebe Gott hat Dir diese Nacht ein Schwesterchen geschenkt!' — Hei, da sprang sie in die Höhe, klatschte in die Hände, was ich sonst nie von ihr gesehen habe, selbst nicht am Weihnachtsabend, und rief fröhlich: Gott sei Dank! Gott sei Dank! Kann ich es nicht sehen? Und als ich sie dann an die Wiege führte, fing das Leuchten in ihren Augen an, von dem Du sprachst, sie wird ordentlich hübsch davon."

„Warum nicht gar ein Schwarzköpfchen?" lachte Rebekka.

„Nun, darin kannst Du nichts mehr an ihr tadeln, gute Frau; denn Dein eigenes Kind — dabei schob er dem Säuglinge das Mützchen vom Kopfe — hat, wenn ich seine wenigen Härchen richtig ansehe, so weiße Haare, wie sie der ehrwürdigste Greis nur haben kann."

Rebekka hätte ihrem Manne erwidern mögen, daß sie sich ihr Kind nicht ausgesucht habe, und daß es wahrscheinlich seinem Vater nacharte; doch sie war zu glücklich, sich in irgend einen Streit, sollte es auch nur ein Wortwechsel sein, einzulassen, und versicherte, ihr Kind sei ihr ganz recht, wie es Gott ihr gegeben, sie verlange es nicht anders. „Lieschen," fügte sie hinzu, „scheint ganz meiner Meinung zu sein: sie sieht in unser Töchterchen hinein, wie in einen goldenen Kelch, und thut nichts lieber als es anblicken oder auf dem Schooße haben. Und sie weiß es ganz gut zu halten und zu regieren; wenn sie nicht sonst so schwach aussähe, könnte man sie es tragen lassen, sie ließe es gewiß nicht fallen."

„Warte damit noch etwas!" ermahnte Martin, „es könnte Lieschen schaden."

In den nächsten Tagen war die Taufe, und da Herr und Frau Wiesenrauch keine Eltern mehr hatten, hielt die Frau Pfarrerin das Kindchen zur Taufe; es wurde Selma genannt.

Lieschen liebte es immer mehr, als es größer und verständiger wurde, pflegte es, wußte sein Weinen zu stillen, ihm allerlei vorzuspielen und zu singen.

„Ich glaube wirklich," sagte die Mutter, „Lieschen hat Selma fast so lieb, wie ich selbst."

Selma wurde ein allerliebstes Kind, rund, rosig und lustig, mit hellblonden Löckchen und weißen Zähnchen. Einmal war sie an einer heftigen Erkältung krank; da konnte Lieschen auch den Schlaf entbehren, den sie sonst sehr liebte, — sie war nicht wegzubringen von der Wiege des kranken Kindes. Und wie freute sie sich, als es hergestellt war! Nicht mit Tanzen und Springen, wie andere Kinder, — das war einmal nicht ihre Art — nein, sie drückte der Mutter die Hand und sah mit feuchtem Auge nach oben.

Bald waren beide Kinder, Lieschen und Selma, wieder gesund; denn auch Lieschen hatte während der Krankheit ordentlich abgenommen. Doch sie erholte sich schnell, und das war gut; denn sie sollte bald noch mehr zu pflegen und lieb zu haben bekommen. Kaum war Selma zwei Jahre alt, so erschien ein Brüderchen, das gleich den Kopf voll zollanger, dunkler Haare mitbrachte und auch sonst ganz seiner Mutter ähnlich zu werden verhieß. Rebekka verlangte es von ihrem Manne, daß dieser erstgeborne Sohn einen stattlich klingenden Namen erhielt: Oscar Wiesenrauch, das lautete prächtig.

Oscar war mit einer sehr guten Lunge begabt, er gebrauchte sie oft und schrie tüchtig; vorzüglich hatte er Nachmittags eine bestimmte Stunde, in der er regelmäßige Uebungen in dieser Kunst anstellte. Ein Glück war's, daß dann eben Lieschen aus der Schule kam und den kleinen Schreier übernehmen konnte. Der Vater hatte es so angeordnet; die Mutter wurde dann immer veranlaßt, auf dem Boden oder im Keller oder in der fernsten Ecke des Gartens sich zu beschäftigen; denn blieb sie bei ihrem Kinde, so arbeitete sie sich ab bis zum Glühen und Schwitzen und konnte es doch nicht beruhigen. Lieschen aber in ihrer gesetzten Weise trug den schreienden Oscar die Stube auf und nieder, schaukelte und streichelte ihn ein wenig, wenn er's zu arg machte, ließ übrigens seiner Stimme freien Lauf und

brachte ihn gewöhnlich, wenn er sich müde geschrieen hatte — was sie bald an seinen schwächeren und mühsamen Tönen merkte, durch einförmiges, beruhigendes Singen in einen süßen Schlaf, der länger anhielt als sonst.

Als Oscar etwas größer wurde, hörte das regelmäßige Schreien auf, aber das Schreien überhaupt nicht; dagegen fand Lieschen indeß auch ein Mittel, das fast immer half: sie ließ die kleine Selma tanzen und springen, dann erheiterten sich die trüben Mienen des kleinen Schreihalses, und er fing endlich an zu lachen und die muntern Sprünge seines Schwesterchens nachzuahmen. Bei alle dem war es ein beschwerliches Kind, und die arme Schulmeisterin dachte oft mit Seufzen an die vorigen Zeiten, wo sie ruhig schlafen und den Tag über ihre Arbeiten regelmäßig und ununterbrochen hatte fortreiben können.

Ihre Bekannten aus dem Dorfe sowohl als die Frau Gevatter Pfarrerin riethen ihr dringend an, eine Magd zu nehmen; doch sie wollte sich nicht dazu verstehen. „Lieber," sagte sie zur Frau des Dorfschmieds, die sie eines Sonntag Nachmittags recht dringend dazu ermahnte, „lieber nehme ich mir von Zeit zu Zeit eine Taglöhnerin, eine Wäscherin oder sonst eine Hülfe, die wegschafft, was liegen geblieben, und richte mich sonst ein, wie es geht. Feld haben wir nicht, den Garten hält mein Mann in Ordnung, und dann habe ich ja auch noch Lieschen.

„Na," sagte die Schmiedin und warf die Nase auf, „der Wachsstock wird den Kohl nicht fett machen! die sieht ja aus wie Käse, ist dünn wie eine Weidenruthe, und außer daß sie guten Tag bietet, hört man kein Wort von ihr. Was kann man von der haben? Nein, da sehe Eins nur die Hanne Moormann, die Tochter des Häuslings neben uns an, das ist ein tüchtig Mädchen, stark und viereckig, lustig und beredt, die lacht den ganzen Tag und arbeitet zugleich, was das Zeug halten will — das wäre Eine, die Euch helfen könnte, Frau Schulmeisterin."

„Ja, ja, das mag sein; aber unser Lieschen ist auch nicht zu verachten: es achtet sorgfältig auf die Kinder und ist nicht so schwach, wie es aussieht. Verständig ist es auch über sein Alter, ist es doch erst dreizehn Jahre alt. Stelle ich sie in der Küche an, so kann sie schon Manches machen; geschwind geht es just nicht, aber ordentlich

und sauber; das Haus rein machen und putzen kann sie auch, im Garten kann sie mein Mann zur Hülfe gut gebrauchen, und die Kuh — nun, für die sorgt sie schon lange."

„Was Ihr sagt, Frau Schulmeisterin! Hätte man das denken sollen? Aber wie steht's um's Stricken, Spinnen und Nähen?"

„Das habe ich ihr auch Alles beigebracht, aber jetzt thut sie wenig darin; woher soll die Zeit kommen? Im Winter da soll sie mir wieder recht dran. Hart ist es freilich hergegangen, bis sie begriff, wie man die Sachen anfassen müsse; aber weiß sie einmal ein Ding, so behält sie's auch."

Hier trat Lieschen herein, Oscar saß auf ihrem Rücken, Selma hing an ihr. Die Kinder waren lustig; Oscar zauste sein Reitpferd an der Mähne und Selma sang dazu. Lieschen lächelte und glühte vor Anstrengung und Spielfreude.

Die Schmiedsfrau lobte mit manchem „Gott behüt' sie" die prächtigen Kinder, schwatzte noch mancherlei und ging endlich fort. Sie nahm es mit ihren Reden keineswegs genau, wenigstens klang das, was sie gleich darauf einigen Nachbarinnen mittheilte, ganz anders, als was sie eben geäußert hatte. Die Schulmeisterin habe entsetzlich wilde Kinder, sagte sie, die einen so tollen Lärm verführen, daß Einem Sehen und Hören vergehe, und das arme Ding, das Lieschen, sei ein wahrer Packesel, das müsse sich todt quälen und Alles im Hause thun. Und warum? Weil die Schulmeisterin zu geizig sei, eine Magd zu nehmen, und sie habe ihr doch eine so gute empfohlen.

Die Leute wußten nun wohl, was sie von den Worten der Frau Schmiedin zu halten hatten; aber bei Solchen, die gern Böses von ihrem Nächsten hören und sagen, blieb doch etwas davon hängen. Die Verständigen und Guten nahmen dagegen das daraus, daß Lieschen der Frau Schulmeisterin eine gute Hülfe sein müsse, und da den Meisten das bescheidene, sinnige Wesen des kleinen Blondköpfchens gefiel, so diente dies Gerede im Ganzen nur dazu, ihren guten Ruf zu befestigen.

Die Redensart vom Geize der Frau Wiesenrauch beantwortete die Mehrzahl nur mit Lächeln. Es ist bekannt, daß ein Schulmeister auf dem Lande keine Schätze sammeln kann, sondern froh sein muß, wenn er sich, seine Frau und Kinder ehrlich durchbringt, ja man dürfte sich nicht verwundern, wenn es einem solchen manchmal schwarz vor

den Augen und schwer um's Herz wird, zumal wenn die liebe Kinderschaar sich stets vermehrt. Zwar merkte man dem Vater Martin nichts dergleichen an, als ihm sein zweites Söhnchen, Albert genannt, geboren wurde, vielmehr war er auch dießmal voll Freude und Dank; Rebekka schüttete dagegen vor der Taufe ihr sorgenvolles Herz gegen ihren Mann aus und fragte ihn mit Thränen, was er denn von dem nächsten Jahre denke, die Ernte sei kärglich ausgefallen, der Winter vor der Thüre, Alles sei theurer als im vorigen Jahre, wo es oft schon knapp genug hergegangen — und nun vier Kinder, statt dreier?

„Bekka, Bekka," ermahnte der Schulmeister, „was sagt die Schrift? Werfet Euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Gott hat unser Kind in's Dasein gerufen, er wird es auch erhalten! Er hat es uns gegeben, wir bringen es ihm in der Taufe wieder. Ihm gehört es, er wird sein Kind und uns nicht verlassen, noch versäumen!"

Rebekka trocknete ihre Augen und seufzte, aber sie schwieg. Doch Martins Worte wurden wahr; mancherlei Gaben von den reichen Bauern füllten Küche und Keller; sie waren ein Beweis, daß die Leute es immer besser erkannten, der Schulmeister verstehe etwas und lehre ihre Kinder rechtschaffen. Auch lag ein besonderer Segen auf dem Haushalte und den Kindern, es war immer für Alle genug, ja wohl gar noch übrig.

„Es ist wie ein Wunder," sagte die Mutter; „aber man kann doch nicht immer auf Wunder hoffen!"

Martin schüttelte den Kopf. „Auf Seine Güte immer, Frau!" versetzte er; „sie ist jeden Morgen neu. Unser Albert ist uns auch ein Segenskind: er ist zarter als die andern, aber zugleich so fromm und ruhig!"

„Ja, der stört mich Nachts wenig," versicherte Rebekka, „und Lieschen beruhigt immer noch das übrige lustige kleine Volk mit ihm; sie stellt die beiden Größeren an, mit dem Kleinen zu spielen, ihm allerlei zu bringen und vorzumachen, und wenn er dann lächelt und die Händchen ausstreckt, o, dann ist es ein Glück und eine Freude!"

„Ja, ja," sagte der Schulmeister, „Lieschen weiß die Liebe anzufachen, sie hat sie in sich."

„Oder auch," fuhr Rebekka fort, „sie hält ihnen den Albert als Muster vor, wie er so artig und freundlich sei, wie er immer so still

liege und weder schreie noch zanke. „Und Albert ist noch so klein,' sagt sie dann, ‚und ihr seid schon so groß!' Dann schämen sich die beiden wilden Gesellen und nehmen sich für eine kleine Zeit zusammen."

Im Ausgange des Winters kam der Herr Superintendent auf seiner Inspectionsreise durch das Dorf. Er hatte es nicht allein mit der Kirche zu thun, sondern auch mit der Schule, weil die beiden doch Hand in Hand gehen, und die Schüler für die Kirche reifen sollen. Deßhalb waren es wichtige Tage für jeden Einzelnen im Dorfe; denn der Herr Superintendent bekümmerte sich um jede Einrichtung der Schule, ja um jedes einzelne Schulkind. Aber es waren auch Ehrentage für das Dorf, ebensowohl kirchliche, als Schul-Ehrentage; denn es verbreitete sich bald in allen Häusern, daß die Kirchenvisitation gut ausgefallen sei, und daß nach der Schulprüfung der Herr Superintendent dem Herrn Schulmeister die Hand gedrückt, daß er dann die Kinder angeredet und sie aufgefordert habe, Gott zu danken, daß er ihnen einen solchen Lehrer gegeben, und sie ermahnt, ihm zu folgen und Freude zu machen.

Nicht lange dauerte es nachher, so hörte man und las in der Zeitung, Herr Martin Wiesenrauch sei unter denen, welche eine Zulage ihres Gehalts bekämen, wie es von den Landständen berathen und bewilligt worden war. Da gab es große Freude im Schulhause, und Frau Rebekka bekannte ihrem Manne dießmal ganz von selbst, daß sie mit ihrer Muthlosigkeit Unrecht gehabt habe, und versicherte, nun solle ihr Vertrauen nie wieder erschüttert werden. Das ganze Dorf freute sich mit und war stolz auf den wackern Lehrer, ausgenommen vielleicht Solche, die wie die Schmiedsfrau aus dem Guten immer Böses sogen, und bei dem Glücke ihres Nächsten nur garstigen Neid in ihrem Herzen empfanden. Aber der schadete den Wiesenrauchs nichts, nur ihnen selbst.

Die Schulmeisterin war munterer und flinker, als sie es seit langem gewesen war; sie mußte Lieschen auch mehr Zeit lassen als sonst, weil der Tag ihrer Einsegnung sich näherte, und sie doch dazu viel vorzubereiten und zu lernen hatte.

Die heilige Feier des ersten Abendmahls drang tief in Lieschens Herz, und als das sonst so stille Kind am Abend vorher zu den Pflegeeltern kam, sie um Verzeihung bat wegen der Fehler und Sünden ihrer Kindheit und ihnen dankte für Alles, was sie an ihr gethan,

Digitized by Google

konnte man es wohl merken, daß es ihr recht aus dem Herzen kam. Es ging auch wieder zu Herzen: freudig bewegt zogen die Drei in die Kirche, der Pfarrer predigte gar erbaulich und redete auch die Eltern und Pfleger der jungen Christen an. Als diese nun bei der Einsegnung aufgerufen wurden, und die Stimme des Pfarrers durch die Kirche tönte: „Maria Elisabeth Wiesenrauch!“ da war es dem Vater Martin und der Mutter Rebekka, als würde ihr eigenes Kind eingesegnet, ihr Herz erzitterte, und ihre Augen wurden feucht.

Die Gutsherrschaft, die seit einiger Zeit aus der Hauptstadt gekommen war, befand sich auch in der Kirche.

Frau von Benoldingen, eine feine Dame aus der großen Welt, betrachtete aufmerksam die einzelnen Kinder durch ihr Augenglas und theilte später ihrem Gemahle verschiedene Bemerkungen mit, die sie gemacht hatte.

„Es sind nicht viel hübsche darunter,“ sagte sie, „und die meisten haben etwas Plumpes und Eckiges; ein feines, anmuthiges Mädchen ist mir jedoch aufgefallen, Elisabeth Wiesenrauch. Ist sie die Tochter des Lehrers? Die Leute scheinen mir eigentlich noch zu jung, um schon eine so große Tochter zu haben . . .“

„Du kannst wirklich nicht von mir verlangen,“ warf Herr von Benoldingen hin, „die Familienzustände und den Kinderreichthum meines Schulmeisters so genau zu kennen. Doch wenn das Mädchen Dich interessirt, kann man das leicht erfahren. Schicke nur Deine Finette auf Kundschaft aus, die bringt Dir in kürzester Zeit die ganze Biographie der kleinen Wiesenrauch heraus.“

Diesen Rath befolgte die Dame, und es dauerte nicht lange, so kam Finette, das Kammermädchen, ganz belastet mit Nachrichten in das Schloß und zu ihrer Herrin zurück.

„Die gnädige Frau haben ganz recht vermuthet,“ begann sie; „das feine, nette Mädchen gehört wirklich nicht Schulmeisters, sie haben es als armes Waisenkind angenommen, da sie selbst noch kein Kind hatten; jetzt haben sie aber drei Kinder, und noch dazu rechte Undinger, und nun mag das arme Lieschen wohl zurückgesetzt oder gar verstoßen werden. Sie muß sich mit den kleinen Schreihälsen furchtbar abquälen, und das Futter dazu mag auch nicht reichlich ausfallen; denn die Schulmeisterin soll geizig sein wie ein Drache.“

Frau von Benoldingen wußte, daß Finette ihre Berichte nicht

immer aus den reinsten Quellen schöpfte, und daß sie gewohnt war, stets den Mund recht voll zu nehmen; übrigens erhöhte diese Erzählung, an der doch etwas Wahres sein mußte, ihre Theilnahme für das Mädchen. Gegen Abend kam der Pfarrer, und er wurde ebenfalls wegen Wiesenrauchs befragt. Seine Antworten lauteten nun freilich ganz anders. Er gab den Eltern und der Pflegetochter ein gleich gutes Zeugniß und nannte Martin einen der besten Lehrer des Landes, Rebekka eine wackere, fleißige Hausfrau und rühmte Elisabeth als ein sinniges, frommes Kind.

Das gab einmal ein Aufsehen im Dorfe, als am nächsten Tage Finette mit Lieschen aus dem Schulhause kam und sie ins Schloß führte! — und was für ein Gerede war es nachher, als es herauskam, die gnädige Frau habe sehr freundlich mit Lieschen gesprochen und ihr ein silbernes Kreuz geschenkt, das sie an einem schwarzen Sammetband um den Hals tragen solle! Bald darauf wurde auch der Schulmeister auf's Schloß beschieden, um den beiden Söhnen der Herrschaft, Arthur und Magnus, Knaben von sechs und acht Jahren, Unterricht zu geben. Das war auch etwas Besonderes, den Herrn Schulmeister täglich auf's Schloß gehen zu sehen; doch daran gewöhnte man sich nach und nach. Wenn aber Sonntags, und sogar zuweilen Werktags einmal, Lieschen die Stufen des Schloßberges hinanstieg, steckte Jung und Alt den Kopf zusammen, und Jedermann fragte: „Was mag nur die gnädige Frau an dem Lieschen finden? es ist wohl ein freundliches, gutes Kind, aber gar nichts Besonderes! Ein vornehmes Wesen hat es nun einmal gar nicht!“

Da sagte die alte Gärtnerswittwe, die früher einmal Kindermädchen bei einer gräflichen Herrschaft gewesen war: „Ach, das versteht Ihr nicht! Die vornehmen Leute sind so! Sie wissen selbst nicht warum, aber plötzlich haben sie den Narren an Einem gefressen; der ist dann der Beste, wenn er auch sonst noch so ekelig ist. Dem wird dann Alles aufgehängt, und er wird gehätschelt und geliebkost. Es soll mich gar nicht wundern, wenn das Lieschen nächstens im Stadtputz durch's Dorf oder gar in die Kirche stolzirt und sich dazu so albern anstellt wie eine Ziege! aber es dauert nicht lange, so ist Alles wieder aus, und sie sehen Einen gar nicht mehr an. So wird das Lieschen auch artig herunterpurzeln in den Koth zu unser Einem und gewaltig auf die Nase fallen. Denkt an mich, so wird

es gehen! So war es auch bei der gnädigen Gräfin mit der Anne und dem Milchen . . ." Und nun folgte eine lange Erzählung.

Frau von Benoldingen fand sich fortwährend angezogen von dem sinnigen, verständigen Wesen des stillen Kindes. Sie unterhielt sich gern mit Lieschen, ließ sich von ihr vorlesen, auch wohl ein Liedchen vorsingen.

„Das ganze Wesen des Mädchens hat so etwas Reines und Beruhigendes," sagte sie, „und die Knaben hängen immer an ihr. Manchmal hatte ihr die Dame allerlei hübsche Kleidungsstücke, die sie früher selbst getragen, schenken wollen; aber Lieschen hatte sie dankbar abgelehnt. „Das paßt nicht für mich," hatte sie gesagt und dabei die Geberin so freundlich angesehen, daß diese nicht böse sein konnte, sondern nur lächelnd sagte: „Du bist ein närrisches Mädchen! Nun, Finette wird's schon nehmen. Das that Finette gerne; aber bei ihr war Elisabeth längst in Ungnade gefallen. Wenn sie die gnädige Frau anzog oder frisirte, kramte sie immer allerlei Zeug aus, das den Liebling ihrer Dame herabsetzte, bis diese endlich sagte: „Schweig, Finette! Du bist neidisch. Fang es ein bischen klüger an, wenn du Lieschen bei mir anschwärzen willst! So geht's nicht."

Finette hätte es gern klüger angefangen; aber sie wußte nicht wie, und so ärgerte sie sich nur.

Der große Krach, den die weise Gärtnerin prophezeiht, wollte noch immer nicht kommen. Lieschen hielt sich bis zur Abreise der Herrschaften in Gunst, und es geschah das Unglaubliche, daß die gnädige Frau, als sie bei der Frau Pfarrerin ihren Abschiedsbesuch gemacht hatte, in ihrem schönen, schillernden, seidenen Kleide und ihrer gewässerten Mantille mit den schwankenden Klunkern, in dem Hütchen mit Blumen auch in das Schulhaus schritt, um der Frau Schulmeisterin und Lieschen Lebewohl zu sagen.

Als aber späterhin Lieschen dieselbe war wie früher, nicht bei jeder und außer jeder Gelegenheit die gnädige Frau im Munde führte oder mit ihr prahlte, vergaßen die Leute nach und nach, daß sie einmal als Schloßdämchen ihnen so viel Stoff zur Unterhaltung gegeben hatte.

Rebekka war es oft schwer geworden, das Mädchen wegzulassen: sie hatte befürchtet, es könnte auf dem Schlosse verdreht und hochmüthig werden; aber Martin hatte sie beruhigt, er kannte das Ge-

biet, auf welchem Lieschen sich bewegte, er leitete sie und gab ihr manchmal einen heilsamen Wink aus dem Worte Gottes. Lieschen aber ließ sich gerne vom Vater lenken und war gewohnt, dem Worte Gottes zu gehorchen, war sie doch eine Christin geworden.

Jetzt mußte sie der Mutter tüchtig in der Wirthschaft und bei den Kindern helfen, sie war ja aus der Schule gekommen. Was gab es nicht Alles zu waschen, zu flicken und zu stopfen bei den lustigen wilden Kindern! Und zu hüten und zu wehren, besonders im Winter, wo sie alle in der kleinen Stube steckten!

Aber bald kam der Frühling, da ging es schon besser. Siehe, da wurde Lieschen eines Tages wieder auf's Schloß entboten: die Herrschaft sei angekommen. O, da war große Freude, aber diesmal nur von kurzer Dauer; denn der Schloßherr und seine Familie wollten nur wenige Tage bleiben, den Sommer in einem Badeorte zubringen und erst gegen den Herbst wiederkommen. Lieschen mußte jeden Tag, wenn auch nur auf ein Stündchen, auf's Schloß gehen. Am letzten Tage schickte sie sich wieder dazu an, die Mutter gab es nur ungern zu, denn es war Arbeit die Hülle und Fülle; doch was konnte sie machen? Sie empfahl Lieschen, recht bald wieder zu kommen, und diese versprach es.

Aber eine Stunde verrann nach der andern, Frau Rebekka mußte die Wäsche selbst ausspülen, stärken, ausringen und aufhängen, und zugleich auf die Kinder achten, die sie jeden Augenblick störten. Eben war sie mit Mühe und Noth damit fertig geworden und mußte gleich wieder an eine neue Arbeit gehen, nämlich den kleinen Albert, der auf dem Rasen im Hofe saß, von den vielen Kletten zu befreien, welche ihm seine Geschwister in die blonden Haare gesteckt hatten. Er hatte erst dazu gelächelt, aber jetzt fing er an zu winseln; denn es stach und zwickte ihn da und dort. Siehe, da kam Lieschen endlich daher geschlichen, träumerisch und langsam, mit gesenktem Haupte.

„Nun, Kind!“ fuhr Frau Rebekka sie an; „Du kommst ja daher gekrochen wie eine Schnecke, und weißt doch, was für Last und Noth hier auf mir liegt! Ich weiß nicht, wo aus und ein vor Arbeit, und Du läßt Dir während dem gar wohl und behaglich bei der gnädigen Frau sein! . . .“

Rebekka machte hier eine augenblickliche Pause, groß genug, daß

Lieschen ein leises Wort einschieben konnte. „Ach, vergib mir, liebe Mutter! wohl war mir gar nicht.“

Die Mutter stutzte und sah Lieschen an, die verweint und erhitzt aussah. Plötzlich änderte sich die Richtung des mütterlichen Eifers. „Haben sie Dir etwas gethan auf dem Schlosse?“ fragte sie entrüstet.

„Nein, das nicht! die gnädige Frau war sehr freundlich, nahm mich gleich mit in ihr Kämmerchen, das sie Boudoir nennt, und sagte mir, sie habe Finette für nächsten Michaelis aufgekündigt, sie sei gar zu klatschhaft und neidisch, nun wolle sie gern mich an ihre Stelle haben, sie wolle mich bis dahin in die Stadt schicken, daß ich das feinere Nähen, Frisiren, etwas Schneidern und Putzmachen lerne, — was um Michaelis noch fehle, könne ich später nachholen, ich solle Alles frei haben und jährlich dreißig Thaler Lohn bekommen; halte ich mich brav, so solle es an Geschenken nicht fehlen . . .“

„Auch das noch!“ seufzte Frau Wiesenrauch, der bei dieser Erzählung die Schweißtropfen auf der gerötheten Stirn ausgebrochen waren, „ach, das ist nun noch das schwerste Geschick von allen!“ Mit Mühe und Noth, mit himmlischer Geduld zieht man die Kinder auf, und hat man sie aus dem Gröbsten herausgeschält und will etwas Hülfe von ihnen haben, da — da fliegen sie davon! Nun — sie machte einen verzweifelten Anlauf, sich zu fassen — wenn es einmal Gottes Wille ist —“

„Aber,“ sagte Lieschen erstaunt, „es ist ja gar nicht Gottes Wille, ich habe es der gnädigen Frau ganz abgesagt.“

„Was hast Du?“

„Ja, deßwegen dauerte es so lange. Ich habe der gnädigen Frau noch nie widersprochen; nun mußte ich lange Reden halten, und Du weißt, liebe Mutter, das kann ich gar nicht.“

„Was für Reden waren das denn?“

„Nun,“ erwiderte Lieschen stockend und erröthend, indem sie mit Thränen kämpfte, „ich sagte, Ihr hättet die Barmherzigkeit an mir gethan und mich armes Waisenkind angenommen, — und ich sei schwach, dumm und ungeschickt gewesen, und nicht einmal ein Schwarzköpfchen — und nun, da ich eben anfange, Dir nicht mehr zur Last zu sein, da ich Dir etwas helfen könne — solle ich weggehen, — das könne ich nicht, das wäre schlecht und undankbar. Und denke Dir,

Mutter, die gnäd'ge Frau ist sonst so klug, aber das konnte sie gar nicht einsehen. Anfangs nannte sie mich ein Närrchen und beschrieb mir immer, wie gut ich es haben solle bei ihr: daß ich mit auf Reisen gehen und wunderschöne Städte und Länder sehen solle; dann aber ward sie böse und nannte mich eine Gans — nun, das konnte ich mir schon gefallen lassen; aber dann sah sie mir so eigen in die Augen und fragte, ob ich sie denn gar nicht lieb habe? Da mußte ich weinen, aber ich blieb doch bei meinem ersten Worte. Endlich sagte sie, ich sei ein eigensinniges Ding, ich könne nur gehen. Und da ging ich traurig fort; aber das wußte ich doch ganz gut, was Gottes Wille ist."

Der Vater war während dieser Reden aus der Thüre getreten und hatte Alles mit angehört. „Thue ihn immer, mein Kind, so wirst Du leben!" sagte er gerührt und küßte sie auf die Stirne; die Mutter aber schloß sie in ihre Arme. Lieschen war fröhlich, sie setzte sich auf die Erde, nahm Albert auf den Schooß und entwirrte leise und geduldig die armen zerzausten Klettenhaare des kleinen Albert. Da kam Arthur gesprungen und drückte Lieschen ein Päckchen in die Hand.

„Da, Lieschen!" rief er, „das schickt Dir die Mama; sie ist Dir nicht mehr böse. Adieu, wir fahren jetzt fort!"

In dem Päckchen war ein großer silberner Thaler mit der Inschrift: „Ehre Vater und Mutter, daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden!"

„Siehst Du, Lieschen?" sagte der Vater, „jetzt hat's die gnädige Frau eingesehen." — Lieschen nickte fröhlich.

Es war noch ein arbeitsvoller, schwerer Sommer, den das Mädchen vor sich hatte, die Mutter lehrte sie Alles im Haushalte allein thun, und es war gut, daß Lieschen Alles wußte; denn zu Michaelis, wo sie als zierliche Kammerjungfer hätte eintreten sollen, bekam Frau Rebekka ein Töchterlein. Der Vater und die Geschwister freuten sich sehr darüber, nicht weniger Lieschen, sie pflegte und wartete es, als wenn sie seine zweite Mutter wäre.

„Das," sagte sie freudig, indem sie das Köpfchen des Kindes leise streichelte, „das wird das richtigste Schwarzköpfchen: wie ein dunkler, zarter Schatten liegt es hier, wie schwarz sind die Aeuglein, und es hat schon dunkle Augenbrauen."

„Wenn es nur ein gutes Kind wird, das Andere ist mir gleich,"

sagte die Mutter, nahm aber doch mit besonderer Freude ihr Kind in die Arme und betrachtete es wohlgefällig.

Lieschen eilte schnell aus der Kammer, wo die Mutter lag, in die Wohnstube, — o wie flink war Lieschen jetzt geworden! In der Stube saßen die drei ältern Kinder in besonderer Eintracht; Selma strickte ein Wickelband für das Schwesterchen, — war sie doch schon sechs Jahre alt, — die beiden Knaben spielten mit Holzspänchen.

Lieschen schlüpfte in die Küche, um Hafersuppe für die Mutter zu kochen und Kartoffeln zu schälen. Indeß war Martin in die Kammer zu seiner Frau gegangen. „Sieh, Bekka," sagte er und zeigte ihr eine große Dintenflasche, „eben bekomme ich ganz frische, vortreffliche Dinte! die will ich damit einweihen, daß ich die Geburt unserer Jüngsten in die große Bibel schreibe."

„Warte lieber damit, bis sie getauft ist, dann setzest Du den Namen gleich darneben."

„Ja, darüber müssen wir noch berathschlagen, ebenso über die Gevatterin."

Martin wollte dieß angenehme Gespräch noch fortsetzen, als er eine besondere Unruhe in der Wohnstube zu bemerken glaubte. Er wollte seine reizbare Frau nicht erschrecken, stand daher ruhig auf, ergriff die Flasche und sagte: „Ich komme bald wieder, dann mehr von der Sache."

In der Stube ging wirklich Unheimliches vor. Selma hatte mit ihren Stricknadeln an ein Häuschen mit Spänen gestoßen, das Oscar für Albert gebaut; es war umgefallen. Zornig griff Oscar nach den Nadeln und riß sie aus dem Strickzeuge; Selma, schwer gereizt, sprang auf, raffte alle Späne in ihre Schürze und warf sie in den Ofen. Die beiden Knaben hingen sich an sie, wollten ihre Späne, ihr schönes Spielzeug, der Räuberin entreißen; ein Theil davon war schon im Feuer. Die Flamme ergriff lustig die lose Speise, leckte hervor aus dem Ofenloche nach mehr — siehe, da flackerte Selma's Schürzchen auf, dann ihr Kleid, die Kleider der Knaben — in diesem Augenblicke trat Lieschen in die Stube. Alle drei Kinder verschlangen sich auf der Erde durcheinander, sie sahen aus wie ein Flammenknäuel; sie schrieen nicht, dazu war ihr Entsetzen zu groß, nur ein dumpfes Aechzen tönte aus ihnen hervor.

Im Todesschrecken hatte Lieschen noch die Fassung, das einzig

mögliche Rettungsmittel zu versuchen: mit einem Schritte war sie bei den Kindern, muthig warf sie sich auf die Brennenden und löschte die Flammen mit ihrem Leibe. Sie erloschen, nur eine züngelte an der Seite hervor und erfaßte die langen blonden Zöpfe des Mädchens, die in der heftigen Bewegung heruntergefallen waren. Sie flackerten eben auf, da trat Vater Martin in die Stube, er sah die dringende Gefahr, und im Bewußtsein, daß er etwas Flüssiges in der Hand trage, leerte er seine Flasche über Lieschens Haupte aus.

Das Feuer war gelöscht, die Kinder erholten sich von ihrer Betäubung und ihrem Schreck, sie sahen scheckig und getigert aus, waren aber nur wenig verletzt; Lieschen gar nicht, nur ihre Kleider hatten Brand- und Dintenflecke, und sie selbst war ein vollkommenes Schwarzköpfchen — und die Diele hatte einen ungeheuren Dintenfleck.

Die Diele ward abgehobelt, die leichten Wunden der Kinder heilten bald, Lieschen wusch sich tüchtig den Kopf, schnitt sich die übriggebliebenen Haare ab und setzte ein Mützchen auf, bis sie neues, stärkeres, etwas dunkleres Haar erhielt.

Die Mutter wurde bei all' diesen Veränderungen eine Zeitlang mit einer Fabel von der zerstoßenen Dintenflasche beruhigt; endlich erfuhr sie die ganze Wahrheit und wie Lieschen die muthige Retterin der drei Kinder von gräßlichem Feuertode gewesen war.

Da riefen die Eltern ihre Pflegetochter zu sich, und Martin sagte, indem er sie freundlich an sich zog: „Schwarzköpfchen, weißt Du, wer unser Kind zur Taufe halten soll?"

„Nein, wer denn?"

„Du, mein Lieschen," sagte Rebekka sanft und sah sie liebevoll an.

„Ich?" stammelte Lieschen, und ihr Gesicht verklärte sich.

„Unsere kleine Tochter soll Maria Elisabeth heißen," fuhr der Vater fort, „und Maria genannt werden."

„Und wir wollen Gott bitten," setzte die Mutter hinzu, „daß sie ein so treues Kind werde, wie Du."

Der Tod Johann Philipp Palm's,

am 26. August 1806.

Von A. W. Grube.

(Schluß.)

Mit dem Briefe ihres Gatten empfing die Frau ein längeres Schreiben von dem würdigen katholischen Geistlichen, welcher den widerrechtlich Hingerichteten zum Tode vorbereitet und auf den Exekutionsplatz begleitet hatte. Dieser Brief verdient nicht nur als Urkunde über die letzten Schicksale Palm's, sondern auch als ehrenvolles Zeugniß einer echt evangelischen Gesinnung, die fern ist von allem Fanatismus und blindem Eifer, wie ihn heutzutage so manche Priester zeigen, veröffentlicht zu werden. Der Name des wackeren Geistlichen war Thomas Pöschl, später Weltpriester zu Salzburg.

„Braunau, am 4. Sept. 1806.

„Hochgeschätzte Frau!

„Mit innigstem Schmerze benachrichtige ich Ihnen das traurige Loos Ihres besten Herrn Gemahls. Wäre ich dieser schweren Pflicht enthoben, wie glücklich würde ich mich schätzen! — Allein Freundschaft, gegebenes Wort und Handschlag verbinden mich zu diesem traurigen Geschäft. In vollem Vertrauen also, daß Sie in der Standhaftigkeit, in der der Unterwerfung und innigsten Ergebenheit gegen Gottes unbegreifliche, aber doch allezeit heilige und anbetungswürdigste Fügungen, Ihrem Herrn Gemahle vollkommen gleichen, erfülle ich mit Gegenwärtigem mein Versprechen.

„Ihr liebster Gemahl ist nicht mehr! Während eines Aufenthaltes von vier Tagen in hiesigem Staatsgefängnisse hatte er zwei Verhöre, den 24. und 25. August, wo er von einer eigens hierzu bestellten Militär-Commission einer absichtlichen Verbreitung politischer Broschüren wider Frankreich und den Kaiser beschuldigt und deßhalb zum Tode verurtheilt wurde, welches am 26. um 11 Uhr Morgens geschah, und um 2 Uhr darauf vollzogen wurde.

„Nach Verlesung seines Urtheils bat er sich einen Geistlichen

aus, der ihm dann auch in meiner Person bewilligt wurde. Ich säumte nicht, diesem zwar höchst traurigen, aber für einen solchen Unglücklichen doch höchst tröstlichen Ruf zu folgen, und verfügte mich in Gesellschaft eines meiner Herren Collegen, nach erhaltenem Erlaubnißscheine, in's Gefängniß, und traf ihn ganz betroffen, dennoch aber bei voller Gegenwart des Geistes an. Er gewann mich lieb und schenkte mir unter den wärmsten Freundschaftsküssen und Umarmungen sein innerstes Vertrauen, übergab mir die zwei Ringe an Sie zum Angedenken, und seine silberne Sackuhr für seinen lieben Sohn.

„Wir suchten ihm unter verschiedenen trostreichen Gesprächen seine letzten Lebensstunden so viel möglich erträglich zu machen, wie er denn auch nach und nach ganz ruhig und in Gott ergeben sein höchst unglückliches Schicksal zu ertragen immer bereitwilliger wurde.

„Den größten Schmerz und die häufigsten Thränen verursachte ihm die so schnelle und immerwährende Trennung von seiner innigst geliebten Gattin und Kindern, und das traurige Loos, in welches sie durch seinen Tod versetzt würden. — Er empfahl mir vorzüglich das weiße Tuch mit rothem Streifen an der Einfassung wohl aufzubewahren, und es Ihnen, meine Theuerste, so wie es ist, ohne selbiges zu reinigen, sicher zu übermachen, indem er seine letzten Thränen als Beweise seiner bis an's Ende gehegten Liebe und Treue gegen seine Gattin und Kinder darin aufbewahrte, mit dem Beisatze, daß dies Ihnen in Ihrem Leben das größte und letzte Kleinod sein werde, welches ich denn auch in dem letzten Augenblicke vor seinem Tode zu mir nahm und nebst den übrigen Sachen aufbewahrte.

„Bei allem Unterschiede unserer Religionsbekenntnisse, das er mir gleich anfänglich eingestand, war ihm unser Antrag (ob ihm unsere Gegenwart und Zuspruch bei diesen so wichtigen Augenblicken angenehm, tröstlich und aufmunternd sein, widrigenfalls wir ihn nicht im Geringsten belästigen würden) äußerst willkommen, und er gab unsern allgemeinen und menschenfreundlichen Vorstellungen williges Gehör, indem wir ihn in seiner von Jugend auf gehegten Ueberzeugung, und mit Frömmigkeit ausgeübtem Religionsbekenntniß, der strengsten Toleranz und Bruderliebe gemäß nicht im geringsten stören wollten. Er trug mir auf, Ihnen seine zwei Lieblingslieder, nämlich: „Alles ist an Gottes Segen“ und „Gott Lob, nun ist es wieder Morgen“, welche er uns im Gefängnisse zu wiederholten Malen

mit größter Inbrunst vorbetete, zu notifiziren, daß Sie selbe Ihren Kindern lernen und lebenslänglich empfehlen möchten, und versicherte, daß selbe ihm in seinem ganzen Leben, besonders aber in seinem letzten Morgen, am 26. August, und letzten zwei Stunden vor seinem Tode wirklich den größten Trost und Beruhigung verschafften!

„Er äußerte auch ein Verlangen, das heilige Abendmahl nach seinem Religionsbekenntnisse zu empfangen, welches aber aus Mangel eines Geistlichen aus seiner Religionspartei nicht geschehen konnte. Indessen beruhigten wir ihn in diesem Stücke vollkommen mit der Vorstellung, daß unser Herr und Heiland gewiß bei denen ist, die ihn suchen, wie es bei ihm ganz vorzüglich der Fall war.

„So naheten denn die letzten Minuten seines Lebens unter freundschaftlichen Gesprächen und trostreichen Religionsvorstellungen unvermerkt heran. Er versprach uns noch mit Hand und Mund, daß er seinen Feinden und Mördern und wer immer auf eine Weise Schuld an seinem Tode wäre, vollkommen verzeihe; sowie er wünsche und hoffe, vom himmlischen Vater Vergebung zu erhalten.

„Er empfahl Sie, meine Beste! und seine Kinder dem besondern Schutz des Allerhöchsten, der an ihnen Vaterstelle vertreten möchte, worüber wir ihn auch beruhigten.

„Da wir bei der Kommandantschaft um Verlängerung seiner Lebensfrist, wenigstens auf einen Tag, wiederholt und dringend aber vergeblich fleheten, indem uns die Strenge und Unverletzbarkeit der Gesetze (!!!) vorgeschützt wurde, so begleiteten wir ihn denn auf sein eigenes Verlangen bis an die Stelle, wo er als Opfer fallen sollte.

„Alles, groß und klein in unserer Stadt, jammerte und weinte laut, obwohl ihn kein Mensch noch sah und kannte; dessen wir ihn auch noch im Gefängnisse zu seinem Troste versicherten, daß er ja nicht als ein Missethäter angesehen werde. Selbst viele von den Fremden bekannten, daß sie nie eine solche Betrübniß fühlten. Und was muß ich erst von mir sagen, da ich sein innigstes Vertrauen genoß und alle die Küsse noch auf meinem Munde trage, die er Ihnen, meine beste, unglückliche Frau! seinen Kindern und Freunden zudachte!

„Heute, als den 30., wo ich diesen Brief entwarf, ist der erste Tag, wo ich mit einigem Gedeihen Speise zu mir nehmen kann; auch war ich in größter Gefahr, zu erkranken. Gott Lob! nun ist es wieder besser um mich.“

Die verwittwete Frau Palm wollte aber, als sieben Jahre später eine Biographie Palm's erscheinen sollte, noch mehr Einzelnes über die letzten Augenblicke ihres Mannes erfahren, und so schrieb der würdige Geistliche einen zweiten Brief, dem wir folgende Stellen entnehmen.

„Im Hinausfahren beteten wir feierlich und mit tiefer Andacht das Gebet des Herrn, sprachen auch von manchen andern auf diese so wichtigen letzten Augenblicke geeigneten Wahrheiten des Christenthums, und so kamen wir auf dem Platze an, wo der gute Mann als ein Opfer fallen sollte, welcher gleich vor der Stadt, auf dem sogenannten Glacis außer dem Salzburger Thore war. Hier erwartete uns das ganze garnisonirende französische Militär in Quarré, außer der vierten Seite gegen die Stadt zu, wo die Schüsse sollten hingerichtet werden; diese war offen. Auf den Wällen der Festung waren die Kanonen zum Abfeuern gerichtet, wenn etwa eine Unruhe im Volke entstehen würde, weil Jedermann schon im Voraus höchst unzufrieden war, welches den Franzosen wohl bekannt war.

„Als befohlen ward, daß ihm die Augen verbunden würden und er das benannte Tuch nicht gern dazu gebrauchen wollte, damit es nicht verloren ginge, bot ich das meinige dar und verband ihm selbst die Augen, worauf er auf Befehl mit vollem Bewußtsein und guter Gegenwart des Geistes niederkniete und schweigend seinen Tod erwartete; worauf von sechs Soldaten mit zitternden Händen auf ihn gefeuert wurde, in einer Entfernung von 10—12 Schritten. Da sank er auf das Angesicht zu Boden und ächzte laut. Auf dies wurden die nächsten sechs Soldaten zu feuern befehligt, die sich aber eben so zaghaft bezeugten. Darauf wurde er still. Ich wollte mich aber seines gewissen Todes versichern und sprang ganz nahe zu ihm hinzu; da bemerkte ich, daß er noch athme, welches ich sogleich mit lauter Stimme anzeigte; worauf wieder andere Soldaten herbeieilten, das Gewehr auf den Kopf hielten und so abfeuerten, daß die Hirnschale in Stücke zersprang, unterdessen aber der kommandirende Hauptmann voll des größten Unwillens die Soldaten auf französisch heftig ausschalt.

„Darauf wurde das ganze Militär nach Hause befehligt, welches in der Ordnung ganz betroffen in die Stadt zurückzog. Palm's Leichnam wurde vom Todtengräber in dem katholischen Gottesacker

bestattet, obwohl der Befehl war, daß er gleich auf dem Richtplatz in ungeweihtes Erdreich gelegt werden sollte, gleich Missethätern. Allein während das Militär in die Stadt zurückzog, wurde er eilends von seiner Stelle genommen und in den Gottesacker gebracht. Ich ließ die Grabstätte bemerken, da ich aber schon zwei Jahre nicht mehr in Braunau bin, weiß ich nicht, wie es jetzt steht."

(d. d. Salzburg, 28. Mai 1814.)

Napoleon hatte damals die Macht, die Deutschen mit Füßen zu treten; was aber nicht in seiner Macht stand, zu hindern oder zu vertilgen, das war der Ingrimm, der sich im Herzen jedes Patrioten regte, das waren die Anfänge nationaler Gesinnung, zu deren Aufkeimen Palm's Ermordung wesentlich beitrug. Die Berliner Zeitung Nr. 109 jenes Jahres brachte die zwar kurze aber sprechende Nachricht, daß der Buchhändler Palm in Nürnberg wegen des Verlags des Buches: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" von den Franzosen erschossen worden sei, den Verfasser nicht verrathen und eine arme Wittwe mit sechs hülflosen Kindern hinterlassen habe. Dies veranlaßte den Publicisten Cölln zu einem Aufruf an alle Schriftsteller und Buchhandlungen Deutschlands, die verwaiste Familie des „ermordeten" Palm durch Beiträge zu unterstützen; die Fröhlich'sche Buchhandlung (Duncker) in Berlin machte bekannt, daß sie mit Freuden der Sammlung von Beiträgen sich unterziehe, deßgleichen der Commissionär des verewigten Palm, Gleditsch in Leipzig. Durch zwei deutsche Buchhändler in Petersburg wurden auch dort Sammlungen für die Palm'sche Familie veranstaltet, und der menschenfreundliche Kaiser Alexander nebst der Kaiserin Mutter steuerten großmüthig bei. Friedrich Perthes sammelte in Hamburg, und zu London ward in Lloyd's Kaffeehaus eine namhafte Summe von theilnehmenden Engländern gezeichnet. — Jene rohen Gewaltmittel, womit Napoleon die Völker schrecken und züchtigen wollte, sammelten sich zu Rachegeistern, bestimmt, seiner Zeit über den Gewaltherrn Gericht zu halten.

Die Nordpolexpedition.

Von Charlotte Späth.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag ergoß sich der Regen in Strömen und ein ungestümer Wind verhinderte auch größtentheils den Schutz unter dem Regenschirm. Dennoch war die wind- und regenscheue Cornelie die Erste auf dem Platze. Ganz durchnäßt rief sie Amanden und Max lachend zu: „Seht, was ich eine gelehrige Schülerin bin! Mama wollte mich fahren lassen; nein, sagte ich, wenn man von solchen Anstrengungen und Gefahren hört, schämt man sich, ein wenig Regen zu fürchten, — ich werde waschbare Kleider und Lederschuhe anziehen und muthig zu Fuße wandern."

„Das ist brav, meine Tochter," lobte der freundliche Großvater; „Beispiele müssen Nachahmung bewirken, sonst sind sie umsonst gegeben, und wenn auch den wenigsten Menschen, zumal Frauen, solche außerordentliche Ereignisse bevorstehen, so hat es doch seinen großen Nutzen, sich schon in der Jugend abzuhärten und an einige Unbequemlichkeit zu gewöhnen, nicht allein, weil sich die äußeren Lebensverhältnisse oft sehr schnell verändern, sondern weil Selbstüberwindung auch hierin den innern und äußern Menschen erstarkt und den Willen und den Körper kräftigt: das feige Sichnachgeben sollte man sich überall nicht gestatten."

Mittlerweile sammelten sich auch die andern Glieder der gestrigen Gesellschaft, und nachdem der Thee, der noch eiliger als am vorigen Abend absolvirt wurde, getrunken war, nahm der Großvater wieder das Wort:

„Ich habe des Merkwürdigen und Erstaunlichen noch so viel zu berichten, daß ich mich noch kürzer fassen muß, um nur die wichtigsten Begebenheiten und die endliche Erlösung unserer lieben Schiffsgesellschaft aus ihrer traurigen, jahrelangen Gefangenschaft mittheilen zu können.

Den Tag nach ihrer Einrichtung in ihr Winterquartier beschloß der Capitän auf Entdeckungsreisen auszugehen. Er selbst, Lieutenant

Creßwell, Dr. Armstrong, der Missionar nebst vier Matrosen machten sich auf den Weg. Sie hatten mehr als zwei Stunden über haushohe Eisblöcke zu klettern, um endlich das Festland zu erreichen. Dort angekommen, pflanzten sie auf einem etwa hundert Fuß hohen Hügel die englische Flagge auf, nannten das Land „Prinz-Alberts-Land" und vergruben in einer Glasflasche die Nachricht von der Besitznahme desselben. Sie gingen hierauf weiter in das Land hinein und bestiegen einen etwa zwölfhundert Fuß hohen Berg, genoßen dort eine schöne Aussicht in die Ferne, verzehrten ihr, freilich hart eingefrorenes, Butterbrod und wollten dann den Rückweg antreten. Allein zu ihrem Schrecken gewahrten sie, daß bei der hohen Fluth sich das Eis von dem Landeis getrennt hatte, und daß sie nun hundert Schritte breites Wasser vor sich hatten. Vergeblich liefen sie eine Stunde weit an demselben hinauf und hinab, nirgends ein Uebergang! Endlich erkletterten sie einen sechsunddreißig Fuß hohen Eisblock, und von diesem aus sahen sie ganz deutlich das Schiff, aber in einer Entfernung, daß weder der Schall ihrer vereinten Stimmen noch das Losfeuern ihrer Flinten dort hörbar werden konnte. Bei Einbruch der Nacht sahen sie, wie man vom Schiffe von Zeit zu Zeit Raketen steigen und Kanonen abfeuern ließ; aber sie hatten weder Brennmaterial noch Schießpulver mehr, um ein Antwortsignal geben zu können. Ihre Lage war sehr mißlich; dazu gesellte sich jetzt auch noch Hunger und Durst und empfindliche Kälte, von der Miertsching und Dr. Armstrong um so mehr litten, als diese beiden auf dem Eise ausgeglitscht und in's Wasser gefallen waren, und nun durch und durch naß in hart gefrorenen Kleidern sich fast nicht bewegen konnten. Endlich bemerkten sie, daß drei Gesellschaften mit Fackeln versehen vom Schiffe in verschiedenen Richtungen nach ihnen ausgesandt wurden; aber noch zwei Stunden bis fast Mitternacht stand es an, bis es ihnen gelang, durch Schreien sich bemerkbar zu machen. In einem Gummiboot übergesetzt, gestärkt mit etwas Wein, gelangten sie, über das fürchterliche Eis kletternd, Morgens zwei Uhr endlich auf dem Schiffe dankbar für ihre Errettung an, wo sie einer guten Mahlzeit, die ihrer wartete, alle Ehre anthaten.

Wenige Tage später erlebte der Missionar abermals ein Abenteuer auf dem neu entdeckten Lande, das er mit einigen Offizieren besuchte. Diesmal war es nicht das Wasser, das sein Leben in Ge-

fahr brachte, sondern fünf mächtige schwarze Ochsen (Moschusrinder) stellten sich den vier Offizieren, von welchen der eine wegen erfrorener Finger nicht einmal schießen konnte, kampffertig entgegen. Es war ein wüthender Kampf, aber die Freude groß, als es ihnen gelang, alle ihre Feinde zu erlegen und dadurch für die Schiffsküche 1296 Pfund frisches Fleisch zu gewinnen.

Auf einer andern Entdeckungsreise des Capitäns, die zehn Tage gedauert, wurde wirklich eine nordwestliche Durchfahrt aufgefunden, nach der schon dreihundert Jahre gesucht worden. Der Capitän hat ihr den Namen Prince of Wales-Strait gegeben, und diesem Ereigniß zu Ehren erhielt die Mannschaft ein gutes Mittagessen, auch regalirte sie der Capitän mit Grog, rühmte ihr gutes Betragen und versprach den Leuten, bei fernerem Wohlverhalten ihnen den Winter so angenehm als möglich zu machen.

Die Kälte hatte den 11. November schon 24 Grade erreicht, es kamen daher die Matrosen fast täglich mit erfrorenen Nasen, Ohren und Fingern zurück und fielen den Doktoren in die Hände. Vom 12. November an nahm die Sonne für dieses Jahr Abschied und ließ sich erst den 31. Januar und zwar nur eine Minute lang wieder sehen. Hingegen ging der Vollmond nicht unter, sondern nur im Kreise herum, und die Sterne waren bei Tag und Nacht zu sehen.

Um die heftige Kälte etwas abzuhalten, die öfters auf etliche und dreißig Grade stieg, schnitten die Matrosen mit Sägen und Säbeln mächtige Quaderstücke aus Schnee und legten diese um das Schiff; auch wurde auf jeder Seite des Schiffes eine Eistreppe auf's Verdeck gemacht. Und nun begann eine förmliche Winterschule für die Matrosen. Es fanden sich dazu sechzehn Leseschüler, zweiundzwanzig Schreibschüler, siebenunddreißig Rechenschüler, fünf Abcschützen und vier, die in der Schiffskunde unterrichtet wurden. Abends gab es deklamatorische Unterhaltungen, Matrosentänze und Concerte; aber Alles mußte in größter Ordnung geschehen. Die Schulen gefielen der Schiffsmannschaft sehr wohl, und die bärtigen Männer lernten mit großem Eifer.

Der letzte Tag im Jahr 1850 und der erste des Jahres 1851 waren unserem Missionar sehr wichtig und gaben ihm vielen Stoff zu danken, zu loben und zu beten.

Bei dem Schiffsvolke war der 1. Januar großer Festtag. Extra-

Lebensmittel, Grog u. s. w. Große Musterung und dann auch Durchgang des Capitäns und der Offiziere durch das Matrosendeck. Und wie überrascht war selbst der Capitän, als man hier Alles so prächtig verziert fand!

Freilich sah man da keine Guirlanden und Blumen, die wären nicht im Polarmeer zu finden; auch liebt Jack nur Flaggen und auf Papier gemalte Anker, und mit diesem Schiffmannsschmuck war wirklich der äußerst reinliche Saal niedlich dekorirt und Alles mit vielen Lichtern beleuchtet. Auf den Tischen standen Pudding und Rostbeef, auf's Appetitlichste und Sauberste zubereitet.

Der Capitän war an diesem Tage Gast der Offiziere, und nach dem Caffee waren diese mit dem Capitän zu einer deklamatorischen Unterhaltung zu den Matrosen eingeladen, wobei der eine Admiral Nelson, der andere einen französischen Admiral vorstellte, und die Schlachten von Gibraltar und Trafalgar noch einmal, aber unblutig, geschlagen wurden. Zuletzt sang Alles: God save the queen! und damit schloß der Tag vergnügt und heiter und zur allgemeinen Zufriedenheit.

Unter solchen Unterhaltungen, wobei die Jagd und die Entdeckungsreisen eine Hauptrolle spielten, ging der erste Winter ziemlich leidlich vorüber. Die Leute blieben bei gutem Muth, und die Hoffnung, im Sommer wieder flott zu werden, schien ihnen eine unfehlbare.

Auf diesen eben erwähnten Reisen gab es mancherlei Abenteuer, oft lebensgefährliche, oft auch heitere. Einmal trafen die Reisenden auf ein Eskimovölkchen, das sich außerordentlich vor ihnen fürchtete, weil es noch nie Europäer gesehen hatte. Die armen Leute berührten, als sie durch freundlichen Zuspruch beherzter geworden, die Arme, die Haare, das Gesicht der Fremden, um zu untersuchen, ob es auch menschliche Wesen seien; überhaupt waren sie sehr verwundert, zu hören, daß es außer ihnen noch mehr Menschen gäbe: sie hielten sich für die einzigen auf der Welt. Von einem Geschenke konnten sie sich gar keinen Begriff machen; für Alles, was man ihnen gab, wollten sie wieder etwas hingeben, und als der Capitän, dem es innig leid that, diese guten Menschen so bald wieder verlassen zu müssen, beim Abschied einer jungen Frau, die mit ihrem Kinde in der Nähe stand, seinen großen rothen Shawl umhing, erschrack diese heftig bei dem Gedan-

ken, daß sie nichts zum Bezahlen hätte. Endlich zog sie ihr Kind aus der Kapuze, küßte es noch einigemal und wollte es dann dem Capitän für den Shawl geben. Als sie hörte, sie dürfe diesen sammt dem Kinde behalten, war sie hoch erfreut und dankte mit freundlichem Lächeln. Unter den ausgetheilten Gegenständen waren es besonders kleine Spiegel, welche die Leute in die höchste Verwunderung setzten und ihnen wahrhaft zauberhaft vorkamen.

Am 9. Juli glich das Schiff einem Waschhause. Von Mast zu Mast waren Taue gezogen, um die Wäsche der Mannschaft zu trocknen. Da um diese Jahreszeit die Sonne in den Polargegenden nicht untergeht, so belustigten sich oft noch gegen Mitternacht 20—30 Matrosen, Drachen von verschiedenen Formen und Farben auf dem Eise steigen zu lassen. Den 14. Juli bemerkte man die ersten Bewegungen im Eise. Von den Mastspitzen aus gewahrte man offenes Wasser, und nun war Hoffnung da, aus der zehnmonatlichen Gefangenschaft erlöst zu werden. Die lebhafteste Thätigkeit entwickelte sich, um das Schiff flott zu machen, und die Commandorufe der Offiziere vom Verdeck in's Eis herab wurden stets von den Arbeitenden mit lautem und fröhlichem „aia Sir!“ beantwortet. Der Capitän kam nach langer Krankheit auch wieder auf's Verdeck und gab seine Befehle. Das Losbrechen des Eises ging so schnell, und das Schiff wurde mit der Strömung so heftig vorwärts getrieben, daß die auf dem Eise zum Bleichen ausgebreitete Wäsche liegen bleiben mußte und verloren ging. Interessant, aber Entsetzen erregend war es, mit anzusehen, wie Eisblöcke von mehr als tausend Centner Gewicht hoch auf einander geschoben mit donnerndem Gekrach zusammenstürzten und dann furchtbar an das Schiff anstießen. Die Gefahr für das Schiff stieg täglich.

Den 2. August schien Alles verloren zu sein. Ringsum thürmten sich haushohe Eisblöcke und drohten jede Minute das Schiff zu bedecken und zu erdrücken. Alle standen in ängstlicher und gewisser Erwartung des letzten Todesstoßes. Da auf einmal trieb ein starker Windstoß vom Lande das tobende Eis zurück und kam zur Ruhe. Der Capitän und alle Anderen waren über diese wunderbare plötzliche Hülfe tief ergriffen. Einige Wochen später, am 28. August, wiederholte sich diese Scene noch grauenvoller. Von Morgens 2 Uhr bis Abends 10 Uhr stand Alles, warm gekleidet und mit dem Bündel unter dem Arme, auf dem Verdeck des vom Eise furchtbar umherge-

worfenen Schiffes, um, ginge das Schiff zu Grunde, sich vielleicht noch über das Eis auf's Land retten zu können. Die Balken des Schiffes bogen sich ächzend und krachend, Bretterwände und Thüren sprangen. Um 7 Uhr Abends war der Aufruhr auf's Höchste gestiegen. „Nun ist's vorbei, das Schiff geht in Stücke, in fünf Minuten ist's gesunken," sprach der Capitän und befahl, um das Schiff auf den nahen Strand werfen zu lassen, wo man schon vorher Nahrungsmittel, wenigstens für einen Winter, hingebracht hatte, die fünf Ankertaue, womit das Schiff an das Eis befestigt war, zu kappen. Kaum hatte er diesen Befehl ausgesprochen, noch war er nicht befolgt — so trat eine fast schauerliche Stille ein. Das sämmtliche Eis stand auf einmal unbeweglich still. Der Eindruck dieses Augenblicks war unbeschreiblich. Alles stand blaß und lautlos auf dem auf der Seite liegenden Schiffe. Der Capitän befahl, ein Jeder solle auf seinem Posten bleiben; er selbst entfernte sich auf einige Minuten in seine Cajüte, wohl um zu danken und zu beten. Das Eis war und blieb ruhig.

Solche außerordentliche Errettungen aus der augenscheinlichsten Todesgefahr gingen an der Mannschaft des Investigators nicht spurlos vorüber. Ein anderer Geist war in ihr erwacht, und der Missionar durfte keinen Spott und Schimpf mehr fürchten, wenn er suchte, den Leuten Gottes Wort nahe zu bringen: die gewaltigen Predigten brachten herrliche Früchte, die sich auch in großer Liebe und Anhänglichkeit vom Ersten bis zum Letzten an Miertsching zeigten. Aber das Schiff von dem unermeßlichen Eise zu befreien und wieder in freies Fahrwasser zu bringen, dazu reichte keine menschliche Macht aus. Die Gesellschaft mußte sich entschließen, auch den zweiten Winter auf ihrem Eispalaste zuzubringen. Da man aber nun nicht voraussah, wann die Stunde der Befreiung schlagen würde, so sah sich der Capitän genöthigt, die täglichen Portionen der Lebensmittel sehr zu verkleinern, so daß im Winter 1852 sich zu der furchtbaren Kälte auch noch der Hunger gesellte. Die wenige Ausbeute, die die Jagd gewährte, mußte oft theuer genug mit erfrorenen Gliedern bezahlt werden, ja im Laufe der Zeit verfielen in Folge der Kälte und Strapazen ein Offizier und ein Matrose in Wahnsinn, und der Hunger war so heftig, daß Hasen, Kaninchen u. dgl. von den Jägern sehr oft ganz roh, ungebraten und ungesotten aufgezehrt wurden. Dieser

zweite Winter stellte überhaupt schon ein viel düstereres und hoffnungsloseres Bild dar, als der erste; auch die Winterschule wurde nicht mehr mit so viel Eifer besucht, denn wenn mit vollem Magen nicht gut studiren ist, so geht es eben so wenig mit ganz leerem.

Endlich erschien wieder die Sonne und etwas wärmere Tage; aber das Eis blieb unbeweglich. Der Juli brachte — Schnee, und wenn sich auch mit Anfang August bunte Schmetterlinge sehen ließen, so hieß es dennoch täglich: „Noch keine Bewegung im Eis!" Die Kranken mehrten sich und Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. Der gute Capitän, auf dem alle Sorgen doppelt lasteten, suchte Alles hervor, die Mannschaft bei gutem Muthe zu erhalten; aber er selbst fand nur Trost in Gottes Wort und auf einsamen Wanderungen, die er über's Eis auf nahe Berge unternahm. Der Missionar fing nun an, Privatversammlungen einzuführen, in welchen er aus der Bibel vorlas und das Vorgelesene erklärte; diese Einrichtung erhielt vielen Beifall und schien sehr gesegnet zu sein. So kam auch der dritte Winter herbei. Die Portionen mußten noch kleiner gemacht werden, Krankheit und Niedergeschlagenheit nahmen zu, dazu kam das Toben der Wahnsinnigen und grimmige Kälte. Am Neujahrstage 1853 zeigte der Thermometer 42 Grad nach Reaumur. Das Weihnachtsfest jedoch wurde noch fröhlich gefeiert. Der Proviantmeister wußte ein Viertel von einem Moschusochsen heimlich aufzubewahren und regalirte nun an diesem Tage die Mannschaft mit Rostbeef, was einen unermeßlichen Jubel erregte; dazu gab der Capitän von seinem eigenen Wein und sorgte auch für die Kranken auf's beste. Die Offiziere waren bei ihm zu Gast auf Rostbeef, Plumpudding, Yorkshire-Schinken und Wein. Das Unterdeck hatten die Matrosen wieder mit seidenen Flaggen und Wimpeln ausgeziert und mit sinnigen, von ihnen selbst gemalten Bildern, Scenen ihrer verschiedenen Erlebnisse in See und Eis vorstellend, dazu selbst geschriebene Denksprüche in Reimen behängt. Es war wirklich ein vergnügter Tag für Alle, an dem man das allgemeine Elend auf ein paar Stunden vergaß. Am Abend desselben erschien ein verkleideter Matrose, der in einer langen Rede dem Capitän im Namen seiner Kameraden für das genossene Vergnügen dankte. Der Capitän erwiederte die Rede und versprach, ehe sie von einander scheiden, noch einen solch' vergnügten Tag mit gemeinschaftlichem Essen und Plumpudding.

Im Februar war die Sonne zwar wieder zurückgekehrt, aber der Gesundheitszustand der Mannschaft nicht besser. Einundzwanzig Mann befanden sich auf dem Krankenzimmer, und unter den Gesunden konnte kein einziger mehr schwere Arbeit verrichten; das lange Hungern bei so viel Kälte, Nässe und Kummer hatte eine bedenkliche Abschwächung zur Folge.

Der Capitän ging schon länger mit einem Plane um, den er jetzt, den 3. März, der versammelten Mannschaft vortrug. Der Schiffsproviant konnte längstens noch für Alle bis zum November reichen. Er wolle also so Viele wegsenden, daß die auf dem Schiffe Zurückbleibenden im schlimmsten Falle noch einen Winter darauf zubringen könnten. Die Offiziere Hoßwell, Sainsbury, der arme wahnsinnige Wynjott, Dr. Piers und sechsundzwanzig Matrosen sollten nach Port Leopold 500 englische Meilen weit gehen, wo ein im Jahre 1848 erbautes Haus mit Lebensmitteln, Kleidung, Steinkohlen und einem kleinen Dampfboote zu finden sei. Von dort aus sollte man suchen, mit einem in die Baffinsbai kommenden Wallfischfänger nach England zu kommen. Die zweite Gesellschaft, bestehend aus Lieutenant Creßwell, dem Missionar als Dolmetscher und sechs Matrosen, sollte von hier nach Prinzeß Royal Island wandern, dort von dem von der Gesellschaft selbst zurückgelassenen Depot drei Monate lang leben und dann beim Aufbruch des Eises mit dem ebenfalls zurückgelassenen Boote die Reise nach Wollastonland über die Dolphin- und Union-Strait fortsetzen, dann an der Küste des amerikanischen Festlandes hin bis in den Mackenziefluß nach der Hudsonsbai-Handelsstation Fort Good Hope und von da mit Hülfe der Indianer durch die Wildniß nach Montreal und Newyork kommen. Der Capitän, Dr. Armstrong, Mr. Paine und Court mit den stärksten Matrosen wollten auf dem Schiffe bleiben, und im Falle dieses im gegenwärtigen Sommer wieder nicht flott werde, im Frühjahre 1854 auch nach Port Leopold ziehen. Die große Gesellschaft sollte auf fünfundvierzig, die kleine auf dreizehn Tage Proviant bekommen. Die Abreise wurde auf den 15. April festgesetzt und den Auswanderern bis zu diesem Termine volle Portionen, freie Zeit und Beleuchtung, an der es in letzter Zeit auch so sehr gefehlt hatte, zugesagt, damit sie Kräfte zur Reise sammeln und ihre Kleider herrichten könnten.

Diese Mittheilung, welche die Gesellschaft so ganz von ihrer

trostlosen Lage überzeugte, erregte große Niedergeschlagenheit. Diejenigen, welche auf dem Schiffe zurückbleiben sollten, beneideten ihre Kameraden, während die Letzteren wenig Hoffnung hatten, diese ungeheure Reise glücklich zu beenden. Doch der erfahrenen Wunder eingedenk, waren es Viele, die ihre Herzen und Hände zum Herrn erhoben und fest auf seine Hülfe bauten.

Am Abend des 7. April ging unser Missionar mit dem Capitän auf dem Eise beim Schiffe auf und nieder. Sie unterhielten sich von der nahe bevorstehenden Abreise des Missionars und überhaupt von der traurigen Lage des Investigators. „Mein Herr," sprach der Capitän, „sollten sie glücklich die Heimath erreichen und dann nichts mehr vom Capitän Mac Clure und seinen Leuten hören, so daß Sie daraus schließen müssen, daß auch ich nicht mehr unter den Lebenden bin und der Todesschlaf mich von allen Mühsalen erlöst hat, — wo dann auch immer mein Leichnam in dem Pelzrocke, den Sie mir zurücklassen wollen, unbeerdigt liegen mag, so seien Sie doch dessen versichert, daß der Erlöser meine einzige Zuversicht gewesen ist, und daß ich in der Hoffnung gestorben bin, von ihm einst wieder auferweckt zu werden am jüngsten Tage."

Bei diesen Worten wurde der Capitän durch die Meldung eines Matrosen unterbrochen, daß draußen im schweren Eise ein beweglicher schwarzer Punkt, wahrscheinlich ein Moschusochse, sich sehen lasse. Gleich darauf kam eine zweite Meldung, die hieß: „Es sind Menschen, ein Schlitten mit Menschen!"

Der Capitän und der Missionar sahen sich an, ohne ein Wort zu sprechen und eilten mit klopfenden Herzen den fernen Gestalten entgegen. Sie dachten natürlich nur an Eskimos; aber einundzwanzig Monate im Polarmeer in thurmhohes Eis eingekeilt, ohne ein fremdes Angesicht zu schauen, freut man sich auch über die Erscheinung von Eskimos, und überdies stiegen in dem Missionar neue Lebenshoffnungen auf, bei dem Gedanken: wo diese Leute herkommen, können wir auch hingelangen.

Wer beschreibt aber das Entzücken der Gesellschaft, als in englischer Sprache dem Schiffe zugerufen wird: „Ich bin Lieutenant Pim vom Schiffe Resolute, Capitän Kellet, in Winterharbour!" Welche Botschaft! —

Der Capitän schreibt in seinem Tagebuche:

„Ich würde versuchen, die Gefühle zu beschreiben, welche mich und Jeden von uns auf dem Schiffe durchdrangen, als diese unerwartete Erscheinung von der See über das Eis herkommend in einer Entfernung von vierhundert Yards bemerkt wurde, wenn nicht jede Schilderung weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben müßte. Man denke sich eine ganze Schiffsmannschaft, welche bisher keine Idee davon hatte, daß noch irgend ein anderes Schiff, als ihr eigenes, sich in dieser schauerlichen Polarregion befinde, man denke sich unsere Verlassenheit und verzweifelte Lage und nun den Augenblick, da eine fremde Menschengestalt sichtbar wird, welche rasch auf uns zukommt mit Geberden der Freundschaft, übrigens so schwarz wie die Nacht, von dem Rauche der Kochlampe im Zelte. Mein Erstaunen, ich möchte fast sagen, mein Schrecken war ohne Gleichen. Wie erstarrt blieb ich neben meinem Begleiter stehen, im Zweifel, ob ein Mensch oder ein Geist aus einer andern Welt uns erscheine. Allein bald rief uns die Gestalt mit lauter Stimme zu, wer sie sei und zeigte uns dadurch, daß sie von wirklichem englischem Fleisch und Blut war. Daß wir nun auf den Mann zurannten und ihn bei der Hand ergriffen, war das Werk eines Augenblickes. Von dem uns fast überwältigenden Gefühle der Freude war unser Herz so voll, daß wir fast gar nichts zu sprechen vermochten, während der schwarze Fremdling uns begrüßte und uns sagte, warum er komme. Und wie sah es am Bord des Schiffes aus, als sich dies zutrug? Die Kranken, ihres Elends vergessend, sprangen bei der Nachricht von der Ankunft des Fremden von ihren Lagern, die Gesunden vergaßen Kummer und Verzweiflung, und in kürzerer Zeit, als man es erzählen kann, war Alles auf dem Verdeck beisammen. Diese Scene wird Niemand vergessen, der sie mit erlebt hat. Alles war Erstaunen und Freude, Leben und Thätigkeit. So war in einem Augenblicke unsere Lage umgewandelt worden. Doch ich höre auf, denn alle Worte wären zu matt, um das nur einigermaßen zu beschreiben, was wir erlebten."

Durch Lieutenant Pim erfuhr die Gesellschaft Folgendes: Im Jahre 1852 sandte man von England durch die Davisstraße fünf Schiffe unter dem Obercommando von Sir Ed. Belcher. Die Schiffe „Assistance" und „Pioneer" befehligte Capitän Belcher selbst, „Resolute" und „Intrepid" Capitän Kellet. Das fünfte, „Northstar" Capitän Pullen, ging bei Cap Riley am Eingange des Wellington-Canals

vor Anker und sollte daselbst als ein Depot für die andern Schiffe liegen bleiben. Bei Cap Riley trennten sich die Schiffe, Capitän Belcher fuhr nördlich, um Franklin zu suchen, und Capitän Kellet westlich nach der Melville-Insel, wo er sich genöthigt sah, sein erstes Winterquartier aufzuschlagen. Schon im Herbst fand Lieutenant Mecham die von Capitän Mac Clure auf dieser Insel zurückgelassenen Nachrichten. Der Winter erlaubte nun nicht, Versuche zu Auffindung des Investigators zu machen, aber im Frühling sandte Capitän Kellet den Lieutenant Pim mit auserlesenen Männern aus, denen es nach einer kalten und beschwerlichen Reise von achtundzwanzig Tagen glückte, unsere Gesellschaft zu finden und zu erretten.

(Schluß folgt.)

Sioux-Indianerinnen mit ihren Kindern.

Während meines Aufenthaltes in dem Fort Snelling, erzählt der nordamerikanische Reisende G. Catlin, waren viele Sioux-Indianer daselbst versammelt und unterhielten die in großer Zahl anwesenden Weißen beiderlei Geschlechts mit ihren Tänzen und Spielen. Das Fort wird nämlich im Sommer viel besucht, da in jeder Woche ein Dampfboot von St. Louis dorthin abgeht.

Die Gebräuche dieses Volkes erregen bei den Reisenden aus dem Osten, welche dieselben zum ersten Male sehen, großes Erstaunen, und namentlich war die Art, wie die Frauen der Wilden ihre kleinen Kinder in den schön verzierten Wiegen tragen, für die Damen von großem Interesse. Das Kind wird nämlich von der Geburt an mittelst breiter Bänder auf ein gerades Bret gebunden; die Füße sind gegen einen breiten Reifen gestemmt, so daß das Kind, wenn die Mutter es an einem breiten, über ihre Stirn gehenden Bande auf dem Rücken trägt, sich in einer aufrechten Stellung befindet. Die Bänder, womit das Kind an das Bret befestigt wird, sind mit schöner Stickerei von Stachelschwein-Stacheln, mit Figuren von Pferden, Menschen u. s. w. verziert. Ein breiter Reifen von elastischem Holze

geht über die Stirn des Kindes hinweg, ohne sie zu berühren, damit bei einem Falle der Kopf nicht beschädigt werde. Aus demselben Grunde werden auch, wenn die Mutter das Kind beim Reiten auf dem Rücken trägt, die Arme desselben festgebunden. Von dem erwähnten Reifen hängt ein kleines, hübsch verziertes Spielwerk nebst mehreren glänzenden und tönenden Gegenständen zur Unterhaltung des Kindes herab; denn sobald die Mutter nicht zu Pferde ist, werden die Arme des Kindes losgemacht, damit es nach Gefallen mit den erwähnten Gegenständen spielen kann.

Dieser Gebrauch mag auf den ersten Blick grausam erscheinen; allein ich bin der Meinung, daß er sehr zweckmäßig und der Lebensweise dieses Volkes ganz angemessen ist, wofür schon der Umstand spricht, daß er seit Jahrhunderten bei allen Stämmen Nordamerika's eingeführt ist. Längs der Grenze, wo die Indianer wegen dieses Gebrauchs ausgelacht worden sind, haben sie in einigen Fällen denselben aufgegeben; aber selbst dort sieht man sie, wenn sie auch schon längst jeden anderen ihrer einheimischen Gebräuche verlassen, doch noch ihre Kinder auf diese Weise mit sich herumtragen.

Das Kind bleibt in dieser Wiege fünf, sechs oder sieben Monate; dann wird es, in eine Decke gehüllt, auf dem Rücken getragen. Stirbt es während dieser Zeit, so wird es beerdigt, und die betrübte Mutter füllt nun die Wiege mit schwarzen Stachelschwein-Stacheln und Federn und trägt dieselben ein Jahr oder auch länger mit eben der Sorgfalt herum, als ob das Kind sich noch lebend darin befände. Oft sieht man diese Mütter, wie sie bei ihrer Arbeit die Trauerwiege neben sich an die Wand des Wigwams stellen und sich mit derselben unterhalten, als ob sie das Kind noch lebend vor sich hätten. Die Anhänglichkeit dieser Frauen an ihr verlorenes Kind ist so groß, daß sie die Trauerwiege stets sorgfältig mit sich führen, die Last, welche sie tragen, mag noch so schwer und der Weg, den sie zu machen haben, noch so beschwerlich sein.

Auflösung der Charade auf Seite 96:

Hamburg.

Sioux-Indianerinnen mit ihren Kindern.

Digitized by Google

Ein Sandkorn.

Donausage von Isidor Proschko.

Der Todtengräber Hans Traugott zu Volkersdorf, im Lande ob der Enns, grub ein Grab. Es war damals eine gar traurige Zeit für das Land ob der Enns, und die Todtengräber hatten vollauf zu thun.

Rudolph II. hatte den deutschen Kaiserthron bestiegen und eben auch die Regierung des Landes ob der Enns angetreten. Am 14. Juli des Jahres 1578 hatten ihm die Landstände zu Linz gehuldigt, und bald darauf saß der Kaiser wieder unter seinen Globen und Himmelskarten auf dem Hradschin zu Prag. Aber die Vorzeichen des dreißigjährigen Krieges gaben sich auch im Lande ob der Enns kund, und die verschiedenen Maßnahmen des Kaisers gegen den auch im Lande ob der Enns Boden gewinnenden Protestantismus verursachten in den Gegenden an der Donau bedenkliche Bewegungen unter den Landleuten. Unter dem Deckmantel der Religion verhüllten böswillige Hetzer des Landvolkes ihre eigennützigen Pläne. Insbesondere hatte sich in der Gegend von Windischgarsten zu Spital am Pyrhn und in der Pfarre Sierning ein Bund von Aufrührern gegen den Kaiser gebildet, und der Schulmeister Franz Rottenhofer stand an der Spitze desselben; Handwerker, Hammerschmiede, Messerer, Schleifer, Köhler und Holzknechte gehörten diesem Bunde an. Zu St. Peter am Wimberge versuchten zwei andere Männer, der Bauer Großwinkler und der sogenannte Christophel aus Sprinzenstein, auch ein Bauer, das Landvolk aufzuwiegeln. So konnte es denn, bevor diese eigensüchtigen Volkshetzer von der verdienten Strafe ereilt wurden, an bedauerlichen Vorgängen im Lande ob der Enns nicht fehlen. Brand, Mord und Todschlag war zu jener Zeit nicht ungewöhnlich, und auch der Todtengräber zu Volkersdorf hatte daher manches Grab zu graben.

Während Hans Traugott an dem Grabe arbeitete und ein geistliches Abendlied sang, streute die hinter dem dunklen Gemäuer der Feste Volkersdorf aufsteigende Mondscheibe einen breiten Lichtschimmer über den Kirchhof, und Hans Traugott schrak unwillkürlich

zusammen, als er vor dem Steine, der für das neue Grab bestimmt war, zwei mit dunklen Mänteln bekleidete Männer gewahrte, welche das Chronographicum des eben zum Setzen bereit liegenden Grabsteines MDLXXVIII entzifferten. Beide trugen breite Hüte, und ihre bleichen Gesichter hatten einen unheimlichen, gespenstigen Ausdruck. Der eine, größer von Wuchs als der andere, hatte gewöhnliche, ziemlich regelmäßige Züge; der andere war klein, hatte ein dürres Gesicht mit eingesunkenen Wangen und eine breite Stirne, welche, obgleich er kaum zwanzig Jahre zählen konnte, bereits Runzeln trug. Seine lange Nase, sein finsteres Auge und sein schmales, unten spitzig zulaufendes Kinn gaben ihm ein fast abschreckendes Aussehen. Die schwarzen Mäntel und breiten Hüte, welche beide Männer trugen, deuteten darauf hin, daß sie dem gelehrten oder geistlichen Stande angehörten.

Der Todtengräber stand lange auf seinen Spaten gestützt und betrachtete die Beiden, in denen er sogleich Fremde erkannt hatte. Nun bemerkten auch sie den Mann der Gräber. „Was machst Du da?" fragte der kleinere der beiden Fremden, indem er Hansen näher trat, mit barschem Tone.

„Herr!" stotterte der etwas erschrockene Handlanger des Todes, „ich baute eben eine Wohnung für einen neuen Gast meines Reiches."

Der kleine todtenbleiche Mann mit der Faltenstirne senkte düster sein Auge in die Grube. „Tief genug," sagte er halb höhnisch, „um darin eine Ewigkeit hindurch zu schlafen."

„Je nun," meinte der zutraulicher werdende Todtengräber, indem er den Mann näher in's Auge faßte, „je nun, es kömmt wohl auch ein Tag, der diese Ewigkeit lichten, der den eisernen Schlaf im Grabe unterbrechen wird."

„Ei," fragte der Bleiche, wie ausholend, „ei, glaubst Du denn so fest an die Verheißung . . ."

„Einer Auferstehung!" ergänzte der Todtengräber mit leuchtenden Blicken, und der freundliche Mondstrahl goß eben sein Friedenslicht wie einen ermuthigenden Gruß aus dem Lande der Unsterblichkeit über die Schlummerstätten des Kirchhofes. — „Einer Auferstehung!" wiederholte er begeistert; „ja mein Herr! Ihr werdet mir diesen heiligen, großen Glauben, meines Lebens schönste Hoffnung, nicht hinweglächeln!"

„Also Du, Mann mit dem blanken Spaten,“ fuhr der Bleiche fort, „der Du täglich im Menschenstaube wühlst, Du glaubst wirklich, daß . . .“

„Gottes Allmacht mich mit den Millionen meiner Mitbrüder dereinst erwecken werde zum ewigen Leben!“ ergänzte der Todtengräber, indem er sich, wie die siegende Hoffnung auf ihren Anker, auf den Spaten stützte und seine Hand betheuernd auf das Herz legte.

Dem Bleichen schien das feste Vertrauen des Todtengräbers sehr zu gefallen; aber er wollte es wohl noch weiter auf die Probe stellen. Er lüftete jetzt seinen Mantel und zog eine goldene Uhr aus seiner Tasche. „Sieh' da!“ sagte er, das Uehrlein zwischen den Fingern emporhaltend und sein Räderwerk aufschließend, „sieh' da den Menschenkörper: ein Rad zu viel oder zu wenig, einen Stift heraus und das Uhrwerk steht und bleibt stehen — also des Menschen Leben, und wenn ich das goldene Ding da auf die Erde werfe und es zerbreche, wo ist seine Pracht und Schönheit? wer heftet mir das Ganze wieder zusammen?“ Dabei warf er das Uehrlein mit einiger Heftigkeit auf den Boden, daß das Gehäuse aufsprang, und der Mondstrahl auf die dicht vergoldeten Räder des inneren Werkes blitzte.

„Der große Meister dort oben!“ entgegnete der Todtengräber feierlich, indem er seine Hand zu dem sich immer mehr lichtenden Sternenhimmel emporhob. „O glaubt mir, Herr!“ fuhr er fort, „so wie ein Hauch des Allmächtigen genügend war, die Millionen Sonnen und Welten dort oben im weiten Himmelsraume zusammenzuwehen, ebenso genügt ein Sandkorn in der Hand des Allmächtigen, um die Geschicke von Nationen zu lenken!“

Der Bleiche wandte sich jetzt zu seinem Begleiter, der bisher geschwiegen hatte. „Die Beharrlichkeit dieses Mannes in seinem Glauben und seine seltene Zuversicht gefällt mir,“ sagte er; „Männer in seinem Kleide, welche gewohnt sind, mit Menschenschädeln wie mit Kugeln zu spielen, ziehen oft zu viel von der Scholle an, um sich noch zum Uebersinnlichen aufzuschwingen. Der Mann ist ein Original, wir müssen ihn näher kennen lernen.“

„Auch mir gefällt seine Rede,“ bemerkte der Begleiter des Bleichen. „Sage mir,“ wandte er sich an den Todtengräber, „sage mir, Mann mit dem Spaten, wie nennst Du Dich?“

„Hans Traugott,“ entgegnete der Todtengräber.

„Hast Du Familie?“ fragte jener weiter.

„Ein krankes Weib, Herr, und acht unversorgte Kinder.“

„Und Brod?“

„So viel Stücke, als Gräber in der Woche.“

„Also arm,“ nahm jetzt der kleinere der beiden Fremden wieder das Wort, „blutarm und doch noch vertrauend auf den, der für Dich nur Wasser und nicht Manna regnen läßt. — Ist die Grabschaufel Dein einziges Erwerbsmittel?“

„Nur während des Winters und der schlechten Jahreszeit überhaupt,“ entgegnete der Todtengräber. „Kommt der Lenz, so geleite ich Reisende auf die Geisterburg, deren Beschließer ich bin; dann setzt es wohl während der besseren Jahreszeit so viel an Nebenerwerb, daß ich meinem Weibe und meinen Kindern davon später warme Winterkleider und einen geheizten Ofen verschaffen kann.“

„In die Geisterburg?“ fragte der Bleiche; „wo ist diese?“

„Schaut nur vor euch!“ antwortete der Todtengräber, „da steht sie ja, die alte Feste Volkersdorf, die manches Jahrhundert mit angesehen hat; wir nennen sie die Geisterburg, weil es darin umgeht.“

„Umgeht?“

„Oder spukt,“ fuhr der Todtengräber fort, „das heißt, der abgeschiedene Geist des alten Ortolph von Volkersdorf, welcher vor mehr als zweihundert Jahren im Kloster St. Florian einen Secretär des Herzogs Friedrich von Oesterreich erstach, soll dort nächtlicher Weile, und zwar gewöhnlich gegen eilf Uhr, in der Burg sein Unwesen treiben.“

Die beiden Fremden lächelten. „Willst Du uns auch in die Burg führen?“ fragte der kleinere Bleiche.

„Was fällt euch ein?“ rief erschrocken der Todtengräber; „wollt ihr an Leib und Seele Schaden nehmen? — nein, bei Tage führe ich euch, wohin ihr wollt; des Nachts bringt mich Niemand in das Geisternest da hinauf.“

„Wir können uns in der Gegend nicht aufhalten,“ sagte der Bleiche; „die Nacht beginnt und noch während derselben geht unsere Reise weiter; darum, willst Du uns Punkt eilf Uhr die Gemächer der Geisterburg, wie Du sie nennst, öffnen, so verdienst Du von uns zwei Silberstücke mit des Kaisers blankem Brustbilde.“

„Nein! nein!“ jammerte der Todtengräber, „es steht geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen.“

„Narr!“ eiferte der Bleiche, „wirst Dich wohl nicht von eitler Gespensterfurcht um ein namhaftes Trinkgeld bringen lassen, welches Du Dir verdienen kannst, wenn Du uns heute um eilf Uhr in die verfallene Burg geleitest.“

„Und wenn ihr mir die versilberte Kuppel des morschen Thurmes da oben mit Goldstücken anfülltet,“ betheuerte der Todtengräber, „so bringt ihr mich des Nachts nicht in das Geisterneſt hinauf.“ Dabei schielte der arme Spatenträger denn doch mit lüsternem Auge nach den zwei Silberthalern, welche der Bleiche zwischen den Fingern hielt; — dieser aber sann ein wenig nach, dann schien ihm ein Gedanke aufzuleuchten, — er wollte jetzt seinen Mann auf eine andere Weise fassen:

„Sieh' dies Amulet!“ fuhr er fort, indem er eine blauseidene Kapsel aus der Brust hervorzog, „dies Amulet, angerührt und geweiht von Seiner Heiligkeit dem Pabste selbst — wer es trägt, ist sicher vor den Anfechtungen des Bösen.“

Der Todtengräber trat einen Schritt vor und riß die Augen weit auf.

Die Rede des Bleichen hatte schnell gewirkt.

„Laßt sehen!“ sagte jetzt gefügiger Hans Traugott, „ja, es ist richtig ein Amulet, wie mein Schwager, der Küster, eines besitzt. Nun denn, so will ich den Gang mit euch wagen; also . . .“

„Also Punkt eilf sind wir hier wieder am Platze,“ entgegnete der Bleiche; „keine Minute früher, noch später — Punkt eilf findest Du Dich ein.“

„In Gottes Namen!“ sagte seufzend der Todtengräber.

Die beiden Männer zogen ihre Mäntel enger zusammen und verließen den Kirchhof, um sich im Weiler ein Abendbrod zu suchen.

Noch hatte die alte Thurmuhr im Schlosse Volkersdorf das dritte Viertel auf eilf Uhr nicht ausgeschlagen, als Hans Traugott bereits auf der alten Zugbrücke der Feste stand und durch die Stille der sternhellen Nacht nach allen Richtungen lauschte, ob die beiden Fremden, welche ihn hieher bestellt hatten, den Hügel schon herauf

kämen. Allein kein Laut regte sich, keiner der beiden Männer ließ sich sehen.

Die Thurmglocke brummte eilf; auf der zackigen Warte flog eine Ohreule auf, und hinter der wohlverschlossenen Pforte der alten Burg wurde ein seltsamer Schall, gleich dem Rollen von Erdschollen, vernehmbar.

Hans Traugott hatte manche Nacht auf dem Kirchhofe in seinem traurigen Geschäfte verbracht; allein eine Bangigkeit, wie eben jetzt, hatte ihn noch nie befallen. Kalte Schweißtropfen drangen auf seiner Stirne hervor, er glaubte jeden Augenblick die Pforte der alten, unbewohnten Burg sich von selbst öffnen und den Schatten eines der längst entschlafenen Bewohner derselben herausschweben zu sehen. Zuletzt begann er in seiner unerklärlichen Angst fieberhaft zu zittern, und da die Thurmuhr bereits das erste Viertel nach eilf dröhnte, und die beiden Fremden noch immer nicht erschienen, so lief Hans Traugott endlich den Hügel herab gegen den ungefähr hundert und fünfzig Schritte entfernt liegenden Weiler zu.

Aber kaum war er im Thale angelangt, so krachte ein furchtbarer Donner von der halbverfallenen Feste herab, so furchtbar, daß Hans Traugott augenblicklich betäubt auf der Erde lag und, von einem ungeheuren Feuerstrahle geblendet, erst nach geraumer Weile sich vom Boden aufraffen konnte, als ihn das Geschrei der voll Schrecken und Bestürzung herbeieilenden Bewohner der Gegend wieder in's Leben rief.

Die Stätte vor dem Schlosse glich jetzt einem durchwühlten Acker, die zackige Thurmwarte war verschwunden, Trümmer deckten den Felsenabhang; die westliche Seite der Burg mit dem alten Ahnensaale war durch eine Pulverexplosion in die Luft gesprengt worden; kein Mensch ahnte das „Wie?" — denn außer dem Todtengräber und jenen Reisenden, denen dieser die vergilbten Wände der Burg zeigte, war seit vielen Jahren niemand über die Zugbrücke des Schlosses geschritten, und von aufbewahrten Pulvervorräthen der Burg wußte selbst Hans Traugott nichts . . . und dennoch kündete der zurückgebliebene Pulverdampf über den Trümmern des eingestürzten Gemäuers eine erfolgte Pulverexplosion an.

Hans Traugott gedachte jetzt aber der beiden jungen Männer, welche ihn um eilf Uhr Nachts zur Burg beschieden hatten. Sie waren im Weiler am Bergesabhange gesehen worden, jedoch spurlos verschwunden.

Das Landvolk der Umgegend aber sprach noch lange davon, daß die zwei Bleichen mit den schwarzen Mänteln und breiten Hüten Bürger aus dem Jenseits gewesen seien, welche durch göttliche Zulassung jenen Theil der Feste Volkersdorf zerstörten; — klügere und weiter denkende Bewohner der Gegend, welche wohl wußten, daß auch der Kaiser seine Freunde im Lande hatte, welche das Treiben seiner Gegner beobachteten, hielten die nicht wieder zum Vorscheine gekommenen Schwarzmäntel für Kundschafter Rudolphs II., welche für ihn im Lande ob der Enns Freunde werben und die Stimmung des Landvolkes erforschen sollten; noch Andere hielten die Schwarzmäntel für Jesuiten.

Im Erntemonat des Jahres 1619 sah es im Lande ob der Enns gar trübe aus. Rudolph II. und Matthias I. ruhten schon in der Gruft, und Kaiser Ferdinand II. folgte ihnen auf dem deutschen Kaiserthrone; er war bereits als König von Ungarn und Böhmen gekrönt, und der eigentliche Erbe der Länder ob und unter der Enns, Erzherzog Albrecht, damals Regent der Niederlande, im Alter schon vorgerückt, übertrug am 9. October 1619 in einer besonderen Urkunde seine Rechte auf die Länder ob und unter der Enns an den Kaiser.

Allein so wie sich in Böhmen damals der Geist des Unfriedens und Zerwürfnisses regte und das Vorspiel des dreißigjährigen Krieges begann, so gaben sich auch im Lande ob der Enns bedauerliche Zeichen von herannahenden Stürmen kund. Unter dem Deckmantel der Religion suchten Selbstsucht und Unzufriedenheit das Land aufzuregen. Die Mehrzahl der dem Kaiser abgeneigten Landstände brachte es dahin, daß demselben die Huldigung verweigert wurde, ja die Stände bestellten in dem Herrn Sigmund von Polheim einen eigenen Landeshauptmann; nur die Prälaten traten diesem Beschlusse nicht bei.

So wie sich nun die Stände des Landes ob der Enns mehr und mehr den böhmischen anschlossen, verband sich dagegen Kaiser Ferdinand mit seinem Jugendfreunde, dem Herzoge Maximilian von Baiern, zur Unterdrückung der in Böhmen und Oberösterreich beginnenden Unruhen. Noch einmal versuchte er durch Milde die Landstände von Oberösterreich zu ihrer Pflicht zurückzubringen; diese aber verweigerten noch immer dem Monarchen die Huldigung und pflogen

Unterhandlungen mit den unruhigen Böhmen und Ungarn, ja sie luden sogar die Türken durch eine Gesandtschaft zum Bündnisse ein.

Aber schon nahte der Verbündete des Kaisers, Herzog Maximilian von Baiern, mit seinem Heere den Grenzen Oberösterreichs, um hier die Ordnung herzustellen.

Während achttausend aufrührerische Bauern des Landes ob der Enns sich bei Walchen und Frankenmarkt zusammenrotteten und unter den festen Plätzen des Landes zuerst das Schloß Kogel einnehmen wollten, lagerten sich die Baiern um die Mitte des Monats Juli des genannten Jahres, 30,000 Mann stark, unter Tilly bei Scheerding am Innstrome. Tilly erklärte den Ständen des Landes ob der Enns, er komme als Stellvertreter des Kaisers, dem sie Gehorsam leisten sollten; er verlange von ihnen, daß jeder Bund mit den Böhmen von ihnen sogleich aufgelöst werde.

Die Stände zögerten, auf Hülfe von Böhmen hoffend, mit der Antwort. Tilly aber verstand keinen Scherz, und eine Abtheilung seiner Truppen rückte am 25. Juli unter Alexander von Haßlanger nach Oesterreich ein, während mehrere tausend der zum Widerstande gerüsteten Bauern im Innviertel gelagert waren, und die Grenzplätze Peuerbach, Riedau, Neumarkt und Aistersheim von den Einwohnern mit Schanzen und Pallisaden versehen wurden.

Die Tage wurden daher immer heißer, die Gewitterwolken, welche sich über dem Lande Oberösterreich zusammenzogen, immer schwärzer. — Hochbedauerliche Ereignisse fielen auf beiden Seiten vor; denn der Bauer wie der Baier war zum Aeußersten entschlossen, und das Wort „Pardon“ sollte aus dem Verzeichnisse ihrer Losungsworte ausgestrichen sein. Das war die Zeit des eigentlichen Vorspiels zum oberösterreichischen Bauernkriege, welcher jedoch erst mehrere Jahre später in seiner vollen Wuth ausbrach.

An einem dieser „heißen Julitage“ des obengenannten Jahres war die Trinkstube des Lenzenwirthes zu Aschau an der Donau, genannt zum rothen Hahn, mit braunen Männern gefüllt. Sie hatten sich in ihren Lodenkitteln, die spitzigen Jodelhüte auf den dicht behaarten Köpfen, an den Wandbänken der dunklen Stube gereiht, wenigstens zwanzig an der Zahl. Auf den langen Eichentafeln, welche längs den Bänken hinliefen, standen die breiten „Pitschen“ (hölzerne Gefäße mit Henkeln), worin der in diesem Jahre wohlgerathene Apfel-

most schäumte. Daneben lagen ungeheure Laibe schwarzen Brodes, und in einer großen irdenen Schüssel eine Menge runden Ziegenkäses nebst saftigen Frühbirnen. An den schmutzigen Wänden hing das Bruchstück eines schwarzen Rahmens mit zerbrochener Glastafel; die zerfetzten Ueberreste des herausgerissenen Bildes ließen eben noch den Kübel und die eine Hand des heiligen Florians erkennen, der, als einer der Patrone des Landes und Beschützer gegen Feuersgefahr verehrt, nunmehr den bereits auflodernden Brand des Aufruhrs im Lande auch nicht mehr zu löschen vermochte.

An den übrigen Seiten der Wand ragten mächtige Hirschgeweihe hervor, an denen die Bauern zum Theil ihre Hüte aufgehängt hatten.

Jeder der Bauern hatte übrigens ein Paar scharfer Stechmesser nach Innviertler Art in seinem Gürtel stecken, und in den Stubenecken lehnten Morgensterne, Partisanen und zwei verrostete Lanzen, welche die Landleute vom Schlosse Aistersheim entnommen hatten.

Unter diesen Bauern ragte aber ein stämmiger Mann mit schwarzen Haaren und langem braunen Gesichte, der braune Steffen genannt, hervor, dessen breite Brust mit einem ledernen Koller bedeckt war, während an seinen hohen Lenden ein langer Hirschfänger hing, und ein Bauernkittel von grobem braunen Loden seinen sehnigen Gliederbau verhüllte. Sein Auge sah finster drein, auf seiner gefalteten Stirne saß der Bauerntrotz, und seine auf den Eichentisch gestemmte Faust schien anzudeuten, daß er der Herr und Gebieter dieser Tafelrunde sei.

So war es auch. Der gewaltige Mann, seinem Gewerbe nach ein Hutmacher, wußte mit den Jodelhüten der Bauern gar trefflich zu handthieren, so daß nach kurzer Zeit siebzigtausend Hüte auf seinen Wink sich von den Köpfen hoben. Seine Commandosprache war aber in der Trinkstube kein Donnerwort, wie nachmals auf offenem Felde; — halblaut überzählte er die Anwesenden, indem sein langer Knochenfinger auf die rings um den Tisch auf ihre Ellbogen gestützten Bauern deutete, während ein Röthel und ein Stück altes Pergament vor ihm lagen, auf welch' letzterem ein anderer Bauer die Namen der Genannten verzeichnete.

„Also ihr seid alle gekommen," sagte er, seine Ansprache an die aufhorchenden Landleute schließend — „alle seid ihr gekommen, bis auf den Wolf Madlseder von Steyer."

„Ja!" riefen die Bauern, und einer unter ihnen bemerkte: „Weiß't ja, Huterer, daß der Madlseder als Rentmeister der Stadtkammerkasse von Steyer eben nicht zu jeder Stunde abkommen kann ..."

„Und zuwarten will, bis er sieht, wie es mit der Sache geht," entgegnete höhnisch der Huterer; „ich traue den Federfuchsern nicht; könnte den Zauderer auch höchstens nur zum Feldschreiber unserer künftigen Armada brauchen; überdies ist er durch unsern zweiten Feldschreiber, den Doctor Holzmüller, gar leicht ersetzt; aber nun ihr Andern, rührt euch wacker, müßt's jetzt machen wie der Quirl im Butterfasse, rund herum bis die Butter fertig ist, und wir den Käse dazu bereiten, der dem Baier in die Gurgel beißen soll." — „Du, David Spatt," fuhr er, auf einen baumlangen Holzbauern vom Mühlviertel deutend, fort; „Du bist im Mühlviertel zu Hause, Du nimmst also diesen Theil auf Dich; Du, Hans Himmelberger, redest mir die Flößer an der oberen Donau auf."

„Soll geschehen!" erwiederte lachend der Angeredete, einer der sogenannten schwarzen Bauern von Stadt Steyer*).

„Der Tobias Mayer," fuhr der Braune wieder fort, indem er auf einen andern der um den Tisch sitzenden Bauern deutete, „der Tobias Mayer geht mit dem Forauer in's Machland; der Reiter, der Wolf Wurmb, Hans Aubreck und Bätterer werben im Hausruck, der Ringel und Hochbaum in der Gegend von Enns und St. Florian**).

Die Angeredeten nickten und der Braune sprach weiter: „Unser Factotum, der rührige Doctor Holzmüller, hat uns bereits eine Defensionsordnung verfaßt***); auch kann ich euch sagen, daß der Bal-

*) Die schwarzen Bauern von Steyer, von ihrer in einem schwarzen Bauernkittel bestehenden Tracht genannt, waren eine besonders furchtbare Schaar im Bauernkriege Oberösterreichs.

**) Alle diese und die folgenden Namen oberösterreichischer Landleute sind historisch; die bezeichneten waren die Haupträdelsführer im ersten oberösterreichischen Bauernkriege, sie büßten jedoch ihre vorzugsweise Theilnahme an demselben mit ihrem Leben und wurden sämmtlich im März des Jahres 1627 am Hauptplatze zu Linz mit dem Beile hingerichtet. Nur ihr Hauptführer, der oben als Sprecher angeführte „braune Steffen" starb an einer erlittenen Verwundung zu Ebelsberg.

***) Die Bauern entwarfen bei ihrer vollständigen Zusammenrottung eine eigene Defensionsordnung; an ihre Spitze trat ein eigener Obrist-Hauptmann; nach den Vierteln des Landes wählten sie Hauptleute, Unterhauptleute, Kriegsräthe, Feldschreiber, Ausschüsse, Proviantmeister u. dgl.

thasar Mayer, der Hans Leitner und der Angerholzer, die ich sämmtlich zu Feldhauptleuten unserer Defension bestimmt habe, in der Gegend von Freistadt und Gallneukirchen werben."

„Und wir Andern werden nicht hinter ihnen zurückbleiben," rief jetzt ein kurzer stämmiger Bauer mit rothen Haaren und rothem Barte, der bisher auf seine Ellbogen gestützt schweigend dagesessen war, dazwischen.

„Kenne Dich ohnedies, Hans Virsche, als einen Schneidigen*)," entgegnete der Braune; „wirst unserer Sache gute Dienste leisten, — und somit ist alles vorbereitet, und wir können die Baiern mit gefällter Partisane und brennender Lunte erwarten."

„Aber wenn wir unterliegen?" nahm jetzt einer der Landleute das Wort.

„Schweig!" fiel der Braune ein, „wir dürfen, wir können nicht unterliegen, wenn ihr nur vor der Zeit und ehe wir den Zaun um den Garten haben, nichts ausredet — darum macht keinen Lärm von der Sache!"

Aber hier unterbrach den Sprecher eben ein gewaltiger Lärm, welcher sich vor der Schenke erhob; die Hunde im Hofraume schlugen an; fluchende Männerstimmen und kreischende Töne aus Weiberkehlen verkündeten, daß etwas Ungewöhnliches im Anzuge sei.

„Wir sind verrathen!" schrieen die Bauern in der Stube, und einige sprangen an ihren Bänken zu den Fenstern der Stube, um zu sehen, was im Anzuge sei, während andere ihre mit langen Eisenspitzen beschlagenen Knotenstöcke und die Partisanen aus den Ecken der Stube hervorrissen und sich zur Wehre bereit machten. Der braune Steffen aber riß die Thüre weit auf und stellte sich wie ein Goliath, seinen gewaltigen Hirschfänger ziehend, auf die Schwelle; er hatte eben noch Zeit, seine Faust vorzustrecken, um den buckligen Knirps zurückzuschleudern, welcher athemlos auf die Spitze des Hirschfängers zugestürzt kam.

„Was gibt's, Tobias?" rief er, das Höckermännlein am Halse fassend, „sind Blauröcke vor der Schenke? — sie sollen, so wahr ich Stephan heiße, nicht lebendig hereinsitzen!" —

„Kommen auch nicht lebendig," berichtete keuchend der Kleine, —

*) Provinzialismus statt Muthigen.

„kommt nur Einer, und den tragen sie auf zwei Tannenästen, denn sie haben ihn" — dabei machte er mit der Hand eine Bewegung, welche den Messerstoß andeuten sollte.

„Rede deutlicher, Tobias Knollmayer!" *) befahl der Braune.

Aber schon traten zwei baumlange Bauern mit schwarzen Kitteln und knorrige Stöcke in den Händen schwingend heran; ihre durchfurchten Stirnen waren mit Blut bespritzt, von ihren schwarzen Kitteln hingen Fetzen herab, ein Zeichen, daß sie einen Strauß auf Leben und Tod bestanden hatten. Beide holten durch ihre weiten Nüstern tief Athem und blickten sogleich gierig nach den Mostkrügen am Tische.

„Ah!" rief der Braune, „da kommt der Neumüller und der Hurter; nun was bringt ihr?"

„Nicht viel," berichtete Neumüller, der Waldbauer; „wir bringen den Balg eines Geiers von jener Sorte, wie sie eben über die Grenze fliegen." — Dabei deutete er, die Mostkorbel an den Mund drückend, auf den Hausflur, wohin die Bauern aus der Stube bereits zusammengelaufen waren.

Der braune Steffen trat hinaus. Auf dem Estrich lag ein baierischer Trompeter mit zerschmetterter Hirnschale; seine Faust war noch krampfhaft geballt, und ein Büschel rother Haare in derselben deutete auf den fürchterlichen Kampf, den er mit Hurter, dem Rothkopfe, bestanden hatte, ehe er von dessen Knotenstocke den tödtenden Stirnschlag erhielt.

„Den haben wir in der Scharten **) kalt gemacht," entgegnete Neumüller, der Wirth von Steyer.

„Er ist einer der Tilly'schen," bemerkte Hurter, von seinem rothen Barte der „Fuchsbart" genannt; „der Gaudieb sollte nach Linz reiten, um dem Statthalter Herberstorf Depeschen des Tilly, der mit seiner Soldateska im Anzuge ist, zu überbringen — wir vertraten ihm aber den Weg — und haben ihn gestreckt und zugedeckt, — der bläst Keinen mehr aus dem Felde!"

Der braune Steffen hatte inzwischen die dem todten Trompeter um den Leib gebundene Ledertasche gemustert. In derselben stak nebst

*) Tobias Knollmayer, Baßgeiger von Riedau, einer der eifrigsten Sprecher im zweiten Bauernkriege.

**) Eine romantische Waldgegend nächst Efferding.

einer Branntweinflasche ein wohlverschnürtes Pergament, welches der Braune sogleich an sich riß und, da er des Lesens wenig kundig war, dem kleinen Baßgeiger von Riedau reichte, mit welchem er in eine Ecke des Hofraumes trat und sich von demselben die Depesche des Trompeters vorlesen ließ. Er nahm aber gar bald eine bedenkliche Miene an. „Männer," sagte er, wieder zu den Bauern vortretend, „der Herzog Maximilian von Baiern ist heute Morgen schon von Scheerding abgezogen und hat sich über St. Martin nach Ried begeben, wo er mit den Abgeordneten der Stände unterhandeln will; auch der Tilly ist mit 20,000 Mann, Reitern und Fußvolk, im Anzuge und kann jede Stunde in Efferding eintreffen . . ."

„Teufel!" rief Leitner, der Holzbauer; „da hat's Zeit, daß wir aus einander rennen . . ."

„Und unsere Strohdächer vor den Lunten der Baiern salviren," setzte Wolf Wurmb hinzu.

„Wir sind hier allerdings keinen Augenblick sicher," sagte der braune Steffen mit bedenklicher Miene; „darum rafft eure Waffengeräthe zusammen, werden's später gut brauchen können, das klingende Zeug da . . . wie ich euch sagte, so finden wir uns auf dem nächsten Kirchtage zu Enns im Bauernlöchl hinter der Galgenschanze*) zusammen, auch der Student**) kommt hin . . . aber jetzt schnell, bringt den Kalten da in den Wald und verschüttet ihn gut, sonst setzen euch die Baiern den rothen Hahn auf das Dach, unter welchem sie ihn finden!" Dabei deutete er auf die Leiche des Trompeters, welche die Bauern umstanden.

„Ei was!" entgegnete brummend der lange Neumüller; „rollt den marmorirten Blaurock in die Donau, daß er seine Botschaft schwimmend vor's Linzer Schloß trage . . ."

„Was Dir nicht einfällt!" eiferte der Braune; das wäre eben recht, den Herberstorf***) vor der Zeit in den Harnisch zu jagen..."

---

*) Ein bekannter Sammelort der Bauern im ersten Bauernkriege, wo sie ihre geheimen Berathungen pflegten.

**) Magister Glacianus, der Student genannt, einer der thätigsten Hetzer im Bauernkriege. Sein Schicksal ereilte ihn am Gmundnersee, wo er von einem kaiserlichen Kroaten niedergestochen wurde.

***) Graf Herberstorf, baierischer Statthalter im Lande ob der Enns, wegen seiner Strenge von den Bauern tödtlich gehaßt.

Er sann darauf ein wenig nach. „Im wilden Moose müssen wir die Leiche verscharren,“ sagte er; „holt einmal Schaufel und Krampe und eine Tragbahre nebst Laterne . . .“

„Was!“ schrie David Spatt, und ihm stimmten mehrere der Bauern bei, „wir sollten die Todtengräber für den baierischen Postenreiter da machen? — Hui! das hat seine Wege . . .“

„Nun, so laßt euch das Dach über den Köpfen wegbrennen!“ grollte der Braune; „wir haben keine Zeit zu verlieren, mir ist, als hörte ich schon die Hufschläge der baierischen Reiter . . .“

„Wartet ein wenig!“ rief jetzt der kleine Baßgeiger Tobias, „ich schaffe Rath.“

„Nun?“ fragte der Braune.

„Ich stelle euch in fünf Minuten den kleinen Todtengräber aus dem Hegerhäuschen am Walde,“ sagte Tobias Knollmayer; „der scharrt euch den Trompeter in's Moos drüben.“

Rasch war das Höckermännlein aus der Stube verschwunden, und kaum zehn Minuten vergingen, da standen der braune Steffen, der Neumüller, Hurter und der kleine Baßgeiger im sogenannten wilden Moose, einer finsteren und feuchten Waldgegend nächst Efferding, wo nur Schlingkraut und feuchtes Steinmoos über schlammiger Erde wucherte und der Ostwind so schaurig durch die Aeste der himmelhohen Tannen blies, als ob er zu dem Begräbnisse des todten Trompeters das Sterbelied zu liefern hätte. Die Gegend stand auch wirklich bei den Landleuten im Rufe des Geisterspuks, bei dem Aberglauben der damaligen Zeit nichts Ungewöhnliches.

Zwei andere Bauern stellten eine aus Tannenästen verfertigte Tragbahre auf das Moos, und Hans, der Todtengräber aus dem Hegerhäuschen, ein etwa achtzehnjähriger Bursche, mit einem runden Bauernhute, unter welchem ein offenes ehrliches Gesicht hervorblickte, und einem grauen Bauernkittel bekleidet, stand mit Spaten und Krampe daneben, um dem todten Trompeter seine letzte Ruhestätte auszuscharren.

Indeß war die bleiche Mondscheibe heraufgezogen und beleuchtete die Gestalten der Theilnehmer dieses nächtlichen Begräbnisses, welches einem der sagenhaften Vehmgerichte des Mittelalters glich.

Auf den vom Monde beleuchteten Gesichtern der Bauern prägte sich jedoch weder Furcht noch eine sonstige Aufregung über das Un-

gewöhnliche der Scene aus; nur der braune Steffen stand nachdenkend auf seinen Knotenstock gestützt und lispelte, während Hans an dem Grabe arbeitete und ein halblautes Vaterunser für die Seele des zu Begrabenden hersagte, vor sich hin: „Heute mir, morgen Dir! — wer weiß, ob der Steffen nicht auch bald in's feuchte Moos hinabtauchen muß!" —

„Spute Dich, Hans," mahnte der Neumüller, „und bette den Blaurock recht tief, daß er nicht wieder aus dem Moose kriecht!..."

„Sechs Schuh und drei Zoll," — sagte halblaut der Todtengräber; „das Grab ist fertig..." Und von den Händen der Bauern hinabgestürzt, lag die Leiche des armen Baiern in der Grube. Hans schaufelte rasch die schlammichte Erde darüber.

„Den seht ihr nimmer bis zur Auferstehung!" sagte lachend der Neumüller, indem er mit seinem Stocke in den schnell aufgeworfenen Grabhügel stach, als wollte er die Festigkeit desselben prüfen.

„Jesus, Maria!" schrie jetzt der kleine Baßgeiger von Riedau, der an einer ferner stehenden Fichte mit der Laterne Wache gehalten hatte.

„Was kreischt der Bucklige?" sagte der braune Steffen, auf Tobias Knollmayer zueilend.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" rief der Kleine wieder, „der Trompeter, der todte Trompeter!"

„Hans Narr!" grollte der Steffen; aber als er aufblickte, schrak er selbst gewaltig zusammen; denn der eben Verscharrte stand in seiner vollen Manneslänge mit rollenden Augen und gehobener Rechten, gleich einem drohenden Nachtgespenste der Wälder, unter einer Fichte. Sein bleiches Antlitz, von schwarzen Haaren umschattet, grins'te so furchtbar darein, als wollte er sagen: „grabt mich, so tief ihr wollt, in die Erde, ich verfolge euch doch durch alle Wälder!"

Aber der braune Steffen war kein Mann der bleichen Furcht und konnte wohl nur einen Augenblick von der seltsamen Erscheinung überrascht werden. Eben so wenig ließen sich seine Begleiter von derselben einschüchtern; sie hatten sogleich den Stiel zu der Hacke gefunden und zogen, sich zur Wehre setzend, ihre langen Messer aus den Gürteln; denn schon trat der Doppelgänger des Begrabenen unter der Fichte hervor, und hinter ihm reihten sich noch sechs, sieben, endlich zehn — baierische Blauröcke mit langen Musketen um die überraschten Bauern.

„Was treibt ihr da um Mitternacht im sumpfigen Grunde?“ fragte der größte der Blauröcke, indem er seine Muskete emporzog und nach seiner glimmenden Lunte am Gürtel griff.

„Was treibt ihr in dieser abgelegenen Gegend? fragen wir euch,“ versetzte rasch vortretend der braune Steffen, indem er seinen Hirschfänger zog und ihn vor sich hinstreckte.

„He! holla!“ schrie der Blaurock, „ihr wollt anbinden — sechs gegen zehn, und nur auf den Stich gerüstet!“

„So kommt, baierisches Pulver zu riechen!“ rief ein anderer der Blauröcke, indem er nach seinem Pulverhorn langte und die Muskete von der Schulter riß.

Der braune Steffen aber trat jetzt dem Soldaten schier auf den Leib. „Oho,“ rief er; „glaubt ihr, wir seien Hasen vom Fichtelgebirge? da kennt ihr uns schlecht ... Auf, Oberländler, salvirt Euch den Rücken, und dann dran!“

Er lehnte sich dabei mit dem breiten Rücken an eine hohe Tanne, und die andern Bauern thaten deßgleichen, indem sie ihre Stöcke in der Faust schwenkten. Der bucklige Baßgeiger von Riedau aber war bereits, gleich einer wilden Katze, auf eine hohe Fichte geklettert, wo er, einen Nußhäher aufscheuchend, seinen Höcker zwischen den Aesten verbarg, während Hans der Todtengräber rathlos und geisterbleich vor Angst auf dem Spaten lehnte, der noch im aufgethürmten Grabhügel stak.

Die zehn Musketen der Soldaten waren bereits auf die Bauern gerichtet; aber der Führer der Ersteren ließ seine Waffe noch einmal sinken. „Ihr thut ja gewaltig dick mit eurem Muthe,“ sagte er, auf den braunen Steffen deutend; „wer seid ihr denn?“

„Kümmert's euch?“ entgegnete der Neumüller.

Aber der braune Steffen antwortete: „Ich bin der Stephan Fadinger, der Huterer, der euren Köpfen eben die Deckel anpassen wird.“

Der baierische Rottenführer überhörte das Wort, da er eben das frisch aufgeworfene Grab erblickte.

„Wen habt ihr da verscharrt?“ rief er.

„Einen Fuchs, der in die Falle ging“ — schrie der Fadinger dagegen.

„Oeffnet die Grube!“ befahl der Baier.

Ein Sandkorn.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Bohrt eure Nägel selber hinein!“ entgegnete höhnend der Neumüller — „könnt da einen Kameraden finden.“

„He!“ rief der Rottenführer, jetzt rasch zurücktretend, „die Strolche haben einen der Unsern erschlagen — vorwärts Kameraden, bläut ihnen die Köpfe!“

Aber er hatte nicht Zeit, auszureden; die Bauern und die Soldaten waren schon handgemein geworden, und in weniger als fünf Minuten lag der blaue Rottenführer der Soldaten mit zerschmetterter Hirnschale im Blute, während die Bauern, durch ihre mangelhafte Bewaffnung und die Ueberzahl der Soldaten in offenbarem Nachtheile, sich bald in's Dickicht zurückzogen und fast alle den der Gegend unkundigen, über Baumwurzeln und Stöcke stürzenden Soldaten entsprangen. Auch das Höckermännlein, der Baßgeiger von Riedau, war wie ein Eichhorn von Ast zu Ast geklettert und so aus dem Bereiche der Gefahr entkommen; nur den armen Todtengräber Hans und jene beiden Bauern, welche die Leiche des Trompeters hergetragen hatten und nicht einmal mit Stöcken bewaffnet waren, faßten die Baiern und schleppten sie mit Stricken gebunden aus dem Walde; sie mußten noch dazu den Soldaten, welche sich auf dem Marsche nach Linz im Walde verirrt hatten, den Weg aus dem Forste weisen.

Im herrlichen Donauthale, eine Meile von der Landeshauptstadt Linz aufwärts, ragt auf einem mäßigen Hügel nächst dem Donaustrande ein Schloß mit mehreren kleinen Thürmen empor; am Fuße des Berges liegt ein nicht unbedeutender Marktflecken. Schloß und Flecken führen den Namen Ottensheim, und auf einem der Häuser des Marktplatzes sieht man ein altes Bild, welches ein Kind in einer mit einem Baldachin bedeckten Wiege vorstellt; neben letzterem liest man die im siebzehnten Jahrhundert wieder aufgefrischte Inschrift:

„Jahr 1208, da Ottensheim noch nicht genannt war,
„Ist Kaiser Otto auserkohren,
„Allhier in diesem Haus geboren.“

Diesem Schlosse gegenüber liegt dicht am rechten Ufer der Donau das im Jahre 1146 gegründete Cisterzienserstift Wilhering.

Diese Gegend nun wimmelte im Beginne des Monats August

von baierischen Soldaten; denn Letztere rückten sowohl von dieser Seite über Grieskirchen, Efferding und Ottensheim, als auch in größeren Colonnen über Wels und Ebelsberg, in welcher Gegend ihr Hauptlager stand, gegen Linz herab.

Dort auf der großen Ebene, welche sich zwischen Ebelsberg und Linz ausdehnt und von kleinen Tannengehölzen und üppigen Wiesen durchschnitten ist, stehen noch jetzt drei einzelne Tannenbäume auf einem breiten Felde, als Wahrzeichen, daß diese Stelle einst Waldgrund war. In diesem schon um jene Zeit tüchtig gelichteten Gehölze waren in jener Nacht, in welcher die erzählte Scene im wilden Moose bei Efferding vorfiel, zahlreiche baierische Wachposten ausgestellt, und zwischen den Tannenbäumen standen und hingen die festgebundenen Zelte der Soldaten. In der Mitte des Gehölzes war auf weichem Rasen das blaugestreifte Zelt des Commandanten, der diese aus mehreren tausend Mann bestehende Colonne am nächsten Morgen vollends nach Linz zu führen beabsichtigte.

Das Innere seines Zeltes war sehr einfach: zwei kleine Feldsessel aus Eichenholz mit Ledergurten zum Zusammenlegen (gleich den curulischen Sitzen der Römer), ein kleiner Feldtisch mit dem einzigen knorrigen Fuße in der Erde festgekeilt, ein kurzes eisernes Feldbett mit einer leichten Wolldecke und einem strohgefütterten Kopfkissen bildeten die ganze Einrichtung des Zeltes; auf dem Feldtische stand neben einer großen Karte des Donaukreises ein hohes schwarzes Kreuz mit dem Bilde des Heilands, daneben ein Steinkrug mit Wasser; zwischen beiden lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch, dessen Titelblatt die Worte: „Breviarium romanum“ enthielt.

Auf einem der Feldsessel saß der Commandant dieser Heeresabtheilung, ein hageres Männchen mit eingesunkenen bleichen Wangen, durchfurchter Stirne, langer Nase und starkem Knebelbarte; sein graues Haar hing fast bis zu den finster blickenden Augen herab, sein spitzig zulaufendes Gesicht hatte einen unbeschreiblich widrigen Ausdruck; natürliche Wildheit des Charakters, eiserne Härte und düstere Gemüthsstimmung sprachen sich auf demselben in markirten Zügen aus. Ein spanisches Wamms von hellgrünem Atlaß mit aufgeschlitzten Aermeln und weite Beinkleider von gleichem Stoffe verhüllten seinen hageren Körper, ein hoher spitziger Hut und darauf eine rothe Straußfeder, welche bis auf den Rücken herabhing, gaben ihm vollends das

Ansehen jenes Bürgers der Unterwelt, welcher in den Faustsagen der Vorzeit eine so große Rolle spielt; — aber das Amt, das er auf Erden übte, verkündete der gewaltige Haudegen, welchen er mittelst eines ledernen Wehrgehenkes über seinen Rock geschnallt hatte. Seine rechte Faust lag auf dem Gebetbuche, die andere hatte er in die Seite gestemmt; sein düsteres Auge haftete auf einem baumlangen Krieger, der in bespornten Stülpstiefeln vor ihm, auf den Knopf eines ungeheuren Schlachtschwertes gestützt, stand und von dem sitzenden General eben eine gewaltige Strafpredigt zu erhalten schien.

„Ihr seid keine Soldaten mehr!" eiferte dieser, „ihr kennt nur Rasttage, Weiber und Wein; da zieht ihr euch wie eine krumme Feldschlange nach Linz herab und könntet mit euren Colonnen längst die Stadt besetzt haben; ich hoffte euch mit meiner Armada bereits auf dem Martinsfelde vor dem Linzer Schlosse zu treffen, und nun werde wohl ich noch früher dem Kaiser in Linz den Huldigungssaal scheuern müssen!"

„Haltet zu Gnaden, Herr Reichsgraf!" entgegnete der stramm wie die personifizirte Subordination dastehende Reiteroffizier; „die Cantonirung der Reichstruppen in ihre verschiedenen Lagerplätze an der Donau und die schwierige Verproviantirung aus den Speichern der aufgeregten Landleute hat den Marsch verzögert; morgen aber wird auch die Colonne am linken Donauufer von Ottensheim nach Linz aufbrechen."

„Sollte längst dort angekommen sein!" fiel der Commandant wieder ein, indem er vom Sessel aufstand und im Zelte mit hastigen Schritten auf und nieder ging; dann bestrich er mit dem Zeigefinger die Karte auf dem Tische: „Meine Parole heißt Vorwärts," eiferte er; „in die größeren Orte werden Truppen eingelegt, das wird die Landstände in Respekt erhalten und zur Huldigung bringen. Diese muß in acht Tagen erfolgt sein; dann marschirt die Hauptarmee nach Unterösterreich, vereinigt sich mit den kaiserlichen Truppen, rückt in Böhmen ein und jagt den Usurpator aus der Pfalz über die Grenze, und die Rebellion ist am Ende*). — Doch das Zaudern ist euer, die That mein," setzte er unwillig hinzu.

*) So geschah es auch: am 20. August huldigten die Stände Oberösterreichs dem Kaiser, und am 8. November fand die Schlacht am weißen Berge bei Prag Statt, worauf Friedrich von der Pfalz, genannt der Winterkönig, entfloh, und auch die böhmischen Stände dem Kaiser huldigten.

„Uebrigens," fuhr der lange Reiteroffizier wieder fort, „haben die Unsern bei Efferding gestern mehrere Bauern zersprengt, welche den Trompeter, den Seine Hoheit Herzog Max an Euch, Herr Generallieutenant, sandte, erschlagen haben; drei dieser Gaudiebe wurden, als sie den Erschlagenen eben im wilden Moose verscharrt hatten, gefangen und hieher escortirt; auch wurde an der Straße von Enns nach Linz eine verdächtige Weibsperson aufgegriffen, welche eine Scheuer, worin ein Rottenmeister unserer Colonne übernachtete, anzuzünden im Begriff stand. Soll ich die Gefangenen vorführen?"

„Seid ihr toll? ein Weib sollte mein Zelt betreten!" schrie der kleine General, mit verschränkten Armen vor den Sprecher hintretend; „ein Weib? Wißt ihr nicht, daß ich nie den Athem eines Weibes ertragen kann, — daß ich nie eine Schlacht verloren, nie einen übermäßigen Trunk gethan, aber auch nie einen Blick an ein Weib verschwendet habe? — Fort mit der Dirne, laßt sie baumeln! aber vorher sendet ihr," setzte er ruhiger hinzu, „den Feldkaplan; will nicht, daß sie fürbaß zur Hölle wandere; die gefangenen Bauern aber laßt vorführen."

Der Offizier entfernte sich, und bald trat ein Rottenmeister mit den beiden nächst Efferding im wilden Moose während jener nächtlichen Scene gefangenen Bauern und dem gleich diesen mit Stricken gebundenen Todtengräber Hans in das Zelt.

Der kleine General trat mit verschränkten Armen auf sie zu. „Also ihr seid," rief er zornglühend, „ihr seid die Buschritter, welche meinen Soldaten auflauern und sie nächtlicher Weile rücklings niedermeucheln."

„Haltet zu Gnaden, Herr General-Feldmarschall!" entgegnete einer der gefangenen Bauern, „wir haben den Baier, der im Moose liegt, nicht erschlagen, das thaten die Steyrer, der Neumüller und der Huterer; wir mußten nur den Leichnam aus der Kneipe zum rothen Hahn auf der Tragbahre in's Dickicht schaffen."

„Schweig!" fiel der General ein, „ihr seid alle Lumpenhunde, und mitgefangen heißt mitgehangen — führt sie ab!" herrschte er dem Rottenmeister zu, „und bei nächstem Sonnenaufgang mit ihnen an die Fichte!"

Die beiden Bauern fielen auf die Kniee und baten heulend um ihr Leben; aber auf den Wink des Rottenmeisters wurden sie von

zwei Hakenschützen aus dem Zelte gezogen, während der kleine General jetzt den Todtengräber bemerkte. „Gehört der zum Kleeblatte?“ fragte er den Rottenmeister.

„'S ist der Todtengräber, Herr Generallieutenant,“ entgegnete dieser; „der Bursche höhlte das Grab für den erschlagenen Trompeter im Walde aus.“

„Und bist auch unschuldig an der Sache, nicht wahr?“ sagte höhnisch der General.

„So gut wie Ihr,“ entgegnete halb trotzig der Todtengräber; „Ihr führt den Degen und ich die Schaufel, und so thun wir jeder, was unseres Amtes ist, ohne uns um das „Warum“ zu kümmern.“

Der kleine General trat einen Schritt zurück; die kecke Antwort des jungen Mannes machte ihn stutzen: er betrachtete den muthigen Sprecher, welcher mit ruhiger Miene und offenem Auge vor ihm stand, jetzt genauer. „Ich glaube,“ sagte er, „der Hans Narr will seinen Spaten auf Einen Nagel mit meinem Degen hängen!“

„Warum nicht?“ entgegnete Hans rasch; „Ihr schlagt mit Eurem eisernen Werkzeuge die Köpfe ab, und ich vergrabe sie, daß sie Euch nicht mehr im Wege sind.“

„Kurz angebunden,“ murmelte der General vor sich hin, „wie ich's liebe; der Bursche gefällt mir . . . und wenn ich Dir den Deinen für diese freche Rede auch vor die Füße legen lasse?“ fuhr er, zu dem Todtengräber gewendet, fort.

„So sterbe ich für meine Pflicht,“ entgegnete ruhig dieser, „und werde in meinem Grabe die Auferstehung ruhig erwarten.“

Der kleine General blickte jetzt dem Todtengräber scharf und lange in's Auge. „Wie heißt Du?“ fragte er.

„Hans Traugott,“ entgegnete dieser.

„Und bist aus dieser Gegend?“

„Der alte Todtengräber zu Ebelsberg ist mein Vater,“ entgegnete der Jüngling.

„Und nennt sich?“ fragte der General.

„Hans Traugott, wie ich,“ antwortete der Jüngling; „er war früher Todtengräber zu Volkersdorf bei St. Florian; seit aber das Schloß in Trümmern liegt, und die Bauern sich aus der Umgegend fortzogen, ist er nach Ebelsberg übersiedelt und ruht von seiner trau-

rigen Arbeit aus, während ich ihn mit meinem Verdienste als Todtengräber zu Efferding unterstütze. Ihr werdet meine Bitte beachten und ihn rufen lassen, auf daß ich von ihm Abschied nehme, wenn ich schon d'ran muß! . . ."

„Wo lebt er?" fragte der General.

„Hundert Schritte von hier, dicht am Fuchsholze steht sein Häuschen," entgegnete der Jüngling.

Der kleine General winkte einem Soldaten, der sogleich das Zelt verließ.

Schweigend und mit raschen Schritten ging jetzt der General im breiten Zelte auf und nieder; von Zeit zu Zeit warf er einen langen Blick auf den zwischen zwei Soldaten ruhig dastehenden Jüngling; endlich fiel sein Auge auf die gefesselten Hände desselben. „Die Stricke los!" herrschte er den Soldaten zu, und im nächsten Augenblicke stand der junge Todtengräber fessellos im Zelte.

Wieder ging der kleine General, von Zeit zu Zeit erwartungsvoll nach dem Zelteingange blickend, schweigend auf und nieder. Nach einer kurzen Viertelstunde traten zwei Lanzknechte ein, welche einen alten Mann mit weißen Haaren und zitterndem Haupte in's Zelt führten, der seine dürren Hände sogleich um den Hals des Jünglings schlang und diesen mit dem Ausrufe: „Mein Hans! mein Sohn! was ist denn geschehen?" laut schluchzend an die Brust drückte.

Der kleine General betrachtete mit sichtlicher Bewegung die Gruppe; aber schon im nächsten Augenblicke lag der Greis zu seinen Füßen und bat um Gnade für seinen Sohn, was auch dieser verbrochen haben möge, — denn die Musketiere, welche ihn aus seinem Häuschen am Walde hergeholt, hatten ihm zugleich eröffnet, daß es sich wohl um den Kopf des Jünglings handeln dürfte.

Der kleine General blickte dem alten Traugott lange in's bleiche Gesicht. — Stille herrschte im Zelte; die noch immer stramm dastehenden und des Befehles ihres Gebieters gewärtigen Soldaten erwarteten jeden Augenblick, daß dieser den gewöhnlichen Ausspruch thun und durch ein kurzes: „Auf die Tanne mit ihm!" das Schicksal des jungen Todtengräbers bezeichnen werde. Aber der kleine General schwieg noch immer; endlich trat er auf den alten Traugott zu. „Hans!" sagte er, ihn bei dem grauen Aermel seines Lodenkittels fassend, „Dein Sohn hat sich bei der Bauernrebellion treffen lassen; ob er die Par-

tisane oder die Schaufel trug, ist einerlei: genug, er ist mitgefangen und sollte mitgehangen werden."

„O mein Gott, Gnade!" jammerte der Alte, nach der Hand des Generals haschend und sich an dem Feldtische des Zeltes haltend.

„Sollte mitgehangen werden," wiederholte der General, „aber höre, alter Schwede, ich bin heute einmal bei Laune und will das Schicksal, das eiserne Fatum, wie die Gelehrten es nennen, reden lassen . . . Dein Sohn gefällt mir, vielleicht rettet ihn sein guter Stern."

Er trat jetzt in den Hintergrund des Zeltes, wo er einen Mantelsack, der das Kopfkissen seines Feldbettes bildete, hervorzog. Er eröffnete diesen und nahm eine kleine Lederkapsel von eirunder Form mit einer kurzen Stahlkette heraus. Diese Kapsel öffnete er; sie enthielt zwischen blauem Seidenfutter ein kleines Papier, kaum von der Breite eines halben Zolles. Dieses Papier faßte der kleine General zwischen seinem Daumen und Zeigefinger, und auf den alten Traugott zutretend, fragte er: „Kannst Du lesen, Hans Traugott?"

„Ein wenig," entgegnete der Alte.

„Nun so buchstabire die Aufschrift dieses Zettels!"

Mühsam las der Alte: „th—e—s—a—u—r—u—s — das verstehe ich nicht," sagte er.

„Glaub' Dir's," erwiederte der kleine General; „das Wort ist lateinisch und heißt auf deutsch: „Schatz." Jetzt rathe: was für ein Schatz liegt in diesem Papiere verborgen? Rathe gut! so Du erräthst, was in diesem Papiere liegt, ist Dein Sohn frei und begleitet Dich nach Hause; erräthst Du es nicht, so baumelt er an der nächsten Fichte; also nimm Dich zusammen!"

„Ach Gott!" sagte der alte Mann, ängstlich auf die kleine Papierhülse blickend, „wie soll ich das errathen? das ist ja ein Papierstreifchen, kaum groß genug für ein Sandkorn."

„Acu tetigisti!" sagte der kleine General lächelnd, „hast den Nagel auf den Kopf getroffen, ein Sandkorn liegt darin." Und er öffnete das Papier und nahm daraus ein kleines Sandkorn, das er auf die flache Hand legte und dem alten Manne wies.

„Großer Gott!" rief der Todtengräber, „an einem Sandkorn hing das Leben meines einzigen Kindes!"

„Hans Traugott!" sagte der General mit tiefbewegter Stimme,

indem er die beiden Hände des alten Todtengräbers zutraulich faßte und an seine Brust zog, „Hans Traugott! weißt Du denn nicht, daß ein Hauch des Allmächtigen genügend war, die Millionen Sonnen und Welten dort oben im weiten Himmelsraume zusammenzuwehen, und daß ein Sandkorn in seiner Hand genügt, um die Geschicke von Nationen zu lenken? — Sieh', diese Worte stehen auf dem Zettel da."

Hans Traugott starrte den Sprecher an; wie die Erinnerung an einen längst entschwundenen Traum dämmerte es in seinem Gehirne, — sprachlos stand er vor dem kleinen Generale; dieser aber nahm wieder das Wort. „Setz' Dich einmal, Alter!" sagte er, indem er dem zitternden Greise den Feldsessel unterschob; „ich will Dir eine kurze Geschichte erzählen, damit Du die Schwere eines Sandkorns in der Hand der Allmacht würdigen lernest. Es sind nun wohl mehr als vierzig Jahre verstrichen, als zwei Zöglinge der Jesuitenschule zu Lüttich eine Ferienreise nach Schwaben und weiter in's Salzburgische unternahmen. Wißbegierig und Freunde des klassischen Alterthums forschten sie allenthalben, wo sie auf ihrer Reise hinkamen, nach Denkmälern der Vorzeit und besuchten besonders gern die Ruinen alter Ritterburgen, dann auch die Kirchhöfe, welche auf ihrem Wege lagen. Eines Abends kamen die beiden Jesuitenzöglinge mit ihren breiten Hüten und dunklen Mänteln auch in die Gegend der halbverfallenen Burg Volkersdorf nächst St. Florian in Oberösterreich, und trafen auf dem Kirchhofe vor der Burg den Todtengräber, mit welchem sich der eine dieser Reisenden in ein kurzes Gespräch über die Hoffnung des Christen auf eine Auferstehung einließ."

„Der Todtengräber war ich!" schrie hier der alte Hans Traugott dazwischen; aber der kleine General fuhr fort: „Die Reisenden freute es, in dem Todtengräber einen Kernmann von starkem Glauben zu finden, und sie kamen zuletzt mit ihm überein, daß er sie beide Punkt eilf Uhr Nachts in die Burg Volkersdorf, deren Beschließer er nebenbei war, führen sollte. Diese nächtliche Stunde wählten sie, theils weil sie noch in dieser milden Sommernacht weiter zu reisen gedachten, theils weil sie ihr Jugendmuth antrieb, den angeblichen Geisterspuck, der nach des Todtengräbers Aussage allnächtlich in der Burg vernehmbar war, zu belauschen; auch durften sie bei der damaligen aufgeregten Stimmung des Landvolkes nicht zu lange in der

Gegend verweilen, um nicht für ausgesandte Parteigänger gehalten zu werden. Sie kamen also mit dem nur schwer zu diesem Gange bewogenen Todtengräber überein, sich, wie gesagt, Punkt eilf Uhr Nachts auf dem Kirchhofe einzufinden, um die Burg zu besehen . . . Aber —"

„Aber sie betraten die Burg nicht," rief der alte Traugott dazwischen; „denn Punkt zehn Minuten nach eilf Uhr —"

„Flog der Vordertrakt der Burg in die Luft," fuhr der kleine General fort, „und die beiden Jesuitenzöglinge . . ."

„Waren auf's Nimmerwiedersehen verschwunden," sagte der alte Traugott.

„Waren durch Gottes gnädigsten Rathschluß dem schrecklichen Schicksale, in die Luft gesprengt zu werden, entgangen," erzählte der General weiter; „denn hätten sie sich, wie sie es mit dem Todtengräber besprochen, pünktlich um eilf Uhr in der Burg eingefunden, so wären sie zehn Minuten später unter dem Schutte der zertrümmerten Burg begraben worden; aber siehe, der Herr hatte in seiner allerbarmenden Gnade für die beiden Jünglinge, wie bei jenem biblischen Ereignisse von Jericho, der Zeit Stillstand geboten. Als nämlich die im Thale wandelnden Jünglinge die eilfte Stunde herangenaht glaubten, blickte der jüngere auf das goldene Genfer Uehrlein, welches er in der Brusttasche seines Kleides trug; die Uhr zeigte aber erst die zehnte Stunde, und die beiden Reisenden beschlossen daher, da sie den Todtengräber erst um eilf Uhr in der Burg erwarten konnten, noch eine Stunde lang im Thale zu verbleiben . . . aber wie gesagt, schon zehn Minuten später erfolgte die Pulverexplosion auf dem Schlosse."

„Die erwähnte Uhr des jüngeren der beiden Reisenden war stehen geblieben, und ihr metallener Zeiger wies noch die zehnte Stunde, während die eilfte bereits vorüber war; als der Jüngling später ihr inneres Räderwerk untersuchte, stak in demselben ein kleines Sandkorn, welches den Gang der Räder gehemmt, diese zum Stehen gebracht hatte, und ohne Zweifel hineingefallen war, als der Reisende um zehn Uhr am Kirchhofe vor der Burg, mit dem Todtengräber im Gespräche begriffen, das Uehrlein hervorgezogen und auf den Sand geworfen hatte, wobei sich dessen Räderwerk öffnete, und das kleine Sandkorn in dasselbe eingedrungen war. — Durch Gottes unerforsch-

lichen Rathschluß waren also die beiden Jünglinge gerettet; sie beeilten sich, da sie nicht ohne Grund fürchten mußten, als Fremde von dem aufgeregten Landvolke für die Urheber des fürchterlichen Ereignisses gehalten zu werden, die Gegend augenblicklich zu verlassen."

„O!" unterbrach der alte Todtengräber hier den Erzähler, „die eigentlichen Urheber jener Pulverexplosion kamen bald zum Vorschein; sie wurden unter den Trümmern der eingestürzten Burg als verstümmelte Leichen hervorgezogen und waren Bauern aus der Gegend von Steyer gewesen, welche den Glauben des nächst der Burg wohnenden Landvolkes an den Geisterspuck in der letztern benützend, dort ihren geheimen Schlupfwinkel hatten, wo sie Pulver und Waffenvorräthe anhäuften, um solche auf bequeme und sichere Weise nächtlicher Weile über die Donau an die böhmischen Rebellen zu liefern . . . aber sie zahlten den lange getriebenen Geisterspuck mit ihren zerschmetterten Köpfen."

„Die beiden Jesuitenzöglinge wanderten also," fuhr der kleine General wieder fort, „in's Salzburgische und allmälig in ihre Heimath, nach den Niederlanden, zurück; der jüngere von ihnen verließ später den geistlichen und gelehrten Beruf und widmete sich dem Kriegsdienste . . . er stieg von Stufe zu Stufe . . . gab mit seinem Schwerte in mancher Schlacht den Ausschlag und führt jetzt über mehr als achtzigtausend streitbare Männer den Commandostab; und siehe, seine Rettung aus jener Todesgefahr, sein großer Gang durch das Leben, sein jetziger entschiedener Einfluß auf die Weltbegebenheiten, das ist das Werk des Herrn, dazu bedurfte der allmächtige Gott nichts weiter als — ein kleines Sandkorn!!"

Der Todtengräber stand bleich und stumm mit gefalteten Händen vor dem General und wandte keinen Blick von dessen Antlitze. „Herr, Herr!" rief er, „jener Todtengräber war ja ich! und . . ."

„Jener Jesuitenzögling war ich!" entgegnete mit tiefer Bewegung der General.

„Sieh, wackerer Hans Traugott!" fuhr er fort, „die Worte, die Du einst am Kirchhofe zu Volkersdorf zu mir sprachst, stehen noch auf dem Zettel, worin ich jenes in meiner Uhr gefundene Sandkorn als meinen heiligsten Schatz bis zu dieser Stunde bewahrte; lies nur!"

Und er las wieder mit lauter Stimme: „So wie ein Hauch des Allmächtigen genügend war, die Millionen Sonnen und Welten

da oben im weiten Himmelsraume zusammenzuwehen, eben so genügt ein Sandkorn in der Hand des großen Meisters, um die Geschicke des Erdballs zu lenken!" —

„Herr! Herr! Gott! Dich loben wir," rief jetzt der alte Todtengräber, neben seinem laut weinenden Sohne niedersinkend; „ja, ein Sandkorn wiegt in der Hand des Allmächtigen eine Welt auf. Und hat auch meinen Sohn, meinen einzigen Sohn gerettet!" fuhr er mit einem vertrauensvollen Blicke auf den General fort; „nicht wahr, jetzt stirbt er nicht?"

„Hans Traugott!" rief der kleine General, die erste Thräne seines Lebens in seinem Auge zerdrückend, „Hans Traugott, wie kannst Du an so etwas in diesem Augenblicke denken!"

„Und seine Mitgefangenen sterben auch nicht!" setzte der alte Todtengräber bittend hinzu.

„Ei!" sagte der kleine General mit tiefer Rührung, „hat mir der Herr zehntausend Pfund erlassen, warum soll ich dem Bruder nicht hundert Pfennige schenken? . . . sie mögen ungehindert von dannen ziehen, Du aber und Dein Sohn nicht."

„Wie!" rief der alte Mann, auf's Neue erschreckend, „wir nicht? . . ."

„Denn ihr zieht beide mit mir," fuhr der kleine General fort, indem er die Hand des Alten faßte; „Du hast mir vor vierzig Jahren die Burg Volkersdorf als ihr Beschließer öffnen wollen, aber ich kam zu spät; die Burg fiel inzwischen in Trümmer, und wir sind beide alte Kerle geworden; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Du mußt Dein Wort doch halten, Alter, und mir auch nach vierzig Jahren die alte Burg noch aufschließen. Da aber das alte Geiernest in Schutt und Trümmern liegt, so will ich mir vom Kaiser ihr altes Gerölle zum Lohne meiner Kriegsthaten ausbitten und eine andere Burg, deren Castellan und Beschließer Du von heute an schon bist, darauf bauen, und sie soll nach dem Namen des kleinen Generallieutenants heißen die — Tillysburg."

Wenn der Wanderer den herrlichen Garten des Landes ob der Enns nächst dem Stifte St. Florian, eine halbe Meile von Enns entfernt, betritt, so erblickt er ein schönes viereckiges Gebäude mit vier

Thürmen und mit schönen Gärten umgeben; das ist die Tillysburg, welche Johann Tzerklas Graf von Tilly, österreichischer Feldherr und Generallieutenant, um das Jahr 1630 nicht weit von der Stelle erbauen ließ, wo die ihm vom Kaiser Ferdinand II. geschenkten Reste des Schlosses Volkersdorf lagen.

Das ist jene Burg, auf welcher Hans Traugott, der Todtengräber von Volkersdorf, noch sieben Jahre als Castellan an der Seite seines Sohnes verlebte, welcher ihm als glücklicher Familienvater in diesem Amte nachfolgte.

In den alten Gedenkbüchern des Landes ob der Enns wird aber noch eines Marksteines des Schlosses gedacht, auf welchem die Worte eingegraben waren:

„Gar mächtig ist in Gottes Hand
„Zu jeder Frist ein Körnlein Sand,
„Das hat vor hundert funfzig Jahren
„Graf Tzerklas Tilly hier erfahren,
„Deme allhie aus Lebensg'fahr
„Ein Sandkorn sein Erether war.
„D'rum preißet Gott und bethet an,
„Was Gott thut, das ist wohl gethan."

König Sigiberts Tod.

Von Adolph Bube.

Der Frankenkönig Sigibert
Drang in des Bruders Land
Und jagte mit gezücktem Schwert
Ihn zu der Seine Strand.
Entreißen wollt' er ihm das Leben
Und sich auf seinen Thron erheben.

Da harrt' am Thore von Paris
Der Bischof Germanus,
Den alles Volk verehrt' und pries,
Und bot ihm seinen Gruß.
Er sprach: „Versöhne Dich dem Bruder,
„Der weise führt des Staates Ruder.

„Sinnst Du aus Herrschbegier hinfort
„Gottlos auf seinen Tod,
„So färbt mit Deinem Blut der Mord
„Sich seine Hände roth.
„Wer seinen Bruder will verderben,
„Muß selber in der Grube sterben."

Der König, davon nicht gerührt,
Spricht zu dem Gottesmann:
„Wähnst Du, ich lasse unvollführt,
„Worauf ich lange sann?
„Noch heute jagen meine Streiter
„Sturmschnell auf sich'rer Fährte weiter."

Sie kommen zu des Flücht'gen Schloß
Und alle jauchzen wild.
Sie heben Sigibert vom Roß
Empor auf rundem Schild.
„Heil," schallt es weithin tausendtönig,
„Heil Dir, des ganzen Volkes König!"

Er steht in Siegestrunkenheit
Und mustert Schaar auf Schaar;
Da, wie in Unterwürfigkeit,
Naht ihm ein Mörderpaar,
Das, von des Bruders Weib gedungen,
In's Lager unbemerkt gedrungen.

Der Eine jammert über Leid,
Das ihm der Gegner bot,

Der And're bittet um Bescheid
In unverdienter Noth.
Schon will der König Hülfe spenden,
Da blitzt es hell in ihren Händen.

Er fühlt sich tief verwundet, — ruft:
„Herr Gott!" und lallt: „Prophet" —
Sinkt — stöhnt sein Leben in die Luft
Und stirbt wie im Gebet.
Vom Gottesurtheil läuft die Kunde
Erschütternd fort von Mund zu Munde.

Abenteuer mit einem Elephanten.

Der Schwede Ch. J. Andersson, welcher in den Jahren 1850 bis 1854 Südwestafrika bis zum See Ngami durchreiste, bestand unter Anderem ein höchst bedenkliches Abenteuer mit einem Elephanten. Das größere Wild in Kobis, erzählt er, hatte man in letzter Zeit so vielfach gejagt, daß es nicht bloß selten, sondern auch scheu geworden war, und als ich nun hörte, daß Abeghan immer noch von Elephanten und Rhinocerossen besucht werde, begab ich mich in einer Julinacht dahin. An Ort und Stelle angekommen, legte ich mich, wie gewöhnlich allein, ziemlich unvorsichtig auf einer schmalen Landzunge zwischen zwei Wassersammlungen nieder, wo der Raum zu beiden Seiten meines aus aufgerichteten Steinen bestehenden Verstecks nur eben hinreichte, um ein großes Thier zwischen mir und dem Wasser durchzulassen. Mit einer Decke und zwei oder drei Reserveflinten hatte ich mich versehen.

Es war eine jener prachtvollen tropischen Mondscheinnächte, in denen ein unbeschreiblich milder, zauberhafter Lichtschimmer über die schlummernde Landschaft ausgegossen ist; der Mond war so rein und klar, daß ich in ziemlicher Entfernung selbst ein kleines Thier sehen und erkennen konnte.

Eben hatte ich meine Vorbereitungen vollendet, als die tiefe Stille der Nacht durch einen Lärm unterbrochen wurde, den ich nur mit dem Rasseln eines Artillerieparkes vergleichen kann; dieser Lärm kam von einem der zahlreichen steinigen Wege oder Fährten her, welche nach dem Wasser führten, und ich bildete mir ein, es seien Wagen, welche die Kalahari-Wüste passirten. Ich erhob mich halb in meiner liegenden Stellung und heftete meinen Blick auf das Gebüsch, aus welchem der seltsame Lärm zu mir her drang; doch konnte ich eine Zeit lang die Ursache nicht entdecken. Auf einmal löste sich das Räthsel dadurch, daß ein riesiger Elephant sich zeigte, dem unmittelbar andere folgten, so daß in Kurzem achtzehn Elephanten in der Nähe waren. An ihrer Größe erkannte ich auf den ersten Blick, daß es lauter Männchen waren. Es war wirklich schön, so viele gewaltige Thiere mit gleichförmigem und feierlichem Schritte herannahen zu sehen, die an nichts Arges dachten. Das ziemlich hochliegende Terrain, von welchem sie herkamen, und welches sich nach dem Wasser zu senkte, trug nebst der nebeligen Nachtluft dazu bei, daß sie, von Natur schon riesige Gestalten, noch massenhafter und gewaltiger erschienen.

Ich beugte mich in meinem Verstecke so viel als möglich nieder und erwartete mit klopfendem Herzen, die Büchse in der Hand, das vorausschreitende Thier, welches, ohne eine Gefahr zu ahnen, gerade auf mich zukam. Seine Stellung war jedoch nicht so, daß ich einen glücklichen Schuß hoffen konnte, und ich wartete daher auf die Gelegenheit, die äußere oder hintere Seite des Schulterblattes in Schußlinie zu bekommen, was vorzuziehen ist, wenn man bei Nacht schießt. Es bot sich dieser günstige Augenblick jedoch nicht eher, als bis das Thier unmittelbar neben mir stand, wo es der Terrainbeschaffenheit wegen seine Stellung ändern mußte. Die Folge war, daß, als ich eben die Mündung meines Gewehrs über die äußere Kante meines Verstecks erhob, der Elephant mich gewahr wurde, und ehe ich noch das Gewehr zurückziehen konnte, mit emporgehobenem Rüssel und weit abstehenden Ohren wie rasend auf mich losstürzte. Nun war es zu spät, an die Flucht zu denken, geschweige denn, das Thier zu tödten. Mein eigenes Leben war in Gefahr, und als ich sah, daß, wenn ich meine aufrechte Stellung weiter beibehielt, er mich unausweichlich mit seinem Rüssel erfassen würde, warf ich mich eiligst auf den Rücken, und während der Elephant sich gerade über mir befand, schoß ich ohne

zu zielen und rein auf gut Glück ihm in die Brust und stieß dabei die durchdringendsten Töne aus. Die Veränderung der Stellung rettete aller Wahrscheinlichkeit nach mein Leben, denn in demselben Augenblicke senkte das gereizte Thier den Rüssel gerade nach der Stelle, wo ich vorher auf den Knieen gelegen war und wühlte die zum Theil sehr großen Blöcke, welche meinen Versteck bildeten, auf, als wenn es nur Steinchen gewesen wären. Im nächsten Augenblicke hielt der Elephant seine breiten Vorderfüße gerade über meinem Gesichte. Ich erwartete nichts Geringeres, als todtgetreten zu werden. Aber man stelle sich meine Freude vor, als der Elephant, statt den Angriff zu erneuern, sich links wandte und eiligst davon lief; glücklicherweise hatte ich nur einige blaue Flecken von den fallenden Steinen bekommen. Nächst der Vorsehung verdanke ich meine Rettung wohl dem Umstande, daß das Thier durch die ihm beigebrachte Wunde verwirrt wurde, sowie meinem Geschrei im gefährlichsten Augenblicke.

Sobald der Elephant sich entfernt hatte, war ich im Augenblicke wieder auf den Beinen, nahm die Büchse, die neben mir lag, zielte nach ihm, während er sich zurückzog, und drückte ab; doch leider versagte die Büchse. Ich war übrigens dankbar dafür, daß dies nicht geschah, als das Thier mich angriff; denn ohne meinen Schuß wäre ich wohl unrettbar verloren gewesen.

Indessen hatten die übrigen Elephanten sich in das Dickicht zurückgezogen; aber während ich mein Versteck auf's Neue in Ordnung brachte, begannen sie sich wieder auf der entgegengesetzten Seite des Wassers zu zeigen, jedoch in solcher Entfernung, daß ich nicht mit Erfolg nach ihnen schießen konnte. Da sie nicht näher kamen, versuchte ich, sie zu beschleichen; aber sie ließen mich nicht heran, sondern liefen alle sehr bald davon.

Abenteuer mit einem Elephanten.

Digitized by Google

Die Nordpolexpedition.

Von Charlotte Späth.

(Schluß.)

Natürlich wurde jetzt ein ganz anderer Reiseplan entworfen. Aber ehe die Gesellschaft noch das Schiff verließ, hatte sie ihren ersten Todten, Schiffskanonier Kero, zu begraben. Er war nach langen Leiden in Folge der großen Abschwächung und des Scorbuts mit Ergebung in den Willen des Herrn gestorben und mit allen Ehren auf dem Festlande begraben, wobei auf dem Schiffe die Glocke geläutet und von den Soldaten drei Salven über das Grab abgefeuert wurden. Bald nachher starben noch zwei Mann, was das Verlangen, das „Hungerschiff" bald zu verlassen, noch lebhafter machte.

Dieser ersehnte Zeitpunkt trat denn endlich den 15. April 1853 für die erste Abtheilung, unter denen auch der Missionar sich befand, ein. Capitän Mac Clure hatte schon den 9. April mit Lieutenant Pim die Reise nach der Dealy-Insel angetreten. Mit gemischten Empfindungen verließ der Missionar das Schiff, wo er so viele Erfahrungen, so große Gefahren, aber auch so augenscheinliche Beweise der Treue seines Gottes und Heilandes erlebt hatte. Er hielt noch eine Privatversammlung, die mit großer Andacht besucht wurde. Dann verabschiedete er sich feierlich und auch unter Gebet von denen, die vorerst noch auf dem Schiffe zurückbleiben mußten. Alle schienen tief ergriffen und sprachen mit gerührtem Dank dem Missionar ihre Liebe und Anhänglichkeit aus. Ein junger Matrose, der im Anfang ihrer Reise ein wildes und wüstes Leben geführt und weder lesen noch schreiben konnte, war jetzt ganz umgewandelt. Er hatte in der Winterschule Unterricht erhalten und übergab nun dem Missionar zum Abschied sechzehn von ihm selbst verfaßte recht gute Lieder, so wie er auch mit seinen Kameraden den Scheidenden ein selbst gedichtetes Abschiedslied nachsang.

Die ersten Auswanderer, achtundzwanzig Mann, darunter alle Kranken, zogen mit drei Schlitten, Proviant auf vierundzwanzig Tage und drei Zelten nach einem solennen Abschiedsmahl ab. Der Weg

bis zu Capitän Kellet's Schiff betrug fünfzig deutsche Meilen und ging ganz über's Eis. Es war ein hartes Stück Arbeit, da die Gesunden die Kranken ziehen mußten und man sich oft mit der äußersten Anstrengung über aufgethürmte Eisblöcke sammt den Schlitten hinüberarbeiten mußte. Die Reisenden konnten von ihrem ganzen Besitzthum nichts aus dem Schiffe mitnehmen, und auch die Hoffnung, es später noch zu erhalten, blieb leider unerfüllt, was besonders wegen der Sammlungen von Steinen, Pflanzen u. s. w. zu beklagen war. Der treue Capitän Mac Clure reiste zwar noch einmal zu dem verlassenen Schiffe zurück und würde, wenn er nur zwanzig ganz gesunde Matrosen gefunden hätte, mit diesen und Dr. Armstrong es gewagt haben, auch den vierten Winter auf demselben auszuharren, um dann vielleicht im Sommer 1854 das Schiff zu retten; allein keine drei fühlten sich stark genug, und so mußte man denn froh sein, wenigstens das Leben gerettet zu haben.

Den 2. Mai erreichte der Missionar mit seiner Gesellschaft die Schiffe Resolute und Intrepid. Sie wurden dort vom Capitän Kellet und seinen Offizieren auf's Freundlichste empfangen und auf den beiden Schiffen einquartirt, so wie auch die später Angekommenen. Aber noch hatte die Gesellschaft des Investigators das Ende ihrer Leiden nicht erreicht; denn auch diese Schiffe mußten unter vielerlei Beschwerden noch einen Winter im Eise zubringen, wobei sich Capitän Kellet sehr erfinderisch in Unterhaltungen zeigte, um seine Leute bei guter Laune zu erhalten. Miertsching schreibt den 13. September: „Unsere Gefühle bei der völligen Gewißheit, daß unser sehnlichster Wunsch, nach Europa zurückzukommen, wieder nicht erfüllt wird und wir auch den vierten Winter im Eis zubringen müssen, lassen sich eher denken, als beschreiben.“ Was die Uebelstände der Gesellschaft des Investigators noch vermehrte, war der Mangel an Raum und an Schutz vor der Kälte, die jetzt bald wieder auf dreißig und noch mehr Grade stieg. Bei Nacht konnte außer dem Schlafsack, den jeder Mann mitgebracht hatte, nur Jedem ein wollener Teppich gegeben werden, und die Wandungen der Cajüte waren statt von Brettern von Schiffsleinwand. Bei Tag aber schützte sie ihre Kleidung auch wenig vor der rasenden Kälte, weil sie nach dem langen Gebrauche sehr abgetragen war. Auch kam noch hinzu, so liebevoll und freundlich man sie anfänglich aufgenommen, daß man sie später zuweilen fühlen ließ,

wie lästig durch sie die Vermehrung der Schiffsgesellschaft werde, und wie sie sich glücklich schätzen müßten, aufgenommen worden zu sein. Unter diesen drückenden Umständen bewährte sich aber der gute Geist, der unter der Mannschaft des Investigators herrschte. Durch Nachgiebigkeit und Gefälligkeit überwanden die Matrosen ihre oft verdrießlichen Wirthe. Fleißig, still, ohne Fluchen und Schimpfen verrichteten sie ihr ihnen aufgegebenes Tagewerk, so daß man sich ihres guten Betragens wegen verwunderte und ihnen nach ihrer glücklichen Zurückkunft ein besonderes Lob von der englischen Admiralität verhieß, was ihnen auch bei ihrer Ankunft in England zu Theil wurde. Den Spottnamen „Pietisten", mit welchem man sie auf dem Schiffe öfters nannte, ließen sie sich willig gefallen: sie hatten gelernt und erkannt, an wen sie glaubten. Der arme Capitän Mac Clure fühlte sich lange sehr krank, doch erholte er sich wieder; hingegen Lieutenant Sainsbury vom Investigator verschied unter den Tröstungen des Evangeliums, die ihm während seiner langen und schweren Krankheit reichlich zu Theil wurden. Der Missionar und Dr. Piers waren Tag und Nacht bei ihm; den Tag vor seinem Ende wünschte er noch den Capitän und alle Offiziere zu sehen, worauf er von jedem einzeln sich verabschiedete und sich ihre Verzeihung, wofern er sie je beleidigt hätte, erbat. So starb er in vollkommenem Frieden und versöhnt mit Gott und den Menschen in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre.

Die Kälte, durch vielen Wind vermehrt, stieg in diesem Winter bis zu einem fast unerträglichen Grade, und zweiundneunzig Tage sahen die Reisenden die Sonne nicht mehr; erst den 2. Februar 1854 erschien sie Mittags zwölf Uhr wieder auf zwei Minuten. Dagegen hatten sie öfters das schöne Schauspiel von Nordscheinen und Luftspiegelungen.

Capitän Kellet beschloß, die Mannschaft des Investigators auf das Schiff Northstar, das an der Südwestküste von North-Devon lag, vorauszuschicken, was denn auch im April ausgeführt wurde. Auf mehreren Schlitten wurde der Weg von zweihundert englischen Meilen in zwanzig Tagen zurückgelegt. In Liebe und Frieden verließen sie ihre bisherigen Quartiere, dankten für die ihnen bewiesene Gastfreundlichkeit, die etwa erfahrenen Kränkungen von Herzen vergebend. Equipage hatten sie keine zurückgelassen, denn sie hatten keine mitgebracht und konnten daher leicht weiter ziehen. Auch auf dieser

Reise ging es nicht ohne Abenteuer ab. So lagen sie einmal bei Nacht im Zelte schon in ihren Schlafsäcken, als zu dem nicht gut verschlossenen Zelteingange plötzlich ein Eisbär den Kopf hereinstreckte. Der Offizier, welcher es allein bemerkte, ergriff augenblicklich seine Flinte; aber während er auf den unwillkommenen Gast anlegte, geht der Schuß los, die Kugel fährt durch's Zelt und trifft die Zeltleine. Das ganze Zelt stürzt im Nu zusammen und bedeckt die Darinliegenden und zum Theil den Eisbären.

Indessen waren die Bewohner der beiden anderen Zelte durch den Schuß und das Geschrei herausgelockt worden, und in einem Augenblicke war der Eindringling erlegt. Nach wenigen Tagen wiederholte sich dieser unerwünschte Nachtbesuch. Die ganze Mannschaft lag dicht zusammengedrängt bis über den Kopf in den Schlafsäcken; da hörten sie Tritte im Zelte, aber schlaftrunken bekümmerten sie sich nicht darum, bis sie durch ein seltsames Schnauben aufmerksamer gemacht, das Gesicht aus den Schlafsäcken erhoben und nun wieder den Kopf eines Eisbären erblickten, der seinen langen Hals über sie hinstreckte. Was sollten sie thun? Hart an einander gepreßt und in den Säcken, konnten sie sich nicht rühren. Endlich hatte ein Matrose den glücklichen Einfall, mit einem Arme aus dem Schlafsacke herauslangend, sein großes Messer zu ziehen und mit diesem eine Oeffnung in die Seite des Zeltes zu schneiden. Durch dieselbe rollte nun die Gesellschaft in ihren Säcken eilig hinaus, ergriff die geladenen Flinten und ersparte ihrem Gaste den Heimweg, indem sie ihn plötzlich niederschoß.

Den 28. April erreichte die Reisegesellschaft das Schiff Northstar, auf welchem sie Capitän Pullen mit seinen Offizieren freundlich aufnahm. Die Gegend in der Barrowstraße, wo der Northstar eingefroren lag, beschreibt der Missionar als überaus kahl und öde. Alle Vegetation fehlt; kein Vogel, kein Wild, nichts, was Leben hat, zeigt sich, mit Ausnahme des weißen Fuchses, der sich, wiewohl nur sehr selten, im Früh- oder Spätjahre blicken läßt. Ungefähr dreihundert Schritte vom Schiffe entfernt lag die kleine Beechyinsel, auf der sich sichere Anzeichen fanden von einem Aufenthalte, den Franklin, aber freilich schon im Jahre 1846, auf ihr gemacht hat.

Drei Gräber von Leuten von den Schiffen Erebus und Terror mit schwarzen Kreuzen und Inschriften sind als wehmüthiges Anden-

ken zurückgeblieben; aber das sind auch die einzigen Spuren, die man bis jetzt von der unglücklichen Expedition hat auffinden können.

Da von Capitän Ed. Belcher der Befehl gegeben worden, daß die beiden Schiffe Resolute und Intrepid, wie der Investigator, verlassen werden und alle Mannschaft sich auf den Northstar begeben solle, so kam nun diese nach und nach in mehreren Gesellschaften an und brachte mit, was sie auf den Schlitten transportiren konnte. In Folge dieses Zuwachses, da nun vier Schiffsgesellschaften auf einem Schiffe beisammen wohnen mußten, ging es freilich sehr eng zu; aber der tröstliche Gedanke, daß es nur noch wenige Monate währen werde, ließ keine Unzufriedenheit aufkommen. Auf der Beechyinsel wurde ein hölzernes Haus aufgerichtet und mit allem Erforderlichen versehen, um zu einer Wohnung für sechzig Mann tauglich zu sein, im Falle Franklin oder Capitän Collinson mit der Enterprize dahin kommen sollte. Von letzterer hatte man jetzt erfahren, daß sie nach vergeblichen Versuchen, wieder zu dem Investigator zu kommen, nach China gesegelt war und den ersten Winter in Hongkong zugebracht hatte. Auch nachher verfolgte sie die Spur des Investigators, ohne denselben erreichen zu können, und kehrte zuletzt über Ostindien und Afrika im Sommer 1855 auch nach England zurück. Auch sie war nicht so glücklich, irgend eine Spur von Franklin aufzufinden. Einer noch späteren Expedition im Sommer 1855 unter Leitung von Mr. Anderson gelang es zwar, auf der Insel Montreal Gegenstände von den dortigen Eskimos zu kaufen, die, mit den Schiffsnamen bezeichnet, offenbar einst Eigenthum der Franklin'schen Gesellschaft waren; allein da sich durchaus nichts von Handschriften vorfand und sie keinen Dolmetscher hatten, der sich mit den Eskimos hätte verständigen können, so führte auch dieser Fund leider zu keinem sicheren Resultat.

Im Juli kam der Obercommandant Sir Ed. Belcher auf Besuch auf den Northstar und blieb dann vier Wochen in der neuen Wohnung auf der Beechyinsel; er nannte das Gebäude Northumberland-House. Zum Andenken aller Verstorbenen in den Polargegenden seit 1850, deren es bis 1855 32 waren, ließ Capitän Belcher auf der Insel ein Monument errichten.

Den 25. August sah man auf dem Northstar mit unaussprechlicher Freude die Eisdecke bersten und eine Oeffnung in derselben sich bilden, die dann von Tag zu Tag weiter wurde. Um das Schiff

Digitized by Google

möglichst bald in's offene Fahrwasser zu bringen, mußte ein neunhundert Schritte langer und zwanzig Schritte breiter Canal durch das fünfzehn bis zwanzig Fuß dicke Eis hergestellt werden.

Freilich eine saure Arbeit! aber nach drei Wochen war sie vollendet, und nun wurde das Schiff sogleich in's offene Wasser gezogen und an der Kante des Landeises vor Anker gelegt.

Auch die Schiffe Assistance und Pioneer, die Sir Ed. Belcher selbst befehligte, mußten im Eise zurückgelassen werden, und die Mannschaft derselben gesellte sich jetzt auch zu denen der übrigen Schiffe auf den Northstar, so daß nun die Leute von sechs Schiffen, im Ganzen 278 Mann, in ein Schiff zusammengedrängt waren.

Den 26. August wurden die Eisanker gelichtet, die Segel aufgezogen, und nach einem dreimaligen donnernden Hurrah! ging es mit schwachem Westwinde der geliebten, lang ersehnten Heimath zu!

Endlich, nach langen Jahren, sah die Mannschaft des Investigators wieder freies, offenes Wasser, Befreiung aus der fast unerträglichen Gefangenschaft! Gefühle des innigsten Dankes erfüllten ihre Herzen.

Dann noch eine Freude! Nicht lange waren sie abgesegelt, so erscholl aus dem Mastkorbe der Ruf: „Sail ho! two sails right ahead!“ Bald sahen sie zwei englische Schiffe, die Botschaften aus der Heimath brachten. Noch einmal kehrten sie mit diesen um und empfingen mit unaussprechlicher Freude die Briefe aus England und Deutschland; auch unser Missionar, der sich ganz von den Seinigen vergessen glaubte, erhielt eine reiche Sendung und war außerordentlich glücklich darüber.

Die weitere Reise ging ohne alle Unterbrechung glücklich vor sich. Den 13. September 1854 passirten sie den Polarkreis, hinter welchem sie vier Jahre, vom 27. Juli 1850 an, im Eis eingesperrt gewesen waren! Bald sahen sie kein Stückchen Eis mehr, und nach so viel überstandenen Beschwerden erschien ihnen die Reise nach England auf freiem Wasser nur wie eine Spazierfahrt. Die ungewohnte Wärme, die jetzt täglich zunahm, verursachte ihnen zwar heftiges Kopfweh und große Mattigkeit; allein die Freude, sich eilends der Heimath zu nähern, ließ sie das Unbehagen nur halb fühlen. Aus ihrer schauerlichen Einsamkeit erlöst, befanden sie sich jetzt wieder im Verkehr mit Menschen.

Schiffe segelten in allen Richtungen hin und her, Leuchtthürme begegneten ihren Blicken, die Südspitze von Irland war bemerkbar, und endlich am Abend des 5. Oktober sahen sie Lichter in der Stadt Hastings!

Nun war es Zeit, sich auch wieder ein möglichst civilisirtes Aussehen zu geben, und die während der vierjährigen Gefangenschaft so sehr vernachläßigten Haare des Hauptes und Bartes in einige Ordnung zu bringen.

Den 7. Oktober zogen sie beim herrlichsten Herbstwetter mit einem in Ramsgate gemietheten Dampfer die Themse hinauf. Da hatten sie nun die herrlichen Ufer mit grünen Bäumen, schönen Häusern und geschäftigen Menschen vor Augen, ein cultivirtes Land voll Leben und Thätigkeit! Es schien ihnen, die seit vier Jahren keinen grünen Baum noch Strauch gesehen hatten, Alles wie ein Paradies. Sie vergaßen Essen und Trinken, und auf dem Verdeck stehend staunten sie die ihnen ungewohnte Welt an und freuten sich wie die Kinder des Neuen und Herrlichen.

Den 8. Oktober endlich traf der Missionar in London bei den Freunden ein. Ein Fest des fröhlichsten Wiedersehens! Nach dem Abendthee begab er sich mit ihnen in den Gemeinsaal zur Versammlung. Als er da unter denen, die ihn auf seiner Reise mit ihren Gebeten begleitet hatten, zum erstenmal wieder nach so langer, langer Zeit den kirchlichen Gesang, die Orgeltöne hörte — da fühlte er sich entrückt von Allem, was Welt und Sünde heißt, und konnte nur loben, preisen und danken.

Am 12. Oktober reiste Miertsching noch einmal nach Sheerneß zurück, um sich von seinen Schiffsgefährten, die dort bis auf weitere Befehle sich auf dem Schiffe aufhalten mußten, zu verabschieden*). Der Abschied war für Alle wehmüthig, Viele schämten sich der Thränen nicht. Sie hatten zusammen die größten Lebensgefahren durchgemacht, mit einander gehungert, gefroren, geklagt, aber auch sich gemeinschaftlich getröstet und aufrecht erhalten. Sie hatten in der Zeit der Noth zum Herrn rufen gelernt und reichlich erfahren

*) Capitän Mac Clure befand sich schon in London, wo ihn der Missionar auch besuchte.

dürfen, daß es einen Gott gibt, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet!

Der Großvater war mit seiner langen Erzählung fertig. Die alten und jungen Freunde dankten ihm auf's Lebhafteste. „Wollen Sie, meine lieben Freunde, Alles noch ausführlicher hören über diese merkwürdige Reise, so nehmen Sie das Buch selber zur Hand; Sie können sich dasselbe unter dem Titel: ‚Reise-Tagebuch des Missionars Johann August Miertsching, welcher als Dolmetscher die Nordpolexpedition zur Auffindung Sir John Franklins begleitete,‘ leicht verschaffen. Und nun, Max,“ setzte der Großvater hinzu, „wie steht es mit Dir, ist Dir der Appetit, Seecapitän zu werden, nicht vergangen im Angesichte solcher Beschwerden?“

„Nichts weniger, lieber Großvater! warum sollte mich dieses Beispiel abschrecken? Wahr ist's, es fehlte nicht an Gefahren und Strapazen, aber Gott hat ihnen über alle hinüber geholfen, und wären sie auch verunglückt, nun so hätten sie einen schönen Tod in ihrem Berufe gefunden; nein, ich bleibe dabei, das Schiffsleben ist kein behagliches, aber dennoch ein schönes, und was sind die Schiffscapitäne für herrliche Leute! Ja, wäre ich nur schon ein zweiter Mac Clure, ich wollte heute noch in's Polarmeer absegeln!“

„Dazu,“ meinte Cornelie, „möchte es heute doch ein bischen zu spät sein!“

„Max,“ sagte der Großvater, „kann indessen davon träumen, und das wollen wir jetzt alle auch thun; darum gute Nacht, meine lieben Freunde, und wenn es euch im Winter ein wenig friert, so denket an den Investigator und lasset es euch nicht so sehr anfechten!“

„Ja, ja,“ riefen die Freunde, „bei uns ist es gut, da strecken doch keine Moschusochsen und Eisbären die Köpfe zur Thüre herein! Und nun gute Nacht, gute Nacht!“

Chinesisches Theater.

Chinesisches Theater.

Die Chinesen sind große Freunde von theatralischen Vorstellungen, und ihre Literatur ist sehr reich an dramatischen Stücken. Obgleich die Regierung keine Theater auf ihre Kosten unterhält, so begünstigt sie doch die Errichtung derselben überall; an gewissen Tagen tragen die Mandarine selbst die Kosten der Aufführung. Die hauptsächlichsten öffentlichen Veranlassungen zu solchen Vorstellungen sind gewisse jährliche Feste religiöser Natur, wo Theater aus Bambusstangen und Matten vor den Tempeln oder auf freien Plätzen der Städte improvisirt werden, in denen mehrere Tage an einander fortgespielt wird. Die Schauspieler ziehen meistens in Banden von zehn bis zwölf Personen im Lande umher; die besten kommen von Nanking, und diese erhalten oft sehr beträchtliche Summen für ihr Spiel bei den Unterhaltungen, welche reiche Leute ihren Freunden geben. Die weiblichen Rollen werden niemals von Frauenzimmern, sondern gewöhnlich von Knaben gespielt.

Inhalt und Darstellung bleiben freilich hinter den Anforderungen des europäischen Geschmacks weit zurück. — Einem englischen Gesandten zu Ehren veranstaltete der Statthalter von Tiensing eine theatralische Vorstellung, welche jenem und seinen Begleitern viel Spaß machte. Der Inhalt war so einfach, daß wenig Sprachkenntniß dazu gehörte, ihn zu fassen. Ein Kaiser von China und seine Gemahlin saßen, als das Stück begann, gleichsam dem Glück im Schooße, als auf einmal eine Empörung ausbrach; die kaiserlichen Truppen wurden geschlagen, und der Kaiser vom Anführer der Rebellen getödtet. Die Kaiserin fiel in die Gefangenschaft desselben, und als sie auf der Bühne erschien, war sie vor Verzweiflung über den Tod des Gemahls und ihre Gefangenschaft ganz untröstlich. Sie riß sich die Haare aus, bestürmte den Himmel mit ihren Klagen und wollte sich das Leben nehmen. Da trat der Sieger auf, warf sich ehrfurchtsvoll ihr zu Füßen, bezeugte den innigsten Antheil an ihren Leiden und erbot sich, sie als seine Gemahlin auf den Thron zu erheben, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, reichte sie ihm

versöhnt die Hand. Hinten auf der Bühne ließen sich noch die Musikanten tapfer hören, und der Vorhang fiel.

Das Erdbeben auf Zante im Jahre 1820.

Als mich der Diener in mein Zimmer führte, ließ er auf einem massiven geschnitzten Tische auf der meinem Lager entgegengesetzten Seite eine große brennende Lampe von Messing zurück. Mein Bett hatte, wie es auf dieser Insel gewöhnlich ist, keinen Himmel und war oben offen. Sobald ich mich darein begeben hatte, lag ich eine Zeit lang da, die Zimmerdecke anstarrend, während viele angenehme Erinnerungen an Personen und Sachen mein Inneres durchwogten; selbst die grotesken Figuren dort gewährten mir Unterhaltung, und ich erinnere mich, in einen köstlichen Schlaf versunken zu sein, während ich mittelst meiner Phantasie Aehnlichkeiten zwischen denselben und manchen meiner Bekannten herausfand.

Das nächste Gefühl, dessen ich mich erinnern kann, war ein unbeschreiblich schreckhaftes. Die Lampe brannte noch, aber das ganze Zimmer war in Bewegung. Die Figuren an der Decke schienen belebt zu sein und wechselten ihre Plätze; auf einmal rissen sie sich los und fielen mit großen Stücken des Karniešes auf mich und im Zimmer herum. Ein unerklärbares melancholisches Gesumme schien von der Erde auszugehen und an der Außenseite des Hauses fortzulaufen mit Schwingungen, welche für das Nervensystem fast unerträglich waren, und ich nahm eine wellenartige Bewegung wahr, welche mich von einer Seite auf die andere warf, wie wenn ich noch an Bord der Fregatte, und diese von einem Sturme überfallen wäre. Das Haus schien nun mit einem heftigen Gekrach entzweigeborsten zu sein. Ein großer Theil der Wand fiel ein, zersplitterte den eichenen Tisch, löschte die Lampe aus, so daß ich mich in gänzlicher Finsterniß befand, während im nämlichen Augenblicke die dicken Mauern um mich her sich öffneten, und der blaue Himmel mit einem hellen Sterne auf eine Weile durch eine der Ritzen sichtbar wurde. Ich warf nun meine Bettdecke ab

und versuchte, aus dem wankenden Hause zu entkommen; aber die Trümmer der Wand und der Decke hatten den Weg so versperrt, daß ich die Thüre nicht öffnen konnte; ich sprang daher in mein Bett zurück und zog instinctmäßig die dicke Bettdecke über mein Gesicht, um es vor den herabfallenden Bruchstücken zu schützen.

Bis zu diesem Augenblicke hatte ich nicht die entfernteste Ahnung von der Ursache dieser Erschütterung. Das Ganze hatte sich in wenigen Secunden zugetragen, und doch wirkte jeder Umstand dabei so stark, daß sie alle einen eben so deutlichen Eindruck in meinem Geiste zurückließen, als ob mein Ideengang langsam und regelmäßig gewesen wäre. Noch konnte ich mir die Sache nicht anders erklären, als daß das Haus dem Einsturze nahe sei, bis sich mir durch einen Vorfall die Sache auf einmal im wahren Lichte darstellte. Es stand nämlich auf dem freien Platze gegenüber von dem Palast ein zu einer griechischen Kirche gehöriger hoher, schlanker Thurm mit Glocken, welche ich am Tage bemerkt hatte; diese begannen nun zu klingen, indem sie einen wilden, gleichsam überirdischen Ton von sich gaben, wie wenn irgend eine mächtige Hand das Gebäude unten erfaßt hätte und die Glocken durch Erschütterung des Thurmes läutete. Da bekam ich den ersten deutlichen Begriff von meiner Lage: ich fand, daß das Erdbeben, von welchem wir so obenhin gesprochen hatten, wirklich eingetreten war! Ich fühlte, daß ich in eine jener furchtbaren Heimsuchungen hineingezogen war, welche in einem Augenblicke Tausende vernichten, — wobei die waltende Hand Gottes sich für eine kurze Zeit zurückzuziehen scheint und es zuläßt, daß die Erde durch ihre Zuckungen die jammervollsten Verwüstungen anrichtet. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich so rings um mich die Zerstörung sah und empfand, und ich war fest überzeugt, daß nun für mich der letzte Augenblick gekommen sei. Ich hatte dem Tode früher auf manche Weise getrotzt und hatte mehr als einmal Ursache, mich mit seinem Erscheinen zu befreunden; aber diesmal konnte ich mich in Folge der schauerlichen Vorboten, die er sandte, einer gewissen Angst vor ihm nicht erwehren.

Die schreckliche Erschütterung hörte in einem Augenblicke, so plötzlich als sie begonnen, wieder auf, und eine feierliche Todtenstille erfolgte. Diese wurde bald durch Laute des Wehklagens unterbrochen, welche von unten kamen. Ich fand nachher, daß sie von den Bewoh-

nern eines anstoßenden Hauses ausgingen, welches eingestürzt war und einige Personen erschlagen hatte, während andere, die zu entkommen versuchten, von den Trümmer halb begraben wurden. Alsbald sah ich ein Licht durch die Spalte meiner Zimmerthüre und hörte draußen Stimmen erschallen. Es waren die der Diener, welche kamen, um mich unter den Trümmern zu suchen. Da sie durch den gewöhnlichen Eingang, welcher verstopft war, nicht eintreten konnten, gingen sie an einen andern; als sie aber das Zimmer voller Bruchstücke der Wand und Decke sahen, deren einige auf dem Bette lagen, rief einer von ihnen aus: „Sacramento, eccole schiaccato!“ (Heiliger Gott! da ist er, erdrückt!) und trat vor, um den Schutt zu entfernen und die Bettdecke zu lüften. Ich lag unbeschädigt da, in Gedanken versunken; der Staub aber brachte mich zum Niesen, wodurch die Befürchtungen der guten Leute vermindert wurden.

Ich erhob mich sogleich, kleidete mich an und ging mit denselben um den Palast herum, um die Beschädigung, die er erlitten hatte, zu sehen. Die massiven äußeren Mauern waren alle von einander und von den Wänden getrennt und zeigten Lücken, durch welche das Licht schien. Dank der Vorsehung stand in dem Zimmer, worin ich schlief, das Bett an einer Scheidewand, und es fielen nur Stücke von der Decke und dem Karnieße auf mich. Wäre es auf der anderen Seite zunächst der Hauptwand gewesen, so hätte ich nicht entkommen können; denn jener Theil des Zimmers war ganz mit Massen von Mauerwerk bedeckt, welche jeden Gegenstand, worauf sie fielen, zerschmetterten und unter sich begruben. Ich hatte es bedauert, daß mir der Versuch, durch die Thüre zu entrinnen, mißglückte; aber auch diesem Umstande hatte ich, wie ich nun einsah, nächst Gottes Hülfe meine Rettung zu verdanken. Ein Flügel des Hauses war nämlich in den Hof gestürzt, durch welchen ich meinen Weg nehmen wollte, und würde mich, da ich zu gleicher Zeit besagten Versuch machte, unfehlbar unter seinen Trümmern begraben haben, wenn mir letzterer gelungen wäre.

Es war nun vier Uhr Morgens vorüber, und wir gingen in banger Erwartung der Wohnung des Statthalters zu, um zu sehen, ob irgend welche von unseren Freunden, die wir ein paar Stunden vorher wohl und heiter verlassen hatten, entkommen wären. Das Wetter hatte sich ganz geändert. Der Himmel schien an den Zuckungen der Erde Theil zu nehmen: es erhob sich ein Sturm, der die

finsteren Wolken mit ungeheurer Geschwindigkeit dahin trieb. Die Straßen waren voll Menschen, welche hin- und hereilten, aber sämmtlich, wie von einem furchtbaren Eindruck überwältigt, ein tiefes Stillschweigen beobachteten und sich in die Kirchen drängten, die überall erleuchtet und voll von Menschen waren. Die Priester sangen in ihren Festgewändern feierliche Klaggesänge, während die versammelten Zuhörer mit ihren Gesichtern nahe am Boden in tiefster Ehrfurcht und Andacht dalagen. Wir fanden unsere Freunde alle bei Lord und Lady Strangford im Speisesaale des Palastes versammelt. In dieses Gemach waren sie in ihren Nachtkleidern gerannt, weil es mehr Sicherheit bot, indem es im Erdgeschosse und von dem Hauptgebäude getrennt war, auch kein Stockwerk über sich hatte. Hier saßen wir, bis es hell ward, und erzählten einander unsere Schicksale; dann ging ich in die Stadt, um zu sehen, in was für einem Zustande sie sich befand. Beinahe alle die 4000 Häuser, aus welchen sie bestand, waren an verschiedenen Stellen gespalten, und viele von Grund aus bis zum Dache. Ungefähr vierzig waren eingestürzt und versperrten die Straßen. Die Vordermauern mancher waren von den Seitenmauern getrennt und hingen über den Weg, so daß es schien, als wollten sie im nächsten Augenblicke auf die Vorübergehenden herabfallen. Diese Vorneigung der Mauern rettete manches Leben; es kam aber noch ein anderer Umstand dazu, welchem die Zantioten selbst ihre Rettung zuschrieben. Sie hatten nämlich gerade den Vorabend des Festes ihres großen Schutzheiligen Dionysius gefeiert, wobei fast die ganze Bevölkerung auf den Straßen oder in den Kirchen, und somit außerhalb ihrer Wohnungen war, als der Stoß kam. Die Kirchen waren ungemein fest gebaut, und obgleich sie alle erschüttert und beschädigt wurden, so stürzte doch keine derselben ein, was man allgemein der Fürsprache des Heiligen zuschrieb, dessen Fest man feierte. Nicht mehr als vierzig Todte wurden unter den Trümmern gefunden. Nach den übereinstimmenden Zeugnissen Mehrerer scheint die ganze Dauer der Erderschütterung nicht mehr als fünfzig Secunden oder eine Minute betragen zu haben.

Alexander I. und La Harpe.

Die Anhänglichkeit Kaiser Alexanders I. von Rußland an seinen Lehrer La Harpe ist wohl bekannt; sie war mehr die eines Sohnes, als die eines Schülers. Ersterer fand das größte Vergnügen in der Gesellschaft des Letzteren und umarmte ihn oft auf's Zärtlichste, wobei seine Kleider manchmal mit Puder bedeckt wurden. „Sehen Sie doch, mein lieber Prinz," pflegte dann La Harpe zu sagen, „wie Sie sich zugerichtet haben!" — „O, lassen Sie das gut sein!" erwiederte Alexander; „niemand wird mich tadeln, wenn ich so viel als möglich von meinem lieben Lehrer davontrage."

Eines Tages wollte er La Harpe besuchen, und zwar nach seiner Gewohnheit allein. Der Thürsteher war ein neuer Diener und kannte den Prinzen noch nicht; dieser, um seinen Namen befragt, antwortete: „Alexander". Der Thürsteher führte sodann Letzteren in das Bedientenzimmer, indem er ihm sagte, sein Herr studire gegenwärtig und dürfe vor einer Stunde nicht gestört werden. Es wurde das einfache Mahl der Dienerschaft aufgetragen und der Prinz eingeladen, daran Theil zu nehmen, was er ohne Ziererei that. Als eine Stunde verflossen war, benachrichtigte der Thürsteher La Harpe, daß ein junger Mensch Namens Alexander schon einige Zeit auf ihn warte und ihn zu sprechen wünsche. „Führe ihn herein!" versetzte jener; aber wie groß war sein Erstaunen, als er seinen Zögling sah! Er wollte sich entschuldigen, aber Alexander legte ihm den Finger auf den Mund und sagte: „Mein lieber Hofmeister, seien Sie still davon! Eine Stunde, die Sie für sich benützen, hat für mich den Werth eines Tages; überdies habe ich mit Ihren Bedienten ein tüchtiges Frühstück genossen, um welches ich gekommen wäre, wenn man mich sogleich vorgelassen hätte." Des armen Thürstehers Empfindungen lassen sich eher denken, als beschreiben; Alexander aber sagte lachend: „Du gefällst mir deßhalb um so besser; Du bist ein rechtschaffener Diener, und hier hast Du hundert Rubel, zum Zeichen, daß es mir Ernst damit ist."

Karl XII. in seinen Knabenjahren.

Als Karl XII., kaum sieben Jahre alt, einst mit der Königin, seiner Mutter, speiste und seinem Lieblingshunde einen Bissen Brod reichte, biß ihn das zu gierig darnach schnappende Thier schrecklich in die Hand. Die Wunde blutete stark, aber unser junger Held gab keinen Laut von sich und schien das, was geschehen war, gar nicht zu beachten; er wickelte vielmehr bloß ein Tellertuch um die Hand, sein Unglück zu verheimlichen. Als die Königin bemerkte, daß er nicht aß, fragte sie ihn nach der Ursache; er dankte ihr und erwiederte, er habe keinen Hunger. Die Tischgesellschaft glaubte, er sei krank, und drang wiederholt in ihn, zu sagen, was ihm fehle; aber Alles war vergeblich, obgleich er nun vom Blutverluste ganz bleich geworden war. Ein Offizier, welcher bei der Tafel war, merkte endlich die Ursache; denn Karl würde eher gestorben sein, als seinen Hund verrathen haben, welcher, wie er wohl wußte, ihm kein Leid hatte zufügen wollen.

Quintus Curtius war eines der ersten Bücher, welche Karl in die Hände bekam. Als er gefragt wurde, was er von dem Helden desselben, Alexander dem Großen, halte, antwortete er: „O wie sehr wünsche ich ihm zu gleichen!" — „Aber, mein Prinz," erwiederte sein Hofmeister, „Sie vergessen, daß er schon mit zweiunddreißig Jahren starb!" — „Nun," versetzte Karl, „er, der so viele Königreiche eroberte, hat lange genug gelebt."

Bäurische Höflichkeit.

Als Lord Abingdon, der sich durch sein vornehmes Wesen auszeichnete, eines Tages durch ein Dorf in der Nähe von Oxford ritt, begegnete er einem Jungen, welcher ein widerspenstiges Kalb führte, und als der Lord auf ihn zukam, stehen blieb, indem er jenem starr in das Gesicht blickte. Seine Herrlichkeit fragte den Burschen, ob er

ihn kenne. Er antwortete: „Ja." — „Wie heiße ich?" versetzte seine Herrlichkeit. — „Nun, Lord Abingdon," erwiederte der Junge. — „Warum nimmst Du dann Deinen Hut nicht ab?" — „Das will ich thun, Herr," sagte der Bursche, „wenn Sie mir das Kalb einstweilen halten wollen."

Charade.

Von Julie Ruhkopf.

Ein Führer, ein Herrscher
Erschein' ich gewaltig;
Vier Silben entfalt' ich,
Unsterblich im Lied.

Es singet der Dichter,
Wie einst ich gestritten,
Wie schmerzlich gelitten
Als Vater und Mann.

Die Ersten der Silben
Siehst Du bei Barbaren
In Osten gebahren,
In Frieden und Krieg.

Die Letzten, geduldig,
Sie harren der Holden,
Die rosig und golden
Verscheuchet die Nacht.

Wenn herrlich die Mutter
Erscheinet in Schöne,
Dann grüßen sie Töne
Der kindlichen Treu'.

Das Elsternest.

Erzählung von Martin Klaudius.

Am Ende einer engen Gasse stand ein schmales, aber hohes Häuschen, das auf die neueren Nachbarhäuser ganz verächtlich herabzublicken schien; denn es gehörte einer längst versunkenen Zeit an und war doch noch besser erhalten, als manche von diesen. Das alte Haus war freilich auch schon schief genug, und wer es zuerst erblickte, mochte glauben, daß es beim ersten besten Windstoße zusammenstürzen müsse; aber dem war nicht so, denn es stand auf festen Füßen und es war nicht so leicht gebaut wie die, welche jetzt aufgeführt werden. Seine starken und zahlreichen eichenen Balken trotzten jedem Sturme, und waren sie auch hie und da aus den Fugen gegangen, so behielten sie doch immer noch Kraft genug, das Ganze zu tragen. Und eben das viele Holzwerk sowie die mancherlei Zierrathen und Schnörkel, womit es bedeckt war, zeugte davon, daß die Hände längst von der Arbeit ruhten, die einst damit beschäftigt waren, sie dort einzugraben. Ueber der Thüre aber war in zierlicher Schrift künstlich eingemeißelt ein gar weiser Spruch zu lesen, nämlich:

„Bet' und arbeit', so hilft Gott allezeit!" Die Fenster waren klein und hatten noch runde Scheiben, was gewaltig abstach gegen die großen, viereckigen Scheiben der übrigen Häuser und dem alten vielleicht ein finsteres Ansehen gegeben hätten, wenn der Besitzer desselben nicht gesorgt hätte, daß Fenster, Thüren und überhaupt das ganze Haus immer fein blank erhalten wurde.

Das alte Haus war nämlich der Stolz des Meisters Fröhlich, und er liebte es, als wär's ein Stück von ihm selber, und dies war auch eigentlich kein Wunder; denn er war darin jung gewesen und groß geworden, und sein Vater und Großvater auch. So weit die Geschichte seiner Vorfahren sich erstreckte, war es immer das alte Haus, in dem sie gelebt und gewirkt hatten, und alle Erinnerungen des Meisters Fröhlich selbst waren mit demselben verwachsen. Manche fröhliche Hochzeiten und Kindtaufen waren darin gefeiert worden, die er zum Theil selbst erlebt hatte, und — wie Manche auch waren darin

entschlummert, um in einem besseren Leben zu erwachen! Endlich hatte er selbst ein liebes Weib in das Haus eingeführt, und fünf liebliche Kinder waren ihm darin geboren worden. Allen denen, die darin gelebt hatten, war der Herr mit seiner Gnade nahe gewesen, und das Dach des alten Hauses hatte ihnen Schutz und Schirm gewährt. Zwar war niemals Reichthum in dasselbe eingekehrt, aber auch niemals Mangel und Noth; denn seine Besitzer hatten sich stets den Wahlspruch über der Thüre zu Herzen genommen und darnach gehandelt: sie hatten gebetet und gearbeitet, und Gott hatte allezeit geholfen.

Außerdem schien der liebe Gott der ganzen Familie ein fröhliches Herz beschieden zu haben, was sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatte; denn es ging die Sage, daß Meister Fröhlichs erster Ahn den Namen Fröhlich erhalten habe, weil er stets heiter und guter Dinge gewesen sei und namentlich die Kunst besessen habe, durch lustige Lieder Alles um sich her zu erfreuen. Dieser Liederschatz ruhte auch in des jetzigen Besitzers Brust, und er ließ denselben fleißig hören. Meister Fröhlich hatte eine gar klangvolle Stimme und faßte augenblicklich eine Melodie, mochte sie ihm nun aus einem Leierkasten entgegentönen, oder vom hohen Chor der Kirche. Ja seine Stimme ersetzte den Nachbarn die ferne Thurmuhr, denn ihr dumpfer Schlag wurde nur bei ganz stillem Wetter in der kleinen Straße gehört; aber Meister Fröhlichs Morgenlied ertönte bei Regen und Sonnenschein und drang weithin durch die geöffneten Fenster zu allen Nachbarn rechts und links, wie auch gegenüber.

„Es ist Zeit, aufzustehen! Meister Fröhlich hat schon gesungen!" mit diesen Worten wurde manch träger Schläfer ermuntert, und selten regte es sich in der Straße, ehe des Meisters Morgenlied verklungen war. Brachte er aber des Morgens dem Herrn der Welt sein Lob und seinen Dank in frommen Liedern dar, so ließ er auch zu allen Tageszeiten gar heitere ertönen, daß, wer sie nur hörte, seine Freude daran hatte; denn man merkte es ihnen recht an, daß sie aus voller Brust und leichtem Herzen kamen. War doch das Blut in Meister Fröhlichs Adern nicht dick und trübe durch träge Ruhe geworden, vielmehr setzte er es durch Arbeit tüchtig in Bewegung, und sein Hobel flog wie der Blitz über die Bretter und Leisten dahin, bis Alles glatt und blank wie ein Spiegel war. Und dann handtierte er mit Säge und

Winkelmaß, daß es eine Lust war, es mit anzusehen. Meister Fröhlich hatte aber auch wohl Ursache, fleißig zu sein; denn seine fünf Kinderchen hatten tüchtigen Appetit. Der Topf, den seine Frau an's Feuer schob, mußte gar oft mit einem größeren vertauscht werden, und Meister Fröhlich mußte sorgen, daß sie auch etwas hineinzuthun hatte. Aber eben das machte ihn so heiter, und wenn er des Abends sein Handwerkszeug bei Seite legen und sich sagen konnte: „Du hast heute ein gut Stück vor dich gebracht, und es wird ein hübsches Geld geben, daß die Mutter gut auf dem Markt einkaufen kann!" — dann war kein Mensch glücklicher, als Meister Fröhlich.

Ei, und wie süß war auch der Feierabend! Die kleinen Flachsköpfe hatten gewöhnlich schon oft in die Werkstatt gelugt, bis das Weglegen des Hobels oder der Säge das Zeichen war, daß das Tagewerk vollbracht sei. Alsdann drang die ganze Schaar der Kleinen in die Werkstatt ein, hing sich an seine Rockschöße, oder kletterte auf seinen Schooß und Arm, und er wirbelte und schwenkte sich mit ihnen herum, tanzte und spielte, daß bald lautes Freudengeschrei und helles Lachen durch alle Räume des alten Hauses drang. „Es ist Feierabend!" hieß es dann in der Nachbarschaft; „hört nur, wie Meister Fröhlich's Kinder lachen und jubeln!"

Wie wohl schmeckten dann auch nach gethaner Arbeit die dampfenden Kartoffeln oder die warme Suppe, die seine Frau stillvergnügt auftrug, und mit welch' inniger Freude sah er, wie sie und die Kleinen zulangten, als wär's Braten und Kuchen! „Nun, Mutter," sagte er wohl, „ich möchte wissen, ob ein König, der von seinem Throne herab auf seine Lande blickt, glücklicher sein kann, als ich, wenn ich hier mein kleines Reich überschaue, mein altes Haus und meine fünf Kinder, Dich nicht zu vergessen, Du treue Seele; denn es heißt in der Schrift mit Recht: Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sei reich oder arm, so ist es ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Darum sei Gott Lob und Dank, daß er's mir gegeben hat und noch so viel Anderes dazu, daß ich eigentlich gar nicht wüßte, was ich mir noch wünschen sollte. So wollen wir denn mit fröhlichem Herzen unser Lied anstimmen, ehe wir schlafen gehen!" Und Meister Fröhlich begann, und all die Kleinen fielen mit heller Stimme ein, daß es in der Straße wiederhallte, und die Nachbarn sagten: „Nun zu Bett, Kinder, Mei-

ster Fröhlich singt mit seinen Kleinen sein Abendlied; es muß Zeit sein, zur Ruhe zu gehen!"

Einen Vorzug hatte auch noch das alte Haus vor den Nachbarhäusern, der das Glück der Familie um Vieles erhöhte, und das war ein kleiner Hof mit einem großen Birnbaume, so groß, daß er fast den ganzen Hof beschattete und auch mit seinen breiten langen Zweigen die ganze Hinterseite des Hauses umfing. Der Baum mochte fast so alt sein, wie das Haus selbst; denn Meister Fröhlich versicherte, daß er just eben so groß gewesen sei, als er in seinen Knabenjahren darunter gespielt habe. Dieser Baum war nun das ganze Jahr hindurch eine Quelle von Freuden für Alt und Jung, und wenn im Frühling seine Knospen zu schwellen und sich zu entfalten anfingen, so war ein Jubiliren im Hause, und manch fröhliches Lied wurde zum Preise des Frühlings gesungen.

Hoch oben auf dem Baume aber hatte ein Elsternpaar sein Nest gebaut, und zu beobachten, wie die Vögel ihr Nest im Frühling in Ordnung brachten, brüteten und ihren Jungen das Futter zutrugen, war für die Kinder ein eben so großes Vergnügen, als das Wachsen und Reifen der köstlichen Birnen zu sehen. Freilich, über die Freude, die erste gelbe Birne unter dem Baume zu finden, ging nichts, als höchstens das Einsammeln der Früchte selbst. Ja, das war eine fröhliche Zeit, und wie schmeckte erst das Brod, wenn es die saftigen Birnen dazu gab! dann wurde geschält, geschnitten und gebacken, damit der Winter auch einen Theil der Freude mit in sein kaltes Reich hinübernehme, und der Vater hatte alsdann oft getrocknete Birnen in der Tasche, welche die Kinder suchen durften, und am heiligen Abend hingen solche in reicher Fülle an dem prächtigen Weihnachtsbaume. Kurz, der alte Birnbaum war ein Schatz für die Familie und ein Gegenstand des Neides für alle Nachbarn, die aus ihren Fenstern ihn sehen konnten.

Das Elsternpaar aber hauste schon so viele Jahre auf dem Baume, daß Meister Fröhlich sich gar nicht entsinnen konnte, ihn jemals ohne das Nest gekannt zu haben.

Sie hatten daher gleichsam das Bürgerrecht in der Familie erhalten, und es wurde im Winter, wo sie auf schmale Kost gesetzt waren, ebenso für sie gesorgt, als gehörten sie zu derselben. Sie bebekamen von jeder Mahlzeit ihre Bröckchen und schienen auch recht

dankbar dafür zu sein; wenigstens unterließen sie nie, ihre Freude durch ein lautes: Schack! schack! auszusprechen. Sie ließen es damit nicht einmal immer bewenden, sondern setzten sich häufig auf die untersten Zweige des Baumes und schwatzten so laut und so viel unter einander, oder auch, wie Frau Fröhlich oft meinte, zu ihnen, daß nichts fehlte, als es verstehen zu können. „Ja," konnte Frau Fröhlich sagen, „sie hätten wohl Manches zu erzählen, wovon wir uns nichts träumen lassen; denn sie haben mehr Jahre gesehen, als wir alle, und kommen umher in Stadt und Land und schauen den Leuten in die Fenster hinein, und Niemand wehrt seine Zunge vor ihnen. Es ist ein neugierig Volk und deßhalb haben sie auch stets was zu plaudern und zu erzählen.

„Nun Mutter," antwortete Meister Fröhlich lachend, „darin dürfen wir sie uns dann nicht zum Muster nehmen, denn die Neugierde ist ein übel Ding und die Geschwätzigkeit taugt auch nicht viel. Ueberhaupt würde es den alten Elstern schlimm ergehen, wollte man sie einmal vor Gericht ziehen. Mich dünkt, sie holen sich manchen Leckerbissen, den sie nicht auf ehrlichem Wege erhalten.

„Neulich sah ich sie mit einem Ende Wurst ankommen, das ihnen sicher kein Mensch geschenkt hatte, und ich glaube, sie tragen mir manchen Nagel aus dem Kasten, der am Fenster der Werkstatt steht, das ich gern offen habe. Ich ertappte letzthin eine, als sie mit meinem kleinen Bohrer, der herausgefallen war, abgehen wollte. Ja, ja," lachte er, „wir haben schlechte Nachbarn auf dem Hofe, und wir sollten nur einmal Hausvisitation bei ihnen anstellen." Die Frau lachte auch bei diesen Worten ihres Mannes und meinte: „Ihr Nest ist allerdings groß und hoch genug, um was drin zu beherbergen, und sie setzen alle Jahre noch was drauf; aber Hochmuth kommt vor dem Fall, und der Wind wird's ihnen einmal überkippen, ehe sie sich's versehen. Nun, wenn's nur nicht geschieht, wann sie Eier oder Junge haben."

„Ei, die haben sich längst davon gemacht, ehe die Herbstwinde kommen," meinte Meister Fröhlich. „Aber Recht kannst Du haben, Mutter; denn der alte Baum fängt an zu kränkeln, und just die Zacken um das Nest herum sterben ab. Im Herbste muß ich hinauf und sie absägen, und dann schwebt das Nest wie eine Krone auf der höchsten Spitze, und es ist kein Zweig mehr da, der es ein wenig

schützte. Ich muß einmal grübeln, ob ich nicht ein Brettchen oder sonst was anbringen kann, daß es sicher ist. Denn die alten Elstern sammt ihrem Neste sind mir an's Herz gewachsen, obgleich sie nicht so gute Thiere sind, wie unsere Hausschwalben, die alle Jahre aus weiter Ferne wieder kommen und das alte Haus sammt ihrem Nestchen wiederfinden! ich kann's nicht über's Herz bringen, die kleine Fensterscheibe wieder ganz machen zu lassen, durch welche sie immer schlüpfen."

„Ei, bei Leibe nicht, Vater!" fiel Frau Fröhlich ein; wir würden ja dann den Thierchen den Weg versperren, die so vertrauensvoll bei uns einkehren. ‚Wo Störch' und Schwalben bauen, da darf man dreist dem Glück vertrauen,' sagt ein altes Sprichwort, und drum heiß' ich sie auch stets mit Freuden willkommen, obgleich ich oft ihretwegen den Besen zur Hand nehmen muß."

„Nun, Mutter, ich weiß nicht, ob Dein Sprichwort wahr sagt; aber das soll gewiß sein, daß weder Störche noch Schwalben auf oder in ein Haus bauen, wo Zank und Hader ist, und drum können wir stolz darauf sein, daß die Schwalben bei uns Quartier machen; denn so Gott will, soll weder das eine noch das andere bei uns einziehen, sondern Freude und Friede allezeit darin wohnen!"

Meister Fröhlich schloß seine Rede mit einer fröhlichen Weise, und bald fiel ein Stimmchen seiner Kinder nach dem andern ein.

So verfloß der Familie ein Tag nach dem andern unter Arbeit und heiteren Gesprächen, so daß sie's kaum merkten, wie die Tage immer kürzer wurden; die Birnen waren gereift und eingesammelt, die Blätter des alten Baumes wurden immer gelber, und eins um das andere fiel ab, wenn der Wind darüber hinstrich. Die Schwalben flogen unruhig hin und her und schienen sich zu ihrer weiten Reise in ferne warme Länder zu rüsten, und der Herbst rückte mit raschen Schritten heran. Die jungen Elstern waren gleichfalls längst ausgeflogen und kehrten nur noch selten zum heimischen Neste zurück, das jetzt recht einsam und öde auf der äußersten Spitze des alten Birnbaumes stand; denn Meister Fröhlich hatte alles dürre Holz aus demselben gesägt, aber zum Schutze des Nestes ein rundes Brettchen unter demselben angebracht. Die alten Elstern waren seitdem redseliger als je, und nickten und schwatzten zur Belustigung der ganzen Familie; nur wußte man nicht, ärgerte sie das weiße Brettchen, oder

wollten sie ihre Zufriedenheit darüber ausdrücken. Wohl hätten sie indessen Ursache gehabt, das Letztere zu thun; denn schon sauste mancher Sturm daher, dessen Raub das Nest ohne das schützende Brettchen sicher geworden wäre, und Meister Fröhlich that sich nicht wenig auf seinen Einfall zu Gute.

Schon war das liebe Weihnachsfest mit seinen Freuden vorüber und das neue Jahr mit Schnee und bitterer Kälte angebrochen, als Meister Fröhlich eines Morgens ganz ungewöhnlich lange schlief, und mit ihm verschliefen alle Nachbarn ringsum die Zeit; denn Niemand wurde von seinem fröhlichen Morgenliede geweckt. Er vergaß es heute sogar gänzlich, und daran war nichts weiter Schuld, als ein ganz absonderlicher Traum, von dem er sich erst gar nicht erholen konnte, obgleich er keineswegs schrecklich gewesen war. „Potz tausend, Mutter," rief er, indem er sich eilig ankleidete, „war das ein Traum, wie ich ihn mein Lebtag nicht gehabt habe! wenn der nichts bedeutet, so will ich nicht Martin Fröhlich heißen!"

„Schack! schack!" rief es vom Birnbaume hernieder, und seine Frau sagte lachend: „Horch' nur, die Elstern machen sich lustig über Dich, daß Du an Träume glaubst und dazu solch' ernsthaft Gesicht machst, wie man selten an Dir sieht. Nun, was war's denn nur für ein Traum? Was er bedeutet," fuhr sie scherzend fort, „will ich Dir übrigens sagen, ehe ich ihn kenne, nämlich, daß heute die ganze Straße die Zeit verschläft; denn, weiß Gott, es wird schon heller Tag und es ist noch nichts geschehen und doch heißt's: Morgenstund' hat Gold im Mund."

„Ei, Mutter, mit dem Golde habe ich ja eben verkehrt, und sein Glanz hat mir die Augen ganz trüb gemacht, daß ich sie nicht aufthun konnte. Denk' nur, ich stand an meiner Hobelbank, und der Hobel flog ganz von selbst darüber hin, so daß ich keinen Finger zu rühren brauchte, und all' die Späne, die abfielen, waren pures Gold und ringelten sich in glänzenden Locken auf der Erde, daß bald der ganze Fußboden blitzte und blinkerte. Ich stand und schaute ganz erstaunt darauf hin; dann raffte ich sie rasch auf, und die glänzenden Ringeln wurden immer länger und bekamen endlich Leben und wickelten sich ganz um mich herum. Ich wollte jubeln und singen; aber es rang sich kein Ton aus der Kehle los, vielmehr war mir's, als müßte ich ersticken, bis ich endlich im ver-

geblichen Bemühen, mein Erstaunen und meine Freude auszudrücken, erwachte."

„Nun, Vater," entgegnete seine Frau, „das war einmal ein neckischer Traum und um so mehr, da ich immer gehört habe, wenn man von Gold träume, so müsse man auf seiner Hut sein, denn dann sei Gefahr nicht weit. Allein ich denke, das ist alles nur solch Geschwätz, wovon man nichts zu halten hat, und der weise Sirach wird wohl Recht haben, wenn er sagt: ‚Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen. Träume sind nichts anderes, denn Bilder ohne Wesen. Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon!'"

Frau Fröhlich ging eilig an ihre Geschäfte, um das Versäumte nachzuholen, und hatte bald den Traum ihres Mannes ganz vergessen. Nicht so war es mit ihm; denn er grübelte noch immer darüber nach, als er schon längst an seiner Hobelbank stand, und vergaß darüber sein Morgenlied anzustimmen. „Es wär' doch nicht so übel," dachte er, „wenn all' die krausen Späne zu goldenen Ringeln würden. Huh! was das bald für ein Berg werden sollte, und was man dafür wohl Alles kaufen könnte! Ich habe zwar die Reichen noch nie beneidet; aber wissen möcht' ich doch wohl, wie ihnen zu Muthe ist. Ja, wenn ich einmal reich würde, dann wollte ich erst recht lustige Lieder singen! das sollte ein Jubiliren im Hause sein, wie noch nie! Freilich wäre dann das alte Haus doch wohl zu eng und zu schlecht, und ich sehe gar nicht ein, warum ich nicht auch in einer schönen Straße und in einem großen neuen Hause wohnen sollte, so gut wie andere Leute!"

Solche Gedanken fuhren eben so rasch durch Meister Fröhlich's Kopf, wie sein Hobel über die Bretter, die er glätten sollte. Aber je glätter diese wurden, desto krauser wurde seine Stirne; denn es fing wirklich an ihn zu verdrießen, daß alle die langen Späne immer nur von Holz blieben. Ja es mag wohl wahr sein, daß im Anblick von vielem Gold ein böser Zauber liegt, der dem Menschen das Herz verdreht und den Kopf verrückt. Meister Fröhlich hatte es nur im Traume gesehen, und doch hatte es schon seine Gewalt an ihm zu üben begonnen.

Aber glücklicher Weise war Meister Fröhlich nicht gewohnt, sich lange zu ärgern; noch eh' der Feierabend kam, schüttelte er seine üble Laune ab und steckte lachend den ganzen Berg krauser Späne in

den Ofen, daß sie alsbald eben so hell glänzten und leuchteten, wie in seinem Traume, und bald nichts mehr von ihnen sichtbar war, als ein Häufchen Asche. „Ich bin ein rechter Narr gewesen, Mutter," sagte er, „daß ich wachend den ganzen Tag fortgeträumt und an keines meiner Lieder gedacht habe; aber nun wollen wir's nachholen." Dieß geschah denn auch aus voller Brust, und die Nachbarn freuten sich; denn sie hatten den ganzen Tag nicht recht gewußt, woran sie waren, da kein einziger Ton aus dem alten Hause zu ihnen herüber drang. Auch kam am folgenden Tag Alles wieder in seinen alten Gang, und Meister Fröhlichs heiterer Morgengesang weckte Alt und Jung zur rechten Zeit.

Indeß kam der März heran und brachte ungewöhnlich warmen Sonnenschein, so daß alsbald Schnee und Eis sich in silberhelle Wasserbäche auflösten und die Erde rasch alle Bande abschüttelte, in welcher der Winter sie so lange gefangen gehalten hatte.

Die Knospen des alten Birnbaumes wurden immer runder und dicker, und die Elstern fingen an, in ihrem Neste zu räumen, Reiser und Stroh und sonst allerlei Baumaterial herbeizutragen. Die Kinder sprangen den ganzen Tag auf dem Hofe umher, und Meister Fröhlich sagte: „Wenn das so fortgeht, so blüht der Baum, noch eh' der April in's Land kommt; aber ich trau' dem Frieden noch nicht! so sanft pflegt der Winter nicht abzuziehen und unsere Schwalben sind noch nicht angekommen."

Meister Fröhlich hatte Recht. Zwar kam der Winter nicht zurück; aber ein gewaltiger Wind machte sich eines Abends auf, so daß Frau Fröhlich zögerte, sich zu Bette zu legen. Es rauschte und sauf'te in der Luft und im alten Birnbaume, ja das ganze Haus schien zu beben, und die kleinen Fenster klirrten, daß es der Familie ganz unheimlich zu Muthe wurde.

„Es sollte mich gar nicht wundern, Vater, wär's ein Gewitter; es ist in diesen Tagen ganz schwül gewesen, und die Elstern haben den ganzen Tag geschrieen und sind so unruhig vom Baume auf's Haus geflogen und haben nirgends Ruhe gehabt, als ahnten sie nichts Gutes!"

„Ja, Mutter, und sie können wohl Recht haben; ich setze keinen Groschen dagegen, daß nicht ihrem Neste ein Unglück passirt. Der Wind wird immer heftiger und wahrhaftig, da blitzt und donnert es!"

„Donnert es über die kahlen Bäume, so gibt es ein gesegnetes Jahr," wollte eben Frau Fröhlich sagen; aber das Wort erstarb ihr auf der Zunge, denn ein furchtbarer Blitz und Donner, von einem heftigen Windstoße begleitet, dem ein Knacken und Krachen folgte, erschreckte sie so gewaltig, daß sie zitternd auf einen Stuhl sank.

„O weh!" rief Meister Fröhlich, „das war die Krone des Birnbaumes, die der Blitz oder der Sturm zersplittert hat. Ich seh's trotz der Finsterniß, wie der Zacken sammt dem Neste am Boden liegt. Nun es ist ein Unglück, ihr armen Thierchen; doch ist's besser, es traf euer, als mein Haus! Ja Gott sei gedankt dafür, der uns das unsere ließ! Ihr werdet wohl eher mit euerem Bau zu Stande kommen, als ich es könnte."

Es war, als ob der Sturm und das Gewitter sich nur aufgemacht hätten, den kahlen Zacken sammt dem Neste zu zerstören; denn kaum lag beides am Boden, so legte es sich nach und nach, so daß Meister Fröhlich, wie seine Frau sich ohne weitere Sorge zur Ruhe begeben konnten, obgleich dieß nicht ohne vielfaches Bedauern geschah, sowohl über die Verstümmelung des Baumes, als auch über den Verlust, den die Elstern erlitten hatten.

Kaum graute der Morgen, so war die ganze Gesellschaft aus dem Bette und auf dem Hofe versammelt. Da lag der schöne prächtige Zacken, die Krone des Baumes, gespalten und zerknickt am Boden, und der wenigstens fünfzigjährige Bau der alten Elstern heruntergestürzt und das Oberste unten und all' die weichen Halme zerstreut und von einander gerissen auf der Erde. Die Elstern saßen auf den untersten Zweigen des Baumes, schauten mit klugen Augen auf die Zerstörung und ließen nur dann und wann ein trauriges „Schack! schack!" hören.

„Ja! ja! jedes Ding hat seine Zeit!" sagte Meister Fröhlich, „und auch euer Bau war nicht für die Ewigkeit, ihr armen Dinger; doch habt nur Geduld, ich will schon sehen, wie ich euch Beistand leiste. Ich setze euch das Brettchen sammt dem Neste just auf den abgebrochenen Stummel, und thront ihr auch dann nicht hoch oben, so sitzt ihr dafür desto sicherer. Wer hoch hinaus will, kommt leicht zu Fall; das sieht man an euch, obgleich ihr lange genug verschont geblieben seid! — Rührt's Nest nicht an, Kinder!" rief er den geschäftigen Kleinen zu; „wir wollen sehen, daß wir es so unversehrt als möglich wieder hinaufbringen!"

Mit diesen Worten schickte sich Meister Fröhlich an, das Nest von den darüber hingestürzten Zweigen zu befreien und es alsdann wieder umzukippen. Er faßte es sorgsam mit beiden Händen, denn es war ein gewaltiges Nest; die Elstern fingen jetzt an, ein durchdringendes Geschrei zu erheben und dicht über seinem Kopfe hin und her zu flattern. Jetzt hatte er es zu Stande gebracht; aber ein großer Theil von den Federn und loseren Stoffen, womit das Nest gefüttert war, blieb am Boden liegen. Meister Fröhlich griff darnach, um Alles sorglich wieder hineinzuthun; aber hilf Himmel! was war denn das? was war darin verborgen? was glänzte und blinkerte dazwischen, als wär's von purem Golde und Edelgestein? Das konnten nicht die Nägel sein, die entwendet zu haben die Elstern bei ihm im Verdacht standen. Nein, wahrhaftig, das war etwas Anderes und gar Köstliches, etwas, das weder Meister Fröhlich, noch seine Frau je im Leben gesehen hatten. In stummem Erstaunen drängte sich Alt und Jung um das Nest und alle Hände krabbelten in dem Feder- und Strohwerke desselben.

„Wahrhaftig, Mutter," rief Meister Fröhlich endlich, seinem Herzen Luft machend, „die Elstern sind eine wahre Räuberbande, und die unsern scheinen die Häupter davon zu sein. Sieh' hier dies Halsband mit den funkelnden Steinen! ich wette, es hat den Hals einer Fürstin geziert! Ja, und dieser Ring ist sicher auch nicht im Kehricht gelegen."

„Mir wird angst und bange," sagte Frau Fröhlich erschrocken, „als hätten wir's selbst gestohlen; die Elstern gehören ja wie zu unserer Familie und haben stets in unserem Birnbaume gewohnt."

„Nun, Mutter, dafür sind wir nicht verantwortlich, was die thun. Wer weiß, aus welchem fernen Lande sie diese Schätze hergeholt haben, und wie manches Jahr sie im Neste gelegen sind! denn man sieht's, daß sie einer andern Zeit angehören: auf dem Golde sitzt theilweise dicker Schimmel. Nein, ich denke, dieß können wir mit gutem Gewissen behalten, und ich wüßte auch nicht, wo wir den Eigenthümer finden sollten, der schon längst todt und begraben sein mag."

Während er so sprach, hatte er mit gierigen Händen das ganze Nest zerwühlt, und gar nicht mehr daran gedacht, daß er es unverletzt wieder in den Baum setzen wollte. Wirklich fanden sich noch

verschiedene Kleinodien darin vor, Ringe und Ketten, goldene Knöpfe und Schnallen, aber auch kleine Münzen und Nägel, — kurz alles Mögliche schien nach dem Geschmacke der diebischen Elstern gewesen und von ihnen zu Neste getragen worden zu sein. Sie hüpften jetzt von Zweig zu Zweig, immer ihre kleinen runden Augen auf die zusammengetragenen Schätze gerichtet, wovon ein Stück nach dem andern in Frau Fröhlich's Schürze verschwand. Immer rascher und rascher schwatzten sie, und ihr „Schack! schack!" klang fast wie ein höhnisches, heiseres Lachen. Aber davon merkte Meister Fröhlich nichts, der, als er sich endlich überzeugt hatte, daß nichts mehr im Neste zu finden sei, mit seinem Funde in's Haus eilte. Mit klopfendem Herzen schob er den Riegel vor die Hausthüre und zog die Vorhänge vor die Fenster, damit ihn bei Besichtigung seiner Schätze ja Niemand belauschen könnte. Auch der Frau und den Kindern wurde die strengste Verschwiegenheit anbefohlen und nun die Kleinodien auf dem Tische ausgebreitet. Es waren allerdings große Kostbarkeiten darunter. Mancher Unschuldige mochte durch die diebischen Elstern in Verdacht gekommen und manche Thräne um den Verlust dieser Dinge geflossen sein, die vielleicht im offenen Fenster liegend die Neugier und Habsucht der Elstern gereizt hatten und von ihnen fern her getragen sein mochten.

Meister Fröhlich und seine Frau rieben und putzten nun an den Sachen, daß sie immer glänzender wurden, und ihre Herzen immer freudiger pochten. Auch untersuchten sie, ob sich nicht hier oder dort ein Name entdecken ließe, aber dieß war nicht der Fall, worüber sich beide in der Stille freuten; nur einzelne Buchstaben fanden sich, aus denen sich nichts ermitteln ließ. Jetzt war Alles wohl zehnmal geputzt und betrachtet, und es mußte nun ein sicherer Ort ausfindig gemacht werden, wo man es verwahrte. Der kleine Schrank, dem Meister Fröhlich sonst vertrauensvoll den Erlös seiner redlichen Arbeit übergeben hatte, schien ihm für diese Schätze nicht ausreichend, und er grübelte lange, bis er sie endlich in den Koffer seiner Frau verbarg. Aber auch dort ließ er sie nicht lange; es schien ihm auch hier zu gefährlich, und er versteckte sie zuletzt oben unter dem Dache.

So war der Tag in gewaltiger Aufregung hingegangen, ohne daß Meister Fröhlich nur einmal seinen Hobel oder sein Winkelmaß in Bewegung gesetzt hätte. Ja, er hatte kaum etwas essen können,

Das Elsternnest.

Digitized by Google

und ähnlich ging es seiner Frau. Nur die Kinder hatten bald die blanken Dinger vergessen und spielten harmlos mit den abgebrochenen Zacken des Birnbaumes und den Trümmern des Nestes.

„Das war ein glücklicher Tag, Mutter!“ sagte Meister Fröhlich am Abend, als beide spät ihr Lager aufsuchten. „Hätt' ich doch nicht gedacht, daß uns solche Schätze so nahe wären; aber das hat mein Traum bedeutet! da hab' ich das Gold, und ich brauche keinen Finger mehr zu rühren, um es zu erhalten, just wie's im Traume war. O wie glücklich sind wir, Mutter!“ hatte er im Laufe des Tages wohl zwanzig Mal gerufen; aber wie kam es nur, daß trotz dieses Glückes kein einziges fröhliches Liedchen aus Herz und Kehle drang, und die Nachbarn glaubten, Meister Fröhlich müsse krank sein? wie ging es nur zu, daß er sich heute auf seinem Bette herumwälzte und durchaus nicht schlafen konnte? War es die Freude, die ihn wach erhielt? Ach nein! es war die Sorge, denn er horchte mit ängstlich angehaltenem Athem auf ein Knacken am Fenster, und der Gedanke, es könnte dennoch Jemand von seinem Glücke erfahren haben und sich einschleichen, um ihn zu berauben, ängstigte ihn gewaltig. „Wenn einer liegt und sorgt, so wachet er immer auf, gleich wie große Krankheit immer aufwecket.“ Er stand endlich auf, steckte Licht an und untersuchte alle Fenster und Thüren, überzeugte sich aber bald, daß er sich getäuscht habe, und Alles sicher sei. Jetzt legte er sich wieder nieder und malte sich sein künftiges Leben aus. O wie schön sollte das werden! denn in diesen werthvollen Sachen stak ja ein großer Reichthum, und er wollte sich wohl hüten, sie wohlfeil zu verkaufen.

Unter diesen angenehmen Gedanken wollten eben seine Augen zufallen, da schrak er plötzlich wieder auf. „Knisterte es nicht? wenn eine Schnuppe von meinem Lichte abgefallen wäre und gezündet hätte, und die Schätze lägen oben unter dem Dache, sie wären ja unrettbar verloren, wenn unten Feuer ausbrechen sollte! Bin ich nicht ein Thor gewesen, sie so hoch hinauf zu tragen? Nein, ich kann kein Auge zuthun, bis ich sie in Sicherheit habe!“ Damit stand er nochmals auf und suchte die Laterne im Finstern und ging damit auf den Boden, um das Päckchen zu holen und es bis zum Morgen unter seinem Kopfkissen zu verbergen. Seine Frau hatte alle seine Sorgen getheilt. So verging die erste Nacht, nachdem, wie Meister Fröhlich meinte, das Glück bei ihnen eingekehrt war, und sie begrüßten den

Morgen dieser neuen Zeit beide mit tüchtigen Kopfschmerzen, müd' und matt und ohne ein fröhliches Morgenlied. Ueberhaupt hatte Meister Fröhlich nun keine Zeit mehr zum Singen: er hatte so viel nachzudenken, wie er seine Schätze am besten verwerthen und seinen Freunden und Bekannten den plötzlichen Wechsel seiner Lage erklären sollte; denn daß er seinen Reichthum im Elsterneste gefunden, dieß sollte Niemand erfahren, da es ihm Ungelegenheiten verursachen konnte. Endlich wurde er darüber mit sich einig, daß er sagen wolle, es sei eine weitläufige Verwandte gestorben, die ihn zum Erben eingesetzt habe. Dann wollte er ein Stück nach dem andern verkaufen, und zwar, um Aufsehen zu vermeiden, in einer anderen großen Stadt.

In solche Gedanken verloren hatte Meister Fröhlich ganz den Jubel seiner Kinder über die Rückkehr der Schwalben überhört, welche auch er als Boten des Frühlings sonst immer mit den frohesten Gefühlen zu begrüßen pflegte. Jetzt war er mit ganz anderen Dingen beschäftigt, und eines Tages schickte er sich in aller Frühe an, seine Reise nach der ziemlich entfernten Residenz anzutreten, wo er hoffte, ohne Verdacht zu erregen, einen Theil seiner Juwelen versilbern zu können. Er hatte sie sämmtlich in ein Päckchen zusammengelegt und steckte dasselbe bald in die eine, bald in die andere Tasche, immer fürchtend, sie möchten nicht sicher genug stecken. Ebenso wenig mochte er einen Theil derselben zurücklassen, denn wie leicht konnten sie seiner Frau gestohlen werden! Nach einem flüchtigen Abschiede trennte er sich von den Seinigen, die ihn mit ängstlichem Herzen ziehen sahen, und es war der Frau Fröhlich und ihren Kindern so ungewohnt, nicht das Geräusch des Hobels und der Säge aus der Werkstätte, begleitet von dem muntern Gesang des Vaters, zu hören, daß sie ganz trübselig im Hause umherschlichen und selber weder ein Liedchen noch ein fröhliches Lachen und Jubeln mehr ertönen ließen.

Draußen aber auf dem alten Birnbaume schwatzten und schalten die Elstern und hüpften von Zweig zu Zweig und dann wieder auf den zersplitterten Ast am Boden, den fortzuräumen sich noch Niemand die Mühe gegeben hatte. Sie hackten und scharrten mit ihren Schnäbeln in den Ueberbleibseln des zerstörten Nestes und stießen dann ein unheimliches, ängstliches Geschrei aus.

Während es so still im alten Hause herging, kam Meister Fröhlich der Residenz immer näher, und sein Herz klopfte nicht wenig,

als er aus der Ferne die stolzen Thürme sich erheben sah; denn hier sollte er erfahren, wie groß eigentlich sein Reichthum sei. Auch sehnte er sich sehr, daß die Reise überstanden, und er von seiner Reisebegleitung befreit sein möchte; denn er betrachtete diese mit mißtrauischen Augen und hielt mit ängstlicher Sorge stets seine Hand auf der Tasche, worin sich sein Päckchen befand. Hatte er nun wirklich Grund zum Mißtrauen gegen seine Gefährten, oder hatten sie seine Sorge bemerkt und trieben ihren Scherz mit ihm, — genug, sie ängstigten ihn mit allerlei Fragen und Bemerkungen, daß er nicht aus noch ein wußte. „Nun, Meister," sagte beim Aussteigen noch ein lustiger Gesell, „Eure Tasche ist zu schwer, um davon zu fliegen! Ihr braucht sie nicht so fest zu halten. Aber hier gibt's Hexenmeister, die's Euch 'raus hexen, und wenn Ihr zehn Hände darauf legtet. Am besten reist sich mit leeren Taschen; nun vielleicht macht Ihr schon bei Eurer Rückkehr die Bemerkung!"

Das war eine schlechte Prophezeiung, und dem Meister Fröhlich trieb der Schreck alles Blut aus dem Gesichte. Ueberhaupt war ihm gar nicht wohl zu Muthe, und er fürchtete sich, dem Juwelier die Sachen zu zeigen. „Weiß der Kuckuck," sagte er, „ich hab's doch nicht gestohlen, und doch klopft mir's Herz so ängstlich, als wär's wirklich so, und das macht, daß ich nicht die Wahrheit sagen darf, und mein Lebtag nicht an's Lügen gewöhnt war!"

Meister Fröhlich ließ sich in einer Herberge ein Stübchen geben, schloß dann die Thüre ab, öffnete sein Päckchen und wählte dasjenige aus, was er zuerst zum Verkauf anbieten wollte. Dieß war ein Ring mit einem großen funkelnden Steine, der mit mehreren kleineren umgeben war, die gleichfalls herrlich glänzten und leuchteten. Hierauf nahm er noch eine Busennadel, die ihm auch sehr schön vorkam, heraus, packte dann das Uebrige wieder zusammen und verbarg es sorgfältig in einer anderen Tasche.

Mehrere Male ging er an verschiedenen Gold- und Silberläden vorbei, ehe er sich getraute, hineinzutreten. Endlich faßte er sich ein Herz, als eben der letzte Käufer einen Laden verließ, und trat mit so festen Tritten, als er vermochte, in denselben ein. „Ich habe kürzlich von einer alten Verwandten diese Dinge geerbt und möchte sie gern zu Geld machen," sagte er; „wie viel sind sie wohl werth?"

Der Herr des Ladens nahm sie aus seinen Händen. Vielleicht bemerkte er, daß diese etwas zitterten; denn kaum hatte er einen Blick auf den Ring und die Nadel geworfen, so richteten sich seine Augen forschend auf Meister Fröhlich's Gesicht, so daß dieser über und über roth wurde. Endlich sagte er, nachdem er die beiden Stücke noch einmal prüfend betrachtet hatte: „Ich muß Euch um Euren Namen ersuchen, und auch wo Ihr wohnt, muß ich wissen. Zeigt mir daher Euren Paß! Diese Stücke sind von großem Werthe, und ich pflege dergleichen nie zu kaufen, ohne mir den Verkäufer genau zu merken.“

Meister Fröhlich konnte sich zwar durch seine Papiere ausweisen, aber er erschrak doch nicht wenig bei den Worten des Juweliers; denn sie konnten doch nur aus dem Verdachte, daß die Kleinodien gestohlen seien, hervorgehen, und gestohlen waren sie doch jedenfalls, wenngleich er nicht der Dieb war. In was für Ungelegenheiten konnte er gerathen, wenn der wahre Eigenthümer entdeckt wurde! Daß in diesem Falle seiner Versicherung, die Elstern in seinem Hofe seien die Diebe, Glaube geschenkt werden würde, durfte er ja nicht erwarten. Schon war er im Begriffe, zu gestehen, wie er zu den Kostbarkeiten gekommen sei, als ihm seine Träume von Reichthum und Glück wieder einfielen, und die Habsucht ihm zuflüsterte: wie lange schon mögen die Juwelen im Neste gelegen sein! — Es wird weder Huhn noch Hahn mehr darnach krähen, und ich bin ein rechter Narr, daß ich nur so etwas denken kann!“

Nachdem der Kaufmann sich von der Richtigkeit seines Namens und Wohnortes überzeugt hatte, nahm er keinen Anstand mehr, den Handel abzuschließen. Er gab ihm für den Ring tausend und für die Busennadel fünfhundert Thaler. Wer war in diesem Augenblicke glücklicher als Meister Fröhlich. Vor dem Klange des Goldes und Silbers, das der Kaufherr ihm aufzählte, verschwanden alle Besorgnisse und Bedenklichkeiten. Welch' ein ungeheurer Reichthum war in dem alten Elsterneste aufgehäuft gewesen und zwar so viele Jahre lang, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hatte. Ja, den Sturm und das Gewitter hatte der liebe Gott expreß seinetwegen gesendet, als Lohn seines bisherigen Fleißes und seiner anspruchslosen Zufriedenheit. Die alten guten Elstern, wie hatten sie für sein Glück gesorgt! In einer Aufwallung von Dankbarkeit für sie gelobte er sich auch, das Brettchen wieder im Birnbaume zu befestigen, woran er bisher gar nicht mehr

gedacht hatte. Vielleicht lauschte auch im Hintergrunde seines Herzens die Hoffnung, daß sie auch im neuen Neste so fleißig sammeln würden. Aber nein, das war nicht nöthig: hatte er doch schon für den Ring tausend Thaler bekommen, was mußte alsdann nicht das Halsband werth sein! darin saßen wenigstens fünfzehn solcher Steine, wie der eine im Ringe, die vielen kleineren und die Perlen gar nicht gerechnet; es mußte also wenigstens zwanzigmal mehr werth sein, als der Ring. Meister Fröhlich's Herz pochte ungestüm bei diesem Gedanken, und seine Hand faßte schon nach dem Päckchen, um auch das Halsband dem Juwelier zum Verkauf anzubieten, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß dieß doch zu viel auf einmal wäre und jedenfalls Verdacht erregen werde. Er zog also seine Hand wieder zurück und beschloß, es erst zu verkaufen, wenn die fünfzehnhundert Thaler ausgegeben sein würden. Was für eine große Summe war auch dieß schon für einen armen Handwerker, der nichts weiter besaß, als was er durch seiner Hände Arbeit täglich verdiente, und das alte Haus, das ihm doch bloß Obdach gab, aber weder schön, noch sehr bequem war. Ja, künftig wollte er in einem andern Hause wohnen und sich nicht mehr mit seinem Hobel plagen, herrlich und in Freuden wollte er alle Tage leben. Alle diese Gedanken flogen schnell wie der Blitz durch seinen Kopf, während er das viele Geld einsteckte und damit beladen seinem Gasthofe zuschritt.

Gern hätte er heute schon das fröhliche Leben begonnen und sich unter die Gesellschaft gemischt, die trinkend und lachend in der Wirthsstube saß; aber dieß konnte er mit dem vielen Geld in der Tasche nicht wagen. Er schlich daher wieder auf sein Stübchen, verzehrte ganz einsam sein Abendbrod und beschäftigte sich dann damit, seine Reichthümer in alle Taschen zu vertheilen und zwischen dem Futter seines Rockes zu verbergen. Indeß war es ihm nicht möglich, auch nur eine Stunde zu schlafen, theils vor Aufregung, theils aus Sorge, er möchte auf irgend eine Art wieder um seinen Reichthum kommen. Sehr froh war er daher, als endlich der Tag graute und er seine Rückreise antreten konnte.

Das Glück war ihm jetzt günstiger, als auf seiner Hinreise; denn seine Reisegesellschaft kümmerte sich nicht um ihn, und so langte Meister Fröhlich ohne alle Anfechtung spät in der Nacht wieder in seiner Heimath an. Wohl hatte Frau Fröhlich sammt ihren Kindern

Lust, in ein ähnliches Freudengeschrei auszubrechen, wie es sonst so oft im alten Hause ertönte, als er seine vollen Taschen leerte und der Tisch von seinen Schätzen erglänzte; aber Meister Fröhlich gebot flüsternd Stille, indem er ängstlich nach den Fenstern schaute, ob nicht ein Unberufener seinen Reichthum gewahre.

„Ja, Mutter," sagte er, „reich sind wir nun, und jetzt wollen wir glücklich leben und nicht knausern; denn das Halsband und die übrigen Kleinodien sind noch ungeheuer viel werth. Aber in diesem Winkel der Stadt bleibe ich nicht wohnen. Hier gibt's so viel arme Leute, die uns beneiden und bestehlen könnten. Morgen miethe ich uns ein schöneres Quartier in einer ganz andern Gegend der Stadt, und dort beginnt ein neues Leben.

Wirklich wanderte Meister Fröhlich am andern Morgen zeitig aus, um seinen Vorsatz auszuführen, und bald hatte er gefunden, was er suchte, ein schönes Quartier in einer breiten und lebhaften Straße. Nun mußten aber auch schöne Möbel für die prächtigen Zimmer herbeigeschafft werden. Zwar waren schon viele dergleichen aus seiner eigenen Werkstätte hervorgegangen, aber jetzt hatte er weder Lust noch Zeit, sie selbst anzufertigen; auch brauchte er ja das Geld nicht zu sparen. Deßhalb ging er nach einem Möbelmagazin und kaufte alles auf's Schönste und Beste.

Am Nachmittag führte er seine Frau und Kinder in die Läden, um Kleider zu kaufen, die für ihre jetzige Lage passender wären, als die bürgerlichen, die sie bisher getragen hatten, und bald war die schlichte Handwerkersfamilie dem Aeußeren nach in vornehme Leute verwandelt. Diese Verwandlung hatte nun freilich einen großen Theil der fünfzehnhundert Thaler fortgenommen, aber was schadete das? Er konnte ja leicht seinen Säckel wieder füllen, indem er andere seiner Kleinodien verkaufte, die er immer noch auf das Sorgfältigste vor fremden Blicken bewahrte. Ja, er beabsichtigte auch, das alte Haus in der engen Straße sammt allem Handwerkszeuge zu veräußern; allein das war doch nur eine kleine Summe, die er dafür zu erwarten hatte, im Vergleich mit derjenigen, welche er für die Juwelen zu erhalten hoffte, und deßhalb wollte er sich damit nicht übereilen.

Jetzt war also das Ziel erreicht, das in der letzten Woche dem Meister Fröhlich als das größte Glück vorgeschwebt hatte. Er bewohnte mit seiner Familie eine sehr schöne Wohnung und spazierte,

mit eleganten Kleidern angethan, darin auf und ab. Freilich fühlte er sowohl wie seine Frau sich noch etwas unbehaglich darin; allein sie meinten beide, das sei eben noch die Ungewohnheit.

Frau Fröhlich hatte jetzt ein Mädchen, das den ganzen Haushalt besorgte, und selber daher fast gar nichts zu thun, sondern Zeit genug, den ganzen Tag mit ihrem Manne auszugehen, was sonst nur eine Sonntagserholung nach sechs arbeitsvollen Wochentagen gewesen war. Aber es war doch recht sonderbar, daß sie jetzt so wenig Vergnügen dabei fand. Was war es sonst für eine Lust gewesen, wenn, nachdem sie die Kirche besucht und ihre Fleischsuppe gegessen hatten, Meister Fröhlich sagte: „nun, Kinder, wir haben in der Woche tüchtig gearbeitet und jetzt dem Herrn gedankt, daß er uns dazu Gesundheit und Kraft schenkte; nun wollen wir auch in seiner schönen Natur einmal fröhlich sein und einen Krug Bier im Freien trinken!“ Die Kinder waren von unten bis oben beschaut worden, ob sie hübsch rein und sauber seien, und Meister Fröhlich und alle die Seinen waren unter heiterem Lachen und Scherzen zum Thore hinausgewandert. Auch manche andere Handwerkerfamilie hatte sich angeschlossen, und köstlich hatte das schäumende Bier, oder bei kühlen Tagen der duftende Kaffee und Zwieback, ein wahres Festmahl für Alle, geschmeckt. Kaffee und Zwieback aßen sie jetzt jeden Morgen und Nachmittag, und er schmeckte ihnen nicht mehr besser, als früher die Suppe mit Schwarzbrod. Spazieren aber gingen sie den ganzen Tag, und Frau Fröhlich wurde es schier selber müde. Freunde und Nachbarn begegneten ihnen auch nicht, denn diese arbeiteten am Werkeltage, und dann hätte es sich auch wohl nicht einmal geschickt, sich zu ihnen zu gesellen. Sie waren ja jetzt reich und trugen ganz andere Kleider als jene. Die Kinder waren auch nicht mehr so lustig wie früher, denn es wurde ihnen alle Augenblicke zugerufen, sie sollten sich hübsch artig betragen, nicht so laut sein, ihre feinen Kleider in Acht nehmen und sich wie vornehme Kinder betragen, und das belästigte und störte sie gar sehr in ihrer Munterkeit. Der Vater lachte und sang nicht mehr mit ihnen, und sie vermißten auf das Schmerzlichste den schönen Birnbaum und den kleinen grünen Hof. Freilich sagte Meister Fröhlich sehr oft, „was wir glücklich sind, Mutter, wir brauchen gar nichts zu thun und leben alle Tage herrlich und in Freuden;“ aber er gähnte dabei recht herzhaft, schlief viele Stunden des Tages und stand

dann wohl gar mit Kopfschmerzen und übler Laune auf, die er sonst nie gekannt hatte.

So verging eine Woche nach der andern, und jede nahm eine ganze Menge Thaler fort, so daß Meister Fröhlich eines Tages seine Juwelen hervorholte, um wieder davon zu verkaufen. Er wählte einige kleinere Stücke, das prächtige Halsband aber sollte bis zuletzt bleiben; denn, dachte er, wenn er erst als reicher Mann bekannt sei, könne es auch nicht auffallen, daß er solche Kostbarkeiten besitze. Diesmal war er jedoch weniger zufrieden mit seinem Handel, denn er hatte im Verhältnisse zu seinem ersten Verkaufe eine sehr geringe Summe erhalten, und er kam sehr geärgert nach Hause, schalt den ganzen Tag, daß man ihn betrogen habe, und fuhr Frau und Kinder an, so daß ihm alle aus dem Wege gingen.

Es wurde immer ungemüthlicher in seinem Hause, und ganz heimlich fing Frau Fröhlich nach und nach an, mit Sehnsucht an das alte Haus zu denken. Sie konnte es sich auch nicht versagen, einmal daran vorüberzugehen und es von oben bis unten zu betrachten. Bet' und arbeit', so hilft Gott alle Zeit! las sie über der Thüre, und sie wurde roth beim Anblick dieses alten, ihr so wohlbekannten Denkspruches. Zu arbeiten brauchte sie nun wohl freilich nicht, meinte sie, aber sie hatte selbst das Beten in der letzten Zeit sehr oft unterlassen und hatte auch nur selten die Kirche besucht. Ziemlich verstimmt und traurig kehrte sie vom alten Hause in ihre schöne Wohnung zurück, und über die dummen Elstern ärgerte sie sich auch; die hatten hinter ihr so hergeschrieen, daß es fast wie ein Hohngelächter klang.

Ihr Mann war auch immer noch verdrießlich, als sie heimkam, und schalt von jetzt an, so oft sie Geld von ihm forderte, weil er sich dabei jedesmal von neuem über seinen letzten schlechten Handel ärgerte. Er verlangte, sie solle das, was er für die Kleinodien zu wenig erhalten habe, an der Haushaltung ersparen, und doch kostete das vornehme Leben so viel.

Die kleine Summe war bald wieder ausgegeben. Dazu nahte Michaelis heran, wo die theure Miethe bezahlt werden sollte. „Ich muß nun endlich das Halsband verkaufen," sagte daher Meister Fröhlich eines Tages; „aber ich werde es nicht in dieser Stadt thun, sondern will wieder zu dem Juwelier reisen, der mir damals die Tuchnadel abkaufte."

Das Halsband war noch allein übrig von den im Elsterneste gefundenen Schätzen, und Meister Fröhlich brachte es wohlverwahrt auf seiner Brust nach der Residenz. Er ging nicht mehr mit solcher Aengstlichkeit nach dem schönen Laden, wie damals, als er seinen Ring und seine Tuchnadel verkaufte und sich fast als ein Mitschuldiger seiner Elstern vorkam. Nein, er hatte bereits den sichern Schritt der reichen Leute angenommen und trat keck vor den Herrn im Laden hin. Er grüßte kurz und sagte dann mit Dreistigkeit: „Ich habe hier Juwelen, die mir wenig nützen und die ich lieber zu Gelde machen will. Wenn Sie mir dieselben nach ihrem Werthe bezahlen, so bin ich bereit, sie Ihnen zu überlassen; denn wir haben schon einmal ein solches Geschäft gemacht."

Meister Fröhlich hatte unterdessen sein Halsband, für das er ein zierliches Kästchen gekauft hatte, wie er es in den Läden gesehen, hervorgezogen und reichte es mit der Miene eines Millionärs dem Kaufmann hin. Zwanzig- oder dreißigtausend Thaler —, das war das Wenigste, wofür er es wegzugeben gedachte, und er hoffte, daß ihm auch nicht weniger geboten werden würde.

Der Juwelier öffnete sehr langsam und bedächtig das Kästchen, nahm das Halsband heraus, besah es, und ein Lächeln spielte um seine Lippen. Meister Fröhlich beobachtete ihn genau und dachte bei sich: „Ei! der schmunzelt und denkt, mich sicher zu prellen; allein ich müßte nicht Meister Fröhlich sein, wenn ihm das gelänge!"

Jetzt wog der Juwelier das Halsband, schabte ein wenig an der Einfassung, legte es wieder in das Kästchen und reichte ihm dasselbe zurück, indem er sagte: „Es sind nur schlechte böhmische Steine, ganz ohne Werth; für die Einfassung könnte ich ungefähr zehn Thaler geben."

Wenn der Blitz dicht vor Meister Fröhlich eingeschlagen hätte, so hätte er nicht mehr erschrecken können. Seine Glieder zitterten, und er mußte sich an dem Ladentische halten. Er war leichenblaß geworden, doch plötzlich schoß eine Zornesröthe in sein Gesicht. „Man will dich betrügen," flüsterte es in ihm, und beinahe hätte er es laut gerufen. Allein die Vernunft gewann doch so viel über ihn, daß er, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Hause stürzte. In Verzweiflung lief er von einem Laden in den andern; aber überall erhielt er die gleiche, trostlose Antwort, daß die Steine falsch seien.

Mit vor Fieberhitze schwindelndem Kopfe langte er am folgenden Tage wieder bei seiner Familie an, und kaum vermochte er seiner Frau die schreckliche Neuigkeit mitzutheilen, als schon ein hitziges Fieber ihn all' seines Kummers vergessen machte, und ihm für mehrere Wochen das Bewußtsein raubte.

Frau Fröhlich hatte die unerwartete Nachricht mit weit mehr Fassung aufgenommen, als ihr Mann; denn sogleich schwebte ihr das goldene Sprüchlein vor, das kürzlich erst das alte Haus ihr in's Gedächtniß gerufen hatte. Ach ja, sie wollte gern wieder arbeiten, und sie gestand sich jetzt ein, daß der Müßiggang ihr alle Freude verdorben habe, und beten wollte sie auch wieder, was sie in ihrem sogenannten Glücke fast verlernt hatte. Vor Allem betete sie inbrünstig, daß doch der liebe Gott ihren Mann wieder gesund machen und ihm Lust und Kraft zur Arbeit verleihen möge. Tag und Nacht pflegte sie den Kranken und Gott gab seinen Segen dazu, so daß endlich die Krankheit glücklich überwunden wurde. Freilich zitterte sie jetzt vor dem, was nun kommen würde, und fragte sich bang, ob ihr Mann, in seine alte Lage zurückversetzt, auch wieder glücklich sein würde? Sein Bewußtsein schien jetzt wieder gekehrt, denn er blickte mit hellen Augen um sich; aber noch hatte er kein Wort über die Veränderung ihres Schicksals gesagt.

Frau Fröhlich hatte ihre Staatskleider längst ausgezogen und saß in ihrem früheren Werktagskleide vor seinem Bette, als er plötzlich ihre Hand faßte und sagte: „Das ist recht, Mutter, daß Du den vornehmen Plunder ausgezogen hast und in Deinen alten Kleidern bist. Ich glaube, wir sind recht thöricht gewesen und ich der allergrößte Narr, den man sich nur denken kann. Ich schäme mich, wenn ich daran denke, wie ich herumgelungert bin und von den Schätzen gelebt habe, welche die diebischen Elstern herbeigeschleppt hatten, anstatt zu arbeiten und uns redlich zu ernähren; denn eigentlich gehörte uns doch wohl kein Pfifferling davon! Aber unser Herr Gott hat mir eine tüchtige Lection gegeben und mich durch meine Krankheit wieder zur Vernunft gebracht. Ich habe schon lange gelegen und darüber gegrübelt, als Ihr alle meintet, ich hätte noch kein klares Bewußtsein. Mag das Reich- und Vornehmsein für Leute gehen, die dazu geboren und erzogen sind, — ich will's ferner mit dem Wahlspruch des alten Hauses halten, beten und arbeiten, und dazu sollen unsere Kinder, will's Gott, auch erzogen werden."

Ach wie glücklich machten diese Worte Frau Fröhlich! Sie fiel ihrem Manne um den Hals, herzte und küßte ihn, schüttete ihr Herz vor ihm aus und erzählte, wie viel glücklicher sie sich als Frau Meisterin gefühlt habe in Arbeit und Thätigkeit, denn später als reiche Frau.

„Nun, Frau, so wollen wir denn so bald als möglich in's alte Haus zurückkehren!" entgegnete ihr Mann. „Ich glaube, es wird uns von unsern Schätzen wohl nichts übrig bleiben, als die Erfahrung, die wir gemacht haben, daß Geld nicht glücklich macht, und daß ein Jeder bleiben soll bei dem, was er gelernt hat. Aber diese Wahrheit soll sich auf Kind und Kindeskind vererben, und ich will nicht hinter dem Berge damit halten, wie thöricht ich gewesen bin, ein gewisses Glück aufzugeben, um einem eingebildeten nachzulaufen."

Meister Fröhlich's Kräfte kehrten nun bald zurück und mit ihnen seine heitere Laune, die er bei seinem sogenannten Glücke ganz eingebüßt hatte. Alle die schönen Sachen, die er angeschafft hatte, wurden jetzt schnell wieder verkauft, um die theure Miethe, sowie den Doctor und Apotheker zu bezahlen, und Meister Fröhlich wanderte eines Tages mit seiner Familie in seiner Arbeitstracht wieder zurück in das alte Haus, dem er vor einem halben Jahre so verächtlich den Rücken gekehrt hatte.

Alles stand noch darin, wie er es verlassen, nur das Nestchen der treuen Hausschwalben war leer; aber die Elstern hatten von Neuem ihr Nest gebaut, und sie begrüßten die Familie mit lautem Geschrei, von dem Frau Fröhlich meinte, es klinge nicht mehr so höhnisch als früher, sondern vielmehr wie ein fröhliches Willkommen.

Die Kinder begrüßten den Birnbaum mit wahrem Entzücken und schickten sich sogleich an, die wenigen Birnen, die noch in den Zweigen verachtet und vergessen hingen, herabzuholen.

„Ei, Mutter," sagte Meister Fröhlich, als er gerührt alle Räume durchwanderte, „es will mich fast bedünken, als sei es nur ein wüster Traum gewesen, der mich geneckt und wie ein Alp auf meiner Brust gelegen habe, so daß kein fröhlich Lied heraus konnte! Wir können Gott nicht genug danken, daß er verschwunden ist und wir mit blauem Auge davon gekommen sind. Ich hätte können ein Trunkenbold und schlechter Mensch werden und Euch alle unglücklich machen: denn

Müßiggang ist aller Laster Anfang. Aber das Alles hat der liebe Gott in seiner Gnade von uns abgewandt, und wir wollen ihn loben und preisen unser Lebelang, und der Spruch an unserem Hause soll nicht bloß da draußen stehen, sondern auch allezeit in unseren Herzen! Wir wollen beten und arbeiten; denn, Kinder, es ist wahr, wie es in dem Liede heißt:

„Arbeit macht das Leben süß,
Macht es nie zur Last;
Der nur hat Bekümmerniß,
Der die Arbeit haßt."

Als Meister Fröhlich mit kräftigen Tönen das Lied begonnen hatte, und seine Frau und alle Kinder mit lauten Stimmen eingefallen waren, öffnete sich in der Nachbarschaft ein Fenster nach dem andern, und alle alten Freunde und Bekannten horchten erfreut dem Gesange.

„Ei, Meister Fröhlich ist wieder da!" hieß es; „nun wird Alles zur alten Ordnung zurückkehren, und seine Lieder werden uns wieder zur Arbeit und zum Feierabend rufen!"

So war es auch: sie verstummten nie wieder ganz, sondern tönten in heiteren und ernsten Weisen früh' und spät zur Ehre Gottes und zum Preise der Arbeit; denn treue Pflichterfüllung macht das Herz leicht und fröhlich, und erwirbt das Wohlgefallen Gottes und der Menschen.

Das Opossum
oder
die Beutelratze Nordamerika's.

Von Friedrich Gerstäcker.

Die Thiere, die ihre Jungen noch, wenn schon erwachsen, in einem großen unter ihrem Bauche hängenden Beutel mit herumtragen,

und sie dort besonders hineinnehmen, wenn ihnen irgend eine Gefahr droht, sind eigentlich nur dem australischen Continent und dessen benachbarten Inseln eigen. Dort findet sich solcher Art das Känguruh, das Wallobi (eine kleine Art desselben), wie die Känguruhratze — ein kleines känguruhartiges Thier, nicht viel größer als eine große Ratte. — Auch ein Opossum gibt es dort, aber doch ein ganz anderes Thier als das amerikanische, das von dem beuteltragenden Geschlechte das einzige in Nordamerika ist.

Auch für dieses ist unser deutscher Name, wie bei dem Waschbären, außerordentlich bezeichnend; denn es gleicht wirklich einer riesigen Ratte mit der spitzen Schnauze, den fingerartigen Klauen, dem glatten grauen Körper und dem kahlen langen Schwanze, nur daß es nicht so schnell wie eine Ratte laufen kann. Häßlich genug sieht es aber aus, das muß wahr sein.

Am Tage läßt es sich auch selten draußen sehen, höchstens einmal Nachmittags bei Regenwetter, wenn es der Hunger aus seinem Verstecke treibt. Dann mögen sich aber die Farmer oder Ackerbauer in Acht nehmen, daß es ihren Hühnerställen keinen Besuch abstattet, oder wenn sie keinen Stall haben, was in Amerika nicht etwa selten der Fall ist, ihre Hühner nicht von den Obstbäumen holt.

Mit seinen fingerartigen Klauen kann das Opossum nicht allein auf den Fenzen oder Umzäunungen vortrefflich hinlaufen, sondern auch außerordentlich gewandt klettern, und was es einmal mit den scharfen spitzen Zähnen erfaßt hat, läßt es nicht gern wieder los. Der Waschbär stiehlt allerdings auch Geflügel, aber doch nur, wenn er keine Früchte draußen findet; das Opossum dagegen ist viel mehr ein fleischfressendes Thier und frißt nur Früchte, wenn es eben nichts Anderes bekommen kann. Aus dem Grunde stellen ihm denn die Farmer auch ganz besonders nach, und jagen es vorzugsweise gern Nachts, wo es stets unterwegs ist, mit Hunden. Sie gehen nämlich nur mit ihren Hunden, von denen sie nicht selten eine große Anzahl halten, in den Wald um ihre Farm herum, und wenn die Hunde dann unterwegs ein Opossum aufstöbern, so fangen es diese entweder gleich auf dem Boden und beißen es todt, oder jagen es doch auf einen Baum hinauf. Ist der Baum nicht stark, so haut man ihn gleich um; denn zu solcher Jagd wird stets eine Axt mitgenommen, und das Holz hat dort im Walde nur einen sehr geringen oder gar keinen

Werth. Ist der Baum aber sehr stark, so daß man ihn nicht bequem umhauen kann, so muß man es entweder herunter schießen, oder ist es zu dunkel, so läßt man die Hunde darunter Wacht halten, bis es Tag wird, was sie auch mit dem größten Vergnügen thun. Wissen sie doch, daß ihnen am nächsten Morgen das fatale Thier, das sie alle nicht leiden können, heruntergeschossen wird.

Das Opossum kann, wie schon gesagt, nicht sehr rasch laufen. Ein Mensch ist sehr leicht im Stande, es auf der Erde einzuholen. An kleinen Bäumen, die es umspannen kann, läuft es allerdings sehr rasch hinauf; an starken wird es ihm aber schwer, wenn es nicht gerade eine herunterhängende wilde Weinrebe erwischen kann. Es hat ein außerordentlich zähes Leben und gebraucht sehr häufig eine im Walde allbekannte List, sich aus einer Gefahr zu retten. Wird es nämlich von einem Menschen oder Hunde auf dem Boden überrascht, daß es sich nicht mehr flüchten kann, so stellt es sich todt, so wie man es nur berührt. Es fällt um, zieht die Beine dicht an den Leib und läßt nun, ohne sich zu regen, Alles mit sich machen. Man kann es dann auf den Kopf schlagen, oder der Hund mag es beißen, so viel er will, es rührt sich nicht, und geht man dann fort, so bleibt es noch eine ganze Weile in derselben Stellung liegen. Wenn es aber Nichts mehr hört und nun glaubt, daß seine Feinde es verlassen haben, so hebt es erst ganz langsam und vorsichtig den Kopf und sieht sich rings um, und wenn es dann Niemanden mehr erkennen kann, steht es auf und läuft fort, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. Darum sagen auch die Amerikaner von Jemanden, der sich verstellt: „Er spielt Opossum."

Seine Farbe ist grau, sein Fell wird aber nicht benutzt, obgleich sich die langen elastischen Haare gewiß recht gut zu Pinseln und vielleicht manchen anderen Sachen gebrauchen ließen. Das Fleisch soll delikat schmecken, und das Opossum wird oft sehr fett; da es aber so häßlich und rattenähnlich aussieht, mögen es viele Menschen nicht essen, was ich ihnen auch gar nicht verdenken kann.

Es bringt mehrere Junge zur Welt und macht es mit denen gerade wie das Känguruh in Australien. Wenn sie noch klein sind und noch nicht ordentlich laufen können, ruft es seine Jungen bei jeder eintretenden Gefahr zu sich. Diese kriechen dann rasch in den Beutel, den es unter seinem Bauche trägt, und wenn es sie so in

Sicherheit hat, läuft es mit ihnen, so rasch es kann, davon, oder klettert auf den nächsten Baum.

Erinnerungen von der Insel Rügen.

Von Louise Mai.

---

1) Der Herthasee.

Folget mir, meine Leser, zu der Ostsee grünem Strande, zu der Wiege einiger der bedeutendsten Stämme unserer Ureltern, welche, später fortwandernd nach dem Süden, den Erdkreis erschütterten und umgestalteten; folget mir zu den Stätten ihres religiösen Lebens! Wir setzen uns flugs, wenn es euch so gefällig ist, auf das schnellste der Schiffe, das den Erdkreis durchfliegt und vor welchem auch die besten Dampfer weichen müssen, auf das unserer Phantasie, und sehet, da fliegt die pommersche Küste bei uns vorbei zwischen den tiefblau hereindringenden Wogen der Ostsee, die eine so leidenschaftliche Neigung für das Land gefaßt hat, daß sie, Norwegens Küste verlassend, ein Stückchen nach dem andern sich nach und nach zu eigen macht; da schimmern die weißen Kreidefelsen unserer Insel Rügen, gleich anmuthigen leicht verschleierten Meerfräulein aus dem prächtigen Wasserspiegel; da ducken sich zu ihrer Seite niedrige Felsen gleich kleinen Koboldden mit einem Kranze von grünem Laub auf dem Haupt, und schwimmen weit hin nach dem Mutterlande Pommern-Greifswald, dem die ungeschlachte See sie vor undenklichen Zeiten entrissen; da leuchtet gleich einer hohen Säule am verzauberten Schloß ein Thurm aus der Ferne, die äußerste Grenze des äußersten Nordens Deutschlands, genannt Arkona.

Doch lassen wir dieß Alles, wandern wir gerade unserem Ziele zu, das kein anderes ist als der See der Göttin Hertha und der heilige Wald, in dessen Mitte er bald trübe gleich einer Thräne, bald licht gleich einem Sonnensterne hervorschaut. Hertha war unseren germanischen Vorfahren die freundliche Mutter des Daseins, welche mit ungeheuren Körben voll frischem Grün, duftenden Blumen und

Blüthen über die winterliche Oede dahin flog, und ihre Gaben allenthalben, besonders aber über unsere Insel ausstreute. Sie hatte der Natursinn der Germanen aus der ehren- und unehrenwerthen Gesellschaft der nordischen Götter ganz besonders bei sich aufgenommen. Ihr wurden Tempel an der ostfriesländischen Küste in schattigen Hainen gebaut. Besonders aber erzählt uns Geschichte und Sage von dem anmuthigen Fleckchen Erde, auf dem wir jetzt stehen, und dem stillen See, den wir bald sehen werden, Näheres und Bedeutenderes in dieser Beziehung als von anderen Orten.

Beinahe zweitausend Jahre sind vergangen, seit die Germanen von dieser Insel fortwanderten. In diesem prächtigen Eichenwalde, den wir betreten, erheben sich die prachtvollsten Eichen und Buchen von riesigem Umfange, nicht etwa in einzelnen Stämmen, sondern in solcher Anzahl, daß, je weiter man eindringt, immer eine Eiche oder Buche die andere an Kraft und Schönheit zu übertreffen scheint. Jede derselben nimmt aber auch auf dem in wogenartigen Höhen sich erhebenden und absenkenden Striche Landes einen so bedeutenden Raum in Anspruch, wie ihn im gewöhnlichen Waldesleben nur eine ganze Familie von diesem Geschlechte zuertheilt bekommt. Unzählige kleine und große Zweige verschlingen sich an einem Stamme mit und in einander, breiten liebevoll und brüderlich die Arme nach dem Nachbar aus, und wölben sich mit ihm zu einem großartigen Bau, nicht allzu hoch den Himmel erstürmend wie in der alten gothischen Baukunst — denn das leidet der eifersüchtige Nebenbuhler, der frische Seewind nicht — sondern mehr an das römisch-byzantinische Hinanstreben in sanften Wölbungen erinnernd. Feierliche Dämmerung herrscht selbst beim hellsten Sonnenscheine in dem heiligen Walde, und der Wind, der sonst auf der Insel Rügen eine bedeutende Herrscherrolle spielt, wagt es nur in gebrochenen Tönen die tiefe Stille zu unterbrechen. Leiser singen die Vöglein, und der eigene Fußtritt verhallt oder schweigt auf dem prächtigen Moosteppich, der hier allenthalben zu Ehren der Göttin Hertha ausgebreitet ist. Dieser zum Theil mit Blumen gestickte Teppich bekleidet sogar die granitenen Felsblöcke, die das Meer vor undenklichen Zeiten, wie die Naturforscher meinen, von Norwegens Küste herangespült, und die nun gleich unzähligen Opferaltären in den Wölbungen des Domes emporragen. Er nimmt sich die Freiheit, den stolzen Säulen der Bäume ein Ge-

Der Herthasee.

Digitized by Google

Digitized by Google

wand umzuhängen und in der untersten Verschlingung der Zweige in zahlreichen arabeskenartigen Verzierungen seine Kunst der Drapirung zu versuchen.

Es ist gar kein Wunder, wenn wir in diesem wunderbaren Wald uns plötzlich um ein paar tausend Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt fühlen und das Fest der Göttin Hertha mit zu erleben vermeinen. Dort erhebt sich ja auch plötzlich nach kaum stundenlanger Wanderung der zweihundert Fuß hohe Erdwall, der zur Schutzwehr des Tempels erbaut war, und läßt deutlich den weiten Raum gewahren, den jetzt statt des luftigen Bretterbaues von ehemals die mächtigen Säulen der Bäume bis hinauf zur höchsten Stelle des Walles einnehmen. Tief unten zu seinen Füßen glänzt der See der Göttin geheimnißvoll und dunkel herauf. Die zwölf Priesterinnen der Hertha, aus den schönsten und tugendhaftesten Jungfrauen der Insel auf ewig ihrem Dienste geweiht, ziehen feierlich in weißen Gewändern daher zur Begehung ihres Festes, der Ankunft des Frühlings. Die edelste unter ihnen geht mit dem Priester dicht verschleiert voraus und besteigt den blumenbekränzten Wagen, bespannt mit den vier weißen Kühen. Sie ist gewählt, sich als Symbol der Göttin auf der ganzen Insel dem jubelnden Volke zu zeigen. Wo sie erscheint, beugt sich Alles in ehrender Liebe; Lobgesänge erschallen, des Krieges Waffen ruhen während ihrer Umfahrt, die bittersten Feinde reichen sich die Hände zum Friedenszeichen. Es ist die größte Ehre, das größte Glück einer germanischen Jungfrau, zur Darstellung der Göttin Hertha gewählt zu werden; aber sie muß diese Ehre mit dem Werthvollsten, was sie besitzt, mit ihrem Leben bezahlen. Die Tage der Frühlingsfeier nahen sich ihrem Ende. Der Wagen, auf welchem die Göttin Hertha thront, kehrt zurück in den heiligen Hain, er nähert sich unter den Opfergesängen der Priester dem See zu Füßen des Tempels. Noch einen Blick wirft die Jungfrau in die frühlingsgrün bewaldeten Berge, noch einen hinauf zu dem blauen, sonnigen Himmel, der sich wunderbar schön über demselben wölbt und sein lächelndes Bild in dem trüben Spiegel des Sees dunkler wiederstrahlt. Der Wagen nähert sich dem seegrünen Schilfe, das ihn einkränzt. Die Jungfrau zeigt noch einmal ihre jugendliche, anmuthige Gestalt der frühlingsjubelnden Erde, noch einmal den priesterlichen Genossen und Genossinnen; dann schlagen die Wellen des Sees über ihr zusammen, sie

verschwindet für immer in dem tiefen feuchten Grabe, mit dem Wagen, den Kühen und den Sklaven, die ihn gefahren. Wer einmal eine Göttin war, wer sie und den heiligen Wagen geleitet, kann in's Erdenleben nicht zurückkehren, und die unsichtbare Wohlthäterin, die eigentliche Göttin Hertha, begehrt für so viel Liebe, die sie den Menschen erzeigt, ein Liebesopfer. So dachten in ihren kindlichen Religionsbegriffen unsere Voreltern, und wenn wir in unserem reineren Glauben an den allmächtigen Gott, durch dessen Lebenshauch die Erde stets in neuer wunderbarer Schönheit ersteht — auch ihm reinere Dankesopfer darbringen, so erkennen wir in dieser unvollkommenen Verehrung doch den Wunsch des Menschenherzens, das Liebste der ewigen Liebe zum Opfer zu bringen. Eine Ahnung davon lebt noch bis jetzt in dem Volke auf Rügen, und zeigt sich in der stillen Ehrfurcht, mit welcher der See betrachtet wird, der so viele Liebesopfer in seiner Tiefe birgt. Es geht die Sage, daß bei Nacht dunkle Geistergestalten den heiligen See umschweben, am Tage aber eine weiße Wasserrose mitten darauf schwimmend ihn beschützt vor jeder Entweihung. Der Kahn, der sich dem See vertraut, sinkt unrettbar in die Tiefe; das Netz des Fischers, das irdische Schätze in ihm sucht, zerreißt.

Wir gehören nicht zu denen, in welchen solche profane Wünsche und Gedanken aufsteigen. Wir können deßhalb ruhig bei dem See verweilen, ohne zu befürchten, daß uns seine Geister irgend einen bösen Streich spielen. Und wir vermögen es nicht, uns sobald von dem heiligen Haine zu trennen. Die Sonne verschwindet plötzlich hinter den hohen waldigen Bergen, tieferes Dämmerlicht verbreitet sich ringsum. Der See, der bisher schaurig und dunkel gleich einer Thräne uns in's Angesicht schaute, nimmt das letzte blendende Licht des Himmels in sich auf, und steigt glänzend gleich einem Stern gegen den dunkeln Wald empor. Das Scheiden der Sonne aber erinnert uns, daß wir als pflichtgetreue Reisende noch den Wall besteigen müssen, den wir links liegen gelassen haben. Die guten Geister des Herthatempels sind so gefällig gewesen, uns bequemen Kindern des neunzehnten Jahrhunderts Stufen hinauf zu bauen. Wir ersteigen in dem zweifelhaften Dämmerlichte dieselben nicht ganz, ohne zu straucheln, und sind nun hoch oben auf dem schmalen Waldespfade der Zinnen dieser Tempelsumfriedung, die sich beinahe zweitausend Jahre

erhalten hat und sich vielleicht noch eben so lange erhalten wird, ein Beweis, wie trefflich unsere Vorfahren ihre Heiligthümer zu schützen verstanden, da sie dieselben auf dem steinarmen Erdreiche nur von Holz bauen konnten.

Wir durchmessen mit großen Schritten auf schmalem Pfade das Halbrund dieses zweihundert Fuß hohen Erdwalls und schauen in das Labyrinth der Eichen und Buchen, die sich dort freundlich angesiedelt, und zwischen denen der See zuweilen ein wenig heraufäugelt. Da wird es in dem tiefen Dunkel des Waldes plötzlich hell, wie von unsichtbaren Opferfeuern. Millionen rothe Lampen flackern zwischen den Zweigen auf und werfen, vom tiefen moosbedeckten Grunde bis hinauf zu den höchsten Spitzen der Bäume, auch auf unsere Gestalten und Gesichter ein so magisches Licht, daß uns der ganze Wald und wir selbst wie verzaubert erscheinen. Es geht, wie es scheint, wirklich bei dem See nicht mit rechten Dingen zu. Ein Wunder hat sich begeben. Die Priesterinnen der Göttin Hertha haben uns, weil wir den See und die Gebräuche unserer Vorfahren nicht hochmüthig belächelten, eine Freude machen wollen. Sie haben den alten Raum des Tempels uns so wunderbar beleuchtet, wie es weder Gas-, noch Roth- und Weißfeuer zu thun im Stande wäre, was doch Alles so große Wunder verrichten kann. Einen Augenblick sind wir so eitel, dieß zu glauben, — da schweift unser Blick plötzlich über den zu unseren Füßen hinwogenden Wald nach Westen, und siehe, die liebe Sonne steht als Priesterin des Höchsten in ihrer Himmelsglorie da und übergießt, ehe sie weiter zieht, die Landschaft mit ihren goldenen Strahlen.

2) Ein Gerichtssaal.

Ich bitte meine lieben Leser, mir in einen Gerichts- und Versammlungssaal unserer ältesten Vorfahren eben so freundlich zu folgen, als zu dem See der Göttin Hertha. Auch dieses Denkmal hat sich so gut wie das stille Gewässer und der grünende Tempelwall erhalten, obgleich sich die größten Feinde der Menschenwerke, Regen, Schnee, Eis und Sturm schon beinahe seit zweitausend Jahren die unsäglichste Mühe gegeben haben, eine Ruine daraus zu machen. Unsere Vorfahren aber wendeten dazu auch die festeste und einfachste Baukunst an, die es wohl in der Welt gibt. Zwölf Steine auf einen von Erde errichteten Hügel, ein dreizehnter für den Vorsitzenden in der

Mitte, das waren die Wände und zugleich die Sitze; die Decke des Saales bildete das blaue Himmelszelt. Die Göttin Hertha breitete den grünen Teppich aus, mit einigen kunstlosen Blumenstickereien; für die sonstige Ausschmückung nebst gehöriger Beleuchtung sorgten Sonne, Mond und Sterne in uneingeschränkter Freiheit und Freigebigkeit, da die Baustellen meist in freien weiten Räumen gewählt wurden.

Der Weg von dem heiligen Wald auf Rügen bis zu dem Gerichtssaal auf der Halbinsel Wittow ist für uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, die wir die Siebenmeilenstiefel der Eisenbahnen gewohnt sind, nicht allzu nahe; denn wir müssen wohl vier Stunden in einem Rollwagen einherrumpeln. Meine Leser aber und meine Wenigkeit machen es sich bequemer, — wir steigen wieder in unseren allbekannten Luftballon oder Zauberwagen, und wahrhaftig da sind wir in einer Minute von dem Herthasee und seinem Waldesdunkel auf der Halbinsel Wittow am Meeresstrande. Da erhebt sich vor unseren Augen der Hügel mit den zwölf Steinkolossen und dem dreizehnten in der Mitte in feierlichem Rund auf einem beinahe zweihundert Fuß hohen Wall dicht an der Küste der Ostsee. Wir steigen hinauf und treten durch eine von zwei etwas höheren Steinen gebaute Pforte. Tief unter uns braust zur Rechten die Ostsee, zur Linken umwogen uns anmuthige Saaten; vor uns erhebt sich in einiger Entfernung der wohlbekannte Leuchtthurm von Arkona, in die unbegrenzte Weite der See hinausblickend. Wir nehmen Platz auf den harten, glatt und spitz ausgewaschenen Granitblöcken, die nun Jahrtausende hier ruhen. Der frische Seewind bläst uns nicht allzu behaglich entgegen. Wir hüllen uns vor ihm dichter in unsere Mäntel, denn wir sind nicht so daran gewöhnt wie die rauhen Söhne des Nordens, die hier zu jeder Jahreszeit ihre Versammlung — genannt „Ting" — hielten. Der durchdringende, weithin schallende Ton eines Horns lud alle freien wehrhaften Mannen dazu ein. Sie zogen einher mit ihren Waffen und Schilden, voran der älteste oder tapferste, genannt König. Dieser nahm auf dem schlichten Königsthrone, dem Steine in der Mitte, Platz. Priester folgten, um zu opfern, und die bei den Germanen im Norden verehrte Göttin Signe als Göttin der Wahrheit um ihre Gunst anzuflehen: Barden fanden sich ein, die Versammelten zu einem gerechten oder heldenmüthigen Entschlusse zu begeistern, je nachdem über das Vergehen eines Einzelnen abgeurtheilt,

oder über ein kriegerisches Vorhaben berathen werden sollte. Kurz und ohne Schmuck war die Rede des Vorsitzenden, weise die Berathung, rasch der Entschluß. Die Schilde klirrten an einander zum Zeichen des Beifalls; sie schwiegen, wenn die Mannen anders wollten. Jeder Freie hatte eine Stimme, und der Spruch wurde alsbald vollzogen. Hier unter dem mächtigen Himmelsgewölbe, im Anblicke des unendlichen Meeres, inmitten der ernsten Versammlung tapferer und weiser Krieger, mochte jede Brust ein Schauer vor der bösen That durchdringen, mochte den Verbrecher das Bewußtsein seiner Schuld mit nagender Reue ergreifen. Hier, nahe dem Brausen der wogenden See, inmitten des Kreises unerschrockener Helden, mochte der Jüngling mit Muth und Kraft ausgerüstet werden zu dem bevorstehenden Kampfe. Hier wohl versammelten sich die germanischen Stämme im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt, die an der pommerschen Küste lebten, Rugier, Turcilinger, Burgunder und Gothen zum letztenmal, ehe sie, aufgestachelt durch den Krieg unter dem römischen Kaiser Trajan, sich andere Wohnsitze suchten, um dann nach zwei Jahrhunderten der Schrecken des entarteten Roms zu werden und neue Gesittung unter dem großen Rugier Odoaker über den Erdkreis zu verbreiten. Die Rugier waren einer der germanischen Stämme, welche das Christenthum zuerst annahmen. Man erzählt, daß Odoaker, ehe er nach Rom zog, sich zuerst den Segen eines heiligen Eremiten ausbat, und daß dieser ihm die Kaiserwürde, zu der er sich später hinaufschwang, prophetisch vorhersagte. Odoaker war so stattlich von Gestalt, daß er sich in der Klause des Priesters bücken mußte, um hindurch zu gehen, und noch immer machen die Pommern ihrem Lande Ehre durch ihre großen kräftigen Gestalten. An der Ostseeküste, der theilweisen Wiege unserer Vorfahren, waren aber auch die Heldenkindlein nicht allzu weich gebettet. Sie gehört zu den rauheren Gegenden Deutschlands, wo der Frühling spät erscheint und früh wieder davon eilt. Uns selbst treibt der heftige Seewind sogar im hohen Sommer aus dem geheiligten Ringe, dessen einfache Ausschmückung uns bedeutungsvoller anblickt, als mancher prächtige Saal voll Arabesken und Spiegelwände.

Auch wir Ururenkel eines großen Geschlechtes sollen wieder einfacher und abgehärteter und dadurch kräftiger werden. Wenn wir auch nicht Lust haben, in die Urwälder und zu der Lebensweise ihrer früheren Bewohner zurückzukehren, schon aus dem einfachen Grunde, weil

es bei uns keine Urwälder mehr gibt, so haben wir doch alle Ursache, uns zu schämen, wenn wir vor jedem rauhen Lüftchen des Himmels oder des Schicksals zurückschauern.

3) Ein Hünengrab.

Es ist eine schöne Sitte, zu den Gräbern seiner Angehörigen von Zeit zu Zeit zu wallfahrten und dankbar des Guten zu gedenken, das sie uns erzeigten. Der Friedhof ist wie eine stille Kirche, wo sich das Leben durch die Weihe liebevoller Empfindungen und edler Entschlüsse verklären soll. — Ich will jetzt meine Leser zu einem großen Friedhof unserer frühesten Vorfahren, zu den sogenannten Hünengräbern, führen. Zwei Jahrtausende sind darüber hingerauscht, und noch erheben sich auf Rügen allenthalben diese stillen Altäre der Vergangenheit, — im tiefen Waldesdunkel, zwischen freien wogenden Saaten, auf steilem Fels, in lichter Höhe, im grünen, schattigen Thale und am einsamen Meeresstrand, umtönt von dem bald leisen bald lauteren Gesang der ewig sterbenden und immer wieder geboren werdenden Wogen. Ueber eines der größten Schlachtfelder, wo Grab an Grab von Dorngestrüpp umgeben sich reiht, wogen zur Zeit der Ernte ringsum die goldenen Saaten gleich einem wunderbaren Todtenkranz, ewig erneuertes Leben verkündend, wo das Auge nur Vernichtung zu schauen meint. Allenthalben von dem Gesetze und dem Volksglauben geschützt, der die Geister der alten Helden zu erzürnen meint, wenn er an diesen Denkmalen frevelt, stehen sie, von prächtigem, langem Grase umweht, oder auch mit einer einzelnen dunkeln Fichte geschmückt, oder mit einer Laubeskrone von Eichen oder Buchen da, bald größer bald kleiner aufgebaut, und gar oft bei Besteigung größerer einen kaum geahnten Blick über Meer und Land in die weite Ferne eröffnend.

Wir wählen zur Besteigung das größte Hünengrab auf Rügen, den Duberworth. Es hat einen Umkreis von hundertundsiebzig Schritten und ist wohl sechzehn Ellen hoch. In den alten Sagen schreibt man es einem Riesenweibe zu, welches für eine andere Riesin aus großer Freundschaft ganz allein dieses Grab gewölbt habe. Das Volk fand selbst dafür den Hügel zu groß und erzählte sich, daß ein mächtiges Riesenweib einst habe die Meerenge zwischen Jasmund und Rügen schnell ausfüllen wollen, um mit ihren Kriegsvölkern gegen einen Fürsten zu ziehen, der ihre Hand verschmäht hatte. Da habe

sie Erde und Steine zu diesem Behufe in der Schürze von der Stubniß herübergeschleppt und pardauz — die Schürze habe von der Last einen Riß bekommen und ein Theil der Erde und der Steine sei an der Stelle liegen geblieben. Wie man indeß später bei dem Versuche der Ausgrabung gefunden hat, ist dasselbe einem der mächtigsten gefallenen Helden zu Ehren so hoch und breit gewölbt worden.

In einem solchen Grabe findet man Hunderte von Granitsteinen in einer Tiefe von zwölf bis zwanzig Fuß gleich einer Burg aufgeschichtet. Innerhalb derselben wurde der Leib des Helden, dessen Seele Walkyrie, die Schlachtenjungfrau, umarmt, und zu Walhallas seligen Räumen entführt hatte, in seinem ganzen kriegerischen Schmucke, mit den liebsten und besten Waffen und dem liebsten Streitrosse in aufrechter Stellung festlich beigesetzt. Alsdann wölbte man den Hügel bis hoch hinauf, Opferfeuer flammten, Lobgesänge ertönten, Blut floß auf dem hinaufgewälzten Steine, der zum Altare diente. Nicht selten wurde der stille Grabeshügel später zum Versammlungsorte bei wichtigen Berathungen, zum Gerichtssaale erwählt, wie wir es oben auf der Halbinsel Wittow gesehen haben, während der Duberworth auf Jasmund nahe bei dem Städtchen Sagard liegt.

Mit solchen Versammlungen glaubte man den Todten am meisten zu ehren. Der stille Grabeshügel sollte in der Erinnerung an die Heldenthaten dessen, der unter ihm ruhte, die Versammelten zu thatkräftigen Entschlüssen, zu freudigen Opfern für das Vaterland und zu unverbrüchlicher Treue gegen den gewählten Führer begeistern. Die germanischen Stämme des Nordens hatten diese Tugenden besonders nöthig, um sich zu der Stellung in der Geschichte der Völker emporzuarbeiten, für die sie bestimmt waren, und der damals auch bei weitem rauhere Norden erzog sie von früher Jugend dazu. Mühsam mußten sie der Natur ihre Gaben entlocken, aber um so theurer waren sie ihnen, um so dankbarer empfingen sie jedes Liebeszeichen der freundlichen Göttin Hertha, um so inniger verehrten sie dieselbe. Mühsam hatten sie sich ein freundliches Stückchen Erde erkauft, um es dann mit treuer Heimathsliebe zu umfassen und zu vertheidigen. Die große Völkerwanderung trieb auch unsere Vorfahren von der Insel Rügen nach dem Süden, und ihre frische Jugendkraft ließ das verweichlichte und gesunkene Rom auf's neue erstehen.

Eine andere Zeit ist für uns Urenkel Germaniens heraufge-

stiegen; aber das, was schön und gut in der früheren war, soll bei uns fortleben, obschon in anderer Gestalt, und eine ernste Aufforderung dazu liegt auch in den stillen Denkmälern unserer Vorfahren.

Die Familie Picard.

Die Colonie am Senegal auf der Küste von Afrika wurde den Franzosen im Jahre 1809 von den Engländern entrissen, den vorherigen Besitzern aber im Frieden von 1815 wieder abgetreten, worau die französische Regierung im Mai 1816 eine Flottille zur Besitznahme der ihr wieder zugefallenen Ansiedlung aussandte. Jene bestand aus der Fregatte Medusa, dem Proviantschiffe Loire, der Brigg Argus und der Corvette Echo. An Bord der Medusa befand sich eine Familie Namens Picard, deren trauriges Schicksal auf dieser Reise nicht wenig Theilnahme erregt hatte. Picard, der Vater, ein bejahrter Mann, war ein Advocat und hatte mit Mühe die Stelle eines ständigen Rechtsanwalts am Senegal erlangt, wo er schon früher mehrere Jahre sich aufgehalten hatte. Seine Begleitung bestand in seiner ältesten Tochter und deren Schwester Katharine, Kindern aus der ersten Ehe, seiner Gattin und den jüngeren Töchtern. Sie waren alle frohen Muthes, aber wenig geeignet, die Schrecknisse zu bestehen, welche diese Expedition im Gefolge hatte.

Mehrere Tage lang ging die Reise herrlich von Statten. Da schlug der Wind um und trieb die Schiffe der Expedition weit auseinander. Am 28. Juni fuhr die Medusa am Pik von Teneriffa vorbei, und bald kam die Küste der Sahara in Sicht. Auf der Höhe dieses niederen Striches der Küste von Afrika liegt die Arguin-Bank, ein sandiges für Seefahrer gefährliches Riff, welches der unwissende und starrköpfige Capitän der Medusa trotz aller Warnungen nicht achtete. Mittlerweile trieb der mit großer Heftigkeit wehende Wind das Schiff dem Orte der Gefahr immer näher. Schrecken und Bestürzung überwältigte die Gemüther der an Bord Befindlichen, und es herrschte düsteres Stillschweigen. Die Farbe des Wassers verän-

derte sich gänzlich, ein Umstand, der sogar von den Damen wahrgenommen wurde.

Am 2. Juli um drei Uhr Nachmittags, als das Schiff unter 19° 30′ nördlicher Breite war, erscholl ein allgemeines Geschrei auf dem Verdecke. Alle erklärten, sie sähen den Sand in den sich kräuselnden Wellen des Meeres sich dahin wälzen. Der Capitän ließ im Augenblick das Senkblei auswerfen. Die Leine ergab achtzehn Faden, bei einem zweiten Versuche aber nur sechs. Der Capitän sah endlich seinen Irrthum ein und zögerte nicht, eine andere Richtung einzuschlagen; allein es war zu spät. Eine starke Erschütterung zeigte, daß die Fregatte gestrandet war. Schrecken und Bestürzung malte sich sogleich auf allen Gesichtern; die Schiffsmannschaft stand bewegungslos da, und die Passagiere waren in äußerster Verzweiflung. Der hierauf erfolgte jammervolle Schiffbruch ist bekannt. Nicht bloß wurden die schlechtesten Rettungsmaßregeln getroffen, sondern den Gesetzen der Menschlichkeit offen Hohn gesprochen. Der Gouverneur und andere hohe Beamte wollten die Schiffsmannschaft und Passagiere niederen Schlages ihrem Schicksale überlassen, wurden aber von den Soldaten daran verhindert. Endlich wurde ein Floß gebaut und mit Passagieren besetzt, welche fast alle entweder durch Messerstiche, oder Hunger, oder Ertrinken umkamen; auch mehrere Boote wurden mit Reisenden gefüllt, doch waren nur zwei derselben gehörig mit Mundvorrath ausgerüstet: kurz, von vierhundert Personen, welche an Bord waren, erreichten nur wenige den Senegal in den verproviantirten Booten, und zwei kleine Partieen konnten erst am vierten Tage nach Verlassung des Wracks, und als der Hunger die Furcht vor den Eingeborenen besiegt hatte, eine Landung bewerkstelligen.

Unter den Personen, welche das Ufer erreichten, waren die Picard, welche sich in einem jämmerlichen Zustande befanden. „Es gewährte uns in der That große Freude, der Wuth der Wogen entgangen zu sein,“ sagt die älteste Tochter in ihrem Berichte, aus dem wir Auszüge geben; „wie sehr wurde aber dieselbe vermindert durch das Gefühl unserer schrecklichen Lage! Ohne Wasser, ohne Mundvorrath, und beinahe alle mehr oder weniger von Kleidern entblößt, mußten wir nothwendig von Schrecken ergriffen werden, wenn wir an die Hindernisse dachten, die wir zu überwinden, an die Strapazen, Entbehrungen, Mühsale und Leiden, die wir auszustehen hatten, wozu

noch die Gefahren kamen, die uns in der unermeßlichen, schreckvollen Wüste drohten, welche wir durchziehen mußten, um an den Ort unserer Bestimmung zu gelangen. Um sieben Uhr Morgens wurde eine Karawane gebildet, die in das Innere dringen sollte, um frisches Wasser ausfindig zu machen. Wir fanden wirklich solches durch Graben im Sande in kleiner Entfernung vom Meere. Augenblicklich schaarte sich Alles um die kleinen Quellen, welche Wasser genug zur Löschung unseres Durstes lieferten. Dieses salzige Wasser wurde köstlich gefunden, obgleich es einen schweflichten Geschmack hatte; seine Farbe war die der Molken. Da unsere Kleider durchnäßt und zerlumpt waren und wir keine zum Wechseln hatten, so boten uns einige edelmüthige Offiziere die ihrigen an. Meine Stiefmutter, meine Base und meine Schwester kleideten sich in dieselben; ich für meine Person zog es vor, die meinigen zu behalten. Wir verweilten uns nahezu eine Stunde lang bei unserer wohlthätigen Quelle; dann schlugen wir den Weg nach dem Senegal ein, d. h. wir zogen uns südwärts, denn wir wußten nicht genau, wo jene Gegend lag. Man kam überein, daß die Frauenzimmer und Kinder vor der Karawane hergehen sollten, damit sie nicht zurückgelassen werden könnten. Die Matrosen trugen die jüngsten willig auf den Schultern, und Alles nahm die Richtung längs der Küste. Ungeachtet der frühen Tageszeit war der Sand brennend heiß, und wir hatten viel auszustehen, da wir auf unserem Marsche auf nichts als Muscheln stießen, welche unsere Füße verwundeten.

Am Morgen des 9. sahen wir eine Antilope auf dem Gipfel eines kleinen Berges, welche sogleich verschwand, so daß wir nicht Zeit hatten, sie zu schießen. Die Wüste erschien uns wie eine unermeßliche Sandebene, auf welcher nicht ein grüner Halm zu sehen war. Indessen fanden wir doch Wasser durch Graben im Sande. Am Vormittage klagten zwei Seeoffiziere, daß unsere Familie den Marsch der Karawane hindere. Freilich konnten die Frauenzimmer und die Kinder nicht so schnell gehen, wie die Männer. Wir gingen so rasch, als es uns möglich war; allein wir blieben oft stecken, was die Uebrigen nöthigte, zu halten, bis wir wieder fortkonnten. Diese Offiziere, welchen Andere beitraten, rathschlagten unter sich, ob sie auf uns warten, oder ob sie uns in der Wüste im Stiche lassen sollten. Ich glaube jedoch behaupten zu dürfen, daß nur Wenige für

das Letztere stimmten. Als mein Vater erfuhr, was für Umtriebe gegen uns gemacht wurden, schritt er auf die Anführer der Verschwörung zu und machte ihnen die bittersten Vorwürfe wegen ihrer Selbstsucht und Unmenschlichkeit. Es entspann sich ein heftiger Wortwechsel. Diejenigen, welche uns verlassen wollten, zogen ihre Degen und mein Vater faßte einen Dolch, den er sich beim Verlassen der Fregatte verschafft hatte. Bei diesem Auftritte legten wir uns in's Mittel, indem wir ihn beschworen, lieber mit seiner Familie in der Wüste zu bleiben, als den Beistand Solcher nachzusuchen, welche vielleicht weniger menschlich wären, als die Mauren selbst. Einige nahmen unsere Partei, besonders Herr Bégnère, ein Infanteriehauptmann, welcher den Streit dadurch schlichtete, daß er zu seinen Soldaten sagte: „Meine Freunde, ihr seid Franzosen, und ich habe die Ehre, euer Befehlshaber zu sein; nimmer wollen wir eine unglückliche Familie in der Wüste verlassen, so lange wir ihr nützlich sein können!" Diese kurze, aber kräftige Sprache bewirkte, daß diejenigen, welche uns im Stiche lassen wollten, errötheten. So traten denn alle dem alten Hauptmanne bei, indem sie sagten, sie wollen uns nicht verlassen, unter der Bedingung, daß wir schneller gehen. Herr Bégnère und seine Soldaten erwiederten, sie wollen Leuten, denen sie einen Gefallen zu thun wünschten, keine Bedingungen auferlegen, — und die unglückliche Familie Picard begann wieder den Marsch mit der ganzen Karawane.

Um die Mittagszeit stellte sich der Hunger bei uns in solchem Grade ein, daß wir beschlossen, uns auf die kleinen Sandhügel unfern der Küste zu begeben, um eßbare Kräuter zu suchen; allein wir fanden bloß Giftpflanzen, worunter mehrere Arten von Euphorbium waren. Convolvuli mit glänzendem Grün bedeckten die Dünen; als wir aber ihre Blätter kosteten, fanden wir sie gallenbitter. Die Karawane hielt auf diesem Platze Rast, während mehrere Offiziere weiter in das Innere gingen. Sie kamen in ungefähr einer Stunde mit wildem Portulak beladen zurück, welchen sie unter uns vertheilten. Jedes verzehrte sogleich sein Büschel Kraut, ohne den kleinsten Stengel übrig zu lassen; da aber unser Hunger durch diese kleine Portion bei Weitem nicht gestillt wurde, so machten sich die Soldaten und Matrosen auf den Weg, um mehr zu suchen. Sie brachten bald eine hinreichende Quantität zurück, welche gleichfalls vertheilt und auf der

Stelle verzehrt wurde: so schmackhaft hatte uns der Hunger diese Speise gemacht. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich in meinem Leben nie etwas mit so viel Appetit gegessen hatte. Wasser wurde an diesem Platze auch gefunden; es hatte aber einen abscheulichen Geschmack. Nach dieser wahrhaft frugalen Mahlzeit setzten wir unsere Wanderung fort. Die Hitze war im höchsten Grade drückend. Der Sand war brennend heiß; nichtsdestoweniger gingen Mehrere von uns ohne Schuhe auf dieser Glut, und die Frauenzimmer hatten zum Schutze ihres Kopfes nichts als ihre Haare. Als wir das Ufer des Meeres erreichten, sprangen wir alle hinein und schaukelten uns in den Wellen. Nachdem wir einige Zeit im Wasser zugebracht hatten, nahmen wir unsern Weg längs dem Strande. Wir fanden auf unserer Wanderung mehrere große Krabben, welche uns von beträchtlichem Nutzen waren. Alle Augenblicke suchten wir unsern Durst dadurch zu löschen, daß wir an ihren krummen Scheeren sogen. Etwa um neun Uhr Nachts machten wir zwischen zwei ziemlich hohen Sandhügeln Halt. Nach einem kurzen Gespräche über unser Mißgeschick zeigte sich Alles geneigt, die Nacht auf diesem Platze zu verbringen, ungeachtet wir ringsum das Gebrüll von Leoparden hörten.

Unsere Lage war auf diese Art die Nacht hindurch gefahrvoll; nichtsdestoweniger fanden wir bei Anbruch des Tages zu unserer Befriedigung, daß Keines von uns fehlte. Um Sonnenaufgang zogen wir uns ein wenig östlich, um weiter in das Innere zu dringen, wo wir frisches Wasser anzutreffen hofften, fanden aber trotz langem Suchen keines. Die Gegend, welche wir nun durchzogen, war etwas weniger dürr, als diejenige, durch welche wir Tags zuvor gekommen waren. Die Hügel, die Thäler und eine ungeheure Sandebene waren mit Sinnpflanzen bedeckt und gewährten einen Anblick, den wir nie zuvor in der Wüste gehabt hatten. Die Gegend ist von einer Kette von Bergen oder hohen Sanddünen begrenzt, nach Norden und Süden ohne die geringste Spur von Anbau.

Gegen zehn Uhr Morgens wollten einige unserer Gefährten Beobachtungen im Innern anstellen und machten keinen vergeblichen Gang. Sie kehrten sogleich zurück und sagten uns, sie hätten zwei Araberzelte auf einer kleinen Anhöhe gesehen, auf welche wir sofort zugingen. Wir hatten große Dünen von schlüpfrigem Sande zu durchschreiten und langten auf einer ausgedehnten, strichweise mit Grün

bedeckten Ebene an; aber der Rasen war so hart und rauh, daß wir kaum über ihn hinkommen konnten, ohne die Füße zu verwunden. Unser Erscheinen in diesen schauerlichen Einöden jagte drei oder vier maurische Hirten in die Flucht, welche eine kleine Heerde Schafe und Ziegen in einer Oase hüteten. Endlich langten wir bei den Zelten, welche wir suchten, an und fanden in denselben drei Maurinnen und drei kleine Kinder, welche durch unsern Besuch nicht im Geringsten erschreckt zu sein schienen. Ein einem Seeoffiziere gehöriger Neger machte zwischen uns und den guten Weibern den Dolmetscher, welche, als sie von unserem Unglücke gehört hatten, uns Hirse und Wasser gegen Bezahlung anboten. Wir kauften ein wenig von dieser Frucht, zu dem Preise von dreißig Pfennigen eine Hand voll; Wasser bekamen wir für drei Franken das Glas; es war sehr gut, und niemand murrte über den Preis, den es kostete. Da ein Glas Wasser nebst einer Hand voll Hirse für ausgehungerte Leute nur ein ärmliches Mahl abgab, so kaufte mein Vater zwei Zickchen, welche man ihm nicht unter zwanzig Piastern lassen wollte. Wir schlachteten sie sogleich, und unsere Maurinnen kochten sie in einem großen Kessel."

Als die Gesellschaft ihren Marsch wieder fortsetzte, traf sie auf mehrere freundlich gesinnte Mauren oder Araber, welche sie in ihr Lager führten. Wir fanden in dem Lager einen Mauren, welcher meinen Vater schon früher im Senegallande gekannt hatte, und der ein wenig französisch sprach. Wir waren alle auf's Höchste überrascht durch diese unerwartete Begegnung. Mein Vater erinnerte sich, vor langer Zeit am Senegal einen jungen Goldschmied im Dienste gehabt zu haben, und als er denselben in dem Mauren Achmet erkannte, schüttelte er diesem die Hand. Nachdem dieser gute Bursche unsern Schiffbruch und die große Noth, worein unsere unglückliche Familie gerathen war, erfahren hatte, konnte er sich der Thränen nicht erwehren. Achmet begnügte sich aber nicht damit, unser hartes Loos zu beklagen: er vertheilte sogleich unentgeltlich eine große Menge Milch und Wasser unter uns. Auch errichtete er für unsere Familie ein großes Zelt von Kameel-, Rinds- und Schafhäuten, weil seine Religion ihm nicht erlaubte, mit Christen unter einem und demselben Dache zu wohnen. Der Ort hatte ein sehr düsteres Aussehen, und die Dunkelheit machte uns unruhig. Achmet und unsere Führer zündeten ein großes Feuer an, um uns zu beruhigen; dann wünschten

sie uns eine gute Nacht und sagten, indem sie sich in ihr Zelt zurückzogen: „Schlafet in Frieden! der Gott der Christen ist auch der Gott der Muselmänner."

Am folgenden Tage erreichte die stets ihren Weg nach dem Senegal verfolgende Reisegesellschaft mit Hülfe von Eseln, die sie von den Mauren gemiethet hatte, das Meeresufer wieder und hatte das Vergnügen, ein Schiff auf der See zu entdecken, welchem sie zuwinkte. Nachdem sich das Fahrzeug der Küste hinreichend genähert hatte, stürzten sich die Mauren, welche bei uns waren, in die See und schwammen demselben zu. In ungefähr einer halben Stunde sahen wir diese dienstfertigen Leute zurückkehren, indem sie drei Fäßchen vor sich her trieben. Auf dem Ufer angelangt, händigte einer derselben dem Anführer unserer Gesellschaft einen Brief von dem Befehlshaber des Schiffes ein, welches der Argus war, ausgesandt, um das Floß zu suchen und uns Lebensmittel zu bringen. Dieser Brief kündigte ein Fäßchen Zwieback, eine Drittelspipe Wein, eine Sechstelspipe Branntwein und einen holländischen Käse an. O welches Glück! Wir hätten gern dem edelmüthigen Befehlshaber der Brigg unsere Dankbarkeit bezeugt; er segelte aber sogleich wieder ab. Wir schlugen den Fäßchen, welche den kleinen Vorrath von Lebensmitteln für uns enthielten, die Böden ein, und vertheilten denselben. Jedes von uns bekam ein Stück Zwieback, ein Glas Wein, ein halbes Glas Branntwein und ein kleines Stück Käse. Jedes trank seine Portion Wein auf einen Schluck; der Branntwein wurde selbst von den Damen nicht verschmäht. Ich jedoch zog die Quantität der Qualität vor und vertauschte meinen Antheil Branntwein gegen eine Weinportion. Unsere Freude während dieses Mahles war unbeschreiblich. Den glühenden Strahlen der senkrecht stehenden Sonne ausgesetzt, durch eine Kette von Leiden erschöpft und lange Zeit allen Genuß geistiger Getränke entbehrend, wurden wir, als unsere Antheile an Wasser, Wein und Branntwein im Magen sich mischten, wie toll. Das Leben, welches kurz zuvor noch eine Bürde für uns war, ward uns jetzt theuer. Düstere, umwölkte Stirnen begannen sich aufzuheitern, Feinde wurden die besten Freunde, Geizige vergaßen ihre Selbstsucht und Gier, die Kinder waren fröhlich, das erste Mal nach dem Schiffbruch, — kurz, Alles schien nach den überstandenen Widerwärtigkeiten und Trübsalen wieder neu aufzuleben.

Um sechs Uhr Abends fühlte sich mein Vater äußerst ermüdet und wünschte auszuruhen. Wir ließen die Karawane weiter ziehen, während meine Stiefmutter und ich bei ihm blieben, und die Uebrigen von der Familie mit ihren Eseln folgten. Wir drei schliefen alle bald ein. Als wir erwachten, waren wir erstaunt, unsere Gefährten nicht zu sehen. Die Sonne sank gerade in den Westen, als wir mehrere Mauren auf Kameelen sich uns nähern sahen, und mein Vater machte sich Vorwürfe, so lange geschlafen zu haben. Ihr Erscheinen versetzte uns in große Unruhe, und wir wünschten sehr, ihnen zu entkommen; aber meine Stiefmutter und ich sanken ganz erschöpft zu Boden. Als die Mauren mit ihren langen Bärten ganz dicht zu uns hergekommen waren, stieg einer von ihnen ab und redete uns folgendermaßen an: „Seien Sie unbesorgt, meine Damen; in dem Costüm eines Arabers steht ein Engländer vor Ihnen, welcher Ihnen zu helfen wünscht. Als ich am Senegal hörte, daß Franzosen auf diese Wüsten verschlagen worden seien, so dachte ich, meine Gegenwart könnte ihnen von einigem Nutzen sein, da ich mit mehreren von den Fürsten dieses dürren Landes bekannt bin." Diese edle Aeußerung eines Mannes, welchen wir anfänglich für einen Mauren gehalten hatten, verscheuchte augenblicklich unsere Besorgnisse. Als wir uns von unserem Schrecken erholt hatten, standen wir auf und drückten dem menschenfreundlichen Engländer unseren innigen Dank aus. Herr Carnet — so hieß der edelmüthige Britte — sagte uns, daß unsere Karawane, welcher er begegnet sei, in einer Entfernung von mehr als zwei Stunden auf uns warte. Er gab uns sodann etwas Zwieback, welchen wir aßen, worauf wir mit einander weiter zogen, um uns mit unsern Gefährten wieder zu vereinigen. Herr Carnet wollte haben, daß wir seine Kameele besteigen sollten; aber meine Stiefmutter und ich setzten, da wir auf deren Rücken nicht sicher zu sitzen befürchteten, unsere Reise auf dem feuchten Sande fort, während mein Vater, Herr Carnet und die ihn begleitenden Mauren auf den Kameelen ritten. Wir erreichten bald einen kleinen Bach, aus welchem wir trinken wollten, dessen Wasser wir aber so salzig als Meerwasser fanden. Herr Carnet bat uns, Geduld zu haben: wir würden an dem Platze, wo unsere Karawane warte, welches finden. Wir wateten durch den Fluß, dessen Wasser uns bis an die Kniee ging. Nachdem wir ungefähr eine Stunde gegangen waren, trafen wir wieder auf unsere Gefährten, welche mehrere Quellen

Digitized by Google

frischen Wassers gefunden hatten. Es wurde beschlossen, die Nacht auf diesem Platze zuzubringen, da er weniger dürr zu sein schien, als alle, die wir in der Nähe sahen. Die Soldaten wurden ersucht, Holz zu einem Feuer zu holen, welches wir zur Verscheuchung der rings um uns brüllenden wilden Thiere anmachen wollten, weigerten sich aber dessen; Herr Carnet versicherte uns jedoch, daß die Mauren, welche bei ihm wären, sehr wohl alle solche Eindringlinge von unserem Lager fern zu halten wüßten.

Wir verbrachten die Nacht sehr gut und setzten um vier Uhr Morgens unsern Weg längs dem Gestade fort. Herr Carnet verließ uns in der Absicht, Lebensmittel herbeizuschaffen. Am Mittage wurde die Hitze so drückend, daß selbst die Mauren sie kaum zu ertragen vermochten. Wir beschlossen daher, Schatten hinter den hohen Sandhügeln, die aus dem Innern hervorsahen, zu suchen; aber wie sollten wir sie erreichen? Der Sand war über die Maßen heiß. Wir hatten unsere Esel an der Küste lassen müssen, denn sie wollten weder vor- noch rückwärts. Der größere Theil von uns hatte weder Schuhe noch Hüte; dessenungeachtet mußten wir eine starke Stunde vorgehen, um ein wenig Schatten zu finden. Dennoch erstickten wir beinahe, sei es aus Mangel an Luft, oder durch die Hitze des Bodens, auf welchem wir saßen. Ich glaubte, meine letzte Stunde sei gekommen. Bereits sahen meine Augen nichts als eine finstere Wolke, als ein Mensch Namens Borner, welcher am Senegal ein Schmied gewesen sein soll, mir einen Stiefel mit etwas schlammigem Wasser gab, welches er vorsichtiger Weise aufbewahrt hatte. Ich faßte das elastische Gefäß und verschlang hastig die Flüssigkeit in großen Zügen. Einer meiner Gefährten, welchen der Durst gleich sehr quälte, und der mich um meinen Genuß beneidete, zog den Fuß vom Stiefel und bemächtigte sich seiner, was ihm aber nichts nützte. Das Wasser, welches sich noch darin befand, war so widerlich, daß er es nicht trinken konnte und es auf die Erde goß. Capitän Bégnère, welcher zugegen war und an dem ausgegossenen Wasser sah, wie ekelhaft das gewesen sein mußte, welches ich getrunken hatte, bot mir einige Krumen Zwieback an, welche er sorgfältig in der Tasche aufbewahrt hatte. Ich kaute dieses Gemenge von Brod, Staub und Tabak, konnte es aber nicht hinunterschlucken, und gab daher Alles gekaut einem meiner jüngeren Brüder, welcher vor Erschöpfung umgesunken war.

Wir waren im Begriffe diesen Bratofen zu verlassen, als wir unsern edelmüthigen Engländer herbeikommen sahen, welcher Lebensmittel brachte. Bei diesem Anblicke fühlte ich meine Kräfte wieder aufleben und wünschte mir nicht mehr den Tod, welchen ich vorher um Erlösung von meinen Leiden angerufen hatte. Es begleiteten Herrn Carnet mehrere Mauren, deren jeder beladen war. Bei ihrer Ankunft hatten wir Wasser nebst Reis und getrockneten Fischen im Ueberflusse. Ein jedes trank seine Portion Wasser, vermochte aber nicht zu essen, obgleich der Reis vorzüglich war. Wir wünschten alle sehnlichst an das Meer zurückzukehren, um uns baden zu können, und die Karawane machte sich auf den Weg nach den Felsen der Sahara. Nach einem einstündigen sehr beschwerlichen Marsch erreichten wir das Gestade und zugleich unsere Esel wieder, welche im Wasser lagen. Wir stürzten uns in die Wellen, und nach einem halbstündigen Bade ruhten wir auf dem Strande aus.

Noch war eine mühevolle Tagreise zu machen, ehe man die Ufer des Flusses Senegal erreichte, wo Boote in Bereitschaft sein sollten, um die Gesellschaft nach der Stadt St. Louis, dem Orte ihrer Bestimmung, zu bringen. Den Tag über beschleunigten wir unseren Marsch, und zum ersten Male seit unserem Schiffbruche stellte sich unserem Anblicke ein freundliches Bild dar. Die stets grünen Bäume, von denen jener stattliche Strom beschattet wird, die Kolibri, die Rothvögel, die Papageie, die Bienenfesser und andere Vögel, welche zwischen ihren langen geschmeidigen Zweigen flatterten, riefen in uns schwer zu beschreibende Gemüthsbewegungen hervor. Wir konnten unsere Augen nicht genug an den Schönheiten dieses Platzes weiden, dessen Grün einen so bezaubernden Anblick darbot, besonders nachdem wir die Wüste durchreist hatten. Ehe wir den Fluß erreichten, hatten wir einen kleinen mit dornigem Gebüsche bedeckten Hügel hinabzugehen. Es war vier Uhr Nachmittags vorüber, als die Boote der Statthalterschaft anlangten und wir uns alle einschifften. Zwieback und Wein fand sich in jedem derselben vor, und Alle wurden erquickt. Nachdem wir eine Stunde lang den Strom hinabgesegelt waren, kam uns St. Louis in Sicht, eine anscheinend elende Stadt, die wir aber nach so viel Ungemach mit Wonne erblickten. Um sechs Uhr Abends kamen wir in dem Fort an, wo der ehemalige englische Statthalter und Andere, worunter unser edler Freund Carnet, zu unserem Empfange

versammelt waren. Mein Vater stellte uns dem Statthalter vor, welchem unser Mißgeschick sehr nahe zu gehen schien, und dessen Mitleiden namentlich die Frauenzimmer und Kinder erregten. Die Eingeborenen und Europäer schüttelten den Unglücklichen theilnehmend die Hände, und selbst die Negersklaven schienen unser Unglück zu beklagen.

Der Statthalter brachte die Angegriffensten unserer Gefährten in einem Hospitale unter; verschiedene Einwohner der Colonie nahmen andere in ihre Häuser auf; Herr Artigue nahm sich auf die freundlichste Weise unserer Familie an. Als wir seine Wohnung erreichten, fanden wir dort seine Gattin, zwei Fräulein und eine englische Dame, welche alle uns ihren Beistand anboten. Frau Artigue geleitete meine Schwester Caroline und mich in ihr Haus und stellte uns ihrem Gemahle vor, welcher uns auf die freundlichste Weise empfing. Hierauf führte sie uns in ihr Ankleidezimmer, wo Negerinnen uns säuberten, unsere Haare in Ordnung brachten und uns ankleideten, indem ihre Gebieterin so gefällig war, uns mit Wäsche aus ihrer Garderobe zu versorgen, deren Weiße mit unseren gebräunten Gesichtern stark contrastirte.

Mitten im Unglück hatte ich meine Seelenstärke so ziemlich bewahrt; aber diese plötzliche Veränderung meiner Lage ergriff mich so, daß ich glaubte, ich verliere den Verstand. Als ich mich ein wenig von meiner Schwäche erholt hatte, führte uns unsere edelmüthige Wirthin in den Salon, wo wir ihren Gatten und mehrere englische Offiziere bei Tische sitzend fanden. Diese Herren luden uns ein, an ihrem Mahle Theil zu nehmen, wir genoßen aber bloß Thee und etwas Backwerk. Bei diesen Engländern war ein junger Franzose, welcher, da er ziemlich gut englisch sprach, den Dolmetscher zwischen uns machte. Auf ihre Aufforderung, ihnen die Geschichte unseres Schiffbruchs und all' unseres Mißgeschicks zu erzählen, thaten wir dieß mit wenigen Worten, worauf sie sich gewaltig verwunderten, wie Frauenzimmer und Kinder so viel Strapazen und Elend haben ausstehen können. Als sie sahen, daß wir der Ruhe bedurften, zogen sie sich alle zurück, und unsere würdige Engländerin brachte uns zu Bette, wo wir bald in tiefen Schlaf verfielen.

Herr Picard und seine Familie hatten nun ihren Bestimmungsort glücklich erreicht; es wartete seiner aber eine Reihe von Mißgeschicken,

deren erstes der Tod seiner Gattin und mehrerer Kinder war, welche von den bösartigen Krankheiten des Landes dahingerafft wurden. Sein Plan, sich eine Advocatenpraxis zu gründen, scheiterte an der Armuth des Volkes und an dem schlechten Zustande der Colonie-Angelegenheiten gänzlich. Der arme Picard, von häuslichem und anderem Unglücke niedergebeugt, unterlag nach manchem Ringen als Advocat, Kaufmann und Baumwollenpflanzer endlich dem Drucke des vielfachen Mißgeschicks, das ihn getroffen hatte. Er starb in einem fast hilflosen Zustande an einem gebrochenen Herzen. „Dieser letzte Schlag," sagt die Erzählerin, „stürzte mich in eine tiefe Melancholie. Ich war gleichgiltig gegen Alles: ich hatte binnen dreier Monate fast alle meine Verwandten sterben sehen. Ein fünfjähriger Waise, Alphons Fleury, unser Vetter, dessen Vormund mein Vater war, und welchen er immer als sein eigenes Kind betrachtet hatte, meine Schwester Caroline und ich waren alle, die von der Picard'schen Familie noch übrig waren, welche bei ihrer Abreise nach Afrika aus neun Personen bestand. Wir wären beinahe auch unseren lieben Eltern in das Grab gefolgt. Unsere Freunde brachten es jedoch durch ihre große Sorgfalt und Aufmerksamkeit dahin, daß wir nach und nach uns wieder faßten und die Gedanken an das, was wir erduldet hatten, zu verbannen suchten. So gewannen wir unsere Ruhe wieder und gaben zuletzt sogar der Hoffnung Raum, noch glücklichere Tage erleben zu dürfen. Diese Hoffnung war nicht trügerisch. Ein würdiger Freund meines Vaters, Herr Dard, welcher der Beschützer seiner verwaisten Kinder zu sein versprochen hatte, erwies sich als einen mehr denn freundschaftlichen Wohlthäter. Nachdem er die Trümmer unserer unglücklichen Familie gesammelt hatte, machte er mir den freundlichen Antrag, mich zu ehelichen, und ich brauche nicht zu sagen, daß Herr Dard meiner aufrichtigsten Anhänglichkeit würdig war. Somit verweigerte ich meine Hand demjenigen nicht, welcher bereits meine Achtung besaß. Meine Schwester Caroline heirathete später einen Herrn, welcher zu der Colonie gehörte.

Nachdem ich den Senegal mit meinem Gatten und dem jungen Alphons im November 1820 verlassen hatte, landeten wir einen Monat darauf wohlbehalten an den Küsten unseres theuren Frankreichs, welches wir nicht mehr zu verlassen beschlossen. Der Ort, wo wir uns niederließen, war meines Gatten Geburtsort in kleiner Entfernung

von Dijon, und hier hatte ich das Glück, neue Verwandte zu finden, deren zärtliche Freundschaft mich theilweise für den Verlust Derer entschädigt, welche mir in Africa der Tod von der Seite riß."

Charade.

Von Julie Ruhkopf.

Wer mein Erstes baut und gründet,
Dem gibt Clio reichen Lohn;
Dem auch, der es wild zerstöret,
Schallet Fama's Wunderton.

Sieh, des Zweiten off'ne Arme
Winken Dich zur Vaterstadt!
O, Du wärst ja wohl das Zweite,
Folgtest Du nicht solchem Rath!

Jeder wack're, nord'sche Krieger
In der alten Heldenzeit
Hat dem Zweiten seine Waffen
Und sein Leben stets geweiht.

Und mein Ganzes trug ein Tapf'rer
Aus dem schönen Morgenland
Einst auf seinen starken Schultern
Auf des Berges steilen Rand.

Auflösung der Charade auf Seite 192:
Agamemnon.

Der Kriegsschatz*).

Erzählung von A. Gossel.

„Höre, Großvater," fragte ein sehr klug aussehender Knabe, „ist's denn wahr, daß Du sonst ein Schulmeister gewesen bist? Ich habe das schon mehrmals von den Leuten sagen hören. Wenn Fremde durch unsern Ort reisten und nach dem Besitzer des schönen Hauses auf der Höhe fragten, so hieß es gewöhnlich: Es gehört dem Herrn Bergrath, aber manchmal sagten die Leute auch: dem alten Schulmeister! und dann wunderten sich die Reisenden über das prachtvolle Haus des Schulmeisters. War denn unser Haus eine Schule? Haben sie Dich denn vielleicht im Jahre achtundvierzig abgesetzt?"

Da lächelte der Großpapa und sagte: „Allerdings war ich ein Schulmeister, bin aber nicht abgesetzt oder aus diesem ehrenwerthen Stande verstoßen worden, am wenigsten im Jahre 1848; denn da hatte ich bereits seit langen Jahren den Schulscepter aus der Hand gelegt. Nein, ich bin freiwillig aus meinem Amte geschieden und in einen anderen Beruf getreten, weil mich der Höchste auf eine wunderbare Weise plötzlich reich mit Geld und Gut gesegnet hatte!"

„Bitte, lieber Großpapa, erzähle, wie das zuging!"

„Kind, das ist eine lange Geschichte und ich weiß nicht, ob du Alles fassen und begreifen wirst. Na, so höre zu! habe doch nicht eher Ruhe vor dir, bis du sie weißt.

„Ich war früher Lehrer in dem kleinen Städtchen Lübben, und da ich es ehrlich und redlich mit der Schule meinte, so fehlte es mir nicht an Beweisen der Liebe und des Vertrauens in Schule und Gemeinde. Nächst meiner Schule lag mir besonders die ältere Jugend, welche in Lübben etwas roh und ungesittet war, sehr am Herzen, und ich richtete deßhalb eine sogenannte Sonntags- und Abendschule ein, in welcher Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Deutsch u. s. w. gelehrt wurde. Anfangs zeigten sich die jungen Leute gegen diese nützliche Anstalt sehr eingenommen; allein bald schwand ihr Widerwille, als sie die

*) Selbst Erlebtes.

Nothwendigkeit derselben und meine gute Absicht immer mehr begriffen. Unter diesen meinen Schülern zeichnete sich der Sohn einer armen Wäscherin durch Fleiß und Wohlverhalten, sowie durch eine große Anhänglichkeit an mich ganz besonders aus, so daß ich ihn sehr schätzte und ihn in jeder Weise zu fördern suchte. Bisher hatte er sich in der hiesigen Puppenfabrik als Arbeiter kümmerlich ernährt, obwohl er immer den lebhaften Wunsch hatte, ein Handwerk zu erlernen. Auf meine Bitte nahm ihn ein braver Webermeister kostenfrei in die Lehre, trotz seines Alters von zwanzig Jahren. Ja, er gab ihm gar bald einen kleinen Wochenlohn und erklärte den geschickten und fleißigen Menschen schon nach Jahresfrist zum Gesellen. Nach Verfluß eines zweiten Jahres ließ er ihn sein Meisterstück machen, dessen Kosten ich vorschoß, sowie ich auch eine kleine Summe zum Ankaufe eines Webestuhls und eines kleinen Garnvorrathes hergab. Während der ganzen Zeit, als Geselle und Meister, war er Schüler der Sonntagsschule, und, versteht sich, der musterhaftesten einer.

„Eines Sonntags blieb er nach dem Schlusse des Unterrichts noch zurück, und ich entnahm daraus, daß er ein Anliegen habe. Bald genug zog er ein Zeitungsblatt aus seiner Tasche und sagte: ‚Bitte, Herr Cantor, lesen Sie doch einmal diesen Aufruf!‘ Es war eine öffentliche Bekanntmachung der Direction des Arbeits- und Besserungshauses in der Kreisstadt, in welcher der Tod des zeitherigen Werkmeisters mit der Aufforderung angezeigt wurde, daß Bewerber um sein erledigtes Amt in der genannten Anstalt sich innerhalb eines Monats melden möchten. Mit der Stelle war ein monatliches Einkommen von etwa zwanzig Thalern verbunden.

„Ich verstand sogleich, was er wollte, und sagte nach dem Durchlesen: ‚Ei ja, das wäre ein Platz für Sie. Der Werkmeister muß die Weberei, die Wollwäsche, den Wolleinkauf, die Puppenfabrikation und noch manches Andere verstehen, was Alles bei Ihnen glücklicher Weise der Fall ist. Melden Sie sich! Machen Sie das Meldungsschreiben und bringen Sie es mir zur Durchsicht! Unterdeß will ich selbst an den Director der Anstalt, in dessen Familie ich ein Jahr lang Lehrer war, schreiben.‘

„Was wir gewünscht und erbeten, erfolgte. Nach vierzehn Tagen schon erhielt der Weber Schroer, so hieß mein Schützling, die Weisung, sein Amt als Werkmeister anzutreten. So war aus einem

armen Fabrikarbeiter ein wohlversorgter Beamter geworden, dem nichts fehlte, als etwa ein wenig mehr Freiheit; denn von fünf Uhr früh bis Abends um acht hatte er außer der kurzen Zeit, welche die einfachen Mahlzeiten in Anspruch nahmen, ohne Unterbrechung Dienst, und zwar bei vielfach böswilligen, widersetzlichen Menschen, denen alle Arbeit ein Gräuel war, und die sich eben in Folge dessen in's Arbeits- und Besserungshaus gesperrt sahen. Auf Rosen wandelte er nicht; dennoch war er mit seinem Schicksale zufrieden und dem Höchsten herzlich dankbar. Er that unermüdet seine Pflicht, war stets bescheiden und dienstfertig gegen seinen Director, den Vorsteher der Anstalt, gegen die Mitbeamten freundlich, offen und zuvorkommend und gegen die Sträflinge selbst mild und nachsichtig. Er hatte diesen ihre tägliche Arbeit zu geben, zu überwachen, am Abend abzunehmen und dem Director zu überliefern. Diese bestand in Weberei, Bearbeitung der Wolle, in Flechterei, Fabrikation von Puppen, Spinnen u. s. w. Die Anleitung hierzu mußte der bestellte Werkmeister den Unkundigen geben; denn Jeder war verbunden, sich zu irgend einer Arbeit zu verstehen. Ungehorsame oder Lässige brachte er dem Director zur Anzeige, und dieser verhängte dann irgend eine Strafe über sie, leichter oder schwerer, je nach der Größe oder Wiederkehr ihrer Vergehen. Die Strafen selbst vollzogen die Aufseher, besonders wenn es körperliche Züchtigungen waren. In diesem Falle wurde der Sträfling mit der Vorderseite an den sogenannten „Baum" geschnallt, und erhielt nun die ihm zuerkannten Hiebe mit einer Knute und zwar in Gegenwart des Directors, der Beamten und sämmtlicher Gefangenen.

„So war mein Schroer vier Jahre als Werkmeister in dieser Anstalt gewesen, hatte mir oft geschrieben, mich auch dann und wann, besonders zu hohen Festzeiten, an welchen er am leichtesten ein paar Tage Urlaub erhalten konnte, besucht, und sich endlich auch glücklich verheirathet.

„Eines Abends sitze ich noch spät über den Schreibheften der Schulkinder, um die Arbeiten derselben zu corrigiren, als an der Hausthüre gepocht und diese von dem Dienstmädchen, welches im Hausflure mit dem Reinigen der beschmutzten Stiefel und Schuhe der Kinder beschäftigt war, geöffnet wurde.

„Ein schwerer Mannesschritt kommt herauf, die Stubenthüre geht auf, und zu meinem äußersten Erstaunen tritt — Schroer herein.

‚Mein Gott,‘ rief ich, ‚wo kommen Sie her? Ist es Ihr Geist, oder sind Sie es leibhaftig?‘

„‚Ich bin es wirklich, Herr Cantor. Sie haben allerdings Recht, wenn Sie über diesen so ganz unerwarteten Besuch staunen. Die Ursache desselben ist auch sehr ungewöhnlich. Erlauben Sie mir nur ein klein wenig Ruhe, und dann sollen Sie Alles erfahren!‘

„Als ich ihn noch immer erstaunt und wohl auch ein wenig erschrocken ansah, denn meines Wissens durfte er die Anstalt in dieser Zeit gar nicht verlassen, lächelte er und sagte: ‚Fürchten Sie nichts! ich bin nicht entlaufen, bin auch nicht fortgejagt. 'S ist nur Gutes, was ich zu berichten habe.‘

„Nachdem er sich ein wenig erfrischt und ausgeruht hatte, schloß er die klaffende Kammerthüre und sah sich überall vorsichtig nach einem etwaigen Lauscher um, so daß es mir auffiel, und ich scherzend sagte: ‚Nu, nu, lieber Schroer, Sie machen ja großartige Anstalten! Was wird denn da herauskommen?‘ Er aber ließ sich nicht stören, und als er sich überzeugt hatte, daß wir unbelauscht waren, begann er endlich in folgender Weise: ‚Lieber Herr Cantor, Sie sind seit vielen Jahren nächst Gott mein größter Wohlthäter gewesen und . . .‘

„‚Still!‘ antwortete ich, indem ich mit meiner Hand nach seinem Munde fuhr.

„‚Nein, nein, es ist keine Lobhudelei, ist vollkommen wahr! Ueberdies gehört das Wort auch zur Sache, und,‘ fuhr er fort, ‚ich habe es jetzt, so Gott will, in der Hand, Sie glücklich zu machen.‘

„‚Sehe mal Einer, will mich glücklich machen, als ob ich es nicht schon wäre!‘ antwortete ich.

„‚Ja, schönes Glück, sich täglich mit hundert losen Buben herumzuschlagen!‘ erwiederte er. ‚Kurzum, ich will Sie glücklich machen und bitte, lachen Sie nicht und unterbrechen Sie mich nicht wieder, die Sache ist ja wirklich purer Ernst.‘ Ich zwang ihm zu Liebe meine neckische Miene in ernste Falten, und er fuhr fort: ‚In unserer Anstalt lebt ein alter Wachtmeister, der ehemals unter den schwarzen Husaren, den sogenannten Todtenköpfen, gestanden hat. Dieser alte Kriegsmann ist durch allerlei Widerwärtigkeiten, Unglücksfälle, sowie durch eigene Schuld und Vergehungen in's tiefste Elend gerathen und ist seit Jahren schon ein steter Bewohner unseres Arbeits- und Besserungshauses, weil er sich arbeitslos und arbeitsscheu und ohne Obdach, Pfleger und Freund

umhertreibt, wenn er von uns ja einmal versuchsweise entlassen worden ist, und immer wieder aufgegriffen und uns zur Aufbewahrung und Besserung übergeben wird. Dieser Mann, eine große, kräftige, wenn auch verkommene, doch immer noch gebietende Kriegergestalt, hat in Folge meines Mitleids mit ihm und mancherlei Erleichterungen, die ich ihm verschafft, oder Strafen, die ich von ihm abgewandt, nach und nach eine so große Zuneigung zu mir gefaßt, daß er einstens, als er mit mir allein war, meine Hand faßte, herzlich drückte und mit thränenden Augen sagte: „Herr Werkmeister, Sie sind seit vielen Jahren der Erste, der mich wie einen Menschen und nicht wie einen Hund behandelt, der nicht verlangt, daß ich alter Mann noch arbeiten soll wie ein Zwanzigjähriger, der meine Hand, die den Säbel zu halten gewohnt war, nicht an's Spinnrad oder an den Webestuhl zwingt und, wenn ich widerstrebe, an den Bock schnallen läßt. Herr, ich habe wohl gesehen, wie Sie sich mitleidig abwandten, als mir der schurkische Aufseher Reinhardt, dem ich einen Fußtritt gegeben, die letzten Hiebe mit unbarmherziger Hand aufzählte. Sie haben ein Herz: machen Sie, daß Sie hinauskommen, und ich will dazu helfen. Ja, sehen Sie mich alten Kerl nur immer verwundert an! Ich — ich will Sie mit Geld überschütten, ich, der alte, bettelhafte, von aller Welt verachtete und ausgestoßene Züchtling. Kommen Sie näher!" Als ich es gethan, erzählte er mir Folgendes:

„„Wir hatten 1815 bei La Chaise ein hartnäckiges Reitergefecht mit den Panzerreitern der alten Garde bestanden und waren, heimgekehrt in unser von den Franzosen verlassenes Dorf, eben im Begriffe, die Pferde abzusatteln und zu füttern, als ich schleunigst zu unserem Rittmeister beordert wurde. Nach dem Eintreten bei ihm gebot er hastig: „Wachtmeister, sofort 80 Pferde heraus; es gilt, dem Feinde eine schwere Fourage- und Geldladung abzunehmen. Heute Abend elf Uhr soll durch das Holz von La Chaise dem Heere der Franzosen Fourage zugeführt werden und darunter zwei schwerbeladene Geldwagen. Wollen Sie den Zug führen? Dann aber um Alles in der Welt vorsichtig! Wir brauchen die Fourage so nothwendig, wie der Feind, und sein Geld ist auch nicht zu verachten. Lassen Sie eine Viertelstunde vom Wege absitzen, damit der Feind unsere Pferde nicht höre, schleichen Sie sich mit etlichen verläßlichen Leuten vor und geben Sie den Zurückgebliebenen zur rechten Zeit ein Signal! Lassen Sie

den Feind nicht entkommen, um keinen Preis! Unsere Pferde brauchen zu nöthig Fourage. Nur die Fouragewagen in's Auge gefaßt, wenn auch das Geld zum Teufel fährt! Verstanden?" — „Zu Befehl, Herr Rittmeister!" — „Na, nun fort! es ist jetzt neun Uhr. Füttern Sie eine halbe Stunde, mittlerweile dunkelt es, dann gehen Sie ab! In Zeit von einer Stunde müssen Sie auf dem Platze sein. Besser zu früh, als zu spät!"

„‚Ich salutirte und ging ab, um schleunigst die Pferde füttern zu lassen und nebenbei achtzig der verwegensten Gesellen aus der Schwadron auszusuchen. Als das geschehen, ging's in leichtem Trabe nach dem etwa eine Stunde Weges vom Dorf entfernten Holze. Vor demselben liegt eine kleine Anhöhe, wo ich meine Leute halten und absitzen ließ. Da wir den Luftzug vom Gehölze her hatten, so hoffte ich mit Zuversicht, daß das Schnauben der Pferde vom Feinde nicht gehört werden würde. Außer meinen achtzig befohlenen Husaren hatten sich noch gegen zwanzig Freiwillige aus der Schwadron angeschlossen, Kerle, die den Teufel aus der Hölle geholt haben würden. Mit diesen drang ich zu Fuß in das Gebüsch und legte mich dicht an der Landstraße in den Hinterhalt, wohlverdeckt durch das an derselben hinlaufende Tannengesträuch und durch die Nacht, die bis dahin ziemlich dunkel war. Meinen Leuten vor dem Walde hatte ich den Befehl hinterlassen, beim Abfeuern eines Pistolenschusses nach zweien Seiten abzureiten und so die Landstraße von Nord und Süd zu schließen, dann vorzugehen und anzugreifen. Wir selbst wollten so lange aus dem Dickicht schießen, bis wir ihre Annäherung hörten, und den Feind in Verwirrung bringen. Wir lagen bis elf Uhr, es kam kein Feind; es schlug endlich in der Ferne zwölf, noch kein Feind. Schon fing ich an zu fürchten, wir möchten in den April geschickt worden sein und vergebens stundenlang in athemloser Spannung im nassen Grase gelegen haben, da stieß mich auf einmal mein Nachbar an, flüsternd: „Wachtmeister, hört Ihr die Kerle kommen? Ihr Halunken sollt theures Wartgeld bezahlen!"'

„‚Richtig, ich hörte ein dumpfes Geräusch; es kam näher, ich unterschied das Fahren von anrückenden schweren Wagen und den Tritt vieler Menschen. Es mußten die verheißenen Geldwagen oder Kanonen sein; das Rollen war dröhnend und schwer, trotz des etwas morastigen nassen Waldweges, besonders wenn die Wagen an Steine prallten.

„„Von den Mannschaften ließ sich kein Laut hören, sie waren gut eingeschult. Man kam näher und näher. Das Herz in meiner Brust pulsirte fieberhaft, meine Hände zitterten am Pistolen- und Säbelgriffe. Endlich sah ich einen Trupp Soldaten, Infanterie, mit gefälltem Gewehre leise daher schreiten. Wir hielten den Athem an und ließen sie passiren. Nach etwa fünf Minuten erschienen die ersten Wagen. Näher gekommen, sahen wir, daß es zwei Geschütze mit den dazu gehörigen Bedienungsmannschaften waren. Der aufgegangene Mond ließ uns Alles auf's Klarste erkennen. Dicht hinterher kamen die Fouragewagen, der Zahl nach vierundzwanzig, in ihrer Mitte zwei dröhnende, ächzende Geldwagen. Sowie die ersten Wagen an uns vorüber waren, gab ich mit einem Pistolenschusse das verabredete Signal. Kaum war der Schuß gefallen, so hielten jene, und es entstand auf einen Augenblick eine Todtenstille. Da hörte ich in der Ferne Pferdegetrappel: es mußten meine Husaren sein. Sofort stürzte ich unter Hurrahgeschrei auf den Feind, mir nach meine kühne Schaar. Niedergeschossen und gehauen wurde, was sich widersetzte; aber auch der Feind war nicht müßig. Nur einen Moment dauerte seine Ueberraschung. Im Nu hatten sich die hintersten Wagen gedreht und gingen, wie ich gefürchtet, zurück. Die vorderen eilten unaufhaltsam weiter, mitten im fortwährenden Kampfe mit uns. Da hörten wir auf einmal das furchtbare Dröhnen des Geschützes vor und hinter uns. Da ließ ich ab vom Kampfe und sprang mit einigen Leuten, die mir folgten, blitzschnell vorwärts nach den Kanonen. Hier entspann sich ein wüthender Faustkampf, in dem wir gewiß unterlegen wären, wenn nicht plötzlich meine Husaren im tollen Jagen die feindliche Infanterie vor uns hergetrieben hätten, die nun durch ihren Schreckensruf: der Feind, der Feind! Alles in die größte Verwirrung brachte. Diese benützten wir, die Kanonen zu vernageln, und nun ging's von Neuem auf den Feind, der sich hartnäckig wehrte, endlich aber doch, zusammengehauen oder versprengt, unterlag.

„„Aehnlich wie hier war auch der andere Theil des Stückes gespielt worden: die umgewendeten Wagen waren von der andern Abtheilung Husaren aufgehalten und angegriffen worden; doch da dieß im Freien geschah, so hatten die ersten Kartätschenschüsse unter den Unsrigen erheblichen Schaden gethan, und mancher tapfere Husar fand hier seinen Tod. Dafür aber war der Feind hier gänzlich aufgerieben,

und der Kampfplatz lag voller Leichen. Als der Sieg an unserer Stelle entschieden war, ließ ich sofort die erschossenen Gespannpferde wegräumen, andere einspannen und die erbeuteten Wagen in Sicherheit bringen. Ich selbst blieb so lange auf dem Platze, bis der letzte Wagen nach unserem Lager abgefahren war. Nachdem dieß in einem Zeitraume von etwa zwei bis drei Stunden geschehen war, hatte sich der Mondschein in Tagesdämmerung umgewandelt. Wie ich da mit zweien meiner Leute, dem Unteroffizier Grune und dem Gefreiten Herz, am Wege hinreite, stößt mein Pferd auf einmal an etwas Hellklingendes. Ich blicke herunter und steige endlich ab. Was war es? Im Wege lag ein aufgeschlagenes Geldfaß mit einer Masse verschütteten Geldes, und im Graben befanden sich noch zehn volle Fässer mit der eingebrannten Zahl 50,000. Entweder hatte der Feind das Geld abgeworfen, um schneller fliehen zu können, oder unsere Leute hatten zu plündern versucht und waren gestört worden. Als wir das zerstreut umherliegende Geld aufhoben, waren es lauter neugeprägte Napoleonsd'ors. Da kam der Geldteufel über uns. Nehmt, rief es in uns, jetzt könnt ihr Zeitlebens glücklich werden! Einer las in des Andern Augen, Einer nickte dem Andern zu. Wir hoben, wie verabredet, drei Fässer auf, nahmen sie auf die Pferde und sprengten in den Wald hinein. Im tiefsten Dickicht legten wir sie nieder, verdeckten sie mit Laub und Erde, um sie in der folgenden Nacht zu vergraben. Nun kehrten wir auch zurück, belobt und belohnt von unserem Rittmeister, der sich weit mehr über den eroberten Hafer und das Heu freute, als über die zwei Kriegskassen. Ein Commando Husaren, an der Spitze ein Offizier, holte trotzdem sofort die Flüchtlinge im Graben, nämlich die abgeworfenen Geldfässer.

„Am selben Abend noch, während Alles von den großen Strapazen fest schlief, schlichen wir drei mit Spaten, Schaufel und Hacke leise und vorsichtig in das Gehölz, suchten und fanden und vergruben unsere Schätze und zwar jedes Faß dreißig Schritt von dem andern, so daß, wenn eines unglücklicher Weise von fremder Hand gefunden würde, doch nicht Alles verloren wäre. Nach beendetem Geschäfte schworen wir uns gegenseitig die tiefste Geheimhaltung zu, sowie ehrliche und redliche Theilung des Schatzes, wenn einmal die Kriegsjahre vorüber und Friede und Ruhe im Lande zurückgekehrt seien. Am folgenden Tage schon wurde einerseits die Erfüllung des eben

Der Kriegsschatz.

Digitized by Google

gethanen Schwurs unmöglich gemacht; denn beide Theilhaber an der Beute, Grune und Herz, fanden ihren Tod im Kampfe mit dem empörten Landvolke, das man gegen uns, die man Feinde des Vaterlandes, Menschenfresser, Schänder der Religion u. s. w. nannte, aufgewiegelt hatte. Tausend Gefahren hatten sie im rühmlichen Kampfe, in offener Feldschlacht bestanden, und jetzt fielen sie noch durch die Hand elender, aufgehetzter Bauern. Mir schien es ordentlich als eine Strafe für unseren Raub, denn ein solcher war es, da wir das Geld an unsere Vorgesetzten hätten abliefern sollen, und ich war manchmal ein wenig unruhig und dachte: Wann wird dich die Kugel treffen, und wenn sie dich erreicht, so hast du umsonst deine Ehre verletzt. Manchmal stand ich auf dem Sprunge, meinem Rittmeister die ganze Geschichte zu erzählen; allein theils Scham, vor Allem aber das wilde Kriegsleben brachte mich nicht dazu. So ist es gekommen, daß der Schatz heut' noch vergraben liegt. Sie, Herr Werkmeister, sollen ihn haben, Sie will ich glücklich machen, Sie allein, keinen Andern. Wenn Sie ihn nicht wollen, mag er vermodern.'

„,Das ist,' fuhr Schroer weiter fort, ,die merkwürdige Erzählung des alten Mannes, an dessen Wahrhaftigkeit ich keinen Augenblick zweifle. Daß er die Geldfässer vergraben, ist gewiß; ob sie aber noch da sind, das weiß Gott. Der Alte bezweifelt auch das nicht, da er meint, der Platz, wo sie lägen, wäre zu sicher, die Tiefe, in der sie das Geld vergraben, zu groß, als daß ein Uneingeweihter es finden könnte. Was sagen Sie, Herr Cantor, wollen wir, wollen Sie den Schatz heben? Denn der alte Wachtmeister ist es zufrieden, daß Sie die Hebung besorgen, da er in Folge meiner Mittheilungen über Ihren Charakter Vertrauen zu Ihnen hat. Am Ende mag er wohl auch eingesehen haben, daß ich von meinem Dienste nicht abkommen und nach Frankreich reisen kann. Nu, was sagen Sie? Wollen Sie die Zeit, das Geld und die Reise riskiren?'

„,Liebster Schroer, ich gestehe offen, Ihre Erzählung hat mich wunderbar bewegt; sie klingt zwar mährchenhaft, aber lockt und reizt, als sollte man gleich fort. Jedoch sie macht auch schwere Bedenken, Bedenken aller Art. So nur das: Einmal, bei der ganzen Sache ist eine nicht abzuleugnende Unehrlichkeit. Das Geld ist gestohlen, wenn auch als Kriegsbeute. Dann, dieses soll im Jahre 1815 geschehen sein, und jetzt schreiben wir 1825: es sind also volle zehn Jahre ver-

flossen. Warum hat denn der alte Wachtmeister das Geld in dieser langen Zeit nicht selbst geholt, da er doch, wie Sie vorhin sagten, sich seit Jahren als Bettler umhertreibt. Oder könnte er nicht den Schatz schon gehoben und durchgebracht haben? Ist dem aber nicht so, kann der Schatz nicht von fremder Hand gefunden und weggebracht worden sein, und wir zögen mit leerer Tasche und langer Nase wieder ab? Oder noch eine Möglichkeit: macht sich der Alte das nicht etwa selbst weiß? täuscht er sich nicht selbst und glaubt an Etwas, das nie geschehen ist? Man hat solche Beispiele. Freund, es ist eine faule Geschichte. Lassen wir sie und denken nicht mehr dran!'

„'Bester Herr Cantor, was Sie da sagen, habe ich Alles mir selbst schon vorgestellt; allein bei alledem bleibt die Sache mit dem Schatze wahr, das ist weder Lüge noch Täuschung. Sie sollten nur den alten Wachtmeister sehen und hören, wenn er erzählt! Seine ganze Darstellung ist so lebhaft, und er weiß so viele kleine Einzelnheiten anzugeben, daß selbst der Ungläubigste überzeugt wird.'

„'Zugegeben, sie sei wahr, warum hat er den Schatz nicht selbst gehoben? Warum treibt er sich als hungernder, verachteter Bettler umher, wenn er solche Schätze haben könnte? Sagen Sie, haben Sie ihn nicht darum gefragt?'

„'O ja, ich habe ihm meine Bedenken offen gesagt, und für alle konnte er Rede und Antwort geben. Auch habe ich mich später hie und da vorsichtig erkundigt und überall gefunden, daß er die Wahrheit gesagt. So war ebenfalls mein größtes Bedenken, warum er den Schatz nicht selbst gehoben. Auf meine Frage protzte er wuthentbrannt auf und rief: „Konnt' ich denn? Haben sie mich denn nicht schändlicher Weise acht Jahre in's Zuchthaus gesteckt, und in den letzten zwei Jahren fortwährend in diesem verdammten Loche 'rumgeschleift? Bin ich denn je wieder ein Mensch gewesen? Pulver und Blei! — Na, komm' ich mal los, dann weh ihnen! Uebrigens bin ich 'n Mal draußen gewesen, als ich aus dem Zuchthause kam, wollt' den Schatz heben, haben mich aber aufgegriffen, weil ich keinen Paß hatte und unter polizeilicher Aufsicht stand. Sie lieferten mich zum erstenmal hierher, in dieses Höllenloch, wo man einen Kriegsmann vom alten Fritzen und von 1813, 1814 und 1815 herprügelt wie einen Hund und spinnen läßt wie ein altes Weib. Pulver und Blei! Hab's aber dem Halunken, der mich hinter Schloß und Riegel brachte,

eingetränkt! Hab' ihm seinen Riecher zerklopft, daß ihm das Spioniren auf Lebenszeit vergangen ist!"

„,Das Alles wurde mir später bestätigt. Er hatte sich in eifersüchtiger Wuth an dem katholischen Geistlichen seines Ortes vergriffen, diesen durch einen Tritt und Wurf gefährlich verletzt, und war in Folge dessen mit Verlust aller militärischen Ehren, Orden und Rechte sechs Jahre in's Zuchthaus gesteckt worden. Kaum aus demselben entlassen, wird er auf fremdem Gebiete, im Nachbarstaate, von einem Gensdarmen angehalten, nach seiner Legitimation gefragt und da diese fehlt, festgenommen, um in seine Heimath zurücktransportirt zu werden. Das ist auf der erwähnten Reise gewesen, auf welcher er seinen Schatz heben wollte. Er widersetzt sich, schlägt den Gensdarmen mit seinem Knüttel dermaßen über Gesicht und Kopf, daß dieser als todt nach Hause getragen wird, lange Zeit an seinen Wunden krank darnieder liegt und endlich als ein krüppelhafter Mensch sein Krankenlager verläßt. Was war die Folge davon für den alten Hitzkopf? Er kam abermals zwei Jahre in's Zuchthaus, steht seitdem unter der schärfsten polizeilichen Aufsicht, und wenn er ja einmal die Grenzen seines Orts verläßt, oder Abends neun Uhr nicht zu Hause ist, so wird er gefaßt und hierher in's Arbeits- und Besserungshaus gesteckt. Das ist der alleinige Grund, weßhalb er seinen Schatz nicht geholt hat. Es ist ihm unmöglich gewesen.'

„,Hm! das verhält sich Alles so?'

„,Alles, Herr Cantor, buchstäblich. Sie können es selbst in unsern Acten lesen.'

„Sinnend saß ich lange an der Seite Schroers. Ich hatte noch tausend Bedenken, aber doch war die Sache verlockend. Ich konnte nicht ja, aber auch nicht nein sagen. Endlich ermannte ich mich und sagte zu Schroer: Lieber Freund, für den Augenblick kann ich mich zu nichts entschließen. Ich will mir Alles wohl überlegen und Ihnen meinen Entschluß binnen vierzehn Tagen melden. Das war dem Schroer gar nicht recht, denn er glaubte, es könne gleich fortgehen; allein er sah bald genug ein, daß ich Recht hatte und verließ mich.

„Nach Verfluß der genannten Zeit und nachdem ich Alles wohl erwogen, war ich geneigt, unter gewissen Bedingungen das Unternehmen zu wagen. Ich schrieb deßhalb wie folgt an Schroer:

„‚Lieber Freund!

„‚Nach langem Hin- und Herüberlegen bin ich entschlossen, die Reise zur Auffindung des Schatzes zu unternehmen. Ich bedinge aber Folgendes, was Sie dem Alten sagen mögen. Erstens, er selbst hat freiwillig zugegeben, daß der aufzufindende Schatz unter uns Drei gleich vertheilt werde. Das bin ich natürlich wohl zufrieden. Zweitens, und das ist mir eine Hauptsache, es muß an die französische Regierung geschrieben, dieser von dem vergrabenen Schatz in ihrem Lande gesagt und angefragt werden, ob Fremde ihn heben dürfen und unter welchen gesetzlich bestehenden Bedingungen? Ich will durchaus nicht Theilnehmer an unrechtmäßigem Gute sein. Die Kosten der Reise übernehme ich. Will der Alte das eingehen, so soll die Reise geschehen, sonst gebe ich die Sache auf. Ich habe so keine rechte Lust, nun es zu einem Entschlusse kommen soll, und bin ordentlich bange davor. Es versteht sich von selbst, daß die Sache vorläufig das größte Geheimniß bleibt u. s. w.‘

„Nach einigen Tagen ging Schroers Antwort ein. Er schrieb:

„‚Lieber Herr Cantor!

„‚Das hat Kämpfe gekostet und Flüche gesetzt, ehe der alte Sünder Ja gesagt hat; aber es ist endlich geschehen. Er ist es zufrieden, daß Sie an die französische Regierung schreiben. Na, wie er die in seinem alten Grimme nannte, will ich verschweigen.

„‚Thun Sie das sobald als möglich, damit Sie in den nächsten Michaelisferien die Reise noch antreten können. Glück auf!‘

„Das geschah auch. Ich berichtete der französischen Regierung, daß in einem der zahlreichen Gefechte während der Jahre 1813—15 eine Kriegsbeute in ihrem Lande vergraben und wahrscheinlich bis heut' noch nicht aufgefunden sei, ob sie deren Aufsuchung gestatte und unter welchen Bedingungen? Nach einiger Zeit wurde mir in einem sehr artigen Schreiben geantwortet, daß der Ausgrabung nichts im Wege stünde, wenn ein Viertheil des Fundes dem Staate und ein zweites dem Eigenthümer des betreffenden Grundstücks überlassen würde; wäre der Staat selbst Eigenthümer, so würde der Schatz zwischen diesem und mir zu zwei gleichen Hälften getheilt werden. Das schien mir auch ganz in der Ordnung; aber der Alte! der gab eine solche Theilung gewiß nicht zu. Ich schickte den Brief der französischen Regierung selbst an Schroer und schrieb ihm: ‚Lassen Sie ihn selbst

lesen! Wenn er will ist's gut; wo nicht, so läßt er's bleiben. Ich behalte dann mein schönes Reisegeld.' Aber zu meinem größten Erstaunen kam schon nach wenigen Tagen eine bejahende Antwort. Der Alte mochte wohl einsehen, daß er nur auf diesem einzigen Wege zu seinem Ziele, d. h. zu dauernder Freiheit kommen könne, und hatte seine Einwilligung dazu gegeben. Mit derselben folgten auch die bisher geheim gehaltenen näheren Kennzeichen der Oertlichkeit, die den Schatz bergen sollte. Er beschrieb diese so: ,Das Gehölz liegt, wie schon bekannt, östlich von La Chaise an einer kleinen Anhöhe und hat in der Mitte einen morastigen Sumpf, an welchem damals mächtige Ahornbäume standen. An einem lehnte ein Grenzstein. Von diesem gehe man genau dreißig Schritte in gerader Richtung von West nach Ost bis zu einer Buche, welche am untern Theile ihres Stammes drei Säbelhiebe hat, die jedenfalls jetzt noch sehr kenntlich sind. Zwei Schritte rechts liegt das erste Faß. Man gehe zurück an den Sumpf und wende sich wieder dreißig Schritte nach Norden. Da steht eine alte Eiche, und an ihrem Stamme, der auch drei Hiebe hat, ruht das zweite Faß. Man suche wieder den Sumpf und gehe nach dem alten Weidenstumpfe. In dessen Höhlung, aber tief in der Erde, liegt das dritte Faß, verborgen unter einem Steine, Erde und Moos. Es ist, wenn man an Ort und Stelle ist und diese Kennzeichen weiß, ein Irrthum gar nicht denkbar.'

„Als ich dies Alles so haarklein las, da, ich gestehe es offen, brannten mir denn doch die Sohlen, und nun konnte ich selbst nicht länger warten, sondern traf alle Vorkehrungen zur Reise, und eines schönen Tages, es war der 29. September, rollte ich mit der Post dem Rheine zu. Am dritten Tage schon traf ich in der nahen Stadt Chalons ein, von wo aus noch ein Stündchen Wegs nach La Chaise führt, in dessen Nähe das Gehölz mit seinen Schätzen lag.

„Nachdem ich mich ausgeruht, marschirte ich La Chaise zu. Unterwegs traf ich einen alten Bauern aus La Chaise, den ich nach und nach auf die Kriegsbegebenheiten der letzten Vergangenheit brachte, und hörte aus seinem Munde, was mir viel Vertrauen einflößte, von dem Reitergefechte bei La Chaise und selbst von der Wegnahme des großen Fouragetransports und zweier Kriegskassen. Ja, er wußte sogar, daß eine derselben geplündert worden, und sagte, man habe noch lange nachher Geldstücke im Graben und Walde gefunden. Das

machte mir das Herz immer leichter. Wird es aber noch da und aufzufinden sein? Das war freilich eine andere Frage.

„Unter solchen Gesprächen aus der Vergangenheit kamen wir in kurzer Frist nach La Chaise, einem hübschen Orte, fast ganz neu gebaut, da die Kämpfe zwischen den Verbündeten und Franzosen sich hier mehrmals erneuert hatten, und bei denselben das Dorf aus dem Grunde zerstört worden war. Ich kehrte in dem Gasthofe des Dorfes ein, ließ mir eine Flasche Wein geben, den man dort sehr gut und billig bekommt, weil man denselben ganz in der Nähe selbst baut. Auch den Wirth, einen sehr lebhaften, abgeschliffenen Franzosen, brachte ich auf die Kriegsjahre der Neuzeit, um wo möglich noch Näheres und Bestimmteres, besonders über die Oertlichkeit, zu hören.

„‚Ja,‘ sagte er, ‚das waren schlimme Zeiten. Die verdammten Preußen haben uns arg mitgespielt!‘ Ueber diese ging es nun auf's heftigste los, und da er von mir gehört hatte, ich sei ein Sachse, that er sich nicht den mindesten Zwang an. Nach dem Abendbrode nahm mich der gefällige Franzose mit in seinen Garten und führte mich endlich auch nach der Höhe, angeblich in seine Weinberge. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich, oben angekommen, nirgends eine Spur von Wald oder Gehölz sah, vielmehr lauter in üppiger Fülle prangende Weingärten. Da verließ mich aller Muth, und kaum konnte ich die nöthige Fassung vor meinem Begleiter behaupten.

„‚Ich hörte,‘ fing ich endlich etwas kleinlaut an, ‚daß hier herum ein Gehölz liege. Wo ist denn das?‘

„‚Lag, lag, lieber Herr; ist schon lange her. Es war Staatseigenthum, da aber die Kriegsfurie, d. h. die fatalen Preußen, auch hier gehaust und Baum und Busch abgeschlagen und zu Lagerfeuern verwendet hatten, so war das schöne Gehölz eine jämmerliche Ruine geworden, und die Regierung ließ nach beendigtem Kriege die traurig dastehenden Ueberbleibsel und Zeugen roher Brutalität gänzlich ausrotten, den Boden an uns verpachten, und wir legten auf demselben am südlichen Abhange Weinberge an. Wo vor Jahren die Kanonen donnerten, Rosseshufe die hoffnungsvollen Saaten zerstampften, die friedliche Waldesstille von wüthendem Kampfe und wildem Kriegsgeschrei gestört wurde, da sehen Sie jetzt Spaten und Hacke in der Hand des fleißigen Winzers, der die edle Traube baut und pflegt. Das kostbare

Menschenblut hier in Strömen vergossen, ist in wohlschmeckenden labenden Rebensaft verwandelt.‘

„‚Das ist Alles recht schön,‘ dachte ich; ‚aber — wo liegt unser Schatz? O weh, nicht eine Spur davon! Weit und breit Nichts, als Weinanlagen, die mich zu einer andern Zeit entzückt haben würden: jetzt verwünschte ich sie.

„Nach stundenlangem Spaziergang kehrten wir zurück. Ich bestellte mir ein Abendbrod; allein statt zu essen saß ich und grübelte. Ja, ich vergaß mich zuletzt so sehr, daß ich ausrief: Ich wollte, er wäre, wo der Pfeffer wächst!

„‚Wer, mein lieber Herr?‘ fragte lächelnd der Wirth, welcher zu meinem Erstaunen neben mir saß und mich mit ganz eigenthümlichem Gesichte ansah, gleichsam als hätte er in meinem Innern gelesen. Daß ich kein harmloser, in's Blaue reisender Fremder sei, mochte er ahnen.

„‚Wen meinen Sie mit dem Pfefferlande? den Wein, den Sie schon seit zehn Minuten im Glase anstarren und nicht trinken, — den Wirth, — oder,‘ fügte er listig und leise hinzu: ‚was Sie suchen?‘ Er hatte mich also errathen, und da half nun auch keine weitere Zurückhaltung. Ich mußte mich ohnedies der nächsten Behörde entdecken, wodurch die ganze Angelegenheit offenkundig wurde. Ich ließ deßhalb den Schulzen rufen und eröffnete ihm im Beisein des Wirthes die Sache im Allgemeinen, natürlich ohne nähere Ortsangabe. Beider Erstaunen war grenzenlos. Als sie sich von demselben einigermaßen erholt hatten, beschworen sie mich, der Staatsbehörde nichts anzuzeigen, sondern mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und zu theilen. Ich lehnte diesen unehrenhaften Antrag natürlich auf das entschiedenste ab, indem ich ihnen sagte, daß ich zu einer solchen Theilung kein Recht habe, vielmehr nur ein Abgesandter jenes Kriegers sei, welcher den Schatz vergraben, und daß ich morgen schon die Behörde aus Chalons herholen werde, um im Einverständnisse mit ihr die Ausgrabung zu beginnen.

„Als sie endlich alles weitere Reden vergeblich fanden, ließen sie ab mit Bitten, saßen aber lange stumm, und ich sah nur zu deutlich, wie es in ihnen arbeitete. Endlich brach der Schulze auf, und der Wirth leuchtete ihm hinaus. Zu meiner Verwunderung kam er den ganzen Abend nicht wieder, und nur erst kurz vor dem Schlafen-

gehen trat er ein, und zwar, was mir auffällig war, mit einer ganz eigenthümlich kriechenden Freundlichkeit, während er vorher zwar auch sehr artig und gesprächig gewesen war, aber in harmloser, offener Weise.

„Gott im Himmel! dachte ich, du hast eine große Unklugheit begangen und diesen Mann sammt den andern durch die Entdeckung deines Geheimnisses und der Zurückweisung von der gemeinsamen Theilung vielleicht zu deinen Todfeinden, zu Verbrechern gemacht. Nur zu klar las ich aus den verstörten Blicken des Wirthes, daß er sich mit unseligen, mit Mordgedanken trug. Nicht viel fehlte, und ich wäre ohnmächtig in die Kniee gesunken, aber der Höchste hielt mich aufrecht und zeigte mir einen Ausweg. Als der Wirth die Lampe ergriff und mir zu Bette leuchten wollte, nickte ich ihm zu, tippte leise auf seine Hand und sagte: ‚Noch nicht; schicken Sie den Knecht hinaus!‘ Als er denselben unter einem Vorwande entfernt hatte, sagte ich: ‚Herr Wirth, ich habe heute zwei Fehler begangen, einer läßt sich noch gut machen. Erstens, ich habe Ihnen und dem Schulzen das Geheimniß von dem Schatze verrathen und die Theilung desselben mit Ihnen Beiden verweigert. Was habe ich damit gemacht? Zwei Mörder. Hört Ihr, Wirth, donnerte ich, zwei Mörder! Ich weiß Alles, Alles.‘ Ich hatte anfänglich leise, dann aber immer lauter, endlich mit dröhnender Stimme gesprochen. Da sank der Getroffene auf die Kniee nieder und flehte: Gnade, Gnade! So hatte ich recht geahnt und den Sünder getroffen. Als er noch so da lag, trat der Knecht herein. Ich eilte auf ihn zu und sagte: ‚Eurem Herrn ist plötzlich unwohl geworden, faßt an, wir wollen ihn zu Bette bringen.‘ Willenlos ließ der Wirth das wie ein Schwerkranker mit sich geschehen. Es mochte ihm auch wirklich nicht gar wohl zu Muthe sein.

„Nachdem ich die Kammerthüre geschlossen, gebot ich dem Knechte, die Wirthin zu rufen. Sowie derselbe aus der Stube war, eilte ich schnell nach dem Hausflur, öffnete und flog in's Freie. Jetzt erst fühlte ich das Gräßliche der Todesgefahr, der ich eben entgangen war und sank in die Kniee. Endlich ermannte ich mich und eilte immer gerade aus. In dieser Weise mochte ich wohl zwei Stunden gelaufen sein, als ich auf eine breite Landstraße kam. Es dauerte nicht lange, so sah ich Lichter schimmern. Ich war vor den Thoren von Chalons. Nicht ohne große Schwierigkeit fand ich endlich für

die Nacht ein sicheres Unterkommen. Vom Schlafe war nach diesen schrecklichen Vorgängen natürlich nicht die Rede.

(Schluß folgt.)

Le Trembleur*).

Von Isidor Proschko.

Der Eismond deckt die Fluren,
  Verglaset Baum und Strauch;
Der Eismond liegt auf Frankreich,
  Verglaset die Herzen auch.

Es schallt durch die Straße die Trommel,
  Dumpf wie im Geisterchor;
Sie wirbelt zur Guillotine —
  Voran der Tambour-Major.

Die Espen am Wege zittern,
  Es zittert das Morgenlicht;
Manch' Herz im Leibe erzittert —
  Der Tambour zittert nicht.

Und in der ernsten Stunde
  Besteigt das schwarze Schaffot
Ludwig der Vielgeprüfte,
  Bereit zum Martyrtod.

*) Jener Tambour-Major, welcher die Stimme des unglücklichen Königs Ludwig XVI. von Frankreich am Schaffote mit seinem Trommelwirbel übertäubte, zitterte von jenem Augenblicke an, sobald die Rede auf jenes furchtbare Ereigniß kam. Er hieß daher insgemein der Zitterer (le trembleur) und starb als Greis von 90 Jahren im Jahre 1854. So lange hatte ihm die Allbarmherzigkeit Gottes Zeit zur Reue und Buße gelassen.

„Franzosen, ich sterbe schuldlos!“
  Ruft er, seine Stimme bricht
Mit vollem Trommelwirbel
  Der Tambour und zittert nicht.

* * *

Der Eismond deckt die Fluren,
  Verglaset Baum und Strauch,
Und dreiundzwanzig Jahre
  Verweh'n wie Wind und Rauch.

Da weinen alle Glocken
  Ein hohes Lied voll Gram,
Zwei schwarze Katafalke
  Steh'n in der Notre-Dame.

Es schallt durch die Straße die Trommel,
  Dumpf wie im Geisterchor;
Sie wirbelt zum Tempel der Trauer —
  Voran der Tambour-Major.

Und in der Kirche reiht sich
  Reich, Arm und Groß und Klein,
Und schaurige Orgeltöne
  Dringen in's Schiff hinein.

Die ernsten Todesstimmen
  Klagen aus jener Welt,
Wo der gerechte Richter
  Die furchtbare Wage hält.

Die ewige Lampe flimmert
  Mit letztem, schwachem Licht;
Die Orgel braust durch die Halle:
  „Mensch! zittre vor Gottes Gericht!“

Am Katafalke blitzten
  Fünf Lilien unschuldsrein,
Es schließen die zwei Särge
  Zwei Königsleichen ein.

Und wieder dies irae
  Ruft der Posaunenton,
Als riefe der Weltenrichter
  Sein Urtheil von seinem Thron!

Was lauscht, was sinnt der Tambour?
  Was will der starre Mann?
Er horcht dem Klang der Orgel
  Und — fängt zu zittern an.

Und dies irae braust es,
  Wie Gottes Donnerwort;
Da stürzt der zitternde Tambour
  Von Notre-Dame fort.

Er zittert an allen Gliedern,
  Er zittert an jedem Haar;
Ihn schüttelt das wache Gewissen,
  Das geschlummert zwanzig Jahr.

Ihn hat die Posaune des Richters
  Vom Schlafe aufgepocht,
Sein Herz ist geworden ein Krater,
  Worin die Lava kocht.

Es schallt durch die Straße die Trommel,
  Der Tambour geht scheu einher,
Er hebt die zitternden Hände
  Zum Trommelschlag nicht mehr.

Die Trommel ruft in's Schlachtfeld
  Nach Algier über's Meer;
Doch hebt die zitternden Füße
  Zum Marsche er nicht mehr.

Die Trommel rufet den Kaiser
  Von Helena's Felsenstrand;
Es bettet ihn im Dome
  Der Invaliden Hand.

Da steht bei den Veteranen
Der achtzigjährige Greis;
Sein Herz hat viel gezittert,
Sein Haar ist lilienweiß.

Sie ziehen en parade
Am Platze Grève einher;
Da schüttelt das alte Fieber
Von Neuem den trembleur.

Und horch, jetzt ruft's zum Marsche
Im Jahre fünfzig und vier, —
Der neunzigjährige Tambour
Muß fort in's Standquartier.

Da zittert der alte Krieger,
Zu stehen vor Gottes Gericht,
Dort, wo der große Marschall
Gerechtes Urtheil spricht.

„Gewehr bei Fuß! und fertig!
„Tambour, marsch zum Apell!" —
Wie donnert in's Ohr ihm jetzt noch
Das dies irae so grell!

Er kann nicht ruhen, nicht sterben,
Die Trommel schallt gar zu laut,
Die er am Schaffot geschlagen,
Das Frankreich dem König gebaut.

Die Pulse stocken, und lauter
Das dies irae erklingt;
Der neunzigjährige Tambour
Im letzten Kampfe ringt.

„Mein König! mein König! du machtest
„Mich zittern in's neunzigste Jahr,
„Du weißt ja, daß ich ein Werkzeug
„Der großen Sünde nur war!

„Mein König, mein König, o löse
„Dem zitternden Tambour den Bann!
„Du Enkel des heiligen Ludwig
„Stiegst ja verzeihend hinan.“

Und horch! es klingen die Worte
In's zitternde Herz ihm hinein:
„Mein Frankreich, ich sterbe unschuldig,
„Verzeihe den Feinden mein!“

Die Worte fallen wie Balsam
Dem Tambour auf's brechende Herz, —
Der reuige Veterane
Hat ausgezittert den Schmerz.

Der Nil.

Das Thal Aegyptens nimmt in seiner Länge etwa den dritten Theil des Landes ein, welches der Nil auf seinem Laufe von Mittag gegen Mitternacht, bis er sich in's mittelländische Meer ergießt, durchströmt. Dieser Fluß tritt in Aegypten ein, nachdem er den Wasserfall von Assuan und Elephantis hinter sich hat. Auf dem rechten Ufer ist das fruchtbare Land durch Sand, die arabischen Gebirge und das rothe Meer begrenzt; auf dem linken Ufer sind die Wüsten Lybiens mit ihren Oasen. Nach der Sage wäre einst der Nil die Grenze zwischen Asien und Afrika gewesen. So viel ist gewiß, daß der vom Nile befruchtete Theil Aegyptens durch seine reiche Vegetation zwischen zwei weiten, gleich öden und unwirthlichen Ländern eine Scheidewand bildet.

Die Länge des Thales von Aegypten in der Richtung von Süden nach Norden mit einer kleinen westlichen Abweichung beträgt 7 1/5 Grad, gerade den fünfzigsten Theil des Flächenraums der Erde, wie die Alten sagten. Zwei Bergketten schließen dieses Thal im

Süden und auf etwa zwei Dritttheile seiner Ausdehnung; hierauf erweitert es sich plötzlich zu einer großen dreieckigen Ebene, die durch die Wasser des in mehrere Arme gespaltenen Nils und seiner zahlreichen Verbindungskanäle vielfach durchschnitten wird.

Aegypten zerfällt in drei große Landschaften: Oberägypten (Saitis oder Thebais), Mittelägypten (Heptanomis), Niederägypten oder das Delta, weil die an das Meer anstoßende Ebene zwischen den äußersten Armen des Nils die Triangelform dieses griechischen Buchstabens hat. Mehrere Seen, darunter einige vom Umfange von zwanzig Lieues*), liegen an dem Ufer des Meeres, mit dem sie durch Durchschnitte, in welchen man alte Mündungen des Nils erkennt, zusammenhängen. Wirklich hat sich seit den alten Zeiten Manches sehr verändert. Die Anschwemmungen des Flusses und des Meeres haben sich vermehrt und die Länge der Grundlinie des Delta's vergrößert. Dagegen befindet sich ein Theil des Landes, den die alten Aegypter mit Dämmen schützten, heutzutage unter Wasser, und man schreibt die seit der historischen Zeit vorgefallenen Einsenkungen der Ausdehnung mehrerer dieser Seen zu. Durch neuere Arbeiten wurden einige derselben so hergestellt, daß sie jetzt zum Schifffahrtsverkehr zwischen dem Nil und dem Hafen von Alexandrien dienen.

Zwei Bergketten engen, mit Ausnahme des Delta, das ganze Thal Aegyptens ein. Diese Gebirge sind von mittlerer Höhe, unbebaut und vom Fuße bis zum Gipfel völlig kahl. Von ihrem Endpunkt gegen Niederägypten bis etliche Lieues vor dem Wasserfalle sind beide kalksteinartig, weiterhin bestehen sie aus dem zu den Bauwerken von Theben benutzten Sandstein. Endlich gegen Syene und Philä trifft man die Steinbrüche mit dem rosenfarbenen Granit, berühmt durch die großen Denkmäler, die dort ausgehauen wurden, und von wo auch der nach Paris gebrachte Obelisk von Luxor herstammt. Diese beiden Ketten nähern sich zuweilen, und zuweilen gehen sie wieder aus einander, so daß das Thal verschiedene Breite hat, die aber gegen das Meer hin immer mehr zunimmt. In der Granitregion lassen die Bergketten nur so viel Zwischenraum, daß der Fluß durchkann, nebst einem schmalen Saum Erde, der manchmal unter dem Wasser

*) Eine französische Lieue = 14,173 Fuß Rheinisch, also etwas größer als eine Stunde.

verschwindet. Zwischen den Sandsteingebirgen mißt die Breite nicht über eine Lieue. Aber in dem Kalklande, in Saitis, dehnt der Nil sein Bett auf tausend bis zwölfhundert Metres*) aus — auf dem rechten Ufer reicht das bebaute Land eine Stunde, auf dem linken Ufer zwei Stunden weit.

Die arabische Kette bricht bei Kairo plötzlich ab. Die lybische oder westliche Kette läuft im Norden in eine weniger steile Böschung aus. Auf der Höhe von Kairo, das auf dem andern Ufer des Nils liegt, entsendet sie gegen das Innere des Thales einen Absenker, der die Plattform der Pyramiden bildet und gegen Nordwesten vorgehend in den Sandebenen des Delta sich verliert. Dort ist es, wo sich das Thal der Natron-Seen und des sogenannten Flusses ohne Wasser bildet, der wirklich nichts enthält als eine beträchtliche Menge versteinerten Holzes.

Man kann vorstehende Bemerkungen in die Worte zusammenfassen, Aegypten ist ein angebautes Thal, ein Streifen Pflanzenerde, der sich durch die Wüste zieht. Sonst bilden die Thäler, welche großen Flüssen zum Bette dienen, eine Art Wiege, wo die Wasser den untersten Grund einnehmen. Anders ist es in Aegypten. Der Querdurchschnitt stellt sich hier als eine leiche convexe Kurve mit tiefer Ausrandung der oberen Theile dar, welche bei niederem Wasserstande das eigentliche Nilbett ist. Aus dieser seltsamen Gestaltung des Bodens folgt, daß der Fluß, wenn er sich ein wenig über das Niveau des Ufers erhebt, den ganzen rund erhabenen Theil des anstoßenden Landes, d. h. das ganze angebaute Land, überschwemmen muß. So ist Aegypten nichts als das Flußbett des Nils, und was dieser nicht bewässert, ist Wüste. Die Wasser des Himmels vermögen die Wüste nicht zu verwandeln, das ist nur dem Schlammwasser des Nils möglich.

Bevor der Fluß Aegyptens Grenze erreicht, bildet er fünf Wasserfälle; der von Syene bei seinem Eintritt in Aegypten ist der sechste, oder wenn man vom mittelländischen Meere aufwärts geht, der erste. Es erheben sich hier auf beiden Ufern Widerlagen eines quer dahin laufenden Gebirgs, welches der Fluß, um sich eine Bahn zu eröffnen, fast perpendiculär durchschneiden mußte. Diese Bahn ist sehr ungleich, übersä't mit mehr oder minder hohen Granitblöcken, von denen einige

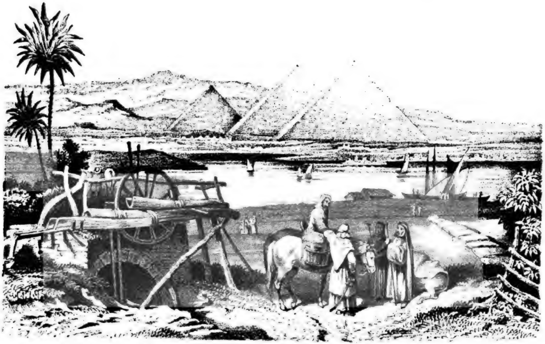
*) Ein Metre = drei Fuß zwei Zoll.

große Inseln sind. Diese Felsen steigen über das Wasser empor und versperren den Nil nach allen Richtungen. Aufgehalten von diesen Hindernissen wälzt sich der Fluß zurück, bäumt sich auf und setzt darüber hinweg. So bildet er eine Reihe kleiner Kaskaden, deren jede einen halben Fuß und weniger hoch ist, mit vielen Wirbeln und Schlünden.

Man könnte sich über das Vorhandensein eines solchen Hemmnisses der Flußschifffahrt wundern, wenn man an die zahlreichen Proben einer achtsamen und weisen Verwaltung des ägyptischen Landes denkt. Allein diese Klippen von Syene, anstatt einen Vorwurf gegen die Voraussicht der alten Regenten Aegyptens zu sein, zeugen vielmehr für sie, indem man bei näherer Ansicht in ihnen ein sehr wirksames Vertheidigungsmittel gegen die Einfälle der äthiopischen Völkerschaften erblickt, die mehr als einmal Aegypten angriffen und dasselbe durch die Gewalt der Waffen einer temporären Herrschaft unterwarfen, die vielleicht dauernd geworden wäre, hätte nicht dieses natürliche Bollwerk, durch Hülfe der Kunst noch fester gemacht, dazu beitragen müssen, der Eroberungslust dieser Horden Einhalt zu thun und sie in den Grenzen ihres Gebietes südlich von Aegypten zurückzuhalten.

Das Merkwürdigste am Nil sind aber die periodischen Ueberschwemmungen. Es ist wunderbar anzusehen, wie jedes Jahr regelmäßig unter einem heiteren Himmel, ohne irgend ein Vorzeichen, ohne eine wahrnehmbare Ursache, wie durch eine übernatürliche Gewalt die bis dahin klaren und durchsichtigen Wasser eines großen Flusses um die bestimmte Zeit der Sommernachtgleiche mit Einem Mal die Farbe wechseln, sich in einen Strom von Blut verwandeln, anschwellen, bis zur Herbstnachtgleiche allmälig steigen, das ganze umliegende Land überschwemmen, und dann in einem ebenso bestimmten Tempo wieder abnehmen, nach und nach zurückweichen, und um die Zeit, wo andere Flüsse anfangen auszutreten, in ihre Ufer zurückkehren.

Die Gelehrten des Alterthums haben sich mit vielerlei Erklärungsversuchen dieses Phänomens abgemüht. Heutzutage weiß man, daß die periodischen Regen in Abyssinien, im Süden vom Wendekreises des Krebses, die einzige Ursache dieser Ueberschwemmungen sind. Denn in Aegypten fällt fast gar kein Regen; im unteren Theile des Landes ist er eine Seltenheit, im oberen ein Phänomen. Die ganze Vegetation ist somit das Resultat der jährlichen Ueberschwemmungen des



Der Nil mit den Pyramiden.

Digitized by Google

Nils, durch die tropischen Regen veranlaßt. Diese Regen beginnen im Monat März, ihre Wirkung spürt man in Aegypten aber nicht vor Ende Juni's. Von dieser Zeit an ist der Fluß drei Monate lang (bis zur Herbstnachtgleiche) im Steigen begriffen, und von da ab wieder drei Monate im Fallen.

Während der Ueberschwemmung ist der Anblick Aegyptens höchst originell: es gleicht einem großen Meere, aus dessen Schooße Städte, öffentliche Gebäude und Straßen, welche die Verbindungen unterhalten, hervorragen.

Nun aber die Wirkung dieser Erscheinung! Die Ueberschwemmungen des Nils haben inmitten einer Wüste das Erdreich herbeigeführt, welches zur Entstehung eines der berühmtesten Reiche, die je existirten, erforderlich war. Der Nil ist der Schöpfer des Bodens gewesen; ganz Niederägypten ist nichts als eine allmälige Anschwemmung des Flusses, welcher, indem er die Grenzen der See zurückdrängte, durch seinen Niederschlag eine ganze Landschaft dem Thale von Thebais anfügte. Das Delta ist eine Spolie (Raub) Abyssiniens, aus einer Entfernung von 300 Stunden durch den Fluß herbeigeschafft. Mit Recht sagten die Alten, Niederägypten sei ein Geschenk des Nils. Aber das gilt auch von ganz Aegypten, wenn man den culturfähigen Boden betrachtet, der erst das Land zum Lande macht.

Die ägyptischen Priester erzählten den griechischen Reisenden, daß, als Menes, ihr erster König, den Thron bestieg, Niederägypten aus einem Moraste bestand, der sich vom mittelländischen Meere bis zum See Möris ausdehnte, was eine Entfernung von sieben Schiffstagereisen ausmacht. Herodot fügt die Bemerkung hinzu, noch bis auf drei Tagereisen oberhalb dieses Sees sei das Land angeschwemmter Boden, und wirklich ist dieser bis zur ersten Spaltung des Flusses in zwei Arme, in gerader Linie ungefähr vierzig Stunden vom jetzigen Ufer des Meeres, deutlich zu erkennen.

Was Herodot und die ägyptischen Priester sagten, wurde von den neueren Gelehrten richtig befunden, und die Erhöhung des Bodens des ägyptischen Delta ist eine der wichtigsten Thatsachen, an denen die Geologie ihre Theorie üben kann. Was sich auf Menes bezieht, ist vielleicht weniger genau; die Frist scheint zu kurz, daß der Fluß in diesem Zeitraume von siebentausend Jahren die Untiefen eines

Meeresstrandes hätte in wohnliches und anbaufähiges Land verwandeln können.

Die Erhöhung wird durch die Stoffe bewirkt, welche der Nil von den Gebirgen Abyssiniens ablöst, mit sich fortführt und nach und nach in den verschiedenen Gegenden seines Laufes zurückläßt. Durch diese Materien erhöht sich das Flußbett, und durch den links und rechts vom Flußbett abgesetzten Schlamm eben so das Land umher. Es ist ein gleiches Verhältniß in diesen beiden Wirkungsarten. Aus einer Menge von Beobachtungen hat man herausgebracht, daß die Erhöhung in tausend Jahren 57 Zoll betrug, so daß sich seit König Menes eine Erhöhung von 33¼ Fuß ergäbe. Nun kam man aber bei Nachgrabungen in dem Delta auf 40 bis 45 Fuß, bloß durch Lagen von Pflanzenerde mit quarzichtem Sande vermischt, wie ihn der Nil mit sich führt.

Das Wasser des Nils steht schon von Alters her in dem Rufe, daß es gesund sei, und die Neueren haben diesen Ruf bestätigt. Es ist sehr leicht und von angenehmem Geschmacke, so daß ein Reisender sich der Vergleichung bedient, es sei unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen. Die Aegypter sagen, wenn Muhamed davon getrunken hätte, so würde er Gott um ein ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können. Man macht davon noch häufig Sendungen nach Konstantinopel für den Gebrauch des Großherrn und des Serails.

Aus dieser gedrängten Schilderung des Nils ersieht man die Wohlthaten, die er über Aegypten verbreitet. Es bildet sich, es besteht nur durch ihn. Wenn seine Ueberschwemmungen aufhörten, geriethe es in die furchtbarste Noth. Wenn der Fluß vertrocknete, würde Aegypten von der Oberfläche des Erdballs verschwinden, sein Ackerboden würde veröden und in kurzer Zeit von der Wüste verschlungen sein. Der Portugiese Albuquerque wollte im fünfzehnten Jahrhundert, um dem portugiesischen Handel in Indien das Monopol zu sichern, Aegypten zerstören, und zu diesem Ende entwarf er den Plan, den Nil, bevor derselbe den Wasserfall von Syene erreicht, abzuleiten. Der Gedanke war für menschliche Kraft zu kühn — aber es lag ihm Wahrheit zu Grunde.

Der Nil wurde von den alten Aegyptern nicht nur durch den Beinamen des Heiligen, des Vaters und Erhalters des Landes ge-

feiert, sondern er wurde als ein Gott verehrt und hatte einen Dienst und Priester. Man ging in der Verehrung des Stromes so weit, daß er als ein sichtbares Abbild Ammons, der höchsten Gottheit, betrachtet wurde. Er war für die Aegypter eine Offenbarung dieses Gottes, der in dieser Gestalt das Land belebte und bewahrte, weßhalb auch die Griechen den Nil den ägyptischen Jupiter nannten.

Der Nil wurde unter einer Person dargestellt, die von menschlicher Gestalt und sehr dick war; auf dem Haupte trug sie einen Kranz von Iris oder Schwertlilien, dem Symbol des Flusses zur Zeit der Ueberschwemmung. Der Nilgott brachte im Namen der Könige, die er unter seine Obhut genommen, den großen Göttern Spenden dar. Man sieht ihn abgebildet, wie er ein Tabulett trägt, worauf bald vier Vasen sind, gefüllt mit heiligem Wasser, und ein Scepter, das Emblem der Reinheit, bald Brod, Früchte, Blumensträußer und verschiedene Eßwaaren, aus denen gleichfalls das Scepter der Reinheit emporragt.

Ein Prairiebrand.

Nachdem ich mich eine Stunde lang durch eine weite Strecke hohen Unkrauts und dichten Grases gearbeitet hatte, erreichte ich ein Gehölz, errichtete einen kleinen Schuppen von Aesten nach der Weise der Indianer, und legte mich vor einem mächtigen Feuer, das ich am Stamme eines gefallenen Baumes anmachte, nieder, worauf ich bald einschlief. Ich wurde jedoch durch die zunehmende Heftigkeit des Windes wieder aufgeweckt, welcher zuweilen sich wie dumpfes Stöhnen und dann wieder stärker vernehmen ließ, indem er durch die Bäume pfiff und heulte. Nachdem ich kurze Zeit am Feuer gesessen war, warf ich mich wieder auf mein Lager von getrocknetem Grase, konnte aber nicht schlafen. Es war etwas Schauerliches und Durchdringendes in dem Laute des Windes, indem es bisweilen schien, als ob wilde Stimmen durch die Waldung kreischten. Vergebens schloß ich meine Augen: eine Art abergläubischen Gefühls überkam mich, und ob ich gleich nichts sah, verschlangen meine Ohren doch jeden

Laut. Ich blickte mich nach allen Seiten um und hatte stets die Hand an dem Drücker meines Gewehres; denn meine Gefühle waren so aufgeregt, daß ich jeden Augenblick meinte, es werde ein bewaffneter Indianer hinter einem Busche hervorbrechen. Endlich richtete ich mich auf und setzte mich an das Feuer. Plötzlich fuhr ein schneller Windstoß durch das Gehölz und wirbelte in jeder Richtung Funken und glühende Asche auf. In einem Nu schoßen fünfzig Feuerchen ihre gablichten Zungen in die Luft und schienen in einem augenblicklichen Kampfe für ihre Existenz zu flackern. Man hatte kaum Zeit, ihre Entstehung wahrzunehmen, als sie in einer hohen, sich zuspitzenden Flamme aufstiegen und über die da und dort stehenden Büschel dürren Grases hinliefen. Einen Augenblick darauf sprangen sie weiter auf die Prairie, und eine dünne, aber hellschimmernde Flammensäule loderte hoch auf in der dunkeln Atmosphäre.

Ein anderer Windstoß kam längs der Schlucht daher gefahren. Er wurde durch ein fernes Stöhnen angekündigt; als er näher kam, erfüllte eine Wolke dürren Laubes die Luft, die schmächtigen Sträucher und jungen Bäumchen bogen sich wie Gras, dürre Zweige sprangen knackend ab. Die hohen Waldbäume knarrten, krümmten sich und stöhnten. Im nächsten Augenblick erreichte der wüthende Windstrom die flammende Prairie. Myriaden von Aschenfunken wurden hoch emporgeschleudert, Flocken lodernden Grases wirbelten gleich Meteoren durch die Luft. Die Flamme fuhr in ungeheurer Ausdehnung über die Prairie hin, die düstere Oede, die sie durchzogen hatte, beleuchtend und ein rothes Licht auf die tiefen Waldpartieen werfend, während Alles unterhalb des Feuermeeres in pechschwarze Finsterniß gehüllt war. Das Geräusch, das die Flammen machten, übertäubte selbst das Heulen des Windes. Bei jedem folgenden Windstoße schoßen sie hohe Feuerpyramiden an das schwarze Firmament empor; dann flackerten sie horizontal und schienen vorwärts zu springen, bei jedem Sprung einen neuen Brand anfachend. Satz folgte auf Satz; die Flammen schoßen mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes dahin. Das Geräusch glich dem Tosen eines stürmischen Meeres, und die wilden, empörten Flammenwogen wurden wie in einem Feuermeere hin und her geschleudert. Gerade in der Richtung ihres Laufes und in einiger Entfernung draußen in der Prairie stand ein großer Eichenhain, worin die dürren Blätter noch an den Zweigen hingen. Die

Feuerflut warf einen rothen Schimmer auf dieselben. Einen Augenblick darauf quoll ein schwarzer Rauch aus dem nächsten Baume, — die Flamme prasselte in seinen Zweigen und schoß hundert Fuß hoch in die Luft, wie im Triumphe wogend. In einem Augenblicke war das Feuer durch ein mehrere Morgen großes Gehölz gefahren. Es senkte sich wieder in die Prairie, nachdem es die Aeste jedes Baumes ganz schwarz gesengt hatte, mit hellrothem Lichte die Zweige durchschimmernd. Auf diese Weise verbreitete sich der Brand über die Gegend: jeder Hügel schien seine eigene Leichenfeier zu begehen, und die versengende Hitze verschonte keinen Halm in den Niederungen. Eine finstere Rauchwolke voll brennender Asche breitete sich über dem Flammenstrome aus, der von Zeit zu Zeit zierliche Säulen bildete, welche fast augenblicklich vom Winde zerrissen und in tausend verschiedenen Richtungen fortgetrieben wurden.

Mehrere Stunden fuhr die Flamme fort zu wüthen, und der ganze Horizont ward mit einem Gürtel von wirklichem Feuer umgeben. Wie sich der Kreis ausdehnte, erschienen die Flammen immer kleiner, bis sie wie ein dünner um die Hügel gezogener Goldfaden aussahen. Sie mußten alsdann gegen vier Stunden entfernt gewesen sein. Endlich verschwand das Feuer, obgleich das purpurne Licht, welches den nächtlichen Himmel noch Stunden lang erleuchtete, anzeigte, daß das furchtbare Element sich über andere Striche der Prairie verbreitete.

Die Sonne ging gerade auf, als ich mein Nachtlager verließ und mich wieder auf den Weg machte. Welch' eine Veränderung war eingetreten! Alles war verwüstet. Die Sonne war auf einer noch in ihr Grün gekleideten Prairie untergegangen und ging nun über einer Scene der Verödung auf. Nicht ein einziges Kräutchen, nicht ein Grashalm war mehr übrig. Das hochstämmige Gehölz, welches bei Sonnenuntergang mit verwelktem Laube bedeckt war, stellte nun ein Labyrinth von versengten und nackten Zweigen dar — ein wahres Bild der Zerstörung. Eine dünne Schichte grauer Asche war auf dem Boden ausgebreitet, und mehrere große abgestorbene Bäume, deren verdorrte Zweige Feuer gefangen und es genährt hatten, brannten noch, oder sandten lange Rauchsäulen empor. In jeder Richtung bezeichnete Dürre und Oede die Spur der Flammen.

Der Wind raste noch; glühende und ausgebrannte Asche häufte

sich, wirbelte in fast erstickenden Wolken umher und machte es bisweilen unmöglich, weiter als auf ein- bis zweihundert Schritte zu sehen.

Canova's erstes Kunstwerk.

Zu Possagno, im venetianischen Gebiete, sah man unweit des reichen Palastes der Falierischen Familie eine armselige Hütte, die dem alten Pasino, einem Maurer, gehörte. Von der langen Tagesarbeit ermüdet, lag dieser eines Abends schon auf seinem harten Lager, als er plötzlich durch einen heftigen Schlag an die Hausthüre aus dem Schlummer aufgeschreckt ward. Unwillig sprang er auf, öffnete die Thüre und erkannte in dem ungestümen Klopfer einen Knaben.

„Wer bist du und was willst du?" fragte Pasino, und zwar in einem nicht eben freundlichen und liebreichen Tone.

„Ich bin Antonio," antwortete der durch diesen rauhen Empfang etwas eingeschüchterte Knabe.

„Welcher Antonio?"

„Euer Enkel, lieber Großvater!"

„Du bist es, lieber Kleiner!" rief Pasino freundlich. „Was ist dir begegnet, Antonio?" fuhr er fort, indem er den Knaben bei der Hand ergriff und ihn an sich zog, um auf seinem kleinen Gesichte die Beweggründe dieses so seltsamen und unerwarteten nächtlichen Besuches zu lesen.

„So rede doch! Warum verließest du deine Mutter? Ist sie krank? Hast du ihr durch dein Betragen mißfallen, und hat sie dich etwa fortgejagt?"

„Nein, Großvater, nichts von allem; ich ich bin fortgelaufen."

„Fortgelaufen? und warum?" fragte der Greis, indem er den Knaben in die Hütte zog und ein Licht anzündete. „Rede, Antonio, warum verließest du deine Mutter?"

„Ich konnte es nicht länger zu Hause aushalten," sagte Antonio und warf das Bündelchen, das er bis jetzt auf der Schulter getragen hatte, in einen Winkel der Hütte; „ich war nicht mehr Herr, und ein

Anderer ertheilte Befehle. Dieser Venetianer ist fürwahr ein garstiger Mann! Wäre ich zehn Jahre älter, so hätte ich ihn getödtet; ja, Großvater, das hätte ich gethan, darauf verlaßt Euch. O, warum bin ich denn erst elf Jahre alt!"

„Junge," sagte Pasino, über Antonio's kindischen Zorn lächelnd, „du willst also schon Herr im Hause sein?"

„Mein seliger Vater hinterließ nur ein Kind, nämlich mich; folglich kommt es mir zu, des Hauses Oberherr zu sein."

„Ein schönes Haus," rief der Greis, der bei der Betrachtung seines Enkels seinen Schlaf ganz vergessen hatte, „vier in den Boden eingerammte Pfähle, ein wenig Lehm und das Uebrige Stroh! Wenn du einen Palast wie die Falieri hättest ... und dann auch . . ."

„Die Falieri, die Falieri!" rief der Knabe und schüttelte sein schönes braunes Lockenhaar; „braucht man wohl ein reicher und mächtiger Falieri zu sein, um Muth zu haben? —"

„Sag', Antonio, willst du etwas essen?"

„Nein, ich habe keinen Hunger."

„Dennoch, du hast ja die Strecke, die uns von deiner Mutter trennt, zu Fuß zurückgelegt."

„Eine schöne Strecke! drei Meilen . . ."

„Nun, so erzähle mir wenigstens deinen unbesonnenen Streich!"

„Siehst Du, Großvater, seitdem Pasillo aus Venedig unser Haus betreten hat und meiner Mutter Gemahl geworden ist, seitdem meine Mutter nicht mehr Madame Canova genannt wird, hat sich im väterlichen Hause Alles geändert. Da faßte ich denn in meiner traurigen Lage den Entschluß, zu meinem lieben Großvater zu gehen, der allein lebt und die Kinder sehr liebt. Bei dem, dachte ich weiter, bin ich mehr mein eigener Herr und Meister. Die Erlaubniß zu dieser Reise gab man mir gerne, und so bin ich denn nun am Ziele."

„Gut," sprach der Greis, „lege dich auf das Strohlager hier! und weil es dir so sehr am Herzen liegt, dein eigener Meister zu sein, so sollst du bald ein tüchtiger Maurermeister sein."

„Wie, Maurer?" sagte Antonio verdrießlich, „dieses Handwerk gefällt mir ganz und gar nicht."

„Du wirst sehen, Antonio, daß auch unser Stand, wie jeder andere, sein Angenehmes hat."

„Höchst angenehm in der That, Steine auf Steine zu häufen!"

„Wünschtest du vielleicht, Antonio, es wäre Marmor?"

„Wahrhaftig, er wäre reinlicher und ansehnlicher als gewöhnliche Steine."

„Schlaf, vorlauter Junge, und laß mich in Ruhe!" sagte Pasino.

Früh, schon ganz früh ward Antonio von Pasino geweckt, und nachdem Beide ihr Gebet verrichtet und gefrühstückt hatten, gingen sie dem Palaste Falieri zu, wo Pasino schon seit mehreren Tagen an einer Mauer arbeitete, welche durch Diebe, die sie hatten übersteigen wollen, sehr beschädigt worden war.

Vergebens wiederholte hier der Maurer seinem Enkel: „Mache den Mörtel an, leere den Kalk aus, hole dieses oder jenes!" Sobald er sich wegwandte, machte Antonio aus Mörtel einen Hanswurst, aus den Steinen eine Bildsäule, und mit des Großvaters Kelle knetete er den Lehm, um Figuren aller Art daraus zu verfertigen. Da der Knabe schwächlich und der Großvater allzu gut war, so ging es meist friedlich zu. Wollte dieser zürnen, so antwortete jener: „Du siehst wohl, Großvater, daß ich von dem vielen Arbeiten müde geworden bin!"

„Du beschäftigest dich aber doch mit etwas Anderem, Antonio?"

„Ja, Großvater, ich verfertige eben die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben." Und der Großvater, der zuweilen bloß einen ungestalteten Lehmkloß erblickte, konnte sich nicht genug wundern über die Schönheit der heiligen Jungfrau und über die Artigkeit des göttlichen Kindes, und behauptete, sein Enkel werde einst ein berühmter Maurer werden, der nicht bloß Häuser, sondern sogar Paläste und zwar für die hohe Familie Falieri bauen werde.

Einstmals gab der Herzog von Falieri ein prächtiges Gastmahl. Da war ein reges Leben in der Schloßküche. Das Trefflichste und Schönste, was nur des Koches Kunst hervorbringen konnte, wurde bereitet, und unser Antonio, der in die Küche geschlichen war, machte große Augen bei dem für ihn ganz neuen Schauspiele. — Eben, als man die Speisen auftragen wollte, schlug sich der Haushofmeister vor die Stirn, krümmte sich, als hätte er Bauchschmerzen und rief fast verzweifelnd aus: „Ich bin ein verlorner, entehrter Mann! Beim heiligen Petrus, meinem Patrone, mir bleibt nichts übrig als der Tod! Unglücklicher, dreimal unglücklicher Pietro, was soll aus dir werden?! Was wird

man von dir denken?! Deine Ehre ist dahin und mit ihr die der erlauchten Familie der Falieri!"

Dieses Selbstgespräch hatte der Herzog gehört und war in die Speisekammer geeilt, um zu erfahren, welche Gefahr denn seine Ehre bedrohe.

Als er eintrat, leerte der auf einen Stuhl hingesunkene Pietro eben ein großes Glas Branntwein, das ihm ein Küchenjunge, der ehrfurchtsvoll, mit der Mütze in der Hand, vor ihm stand, gereicht hatte.

„Was gibt es?" fragte der Herzog und blieb vor dem halb betäubten Pietro stehen.

„Schlagen Sie mich, tödten Sie mich, durchlauchtigster Herr!" rief der Letztere, und trank den noch im Glase gebliebenen Rest Branntwein aus; derselbe aber lief in die Luftröhre Pietro's, den ein so heftiger Husten befiel, daß er nicht ausreden konnte.

Der Herzog schaute alle in der Speisekammer befindlichen Personen fragend an, um die Ursache einer so furchtbaren Verzweiflung zu erfahren. Besonders lange verweilte sein Blick auf dem kleinen Antonio Canova. Aber Niemand wußte ihm zu antworten, da sie alle selbst nicht die Ursache von Pietro's Verzweiflung ahnten.

Als Pietro's Husten in etwas nachgelassen hatte, fragte der Herzog: „Willst Du jetzt so gut sein, mir zu erklären, wodurch meine Ehre nebst der Deinigen auf's Spiel gesetzt wird?"

„Weil meine Mahlzeit, die wahrlich eine solche ist, wie man sie für Seine Hoheit den Dogen von Venedig oder für den Pabst selbst zubereiten würde, zu nichts geworden ist, und zwar durch eine Vergeßlichkeit, um derentwillen ich mich gleich aufknüpfte, wenn ich einen Strick hätte."

„Welche Vergeßlichkeit?"

„Alles ist vortrefflich, Eure Durchlaucht, und übertrifft an Geschmack, Auswahl und Anordnung Alles, was Sie sich nur denken mögen; aber — beim Nachtisch ist die Mittelplatte vergessen!"

„Ist das ein merkwürdiges Geheimniß!" sagte ganz leise der in einer Ecke stehende Antonio und lächelte schalkhaft. „Da bleibt just nichts anderes übrig, als eine andere zuzubereiten."

„Kann man sie nicht ersetzen?" fragte der Herzog.

„Das ist höchst schwierig, ja vielleicht unmöglich, durchlauchtigster Herr!"

„Nun so errichte eine Pyramide von . . . kurz etwas . . .“

„Dieses Etwas ist es eben, was ich vergeblich suche, Eure Durchlaucht, und nur noch eine halbe Stunde Zeit! schon kommt die Gesellschaft!“

„Wenn man mich anhörte,“ sagte Antonio wieder ganz leise, „ich wüßte einen Ausweg.“

„Was ist zu thun?“ rief der Herzog und rieb sich die Stirne.

„Wäre die ganze Anordnung, die Architektur der Mahlzeit, möchte ich sagen, nicht in so edlem Stile, so könnten wir . . . doch nein, wir würden uns lächerlich machen.“

„Pietro,“ sagte der Herzog, „hast Du nicht eben von Architektur gesprochen . . . In diesem Falle könnten wir den alten Pasino befragen. Vielleicht wüßte er uns aus der Verlegenheit zu helfen . . . Aber warum lachst du, Antonio, und was brummst du? Gehe eilig zu deinem Großvater und führe ihn her zu mir!“

Antonio lachte sich in's Fäustchen, trabte davon und kam bald mit seinem Großvater zurück, den er an dem weißen Schurzfelle zog.

Als man Pasino erkärt hatte, um was es sich handle, schüttelte er den Kopf und sagte, indem er die blaue baumwollene Mütze zwischen den mageren, schwieligen Händen drehte:

„Ja, durchlauchtigster Herr, wenn es eine Mauer aufzurichten oder sonst etwas in mein Fach Schlagendes zu machen gäbe; die größte Ehre würde es für mich sein, aber so . . .“

„Um eine Platte handelt sich's, Großvater!“ schrie Antonio dem Greise zu, als ob er taub wäre.

„Ich verstehe recht gut,“ erwiderte Pasino, dessen Verlegenheit zunahm.

„Wie, Großvater, Du baust Paläste und bist nicht klug genug, eine Speiseplatte, eine einfache Speiseplatte, zu verfertigen?“

„So schweig doch, Kind, und sprich in Gegenwart Ihrer Durchlaucht nicht so laut!“

Antonio stampfte mit dem Fuße, wandte sich des Verweises wegen beschämt ab und sagte halblaut: „Wollte man mich doch anhören!“

Dem Herzog von Falieri, der seit einigen Augenblicken die geistreiche Physiognomie des Enkels seines Maurers betrachtet hatte, fiel

der eigenthümliche Ausdruck derselben auf. Er las darin die Verachtung, die ein so kindischer Streit ihm einflößte, er sah seine Stirne von so außerordentlichem Selbstvertrauen glänzen, seinen Mund so schalkhaft lächeln, und seine rosigen Lippen schienen so deutlich zu sagen: „warum wendet ihr euch nicht an mich!“ daß der Herzog dem Wunsche, den Knaben auszufragen, nicht widerstehen konnte.

„Falls man dich anhören wollte, was würdest du rathen zu thun?“ fragte er Antonio und faßte ihn sanft beim Ohre.

Antonio ward über und über roth und antwortete mit zitternder Stimme: „Wollen Euer Durchlaucht nur die Güte haben, Herrn Pietro zu befehlen, mir ein Stück von dem Teige, woraus er sein Backwerk bereitet, zu geben und . . .“

„Gnädigster Herr, hören Sie doch dieses Kind nicht an!“ sagte Pasino, indem er vergebens durch Winke seinen Enkel zum Schweigen zu bringen suchte.

„Ich höre ihn nicht nur an,“ sagte der Herzog lächelnd, „sondern ich will sogar, daß Pietro bei der Zubereitung des vergessenen Gerichts Antonio's Rath befolgen soll. Ja, es soll für meine Gäste und mich etwas Ueberraschendes sein. Hiermit, Antonio, erhältst du die Vollmacht, nach Gutdünken zu schalten und zu walten; was aber gibst ‚du‘ mir, wenn dein Werk mißlingt?“

„Meine beiden Ohren,“ sagte Antonio stolz.

„Ich bin es zufrieden,“ sagte der Herzog lächelnd und kehrte zu seiner Gesellschaft zurück.

Das Gastmahl war prächtig, gleich allen, welche seit undenklichen Zeiten in diesem berühmten Hause gegeben wurden; kurz vor dem Nachtische ergötzte der Herzog seine Gäste mit der Erzählung der Geschichte des vergessenen Gerichtes und der Art und Weise, wie eines Maurers Enkel sich benommen, um das Fehlende schnell zu ersetzen. Jedermann's Neugierde stieg auf's Höchste, als eine Schüssel nach der anderen aufgetragen wurde. Schon war beinahe kein Raum mehr da, um noch mehr Gerichte aufzustellen, als der Haushofmeister eine große, mit weißer Leinwand verhüllte Platte brachte. Der Herzog ließ sie vor sich hinstellen, die Leinwand wegnehmen, und ein Schrei des Erstaunens und der Bewunderung schallte von allen Seiten her. Das Backwerk war nämlich das trefflich gelungene Conterfei eines Löwen.

„Bravo! Bravo!" riefen Alle; „wo ist der Pastetenbäcker, wo ist der Koch, wo ist der kleine Maurer?"

„Wo ist der ‚Künstler?'" rief der Herzog mit einer alle anderen übertönenden Stimme.

Da drängte sich plötzlich zwischen Pietro's langen Beinen ein Knabe durch, aus dessen vor Scham glühendem Gesichte dennoch das Feuer eines für ein so zartes Alter außerordentlichen Genies glänzte. Der Herzog aber war allzu sehr Kunstfreund und Kunstkenner, um in diesem Meisterwerke, von der Hand eines Kindes ausgeführt, nicht das Merkmal eines ausgezeichneten Talentes zu erkennen.

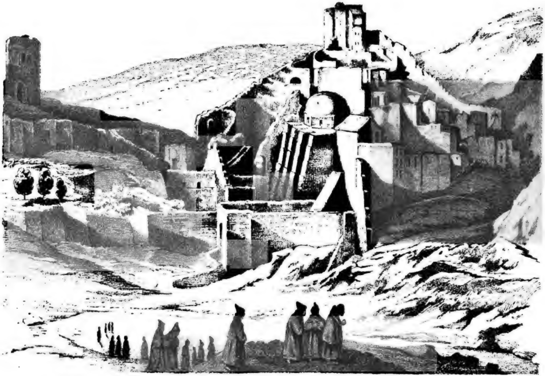
Pasino überließ seinen Enkel dem Herzoge, der ihn selbst nach Venedig führte, wo er den Unterricht der größten Meister genoß. Vier Jahre später reiste des Herzogs junger Schützling nach Rom, mit vielen Empfehlungsbriefen an besonders ausgezeichnete Künstler. Hier gab er von den letzteren zuerst den an Signor Volupto ab, dessen Schüler er zu werden wünschte.

Volupto lehrte die Kupferstecherkunst und bildete die größten Künstler in diesem Fache. In dieses großen Mannes Werkstätte lernte er den berühmten Maler Rafael Morghen kennen, mit dem er bald sehr befreundet wurde. Später tauschte Antonio Canova, einem inneren Drange folgend, den Pinsel gegen den Meißel um, was er nie zu bereuen Ursache hatte.

Im Jahre 1782 bewirthete Zuliano, der Gesandte Venedigs in Rom, daselbst eine große Gesellschaft Edelleute und Künstler. Nach der Mahlzeit bat er seine Gäste, ihm in den anstoßenden Saal zu folgen, um eine erst fertig gewordene Marmorgruppe eines Künstlers, dessen Namen er verschwieg, zu besehen.

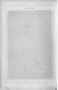
Es war die des Theseus, Siegers des Minotauros. Die Gruppe ward einstimmig für das größte Meisterwerk erklärt, das je in Rom gesehen worden sei.

„Meine Herren," rief Zuliano in freudigem Entzücken aus, „dieser Künstler ist mein Landsmann. Treten Sie hervor, Meister Antonio Canova!" setzte er hinzu, indem er einen Jüngling aus der Menge winkte, der sich bisher in bescheidener Entfernung gehalten hatte.



Das Kloster Santa Saba.

Digitized by Google



Antonio Canova wurde der ausgezeichnetste Bildhauer seiner Zeit. Besuchte man seine Werkstätte in Rom, so erzählte er die eben mitgetheilte Geschichte seines ersten Kunstwerks; besonders aber gedachte er voll der innigsten Dankbarkeit seines großen Meisters Volupto.

Das Kloster Santa Saba.

Der Berg Engedi liegt etwa anderthalb Stunden von Jerusalem. Nach Norden zu ist er niedrig, senkt sich aber südlich steil in die Wüste hinab. Auf dieser Seite, nicht weit vom Gipfel, befindet sich die Höhle, wo Saul und David ruhten und Letzterer das Leben seines alten Feindes so großmüthig schonte (1. Sam. 24, 1—18). Die Grotte scheint auf den ersten Blick weder hoch noch geräumig zu sein; ein niederer Gang zur Linken führt jedoch in größere Gelasse, wo sich eine ziemlich starke Mannschaft leicht verbergen konnte. Der Weg durch die Wüste ist sehr wild. Die Hügel, über welche er hinführt, sind meistens mit rauhem Gras bewachsen, und bestehen an manchen Stellen aus Sand. Tiefe, enge, mit üppigem Unkraut gefüllte Schluchten, in denen sich verschiedene Grotten befinden, schneiden die Höhen von einander ab. Der Ort paßt vollkommen, um sichere Schlupfwinkel gegen verfolgende Feinde, wie Saul und sein Gefolge, darzubieten.

Am äußersten Rande der Wüste liegt das im sechsten Jahrhundert gegründete Kloster Santa Saba. Es ist oben auf der Wand einer drei bis vierhundert Fuß tiefen Schlucht, in welcher der Bach Kidron hinfließt, erbaut. In der Regel hat dieser Bach nur wenig und oft gar kein Wasser; nach Stürmen oder Gewitterregen schwillt er jedoch schnell an und bekommt einen sehr reißenden Lauf. Die Kirche steht auf einer kleinen Erhöhung mitten in der Schlucht; sie ist von sehr alter Bauart, mit seltsamen Gestalten männlicher und weiblicher Heiligen geschmückt. Die Klostergebäude erheben sich über einer beinahe senkrecht in den Felsen gehauenen Treppe, und steigen bis zum Kamme des Hügels empor, wo sie mit zwei viereckigen

Thürmen endigen. Die Kuppel, die man ziemlich im Mittelpunkte unseres Bildes bemerkt, überwölbt das Grab des heiligen Saba oder Sabas, von welchem das Einsiedlerleben hier im vierten Jahrhunderte eingeführt wurde. Nicht weniger denn zehntausend Brüder sollen zu einer gewissen Zeit in diesem Kloster gewohnt haben; gegenwärtig befinden sich jedoch bloß dreißig griechische Mönche dort, deren Fleiß sehr bemerkenswerth ist. Steinerne Treppen führen nach verschiedenen über einander liegenden kleinen Terrassen, welche man mit fruchtbarem Boden, aus der Schlucht herauf, überdeckt hat und zum Anbau mannigfaltiger Gewächse für das Kloster benützt. In einem dunkeln, grottenartigen Raume bietet sich ein sehr wunderlicher Anblick dar: die Wände der Hügelabhänge sind nämlich voller Höhlen, in welchen einmal eine große Menge Christen durch eine von einem Kalifen entsendete Heerschaar getödtet ward; die Schädel dieser Märtyrer wurden in jenem Gelasse gesammelt und stehen daselbst in kleinen Pyramiden, in der Zahl von zwei bis drei Tausend, aufgethürmt. Vom Dache des Klosters leitet eine Treppe nach einem hölzernen Thurme, von welchem aus man die Wüste weithin übersieht, indem man das Bett des Kidron tief unter sich hat und noch auf das todte Meer hinausblickt. Häufig wird ein Mönch hieher postirt, um von der etwaigen Ankunft einer der in der Umgegend wohnenden Araberhorden sogleich Nachricht zu geben. Wie vor das Kloster des Sinai, kommen diese Gesellen auch hierher und verlangen mit gewaltigem Geschrei Brod. Eine große Anzahl kleiner brauner Kuchen wird für solche Gelegenheiten in dem Thurme stets bereit gehalten. Man wirft sie durch's Fenster den Arabern zu, welche sofort abziehen. Nach Dr. Pococke genießt das Kloster das Vorrecht, daß kein Mohamedaner es betreten darf, bei einer die Moschee von Jerusalem treffenden Strafe von fünfhundert Piastern. — Hier wohnten Johann von Damaskus, Euphemius, Cyrill von Jerusalem — sämmtlich Heilige von großem Ansehen in der Martyrologie der griechischen Kirche.

Philipp Ashton's Abenteuer.

Von ihm selbst erzählt.

Nachdem ich einige Zeit in einem Schooner mit vier Mann und einem Jungen auf der Höhe von Cap Sable gewesen war, segelte ich Freitag den 15. Juni 1722 in den Hafen Rossaway mit der Absicht, den Sonntag über dort zu bleiben. Als wir etwa um vier Uhr Nachmittags angekommen waren, sahen wir unter andern Schiffen, welche den Hafen vor uns erreicht hatten, eine Brigantine, welche von Westindien aus in das Innere zu segeln bestimmt schien. Nachdem wir drei oder vier Stunden vor Anker gelegen waren, kam ein Boot von der Brigantine Seite an Seite mit vier dienstthuenden Leuten, welche auf das Verdeck sprangen und, plötzlich mit Pistolen und Stutzsäbeln drohend, verlangten, daß wir uns sammt dem Schiffe ergeben sollten. Alle Gegenvorstellungen waren vergeblich; auch würde, selbst wenn wir vor ihrem Angriff auf uns gewußt hätten, wer sie waren, aller Widerstand von unserer Seite wirkungslos gewesen sein, da wir außer dem Jungen bloß fünf Mann und somit genöthigt waren, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Wir waren nicht die Einzigen, welche dieses Unglück traf, indem dreizehn oder vierzehn Fischerfahrzeuge an demselben Abend auf gleiche Weise überfallen wurden.

Nachdem wir an Bord der Brigantine gebracht waren, sah ich mich in den Händen Ned Lows, eines berüchtigten Seeräubers, dessen Fahrzeug zwei große Kanonen, vier Drehbassen und ungefähr zweiundvierzig Mann hatte. Man drang heftig in mich, die für die Seeräuber geltenden Vertragsartikel zu unterzeichnen und mich ihnen anzuschließen; ich lehnte dieß jedoch standhaft ab, was mir manchmal üble Behandlung zuzog. Als ich endlich mit fünf der Gefangenen auf das Halbverdeck geführt worden war, kam Low, eine Pistole in jeder Hand, auf uns zu und fragte mit starker Stimme: „sind Verheirathete unter euch?“ Diese unerwartete Frage nebst dem Anblick der Pistolen machte uns alle sprachlos; wir wußten nämlich nicht, was diese Frage bedeuten sollte, und ob wir durch Bejahung oder Verneinung derselben unser Leben in Gefahr bringen würden. Low

spannte nun in seiner Wuth den Hahn einer Pistole, setzte sie mir an den Kopf und schrie: „Du Hund, warum antwortest Du nicht?“ indem er zugleich schwor, er würde mir eine Kugel durch den Kopf schießen. Durch seine Drohungen und seinen Ungestüm nicht wenig erschreckt, antwortete ich so laut ich konnte, ich sei unverheirathet. Hiedurch, wie es schien, etwas beruhigt, wandte er sich von mir weg.

Es stellte sich heraus, daß Low durchaus keine verheiratheten Leute annehmen wollte, was mir oft auffallend vorkam, bis ich eine beträchtliche Zeit bei ihm zugebracht hatte. Seine eigene Gattin war kurz, bevor er Seeräuber geworden, gestorben, und er hatte ein Kind zu Boston, für welches er, wenn er nicht berauscht war, eine solche Zärtlichkeit hegte, daß er, wenn man von demselben sprach, in einen Strom von Thränen ausbrach. Ich folgerte nun, daß der Grund, warum er bloß ledige Männer annehmen wollte, wahrscheinlich der sei, daß Anhänglichkeit an Weib und Kind sie nicht vom Dienste abziehen und Heimwehe in ihnen erregen möchte.

Als die Seeräuber fanden, daß sie uns nicht mit Gewalt dazu bewegen konnten, uns an sie anzuschließen, wandten sie Ueberredung an. Sie suchten mich dadurch für ihre Zwecke zu gewinnen, daß sie mir den Antheil an ihrer Beute und die Schätze, in deren Besitz ich kommen würde, vor Augen stellten, während sie mir die ganze Zeit tüchtig zum Trinken zusprachen. Ich beharrte jedoch immer fest auf der Ablehnung ihrer Anträge, worauf Low mit derselben Wuth wie früher mich zu erschießen drohte; er und seine Leute schrieben endlich, so sehr ich auch auf meine Freilassung drang, mich und meine Gefährten als ihre Genossen in ihre Bücher ein.

Am 19. Juni zogen die Seeräuber von dem Privateer, wie sie ihr Fahrzeug nannten, in einen neuen Schooner, welchen sie erbeutet hatten. Sodann brachten sie alle Gefangenen, die sie nach Hause zu entlassen beabsichtigten, an Bord der Brigantine und ließen diese Boston zusegeln, wobei ich noch einmal den so oft mißlungenen Versuch wagte, meine Loslassung auszuwirken. Obgleich ich Low kniefällig bat, verweigerte er mir doch den Abzug, und so mußte ich mit ansehen, wie die Brigantine mit allen Gefangenen außer mir und noch sieben Andern abfuhr.

Kurze Zeit nachher wäre es mir beinahe geglückt, zu entkommen; ein Hund, welcher Low gehörte, war nämlich durch Zufall auf dem

Lande zurückgeblieben, weßhalb sein Herr Einige von der Mannschaft ein Boot besteigen und ihn holen ließ. Zwei junge Leute, Gefangene, sprangen bereitwillig in das Boot, und ich wollte ihnen nach, indem ich erwog, daß, wenn ich nur einmal am Lande wäre, meine Errettung aus der Gefangenschaft schon würde bewerkstelligt werden können; aber der Schiemann Russel packte mich an der Schulter und zog mich zurück. Da die jungen Leute nicht zurückkehrten, so hielt er mich für einen Mitwisser ihres Complotts und drückte, als ich ihn vom Gegentheile überzeugen wollte, unter den abscheulichsten Schwüren seine Pistole auf mich ab. Dieselbe versagte jedoch, was seine Wuth nur steigerte. Noch dreimal drückte er ab, aber jedesmal vergebens. Dann hielt er die Pistole über Bord, worauf sie losging. Russel zog sofort seinen Stutzsäbel und wollte gerade in der äußersten Raserei mich angreifen, als ich in den Schiffsraum sprang und so mich rettete.

Auf der Höhe von St. Michael nahmen die Piraten eine große portugiesische Pinke, welche mit Weizen beladen war, weg. Da das Fahrzeug ein guter Segler war und vierzehn Kanonen führte, so quartierten sie ihre Leute in dasselbe ein. Auf der weiteren Fahrt bemerkte man, daß das Schiff an seinem Kiele schadhaft sei und deßhalb Ausbesserung bedürfe. Um bei diesem Geschäfte, dem sogenannten Kielholen, ungestört zu sein, ließ der Capitän nach den drei kleinen, unbewohnten Inseln hinsteuern, welche unter dem Namen des südlichen Triangels bekannt sind und etwa vierzig Seemeilen östlich von Surinam liegen. Als man nun die Pinke umlegen wollte, hatte Low so viele von seinen Leuten in die Segel und auf die Rahen steigen lassen, daß sich dadurch das Schiff viel weiter, als man beabsichtigt hatte, auf die Seite neigte. Die Stückpforten (Kanonenluken) geriethen unter Wasser, und die Wellen strömten mit solcher Macht herein, daß die Pinke umschlug. Ned Low befand sich mit dem Schiffsarzte gerade in der Cajüte und sprang, sobald er das Wasser hereinstürzen sah, durch eine der Kreuzpforten hinaus. Der Arzt, welcher ihm nach wollte, wurde vom heftigen Andrange der Fluthen in die Cajüte zurückgetrieben; dem Capitän gelang es jedoch, den Arm in die Stückpforte zu bringen und so jenen herauszuziehen und zu retten. Mittlerweile schlug das Schiff vollends ganz um. Sein Kiel ragte noch aus dem Wasser hervor; aber als der Rumpf sich mit Wasser füllte, sank es ungefähr sechs Faden tief unter.

Hiebei waren die Rocke auf den Grund aufgestoßen, und das versinkende Schiff hatte dadurch eine solche Wendung erhalten, daß die Masten wieder etwas über die Fluth heraufkamen. Beim Umschlagen der Pinke flüchteten sich die Leute aus den Segeln und Rahen auf den Rumpf, und als auch dieser unterging, in das Takelwerk, welches mit den Masten wieder ein wenig über den Wasserspiegel heraufkam.

Als ein nur mittelmäßiger Schwimmer gerieth ich in die äußerste Gefahr. Ich war nämlich mit einigen Schiffsjungen, deren jugendliche Körper gleich dem meinigen nur wenig Gewicht hatten, an die große Bramrah commandirt worden, als man das Schiff umlegen wollte, und da die Leute eines Bootes, welche nun damit beschäftigt waren, die Mannschaft gut unterzubringen, mich nicht aufnehmen wollten, so mußte ich versuchen, die Bake zu erreichen. Dieß gelang mir glücklicher Weise, und ich war, da sie groß war, in ihr gesichert, bis das Boot herankam. Ich bat die Leute noch einmal, mich aufzunehmen; aber sie schlugen es mir wieder ab, da das Boot ganz besetzt sei. Es war mir nicht klar, ob sie die Absicht hatten, mich in dieser Lage umkommen zu lassen; da jedoch das Boot sehr stark belastet war, so ruderte es ganz langsam vorbei, und einer meiner zugleich mit mir gefangen genommenen Kameraden rief mir zu, ich solle die Bake verlassen und auf jenes zuschwimmen. Ich folgte ihm und erreichte wirklich das Boot, worauf er mich in dasselbe hineinzog. Zwei von der Mannschaft, Johann Bell und Jana Gourdon, kamen beim Untergange der Pinke um.

Derjenige Theil der Mannschaft, welcher im Schooner sich befunden hatte, war während des Unfalls, der die Pinke betroffen, ruhig, ohne etwas davon zu ahnen, am Lande unter Zelten sitzend mit Ausbesserung der Segel beschäftigt gewesen.

Die Piraten, welche auf diese Weise ihr Hauptschiff und den größten Theil ihres Proviants nebst Trinkwasser verloren hatten, geriethen hiedurch in große Noth. Da die Triangelinseln nichts boten, womit sie diesen Verlust hätten ersetzen können, wollten sie nach der Insel Tobago segeln; allein die Windstillen und Meeresströmungen gestatteten dieß nicht. Man war daher genöthigt, der Insel Grenada zuzusteuern, in deren Hafen man auch einlief, nachdem man sechzehn Tage lang vielfache Entbehrungen hatte erdulden müssen.

Grenada gehörte damals noch den Franzosen. Low ließ beim Einlaufen in den Hafen den größten Theil seiner Leute unter das Verdeck hinabgehen und nur so viele Matrosen auf demselben bleiben, als zur Leitung des Schiffes nöthig waren. Er gab vor, er sei von Barbadoes und komme, um frisches Wasser und etwas Proviant einzunehmen. Wenn er nun auch den Verdacht der Seeräuberei hiedurch von sich abwendete, so hielt man ihn doch für einen Schmuggler und dachte, es wäre hier eine gute Gelegenheit, sein Schiff wegzunehmen. Zu diesem Zwecke rüstete die französische Behörde am andern Morgen eine große Schaluppe von siebzig Tonnen aus, welche vier Kanonen und dreißig Mann an Bord hatte. Low, der sich zunächst keines kriegerischen Ueberfalls versah, ließ die Franzosen ruhig auf sein Schiff kommen. Sobald sie aber hier ihre Absicht verriethen, commandirte er plötzlich seine neunzig Mann auf's Verdeck herauf und richtete seine acht Geschütze gegen den Feind, und die französische Schaluppe wurde ihm so ohne viele Umstände zur Beute.

Jetzt wieder im Besitze zweier Schiffe, kreuzten die Seeräuber zwischen den westindischen Inseln umher, überfielen und erbeuteten sieben bis acht Fahrzeuge und langten endlich bei der Insel St. Croix an, wo sie sich noch zweier bemächtigten. Während sie in einer Bucht dieser Insel vor Anker lagen, stieg in Low der Wunsch auf, eine Reiseapotheke zu besitzen; er sandte daher vier der gefangenen Franzosen mit dem erforderlichen Gelde auf einem der erbeuteten Schiffe nach der etwa zwölf Seemeilen entfernten Insel St. Thomas. Er versprach denselben für diese Dienstleistung die Freiheit und die Rückgabe ihrer Schiffe; erfüllten sie aber seinen Wunsch nicht, so würde er die übrigen in seiner Gefangenschaft befindlichen Franzosen umbringen und ihre Fahrzeuge verbrennen lassen. In wenig mehr als vierundzwanzig Stunden kehrten die Franzosen mit der gewünschten Reiseapotheke zurück, und Low kam seinem Versprechen pünktlich nach.

Da der Wind gerade günstig war, segelten die Piraten nach den spanisch-amerikanischen Besitzungen. Zwischen Carthagena und Portobello entdeckte man zwei große Schiffe, von welchen es sich nachher herausstellte, daß es ein englisches Kriegsschiff, die Mermaid, und ein Guineafahrer waren. Die Piraten machten Jagd auf dieselben; als sie aber die starke Bewaffnung des Kriegsschiffes gewahrten, kehrten sie sogleich um und eilten so rasch als möglich davon. Jetzt begann

das Kriegsschiff sie zu verfolgen, das ihnen auch bald näher kam, und mich überfiel nun der größte Schrecken, der mich jemals angewandelt hat; denn ich glaubte nicht anders, als daß wir zu Gefangenen gemacht und zum Tode verurtheilt werden würden, und daß ich das Loos derjenigen, deren unfreiwilliger Gefährte ich war, würde theilen müssen, nach dem Salomonischen Spruche: „Wer der Narren Geselle ist, wird Unglück haben." Als aber die beiden Piratenschiffe sahen, daß das Kriegsschiff schneller als sie segelte, wendeten sie sich plötzlich, das eine nach dieser, das andere nach jener Seite, und Farrington Spriggs, der den Schooner, in welchem ich war, commandirte, segelte an das benachbarte Ufer. Die Schaluppe, auf welche, als auf das größere, stärker bewaffnete von beiden, die Mermaid zunächst Jagd machte, steuerte nach einer Richtung hin, in welcher es Untiefen gab, durch die zwar Low mit seinem nicht so tief gehenden Fahrzeuge den Ausgang fand, in denen aber das Kriegsschiff, zu hitzig in seiner Verfolgung, auf den Grund gerieth. So entgingen die Piraten bei dieser Gelegenheit dem Strange.

Spriggs und einer seiner auserwählten Gefährten legten, um nicht gefangen genommen und vor Gericht gestellt zu werden, ihre Pistolen neben sich und verpflichteten sich bei einem Glase Branntwein gegenseitig durch einen Eid, falls ihre Flucht ganz unmöglich wäre, Fuß an Fuß zu setzen und einander zu erschießen. Aber dem Lande zusteuernd erreichten sie Pickeroon-Bai und entgingen der Gefahr.

Gleich darauf begaben wir uns auf eine kleine Insel Namens Utilla, welche etwa sieben bis acht Seemeilen leewärts von der Insel Roatan in der Hondurasbai liegt, wo der Boden des Schooners gereinigt wurde. Es waren nun zweiundzwanzig Personen an Bord, und acht von uns verschworen sich, unsere Herren zu überwältigen und sich davon zu machen. Spriggs machte den Vorschlag, man solle nach Neuengland segeln, dort Mundvorräthe einnehmen und noch mehr Leute für sein Schiff anwerben; wir aber wollten bei der Annäherung an die Küste, wann die Uebrigen nach ihrer Gewohnheit sich in Branntwein berauscht hätten und in tiefen Schlaf versunken wären, dieselben im Schiffe einsperren, dann das Boot in's Wasser lassen und dem Lande zurudern, um uns unter den Schutz der Obrigkeit zu begeben.

Obgleich wir unsern Plan so geheim als möglich hielten, bekam

Spriggs doch Wind davon. Er ließ sich in voller Wuth nach der Schaluppe fahren und verlangte dort mit tobender Heftigkeit, daß Low die Theilnehmer an der Meuterei auf's strengste bestrafen sollte. Low aber nahm glücklicher Weise wenig Notiz von seiner Beschwerde, sonst würde es den Meisten von uns sehr übel ergangen sein. Spriggs jedoch kehrte im höchsten Grade erbittert auf den Schooner zurück und brüllte wie wüthend, vier von uns sollten vortreten, um erschossen zu werden. Mir insbesondere schrie er zu: „Du Hund Ashton, Du verdienst nicht einmal einen solchen Tod, Du mußt an's Rock gehängt werden, weil Du uns hast umbringen wollen.“ Ich erwiederte, daß es mir nie in den Sinn gekommen sei, irgend jemand an Bord ein Leid zuzufügen; es sei mir nur um meine Freiheit zu thun gewesen, und er möge mir doch erlauben, in Frieden abzuziehen. Endlich legte sich der Sturm in seinem Innern, und so kamen wir durch Gottes Gnade mit der Todesangst davon.

Roatan-Harbour ist voll kleiner Inseln, und als Low mit seinen auserlesenen Leuten eingelaufen war, landeten sie auf einem Inselchen, welches sie Port-Royal-Key nannten. Man errichtete da Hütten und fuhr fort, sich mit Schmausen, Zechen und Schießen zu vergnügen, während zugleich die verschiedenen Fahrzeuge, in deren Besitz man nun war, ausgebessert wurden.

Sonnabend den 9. März 1723 fuhr der Schiffsböttcher mit sechs Matrosen im Langboot an's Ufer, um frisches Wasser einzunehmen, und als er am Vorderende des Schooners vorbeifuhr, rief ich ihm zu, er solle mich als Gehülfen mitnehmen. Da er nicht dazu geneigt schien, stellte ich ihm vor, daß ich bis jetzt noch gar nie an's Land gekommen sei, und führte ihm zu Gemüthe, wie schwer es einem falle, immer so im Schiff eingesperrt zu sein, während alle Anderen an's Land gehen dürften, so oft sich Gelegenheit dazu böte. Low hatte mir früher, als ich mit einigen der gekaperten Schiffe, die er freiließ, fortwollte, gesagt, daß ich nicht früher als er der Heimath zusteuern dürfe, und geschworen, mich vorher nie den Fuß an's Land setzen zu lassen. Nun aber dachte ich, daß, wenn ich selbst unter den ungünstigsten Umständen einmal auf dem festen Lande wäre, ich mich für frei ansehen könnte, und dann natürlich nicht mehr in's Schiff zurückkehren würde.

Der Schiffsböttcher nahm mich endlich in's Langboot auf, wäh-

rend Low mit seinen auserlesenen Leuten auf einer anderen Insel sich befand, um sich mit frischem Wasser zu versehen. Meine Kleidung bestand in nichts als einem Wamms und Beinkleidern von grober Leinwand und in einer Mütze von gewalktem Stoffe; ich hatte nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe und weder Schuhe noch Strümpfe an den Füßen.

Sobald wir gelandet waren, half ich eifrig die Wasserfässer aus dem Boote holen und an den Wasserplatz wälzen. Dann nahm ich einen tüchtigen Schluck Wasser und streifte am Ufer umher, indem ich Steine und Muscheln auflas; als ich aber einen Flintenschuß von meinen Gefährten entfernt war, zog ich mich seitwärts nach dem Walde. Unwillkürlich beschleunigten sich dabei meine Schritte; der Schiffsböttcher bemerkte dieß und rief mir zu: „Wohin so eilig?" Augenblicklich stand ich still und rief zurück: „Ich will einige Kokosnüsse holen," und da nach der Richtung hin, welche ich einschlug, wirklich mehrere Kokospalmen, mit Früchten beladen, zu sehen waren, ließ man mich ungestört weiter gehen. Als ich jedoch den Leuten aus den Augen war, lief ich, so schnell ich konnte, obgleich die dichten Gebüsche und meine nackten Füße mir oft hinderlich waren. Ungeachtet ich eine ziemliche Strecke weit in den Wald eingedrungen war, hörte ich doch noch immer die Stimmen meiner Gefährten, während ich wohl versteckt in einem Dickicht lag, wo sie mich nicht finden konnten.

Als meine Kameraden ihre Wasserfässer gefüllt hatten und im Begriffe waren, wieder abzusegeln, rief mir der Schiffsböttcher zu, ich solle mitgehen; aber ich blieb ruhig in meinem Versteck und gab ihm keine Antwort. Nachdem sie mir lange zugerufen hatten, hörte ich sie zu einander sagen: „Der Hund ist wahrscheinlich im Walde verirrt und kann keinen Ausweg mehr finden!" Dann hallohten sie noch einmal und riefen: „Er ist durchgegangen und will nicht mehr mit uns!" Der Böttcher äußerte, wenn er meine Absicht gewußt hätte, so würde er mich nicht mit an's Land genommen haben. Da man sich von der Unmöglichkeit, mich im Walde zu finden, überzeugte, so rief endlich der Böttcher aus: „Wenn Du nicht sogleich herbeikommst, so werde ich abfahren und Dich allein zurücklassen!" Nichts konnte jedoch mich bewegen, ein Zeichen von mir zu geben, und als meine Kameraden einsahen, daß es vergeblich sei, noch länger auf mich zu warten, so fuhren sie allein ab.

So war ich denn auf einer einsamen Insel zurückgelassen, von aller Hülfe entblößt und fern von den Straßen, welche die Seefahrer einschlugen; aber im Vergleiche mit dem Zustande und der Gesellschaft, wovon ich nun befreit war, kam mir die Wildniß gastlich und die Einsamkeit anziehend vor.

Als ich dachte, es seien alle fort, kroch ich aus dem Dickicht hervor, ging an einen kleinen Bach, der etwa eine kleine halbe Stunde von dem Platze, wo wir die Fässer füllten, entfernt war, und setzte mich da nieder, um das Treiben der Piraten zu beobachten. Zu meiner großen Freude segelten ihre Schiffe nach fünf Tagen ab, und ich sah, wie sich der Schooner von ihnen trennte, um eine andere Richtung zu nehmen. Ich begann nun über mich und meine Lage nachzudenken. Ich befand mich auf einer Insel, welche ich nicht verlassen konnte, und war viele Meilen von menschlichen Wesen entfernt; meine Kleider waren am Zerfallen, und es war mir unmöglich, neue zu bekommen. Ich war ganz entblößt von Nahrungsmitteln und wußte nicht, wie ich mein Leben fristen sollte. Diese traurige Aussicht preßte mir einen Strom von Thränen aus; da aber mein Hauptwunsch, von Leuten, deren Treiben nur das Unheil ihrer Nebenmenschen bezweckte, loszukommen, durch Gottes Güte jetzt erfüllt war, so nahm ich mir vor, jede Beschwerde geduldig zu ertragen.

(Schluß folgt.)

Kindliche Ehrfurcht und Treue bei den rothen Indianern.

Zu den ersten Lehren, welche die Indianer Amerika's ihren Kindern einprägen, gehören die von den Pflichten gegen die Eltern und die von der Achtung vor dem Alter, und unter den civilisirtesten Völkern gibt es keines, das der Pflicht des kindlichen Gehorsams eifriger nachkommt, als jene. Ein Vater braucht in Gegenwart seiner Kinder bloß zu sagen: „Ich will, daß dieß oder jenes geschehe! ich will, daß eines meiner Kinder diesen oder jenen Auftrag besorge! ich will sehen, welches das gute Kind ist, das dieß thut!“ Das Wort „gut“ wirkt wie ein Zauber, und die Kinder wetteifern sogleich mit einander, die Wünsche ihrer Eltern zu erfüllen. — Wenn ein Vater einen alter-

schwachen Mann oder eine solche Frau von einem Kinde geführt vorübergehen sieht, so pflegt er die Aufmerksamkeit seiner eigenen Kinder auf diese Erscheinung zu lenken, indem er sagt: „Was für ein gutes Kind muß das sein, welches den alten Leuten so viele Aufmerksamkeit beweist! Dieses Kind richtet seinen Blick offenbar auf die Zeit, wo es auch alt sein wird!“ Oder kann er sagen: „Möge der große Geist, dessen Auge auf ihm ruht, diesem guten Kinde ein langes Leben schenken!“

Charade.

Von Charlotte Späth.

Wer lernt die Geographie mit Fleiß,
Auch wohl von einem Flusse weiß,
Der in der Nähe von Berlin,
Bei Potsdam oder Fehrbellin,
Aus einem See herausspaziert
Und in der Elbe sich verliert;
Die ersten Silben nennen ihn.
Die letzte zeigt nach Frankreich hin;
Es ist ein alt, verschollen Wort,
Wie man hieß eine Mundart dort.
Herr Wieland gibt im Oberon
Ganz deutlich Kunde uns davon.
Das Ganze stand als Siegesheld
Auf Indiens blut'gem Schlachtenfeld;
Doch ach! der Feind, der ihn besiegt,
Ist der, dem Jeder unterliegt.
Jetzt trauert England allzumal
Um seinen tapfern General.

Auflösung der Charade auf Seite 240:
Stadtthor.

Die Affencolonie.

Von Friedrich Gerstäcker.

Daß die Thiere unter einander irgend etwas haben, wodurch sie sich mit einander verständigen können, bedarf wohl keines Beweises mehr. Es kann gar nicht geleugnet werden, daß die Bienen z. B. nach einem solchen Verständniß arbeiten, daß sich die Schwalben im Herbste zu ihrer Wanderung sammeln, daß die Ameisen festbestimmte Regeln haben, nach denen sie ihre schmalen Arbeitswege mit ihrer Last hin und her laufen. Das ist Alles weit mehr als Instinkt, womit eine Menge Leute, die es eben nicht besser verstehen, den Verstand der Thiere abfertigen wollen. Wer sich aber näher mit ihnen befaßt, wer sie draußen im Walde das ganze Jahr hindurch beobachtet, wie sie da schaffen und wirken, und wie die Alten sich bemühen, die Jungen zu lehren, und wie sie, ihren verschiedenen Fähigkeiten angemessen, ihre Kräfte verwenden, ja da, wo das Einzelne nicht ausreicht, zusammenwirken, der wird ihnen den Verstand gewiß nicht absprechen.

So finden wir unter verschiedenen Gattungen und Geschlechtern das gesellschaftliche Leben außerordentlich ausgebildet. Die Bienen sind uns darin die nächsten, und können am leichtesten in ihrem wunderbaren Schaffen beobachtet werden. Auch die Ameisen bilden große Gesellschaften, in denen sie gewisse Gesetze und bevorzugte Stände haben, während ihre Arbeiten die schwachen Kräfte auf's Aeußerste anstrengen.

In Nordamerika leben die wilden Hunde ebenfalls in großen Dörfern zusammen, indem sie sich ihre Wohnungen neben einander graben. In Südamerika ist eine Art Dachs, der dasselbe thut. Für uns am interessantesten — weil sie uns selbst in der äußeren Gestalt am nächsten kommen, sind aber die Affen, die sich ebenfalls hie und da in ordentlichen, wie es scheint, geregelten Colonien aufhalten. Mehrere derselben bestehen auf Java, und die verschiedenen Arten halten sich dabei streng von einander geschieden, ja leben sogar nicht selten in grimmigster Feindschaft mit einander.

Die gemüthlichste derselben ist jedenfalls die braune langgeschwänzte Art, die auch auf ihren Raubzügen in die Felder nach der größten Ordnung stiehlt und richtige Wachen dabei ausstellt, um nicht überrascht zu werden.

Java ist eine der Hauptinseln des ostindischen Archipels, von Ost nach West wohl 135 deutsche Meilen lang, aber höchstens 30 deutsche Meilen breit und überall, wo es irgend geht, mit Reis, Zucker, Thee, Kaffee, Cacao und anderen Früchten der tropischen Zone angebaut. Inmitten der Insel aber, und zwar der ganzen Länge nach, liegen hohe, feuerspeiende Berge, zum Theil noch sehr dicht bewaldet und theils mit hohem schilfähnlichem Grase, theils mit gewaltigen Bäumen und solchen Dickichten bedeckt, daß sich ein Mensch dahindurch mit dem Messer seine Bahn hauen muß.

Daß solch' eine Wildniß auch ein vortrefflicher Aufenthalt für wilde Thiere ist, läßt sich denken, und es gibt da noch ziemlich häufig Tiger, Panther, Rhinocerosse, wie Hirsche, Rehe, Pfauen, wilde Hühner — dann auch sehr große Schlangen, z. B. die Boa Constrictor, und besonders viele Arten von Affen. Von diesen letzteren will ich euch diesmal erzählen.

Die Affen leben gewöhnlich — einige Arten abgerechnet — in Heerden oder eigentlich Familien bei einander, und die Liebe der Mütter zu ihren Jungen ist bei uns sprichwörtlich geworden.

Der Affe steht, wenigstens seiner ganzen Gestalt nach, von den Thieren dem Menschen am nächsten. Seine Jungen sind aber auch länger hülflos, als die fast irgend eines andern Thieres und verlangen deßhalb sorgsame Pflege, die ihnen von ihren Müttern auch reichlich zu Theil wird. Auf deren Rücken hängen sie, so lange sie sich noch nicht selbstständig bewegen können, und ob die Alte auf allen Vieren auf dem ebenen Boden hinläuft, oder einen Baum erklettert, sie schleppt das kleine Huckepack mit sich herum, und hätschelt und wiegt es dann oft in ihren Armen, gerade wie eine Frau ihr Kind hätschelt und trägt.

Besonders diese langgeschwänzten braunen Affen leben in großen Familien zusammen und sind eigentlich auch wohl im Ganzen harmlos — natürlich immer das Stehlen abgerechnet, das die Affen nun einmal nicht lassen können.

Wie alt ein Affe wird, weiß man nicht genau, wie sich das

überhaupt schwer bei in der Wildniß oder im wilden Zustande lebenden Thieren feststellen läßt. Wollte man sie einfangen und dann beobachten, so würde das nicht entscheidend dafür sprechen; denn das Leben in der Gefangenschaft ist ein ganz anderes, als das im freien Zustande. Ziemlich alt scheinen sie aber doch zu werden, und bei diesen Colonien oder Familien, die in den javanesischen Wäldern leben, führt oft ein sehr alter, ehrwürdig und grau genug aussehender Bursche den Vorsitz, dem alle übrigen auf den Wink gehorchen müssen. Wenn sie es nicht thun, schlägt und beißt er sie.

Eine solche Affencolonie hatten die Eingeborenen einmal mitten auf Java auf einer der zahlreichen Hochebenen, die sich auf den Gebirgen finden, entdeckt und den Holländern, welchen die Insel jetzt gehört, den Platz gezeigt. Dort oben fürchteten sich die Affen aber fast gar nicht vor den Menschen; denn da es in der Nähe keine Felder und Fruchtgärten gab, in denen sie stehlen konnten, so verfolgte man sie nicht und that ihnen auch Nichts zu Leide. Allerdings hielten sie sich ein wenig aus der nächsten Nähe der Menschen, gingen aber nichtsdestoweniger ihrem Vergnügen oder ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach und gewöhnten sich bald so an sie, daß man bis dicht zu ihnen hingehen konnte, ohne sie besonders zu stören. Ja, als sie fanden, daß ihnen die Fremden gewöhnlich Leckerbissen mitbrachten, kamen sie sogar herbei, wenn sie wußten, daß sie in der Nähe seien.

Auf ihrem Versammlungsplatze, einer kleinen ganz niedergetretenen Waldwiese, lag ein einzelner großer und ziemlich flacher Stein, und die Eingeborenen hatten die Affen bald daran gewöhnt, daß es als ein Zeichen galt, wenn jene mit einem großen Stock auf den Stein schlugen. Kamen nämlich weiße Fremde in die Gegend, die jene Affencolonie zu besuchen wünschten, so ging eine Anzahl Javanen als Führer mit und trug, außer den Lebensmitteln für die Fremden, auch noch Reis, Honig, Zucker und Früchte als Geschenke für die Affen. Wir wollen eine solche Gesellschaft einmal begleiten.

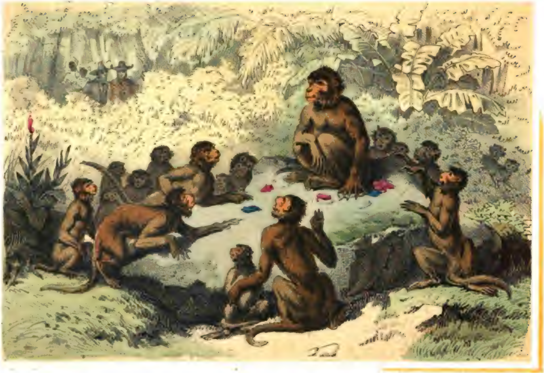
Es waren zwei Engländer, die viel von dieser Colonie gehört hatten und eine große Strecke gefahren kamen, sie einmal selber zu sehen. In die Berge hinauf konnten sie allerdings nicht fahren, sondern mußten aussteigen und sich auf kleine Pferde setzen, die sie rüstig bergan trugen. Dabei begleitete sie eine ganze Menge Eingeborener,

um ihre Lebensmittel, Sonnenschirme — denn es ist dort sehr heiß — und manche andere Bequemlichkeiten zu tragen. Die Europäer sind nämlich in Indien außerordentlich faul, und während sie das heiße Wetter als Entschuldigung nehmen, daß sie nichts arbeiten können, verwöhnen sie sich so und machen sich von so vielen Bedürfnissen abhängig, daß sie zur geringsten Kleinigkeit einen besonderen Bedienten haben müssen. „Wie der Herr, so der Diener," ist aber ein altes, gutes Sprichwort, und die Diener sind dann oft noch fauler, als der Herr — wenn das überhaupt möglich wäre.

So zogen denn die beiden Europäer mit einem Schwarme von Eingeborenen, den sie zu ihrer Bequemlichkeit mitgenommen hatten, in die Berge hinauf und wunderten sich, einen ziemlich gebahnten Weg dort hinauf zu finden. Die Affencolonie war aber in den letzten Jahren schon so oft besucht worden, daß sich der Weg dahin ziemlich von selber hergestellt hatte. Jeder Javane trägt nämlich ein langes, schweres Messer, fast wie ein kurzes Schwert, an seiner Seite, das Klewang heißt und besonders dazu dient, auf dem Weg in dem Walde die lästigen Zweige und Dornen wegzuhauen, und mit diesen Klewangs hatten sich die Leute nach und nach eine ordentliche Bahn geschlagen.

Drei Stunden mochten sie solcher Art erst durch Reisfelder und Kaffeeanpflanzungen, und dann, als sie diese verlassen hatten, durch den herrlichsten Wald aufwärts gestiegen sein. Wild trafen sie unterwegs nicht an, ein paar Affen ausgenommen, die in die Wipfel der höchsten Bäume hinaufflüchteten und dort ziemlich unbesorgt ihre munteren Spiele spielten.

Endlich erreichten sie die Hochebene, auf der hin sie noch etwa eine halbe Stunde marschiren mußten, bis sie zu dem bestimmten Platze, jenem offenen, rings von hohen Bäumen umgebenen Grasfleck kamen. In der Mitte desselben lag der große flache Stein, von dem die Javanen den beiden Engländern schon früher erzählt hatten. Ein Affe war aber nirgends weder zu hören noch zu sehen, und nur in dem Wipfel eines mächtigen Teakbaumes saß ein großer Pfeffervogel und klapperte mit dem mächtigen Schnabel. Die Javanen wußten aber hier Bescheid. Sie wiesen den Fremden ihre Plätze, etwa zwanzig Schritte von dem Steine auf einer kleinen von Rohr und Stäben hergestellten Gallerie an, und ein paar von ihnen gingen dann zu



Die Affencolonie.

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Felsblock und schlugen aus allen Kräften mit einem großen Stocke darauf.

Dreimal hatten sie das etwa mit einer Anzahl Schläge wiederholt, und die übrigen Javanen indessen den größten Theil der Leckerbissen, die sie für die Affen mitgebracht, auf dem Steine ausgebreitet, als es plötzlich in den Zweigen und Büschen zu rascheln anfing, und etwa ein halb Dutzend Affen, im Anfang noch ein wenig schüchtern, auf den Platz sprang.

So lange die Eingeborenen noch an dem Steine blieben, hielten sie sich auch in der Nähe des Waldrandes, schienen aber ungeduldig deren Entfernung zu erwarten, und kaum verließen jene den Platz, als sie mit langen Sätzen darauf zufuhren und gierig über die mitgebrachten Eßwaaren herfielen. Das sollte ihnen aber schlecht bekommen; denn eben waren sie noch im besten Essen, als ein greiser Affe, jedenfalls der Patriarch des Stammes, wie eine Schlange aus den nächsten Büschen herausgeglitten kam. Ehe die armen Teufel auf dem Steine auch nur eine Ahnung von seiner Nähe hatten, war er mitten zwischen ihnen, ergriff, während er zwei mit beiden Händen im Nacken faßte und sie mit den Köpfen zusammenstieß, einen dritten mit dem rechten Hinterbeine — denn der Affe hat, wie ihr wohl wißt, vier Hände — und prügelte dann diesen, sowie er die anderen beiden losgelassen hatte, tüchtig durch. Uebrigens war das nur die gerechte Strafe für das naseweise Gesindel, das gewagt hatte, die mitgebrachten Gaben anzurühren, ehe ihr Vorgesetzter seine Wahl dazwischen getroffen hatte — das heißt: so viel davon gefressen, wie er möglicher Weise konnte.

Dem Patriarchen folgte aber der ganze Stamm, etwa sechzehn oder achtzehn Affenweibchen mit ihren Jungen, und ein ganzer Haufe kleinen lustigen Gesindels, unter dem sich jedoch auch einige ziemlich gesetzte Personen befanden. Den Stein behielt aber der Patriarch allein inne und warf grimmige Blicke nach denen hinunter, die ihm etwa zu nahe kamen. Dabei galt kein Ansehen der Person; keine Rücksicht auf nächste Verwandte fand statt; er wollte erst allein fressen, und wenn er fertig war, kamen erst die übrigen.

Die Art, wie er die gebrachten Geschenke untersuchte, war ebenfalls äußerst komisch. Jetzt steckte er eine handvoll Reis in's Maul, dann fand er ein Stück Zucker und kaute nun aus Leibeskräften, um

Platz dafür zu machen. Dabei drehte er Alles wohl zehnmal um und um, steckte den Finger in den Syrup hinein und leckte ihn sauber ab, und kostete dort gar vorsichtig eine andere Mischung; denn die Javanen hatten ihn schon ein paar Mal angeführt, und ihm rothen Pfeffer zwischen den anderen Gegenständen untergeschoben. Heute fand sich aber nichts Derartiges dabei, und es schien bald, als ob er etwa so viel verzehrt hätte, wie er eben verzehren konnte.

Er blieb jetzt ruhig, gewissermaßen verdauend, auf dem Steine sitzen, ohne jedoch noch einem der übrigen zu erlauben, näher zu kommen, und die lustige Gesellschaft um ihn her war doch ungeduldig genug geworden. Der Alte hatte sich aber schon seit langer Zeit in Respekt zu setzen gewußt, und war ja einer, der es trotzdem wagen wollte, vor erhaltener Erlaubniß den von ihm eingenommenen Platz zu betreten, so wies ihn ein einfaches Zähnefletschen rasch genug in die gehörige Entfernung zurück.

Da der Alte nun aber doch wohl merken mochte, daß seine Verwandtschaft endlich ihren Antheil verlangte, nahm er einen Theil der Eßwaaren in seine eine Hand und hielt sie irgend einem Begünstigten entgegen. Kam ihm ein anderer, als den er eben wollte, nahe, so bekam der mit der anderen Hand ohne Weiteres eins auf den Kopf.

Erst wie er seine Lieblinge sämmtlich versorgt hatte, stand er langsam auf und setzte sich auf die eine, etwas höhere Seite des Steines, und das war das Zeichen für die übrigen, jetzt in toller Hast über das Mitgebrachte herzufallen. Um die Menschen, von denen sie doch Nichts zu fürchten hatten, kümmerte sich keiner von ihnen.

Außerordentlich possierlich sah es jetzt aus, wie die ganze Affengesellschaft über die Leckerbissen herfiel, und wo einer etwas erbeutete, glitt er blitzschnell von dem Stein herunter, es in Sicherheit zu bringen; denn der nächste griff sicher mit gieriger Hast danach. Der Alte sah übrigens auf Ordnung und schien nur zu dem Zweck oben auf dem Steine geblieben zu sein, denn er selber rührte Nichts weiter an. Wo sich aber zwei in die Haare geriethen, war er auch gewiß im nächsten Augenblicke zwischen ihnen, und es hagelte dann nur so Püffe auf sie herunter.

Daß die ganze Schaar aber nicht lange Zeit brauchte, den Stein zu plündern, läßt sich denken. Im Nu war Alles aufgegriffen und fortgeschleppt, und wenige Minuten später saß der Alte noch allein

oben und kratzte sich sehr behaglich mit der rechten Hand unter der rechten Achselhöhle.

Die beiden Fremden hatten sich indessen vortrefflich unterhalten, und besonders über das ernsthafte, wichtige Benehmen des alten Affen ordentlich Thränen gelacht. Um ihm nun ihre Dankbarkeit zu beweisen, stiegen sie jetzt mit einigen zurückgehaltenen Leckerbissen von ihrem Platz herunter und gingen langsam auf ihn zu. Die Javanen hatten ihnen schon gesagt, daß sie das thun dürften, da er fast ganz zahm sei.

Er schien auch ihr Näherkommen nicht im Mindesten übel zu nehmen und sah ihnen bloß dabei auf die Finger, was sie wohl noch etwa in der Hand hielten.

Der eine Engländer hatte aus Batavia noch einige Knallbonbons in seinem Koffer mitgenommen, und diese heut' Morgen, um sich vielleicht mit den Affen einen Spaß zu machen, eingesteckt. Erst reichte er aber dem Alten einige andere ebenfalls in Papier eingewickelte Bonbons, ließ ihn anfassen und versuchte sie wieder wegzuziehen. Der Alte hielt aber fest, und wenn das Papier riß, und der Zucker auf den Stein fiel, fuhr er blitzschnell danach. Jetzt reichte er ihm eines der Knallbonbons, und die Javanen waren indessen auch näher getreten, den komischen Burschen sich ein wenig mehr in der Nähe zu betrachten.

Der Alte faßte augenblicklich an, und das bunte, silberblinkende Papier schien ihm ganz besonders zu gefallen. Sowie er aber anzog, entzündete sich das Knallsilber, und mit dem Knalle machte er einen wohl drei Fuß hohen Satz vom Steine empor. Aber die Javanen prallten gleichfalls zurück; denn solchen Knall hatten sie in dem kleinen bunten Ding ebenso wenig vermuthet, und Affe und Eingeborene fuhren nach allen Seiten aus einander.

Das hatte aber der alte ehrwürdige Bursche übel genommen, daß sich die Fremden solchen Scherz mit ihm erlaubt. Gerade vorher, ehe er das Dickicht betrat, hielt er noch einmal und fühlte sich auf die ernsthafteste Weise von der Welt über den ganzen Körper, ob er nicht irgendwo Schaden genommen hätte. Dann drehte er sich um, fletschte den Weißen die Zähne entgegen — als einzigen Dank für die heraufgebrachten Delicatessen, und verschwand wie die übrigen, die sich schon vorher davon gemacht, im dichten Walde.

Die Eingeborenen erzählen noch eine Menge Anekdoten von

diesen Colonien, und wenn man ihnen Alles glauben wollte, was sie darüber sagen, so hätten die Thiere wirklich Menschenverstand und hielten Gerichtssitzungen und Schule. Derartige Burschen lügen aber den Europäern sehr gern etwas Außergewöhnliches vor, um sich entweder ein gutes Trinkgeld zu verdienen, oder auch nur mit ihrem Scharfsinne zu prahlen, und man darf ihnen eben nicht Alles glauben.

So viel ist aber gewiß, daß die Affen die Oberherrschaft des alten Burschen als ihres ersten Häuptlings, oder was sie sich sonst darunter denken mögen, anerkennen; denn seiner Stärke verdankt er es nicht allein. Es waren manche junge und kräftige Affen in der Colonie, die ihn wohl leicht hätten bewältigen können; aber keiner vergriff sich an ihm. Wo er sich zeigte, wichen die andern scheu zurück.

Solcher Colonien von Affen gibt es, besonders auf Java, noch mehrere, und die Eingeborenen behaupten sogar, daß die verschiedenen Gattungen manchmal Krieg mit einander führen und sich ordentliche Schlachten liefern. So viel ist gewiß, daß sich die braunen und schwarzen Affen — die letzteren ebenfalls eine langgeschwänzte und etwas stärkere Art — nicht besonders gut leiden können. Das sieht man schon, wenn die beiden Arten zusammen in einem Käfig eingesperrt gehalten werden. Daß sie sich dann auch draußen im Walde manchmal bei den Haaren nehmen, ist wohl natürlich.

Doch um wieder zu unseren beiden Engländern zurückzukommen, so versuchten diese jetzt, ob sie die Affen noch einmal durch das früher gegebene Zeichen — das Aufschlagen auf den Stein — herbeilocken könnten. Obgleich sie das aber mehrmals versuchten, kam doch auch nicht ein einziger zurück. Möglich, daß sie schon früher manchmal in solcher Art angeführt worden waren — möglich aber auch, daß der Alte den Scherz mit dem Knallbonbon übel genommen hatte und seine Familie bei sich behielt. Es ließ sich keiner mehr blicken.

Der Kriegsschatz.

Erzählung von A. Gossel.

(Schluß.)

„Am andern Morgen, nachdem ich die Spuren meiner wilden Flucht ein wenig vertilgt und mich vor Allem mit einer Kopfbedeckung versehen hatte, zeigte ich mein Vorhaben der dortigen Staatsbehörde an, unter Vorzeigung der bereits bewilligten Erlaubniß zur Aufsuchung des vergrabenen Schatzes, welche ich glücklicher Weise bei mir trug. Sofort ernannte sie mehrere Abgeordnete, in deren Mitte ich mich nach La Chaise zurückbegab. Unterwegs erzählte ich dem einen der Herren, welcher der Präsident der Behörde selbst war, wie sich später ergab, daß ich gestern bereits in La Chaise gewesen, dem Gastwirth und Schulzen des Dorfes auch schon über mein Vorhaben Mittheilung gemacht, aber Ursache gefunden habe, den Ort plötzlich zu verlassen. Er sah mich bei diesen Worten durchdringend an und sagte: ‚Aha, ich verstehe! Na, heute soll man Sie nicht wieder vertreiben.‘ Ich mußte ihm nun auf das genauste die ganze Geschichte mit dem Schatze mittheilen. Dieselben Bedenklichkeiten, welche bei mir damals aufgestiegen waren, hatte er auch und noch mehr, als ich ihm von der Wegräumung des Waldes und der Anlage der Weinberge erzählte.

„‚O weh, o weh! Das ist eine böse Geschichte. Wir werden mit langer Nase abziehen, nachdem wir die ganze Gegend in Alarm gesetzt und uns lächerlich gemacht haben. Indeß ein Versuch muß gemacht werden.‘

„Im Dorfe angekommen, ließ er den Schulzen und Wirth rufen, welche beide ziemlich betreten und verdutzt erschienen und nicht wenig erschrocken waren, als sie mich in der Mitte des Zuges sahen. Ihr Gewissen machte ihnen Höllenangst.

„‚Hören Sie, Gastwirth,‘ befahl der Präsident, ‚führen Sie uns gleich in Ihren Weinberg! Wir haben eine Ausgrabung und Sie, Schulze, nehmen Sie vier handfeste Leute mit Spaten, Schaufel und Hacke, und folgen Sie uns gleich nach!‘

„Mit der größten Bereitwilligkeit eilte der Schulze weg, um die

Arbeiter zu holen. Verstohlen trat der Wirth hinter mich und flüsterte: ‚Herr, um des Himmelswillen, Sie haben mich doch nicht . . .‘

„‚Nein, bis jetzt noch nicht; aber ein verdächtiges Wort mit dem Schulzen, und ich entdecke Alles.‘

„‚Ach Gott, lieber Herr, machen Sie mich nicht unglücklich! Ich will ja alles thun, was Sie wollen!‘

„‚Gut, so führt uns in den Weinberg!‘

„Der Schulze schickte die verlangten Männer, er selbst ließ sich nicht wieder sehen: das böse Gewissen hielt ihn zurück. Der Wirth führte uns jetzt sehr gefügig und demüthig in die Weinberge.

„‚Gastwirth, wo war vor Zeiten der Sumpf?‘ rief der Präsident. ‚Es ist ein Sumpf hier gewesen!‘

„‚Ein Sumpf,‘ dehnte der Wirth, ‚ein Sumpf? Ich weiß von keinem Sumpfe. Als ich die Strecke Land bekam, hatte sie weder Baum noch Strauch und auch keinen Sumpf, sondern war ebenes Ackerfeld.‘

„‚J, Gastwirth!“ fiel da auf einmal einer der Arbeiter ein, welche der Schulze geschickt hatte, ‚Ihr spaßt wohl, oder habt Ihr vergessen, daß wir ja selbst mit der größten Noth und Mühe das Buschwerk und die Baumstümpfe ausgerottet und den Sumpf trocken gelegt, und mit mehr denn hundert Fuhren Erde eben und tragbar gemacht haben? Besinnt Euch doch! Seht doch, hier sind wir ja an der Stelle, und wenn die Herren nur genau Acht geben wollen, so werden sie die immer noch etwas näßende und tiefere Stelle des ehemaligen Sumpfes bemerken.‘

„Bei diesen Worten wies er gerade vor uns hin, und nun wir so aufmerksam gemacht worden waren, konnten wir uns unmöglich täuschen. Das Erdreich war merklich naß und feucht an dieser Stelle, auch etwas eingesunken, und statt der Weinstöcke, die hier nicht gedeihen mochten, wucherten mächtige Kohlköpfe. Ein Freudenstrahl durchzuckte mich. Der Gastwirth stand vor uns, wie ein ertappter Dieb.

„‚Ihr könnt Euch scheren, Gastwirth, zu Eurem Spießgesellen!‘ donnerte ihm der Präsident zu. Mit eilenden Schritten ging er ab, nicht ohne noch einen bittenden Blick auf mich zu werfen. Ich kehrte mich verächtlich ab, denn mich empörte seine neue Falschheit, mit der er uns jetzt noch irre führen wollte.

„‚Nun, lieber Mann,‘ wandte sich der Präsident an den ehr-

lichen Arbeiter, ‚wißt Ihr denn auch noch, wo die großen Ahornbäume und Buchen standen, welche den Morast umgaben, und der Grenzstein, der auch in der Nähe gestanden haben soll?‘

„‚Die Ahornbäume und Buchen selbst, gnädiger Herr, habe ich als ganze Bäume nicht gekannt, wohl aber die Stümpfe derselben, da alle Bäume bei den damaligen Kämpfen der Preußen, welche hier einige Zeit ein Lager hatten, zu Lagerpfählen und Brennholz verwendet und deßhalb abgesägt und abgehauen worden waren. Die kurzen Stümpfe hatte man stehen gelassen, und mit diesen habe ich ganz genaue Bekanntschaft gemacht; denn ich stand damals als Knecht bei dem Wirth in Diensten und mußte sie sämmtlich ausrotten und den Boden ebnen. Ein sauberes Stückchen Arbeit das! Der Grenzstein wurde bei dieser Gelegenheit auch mit umgerissen, jedoch von mir später wieder an seinen Platz gesetzt. In Folge der Erdfüllungen ist er am Ende immer tiefer zu stehen gekommen und endlich verschwunden; aber da muß er noch sein.‘ Bei diesen Worten ging er etwas seitwärts, nahm seine Hacke, that einige Hiebe in den Erdboden und rief: ‚Dacht' ich's doch! Sehen Sie, gnädiger Herr, hier ist er! Ich wüßt's wohl.‘

„‚Nun noch eins, guter Freund!‘ rief der Präsident, ‚habt Ihr hier jemals einen alten Weidenbaum stehen sehen?‘

„‚Einen Weidenbaum? nein, Herr, einen Weidenbaum nicht. Davon weiß ich nichts. Muß wohl zu meiner Zeit schon weg gewesen sein.‘

„‚Wißt Ihr nichts, Leute?‘ wandte er sich zu den andern Arbeitern. Da trat ein alter Bauer vor und sagte: ‚Wenn's so 'n alter hohler Stumpf gewesen ist, der stand dort. Ich erinnere mich seiner noch ziemlich genau; denn ich bin manchmal 'nein getreten, wenn uns Holzarbeiter ein Regenschauer überfiel. Es hatte gerade ein Mann Platz d'rin. Es lag ein großer Stein in seinem Innern; auf den setzte ich mich allemal, und oft dachte ich: Wenn doch unter diesem Steine ein Schatz läge, und du fänd'st 'n!‘

„‚Na,‘ lächelte der Präsident, ‚was nicht ist, kann werden. Wißt Ihr, wo der Baum stand?‘

„‚O ja, ich denke, hier war es,‘ antwortete der Bauer, indem er einige Schritte seitwärts ging. Der Präsident machte ein Zeichen an der Stelle, indem er eine dürre Weinrebe in die Erde steckte.

Hierauf wendete er sich an mich und rief: ‚Glück auf! lassen Sie uns beginnen! Welches sind nun die näheren Kennzeichen?‘

„Ich zog meine Brieftasche von der Brust, auf welcher ich sie an einer festen Seidenschnur vorsichtig trug, öffnete sie, nahm Schroers letzten Brief heraus und las laut und langsam:

„‚Man gehe genau dreißig Schritte in gerader Linie von dem Grenzsteine in der Richtung von West nach Ost bis zu einer Buche, welche am untern Theile ihres Stammes drei Hiebe hat. Zwei Schritte rechts liegt das erste Faß.‘

„Wir traten an den Grenzstein und gingen die dreißig Schritte, voran der Präsident, die Arbeiter, denen nun erst ein Licht über diese bis dahin unerklärliche Verhandlung aufging, zuletzt und im äußersten Erstaunen. Als wir an der bezeichneten Stelle angekommen, schlugen die Arbeiter ein. Nicht zehn Minuten, da rief einer: ‚Glück auf, meine Herren, ich hab'n! Was krieg ich?‘ Vor Begierde sprang Alles herzu, riß und stieß den Mann, um den Schatz zu sehen. Der aber stand fest und schrie immer noch: ‚Was krieg' ich, was krieg' ich?‘ Da schrie ich im Jubel meines Herzens: ‚Hundert Napoleons!‘ Im Nu sprang er zur Seite, und nun sahen wir ganz deutlich ein Stück faules Holz, welches er losgehackt hatte; der Präsident kratzte mit der Hand die Erde ein wenig weg, griff hin und hatte eine Menge ganz verschimmelter, grün und schwarz angelaufener Geldstücke. ‚Glück auf!‘ schrie der ganze Haufe und jeder wollte unwillkürlich auch einen Griff thun.

„‚Halt!‘ riefen wir Beide wie aus einem Munde. ‚Im Namen des Königs,‘ rief der Präsident, ‚ich lege Beschlag auf den Schatz. Keiner vergreife sich weiter d'ran! Vorwärts, Leute, daß der Schatz zu Tage kommt! Es soll Euer Schade nicht sein, Ihr sollt reichlich belohnt werden.‘

Die Bauern machten ein weites Loch um das Faß; endlich lag es vor unseren Augen, mürbe, faul, zerfallend. Einer der Bauern mußte fortspringen, um einen Schiebkarren und einige feste Säcke zu holen. Bis zu seiner Rückkunft stand Alles lautlos. Endlich kam der Mann, und nun wurde das Geld, welches in Papier und Beuteln verpackt gelegen, vorsichtig in einen der Säcke gesteckt, dieser versiegelt und unter Aufsicht eines der Beamten vor uns auf den Karren gelegt.

„‚Nun, mein Herr, zum zweiten Fasse! Lesen Sie weiter!‘ rief der Präsident. Etwas kleinlaut und zögernd zog ich den Brief wieder hervor. Das Wort ‚Im Namen des Königs, ich lege Beschlag auf den Schatz!‘ hatte mich etwas verdutzt gemacht. Wie, wenn nun am Ende der ganze Schatz gefunden wird, aber die Regierung behält ihn? Der Präsident mochte meine Gedanken gelesen haben, denn er klopfte mir auf die Schulter und sagte: ‚Keine Furcht! Wir theilen gleich ehrlich und redlich!‘ Ich dachte: Nu, wir wollen das Beste hoffen', und las weiter: ‚Man gehe zurück an den Sumpf — wir thaten es — wende sich wieder dreißig Schritte nach Norden. Da steht eine alte Eiche, an deren Stamme ruht das zweite Faß.‘ Wo war die Eiche? Sie war weg und Niemand wollte sie gekannt haben. Wir hatten einen großen Fehler gemacht. Die Nachfrage nach dem ehemaligen Standorte der Eiche war bisher unterlassen worden. Nun die Bauern merkten, worauf es ankomme, standen sie wie die Bildsäulen, machten die dümmsten Gesichter und wollten nie eine Eiche an der Stelle gesehen haben. Offenbar wußte der Eine oder der Andere dieselbe ganz gut, aber sie — schwiegen. Es war durchaus nichts aus ihnen herauszubringen. Der Präsident forschte auf alle Weise an ihnen herum. Sie beharrten alle vier bei ihrem: ‚Wir wissen nichts von der Eiche‘. Endlich maß er die dreißig Schritte in der vorgezeichneten Richtung ab, ließ Pfähle einschlagen, und in der Nähe des Ausgangspunktes wurde nun gegraben, in einer Tiefe und Breite von drei Fuß. Die Kerls arbeiteten tapfer, aber eben das machte mir die Sache etwas verdächtig. Noch mehr stieg mein Argwohn, als ich sah, wie sie sich mit ihrer Arbeit immer mehr nach rechts neigten. ‚Halt,‘ dachte ich, ‚die wissen den Platz und wollen uns irre führen.‘ Stillschweigend trat ich zu ihnen, that, als sähe ich eifrig zu, nahm aber meinen Stock, der eine lange eiserne Spitze hatte, und setzte mich mit meinem Rücktheil auf den Griff, so daß der Stock tief in's Erdreich drang. Das wiederholte ich vielmals, aber immer einen halben Fuß weiter, vor-, seit- und rückwärts. Niemand ahnte mein Vorhaben, denn Alles hatte seine Aufmerksamkeit auf das Graben der Leute gerichtet. Nur zuweilen that der gewesene Knecht des Gastwirths einen Blick nach der Stelle, wo ich scheinbar ganz harmlos auf meinem Krückstocke lehnte. Ich dachte: Warte Kerl, du bist ein Fuchs; aber der dumme Deutsche ist

noch klüger. Grabt nur, Ihr sollt mich nicht betrügen! Als ich in der angegebenen Weise meine geheimen Bohrversuche machte, war mir's auf einmal, als träfe die Spitze des Stockes einen Stein, denn sie stand einen Augenblick fest. Ich drückte ein wenig mit meinem Körpergewicht und siehe da, der Stock drang weiter, aber immer wieder auf kleine Hindernisse stoßend. Blitzschnell fuhr mir der Gedanke durch den Sinn: Das ist entweder das zweite Faß oder Kiesboden. Doch ahnungsvoll rief es in mir: 'S ist der Schatz.

„Noch eine Weile schwieg ich, immer wieder bohrend, gewisser und gewisser wurde die Hoffnung. In demselben Moment blickte der Präsident, der bis dahin unermüdet den Arbeitern zugeschaut, auf, sah nach mir, und auf meinen Wink schritt er nach meinem Platze. Ich wies auf den in der Erde stehenden Stock und sagte: ‚Herr Präsident, auch das zweite Faß ist gefunden. Unter dem Stocke da liegt es. Ihre Leute wollen uns irre führen und uns betrügen. Ich will's nicht eben so machen; aber wahren Sie die Rechte des Fremden, der mit Vertrauen auf Ihr Gesetz und Ihre Ehre in Ihr Land gekommen und sein Geheimniß preisgegeben hat!‘ Da klopfte er mir auf die Schulter und sagte: ‚Vertrauen Sie uns, vertrauen Sie mir! Es gibt überall Schufte, aber auch ehrliche Leute. Sie sollen ungekränkt und zufrieden mit uns von dannen ziehen.‘

„Hierauf eilte er zu den Arbeitern, gebot ihnen, mit ihrer Arbeit dort abzulassen und hier einzuschlagen. Zögernd und unter allerhand Vorwänden suchten sie es abzulehnen; allein es half ihnen nichts. Sie mußten beginnen, und der Erfolg bestätigte meine Muthmaßung. Nach kurzer Zeit hatten wir das zweite Faß im Sacke.

„Nun ging's an den Weidenstumpf, d. h. an die Stelle, wo er gestanden haben sollte, und wo der Präsident ein Zeichen gemacht hatte. Die Arbeiter begannen, das Loch wurde immer tiefer, es fand sich nichts. Während ich mich getäuscht und mißvergnügt auf einen Weinpfahl lehne und vor mich hinstarre, kommt mir auf einmal der Gedanke: Sollten die pfiffigen Franzosen das Zeichen des Präsidenten verrückt und uns wieder irre geführt haben? Du hast ja auch insgeheim ein Zeichen gemacht. Mußt doch 'mal seh'n! Richtig, ungefähr vier Schritte von dem letztgegrabenen Loche sah ich bei scharfem Besichtigen des Ortes meine vier kleinen Kieselsteinchen, die ich unvermerkt und je zwei Fuß entfernt um die Weinranke des Präsidenten

hingelegt hatte. Schon wollte der Präsident weitere Nachgrabungen beginnen, als ich ihn abermals rief und sagte: ‚Herr Präsident, wissen Sie denn gewiß, daß wir am rechten Platze eingeschlagen haben?‘

„‚Ei freilich, ich hatte ja eine dürre Weinrebe an der bezeichneten Stelle eingesetzt, und da haben wir auch unsere Nachgrabung begonnen.‘

„‚Ja,‘ antwortete ich, ‚wenn nun aber einer der Bauern Ihr Zeichen verrückt und uns irre geführt hätte?‘

„‚Nicht möglich!‘ rief er, ‚das hätte ich bemerkt. Ich bin ja nicht vom Platze gekommen und die Arbeiter auch nicht.‘

„‚Und doch ist das Zeichen verrückt worden. Wahrscheinlich ist es bei der Auffindung und Wegschaffung des zweiten Fasses in der allgemeinen freudigen Aufregung einem der Arbeiter gelungen, Jemanden zu vermögen, die Weinranke ein wenig von ihrer Stelle zu entfernen. Sehen Sie doch nur, das halbe Dorf ist ja jetzt versammelt! Wie leicht hat sich da ein Helfershelfer gefunden!‘

„‚Was ist da zu thun?‘

„‚Nun,‘ antwortete ich, ‚ich machte gleich nach Ihnen auch noch ein Zeichen, nämlich ich legte unvermerkt vier Steinchen um die Ranke. Die sind noch da. Ueberzeugen Sie sich, hier liegen die vier Kiesel, und in der Mitte ist auch noch die Oeffnung zu sehen, wo die Weinranke stand.‘

„‚Die Spitzbuben!‘ rief der Präsident, als er sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugt hatte. ‚Wir wollen ihre Spitzbüberei vereiteln. Herr, Sie sind ein Deutscher, und wir Franzosen sehen oft auf Ihr Volk verächtlich nieder. Aber wahrlich, wir haben dazu keine Ursache. Sie sind zehnmal klüger, als wir. So vorsichtig wie Sie, konnte nur ein bedächtiger Deutscher zu Werke gehen.‘

„Sofort ließ er an der Stelle, wo die Kieselsteinchen lagen, nachgraben. Nach wenig Stichen mit dem Spaten lag das dritte Faß zu Tage. Ein wahres Wunder, daß es nicht längst aufgefunden worden, so dünn war seine Erddecke. Auch dieses Faß wanderte in einen Sack, und nun setzte sich der Zug nach La Chaise in Bewegung. Dort wurde ein großer Wagen genommen, die ausgegrabenen Schätze vorsichtig aufgeladen, dann stiegen die Abgeordneten, ich und die vier Arbeiter auf, und nun ging es nach der Stadt Chalons. Ach, wie sehnsüchtig schauten die Bauern, in ihrer Mitte Wirth und Schulze, nach!

„In Chalons brachte man das Geld in das Regierungsgebäude. Von den durch das Gesetz berufenen Anwesenden, zu denen auch ich als Theilhaber und die vier Arbeiter als Zeugen gehörten, wurden die Siegel in Augenschein genommen, als unversehrt erklärt, erbrochen und nun die Summen gezählt. Es waren dreimal fünfzigtausend französische Goldstücke aus der Regierungszeit Napoleons, daher auch Napoleons genannt, im Betrage von sieben bis achthunderttausend Thalern.

„Als man die Zählung beendet, die einzelnen Goldstücke nach allen Seiten betrachtet und sorgfältig wieder verpackt und verschlossen hatte, wurde über die ganze Verhandlung, von meiner Anfrage bei der französischen Regierung an bis auf das letzte Geschäft, den Verschluß des Geldes, ein Protocoll aufgenommen und von sämmtlichen Anwesenden unterschrieben. Dann trat der Präsident auf mich zu, ergriff mich freundlich bei der Hand und sprach: ‚Mein lieber Herr, heute noch werde ich an den Minister schreiben, der Fall ist zu merkwürdig und wichtig. Ich werde Alles erzählen, besonders auch Ihre Klugheit und Ehrenhaftigkeit bei der Auffindung rühmen und hoffe, Sie sollen Ihren Antheil ungeschmälert und ohne Zeitverlust bekommen. Bleiben Sie so lange hier! Ich denke, längstens in acht Tagen ist die ganze Sache beendet. Zeigen Sie mir gefälligst Ihre Wohnung an, daß ich im Stande bin, Ihnen sofort Nachricht zu geben, wenn diese von Paris eintrifft.‘

„Ich verabschiedete mich achtungsvoll von ihm; denn er hatte sich während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft höchst zuvorkommend und durchaus als Ehrenmann gezeigt, und von seiner gewiß für mich günstigen Berichterstattung nach Paris hoffte ich das Beste. Auch täuschte ich mich nicht: nach Verfluß von acht Tagen traf der Befehl von Paris ein, dem betreffenden Deutschen ungeschmälert die Hälfte des aufgefundenen Schatzes auszuzahlen, und ohne allen Aufschub geschah dieß. Ehe ich abreiste, stattete ich natürlich dem Präsidenten meinen ehrerbietigsten Dank ab. Jedes Geschenk wies er zurück; desto mehr freuten sich die vier Arbeiter, von denen jeder hundert Goldstücke erhielt, obgleich zwei von ihnen uns hatten irre leiten wollen, was sie am Ende mir ganz offen bekannten.

„Eben wollte ich abreisen, da bekam ich aus der Heimath und zwar von Schroer, dem ich, nachdem das Geld gefunden, und später,

als es auch bereits ausgezahlt worden war, Nachricht gegeben, noch einen Brief. Wer beschreibt mein Erstaunen, der alte Wachtmeister war todt! Als ich im ersten Briefe schrieb: das Geld ist gefunden, aber die französische Regierung hat es unter ihrem Verschluß, da war er wüthend vom Bette aufgesprungen — die Aufregung der letzten Zeit hatte ihn bettlägerig gemacht — er hatte auf die Franzosen, auf mich, kurz auf alle Welt geflucht und gewettert und sich wie ein Wahnsinniger geberdet. Endlich muß sich aber der ärgste Sturm austoben. Er wurde still und immer stiller, aß und trank nicht mehr. Spät am Abend besuchte ihn Schroer nochmals. Da faßte er dessen Hand und sagte flüsternd: ‚Werkmeister, gebt Acht, wir sind belämmert, ich kenne den Schelm Franzos!‘

„Als er das gesagt, drehte er sich herum und sprach kein Wort mehr. Da kommt mein letzter Brief. Schroer eilt jauchzend zu ihm, ruft: Wachtmeister, das Geld ist da, ist unterwegs! Da starrt er diesen erst lange an, als müßt' er sich besinnen, was er wolle. Endlich verklärt sich sein Gesicht. ‚Victoria!‘ lallte er mit triumphirendem Lächeln, sinkt zurück und ist todt. Ausgerungen hatte das leidenschaftliche, ruhelose Herz. Friede seiner Asche!

„Das that mir herzlich leid: ich hätte dem alten Kriegskumpan noch einen ruhigen, heiteren Lebensabend gewünscht, nach einem so stürmischen, verkehrten Lebenswandel. Doch, was Gott thut, das ist wohlgethan. Es ist so wohl am besten gewesen. Nochmals: Friede seiner Asche!

„Ich hatte, bevor ich Frankreich verließ, meine baaren Gelder in Staatspapiere, welche leicht unterzubringen und zu transportiren sind, umgesetzt, und so sah Niemand dem einfachen Reisenden, dem armen deutschen Schulmeister an, daß er viermalhunderttausend Thaler auf der Brust trug. Aber diese, wenn auch noch so verborgen, ein- und angenäht an Hemde, Weste und Rock, machten mir nicht wenig Unruhe. Ich war ja nicht gewohnt, mit vielem Gelde umzugehen. Zehn bis zwanzig Thaler, soweit hatte ich es höchstens einmal gebracht, und dieß freilich nur immer auf ein paar Wochen; dann waren die Täubchen wieder ausgeflogen, und ich, der Herr Schulmeister, saß wieder auf dem Trockenen. Jetzt hatte ich Hunderttausende, und diese gehörten mir nicht allein; daher war meine Angst um das Geld wohl zu begreifen.

„Endlich, nach drei bis vier Tagen, erreichte ich meine liebe Vaterstadt, die ich freudig begrüßte. Hier war ich sicher, ich athmete leichter, und nun erst konnte ich dem Höchsten mit voller Seele für die wunderbare Lebensrettung, für den glücklichen Gedanken, der mich von Mörderhand befreite, und für die reichen Gaben, die er mir in den Schooß geschüttet, danken. Und ich that es inbrünstig!

„So wie ich mich durch die lang entbehrte Nachtruhe ein wenig erholt und gestärkt hatte, — ich war nämlich zwei Nächte in kein Bett gekommen, sondern Tag und Nacht gefahren, — setzte ich mich wieder auf die Post und eilte dem nahen Blauenthal, wo Schroer angestellt war, zu. Als ich bei ihm eintrat, fing er laut zu weinen an, fiel mir um den Hals und schluchzte: ‚Herr Cantor, lieber guter Herr Cantor, ach, das Glück ist zu groß, gar zu groß! Ist's denn nur wahr? Sprechen Sie doch ein Gebet, und lassen Sie uns Gott nochmals danken! Hab's zwar schon tausendmal gethan, geh' den ganzen Tag mit gefalteten Händen umher. Kommen Sie, beten Sie!‘ Damit fiel der ergriffene, dankbare Mann auf die Kniee, wollte danken, hatte aber nur Thränen. Sie sprachen lauter, als alle Worte!

„Mir fielen schwere Tropfen aus den Augen bei diesem Anblicke, und das Herz schwoll in Dankbarkeit und Liebe gegen den Höchsten und in heiligen Entschlüssen zum Wohle der Mitbrüder. Ich wollte nicht allein genießen, ach nein, reichlich sollte meine Hand auch Andern spenden. Wie? Das wußte ich freilich noch nicht.

„Endlich ermannte sich Schroer und sagte, seine thränenden Augen trocknend: ‚Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Cantor, daß ich mich so weibisch geberde; ich kann aber wahrhaftig nicht anders.‘ Ich schloß ihm den Mund mit der Hand und sagte: ‚Stille, kein Wort! Geht mir's denn besser? Ist es denn anders möglich bei diesen wunderbaren Begebenheiten?‘

„Nachdem wir uns wieder gesammelt, mußte mich Schroer zu dem Grabe des alten Wachtmeisters führen. Es war recht freundlich gelegen und von Schroers dankbarer Hand mit Blumen bepflanzt. Still beteten wir um Frieden für den Heimgegangenen, unseren beiderseitigen Wohlthäter.

„‚Nun, lieber Freund, was nun beginnen mit unsern Schätzen?‘ fragte ich, als wir beide wieder in Schroers Stube waren. ‚Ein Schlaraffenleben wollen wir doch keineswegs führen; da wäre uns

mit unseren Schätzen ein schlechter Dienst geschehen. Was gedenken Sie zu thun? Haben Sie schon ein Plänchen?‘

„‚Allerdings, Herr Cantor, hier bleibe ich nicht. Mein Herz ist für dieses Amt nicht geschaffen. Jeder Hieb, den die Sträflinge kriegten und in den meisten Fällen ganz wohl verdient hatten, schnitt mir immer in die Seele. Mags ein Anderer, der so was sehen und hören kann, übernehmen! Ich denke, vor der Hand hier in der Stadt zu bleiben und einen Wollhandel einzurichten. Den versteh' ich, und alles Geld, das ich jetzt nicht brauche, mag in die Sparkassen, Banken, oder wie diese Dinger heißen, wandern. Ich muß thätig sein, nur kein Faulenzerleben! Wie ich nun den Armen und Nothleidenden helfen kann, das mag mir Gott eingeben. Geschehen soll's; der Herr helfe, daß ich immer die rechten Leute 'raus finde und nicht Wohlthaten an eine Sorte Menschen verschwende, wie wir sie hier haben!‘

„‚Gut,‘ sagte ich, ‚immer zu! Der Plan gefällt mir und ich ...‘

„Lächelnd fiel er mir in's Wort: ‚Sie bleiben ein Schulmeister, schlagen sich Jahr aus Jahr ein mit losen Buben herum, dreschen ihnen alle Tage den Vertheidigungslosen und lassen sich noch foppen und auslachen.‘

„‚Das werde ich bleiben lassen. Ich liebe zwar aus vollem Herzen mein Amt, und es sind nicht alle Knaben lose Buben, denen der Stock Weisheit und Gehorsam von hinten einpflanzen muß; vielmehr gibt's auch liebe Kinder, und die sind die Mehrzahl, so daß es zwar in der Schule nicht ohne Aerger abgeht, aber das Amt des Lehrers eine reiche Freuden- und Segensquelle ist, freilich nicht durch Geld und irdisch Gut, sondern durch einen höheren Lohn.

„‚Dennoch werde ich mein Schulamt aufgeben. Ich habe eine sehr schwache Brust, und die Rücksicht auf meine Familie macht es nöthig. Was hälfe der alles Geld, wenn sie den Vater verlöre? Ich werde wie Sie um meinen Abschied nachsuchen. Auf die Pension wollen wir großmüthig verzichten. Nicht wahr?‘

„‚Freilich,‘ lächelte er, ‚das wollen wir. Ich gebe noch zu. Wenn ich nur schon heraus wäre!‘

„Wir beide erbaten und erhielten die nachgesuchte Dienstentlassung. Ich mußte doch recht mit mir kämpfen, als ich das Abschiedsgesuch niederschreiben wollte; denn ich war ein Kinderfreund und hatte ein warmes Herz für die kleinen Unmündigen, und heute

noch schlägt mein Herz für sie, und die Erinnerung an meine Schule ist eine liebliche und unvergeßliche."

„Nun, Großpapa, Du sagtest, daß Du in Lübben Lehrer gewesen seiest, jetzt aber wohnen wir ja mit Dir in Seligenthal. Wie sind wir denn hieher und zu dem schönen Hause auf der Höhe gekommen? Du hast mir das immer noch nicht erzählt."

„Nun, du kleiner Luftschiffer, du hast mich ja noch nicht ausreden lassen. Höre weiter! — Zur Stärkung meiner Gesundheit reiste ich im folgenden Jahre hieher, um in der heilsamen Gebirgsluft meine schwache Brust zu stärken. Ich nahm meine Wohnung bei dem Steiger Klein, einem biederen, freundlichen alten Bergmann. Nach und nach wurde ich mit ihm bekannter und vertrauter, und er schüttete oft sein Herz ganz offen vor mir aus.

„‚Ja,' sagte er einstens, ‚sehen Sie, ich arbeite da oben in der Grube „der Wolfsstieg" genannt. Müssen 'n mal 'naufkommen! Wir fahren mit 'nander ein, sollen Alles sehen. Ist nicht die geringste Gefahr dabei. Früher war die Grube herrschaftlich. Die Herrschaft soll aber alle Jahre: Setz zu! gemacht und jene deßhalb verkauft haben. Ich kann's ihr nicht verdenken, daß sie es gethan. Hätt's auch so gemacht. Natürlich sind wir, so zu sagen, mitverkauft; denn wir sind nun Arbeiter bei Privatleuten und nicht mehr bei der Herrschaft und können jeden Augenblick entlassen werden, ohne Pension oder sonstige Entschädigung, welche die Herrschaft uns bei längerer Dienstzeit nicht verweigert hätte. Na, ich alter Kerl, bin achtundvierzig Jahre in ihren Diensten gewesen. Mich wird sie nicht im Elende stecken lassen, wenn die alten Knochen schwach werden, oder wenn es dem neuen Herrn gefallen sollte, mir den Abschied zu geben. Es ist dieß Letztere nicht leicht zu befürchten, denn der jetzige Besitzer ist ein braver Herr; aber kann er denn nicht mit einem Andern wechseln, weiß man denn, ob er nicht über kurz oder lang das ganze Werk verkauft! Was dann? Und das fürchte ich, denn die Grube am Wolfsstieg, für die ich Steiger bin, ist nicht fünf Groschen werth, wenn nicht eine Dampfmaschine angelegt wird, welche die wilden Wasser bewältigt, oder unten am Berge ein Stollen, ein Gang, angelegt wird, damit das Wasser da seinen Abfluß finde. Ich habe das auch dem Herrn Sparre, unserem jetzigen Herrn, vorgeschlagen, und er äußerte die bedenklichen Worte: ‚Was meint Ihr, Steiger, wie

lang der Stollen in den Berg getrieben sein muß, bis er den Schacht erreicht, damit die Wasser ausfließen können?'

„Je nun, ich denke immer noch gegen vierzig Lachter (zweihundert und achtzig Fuß).'

„Wie hoch würden sich die Kosten belaufen und wann würde der Stollen fertig sein?'

„Ja, das läßt sich schwerlich vorher sagen. Es kommt vor Allem auf die Zahl der anzustellenden Bergleute und auf das aus dem Wege zu räumende Gestein an. Bietet letzteres viele Schwierigkeiten, und das fürchte ich, so kann diese Arbeit sich sehr in die Länge dehnen. Angenommen, das Gestein sei sehr fest und wir lassen die Bergleute im Accord arbeiten und zahlen für den Lachter fünfzig Thaler, so würde das zweitausend zweihundert und fünfzig Thaler betragen, ohne die Kosten für die Grundsohlen, Thürstücke, Kappen und Pfähle (das Alles ist die Holzausfüllung des Erdganges oder Stollens) und für die Instandhaltung des Werkzeugs, was wenigstens dieselbe Summe betragen würde.'

„O weh, eine große Summe, und dazu erst in zwei Jahren ein noch zweifelhafter Gewinn!'

„Aber, lieber Herr, die Anlage einer Dampfmaschine würde noch zweimal mehr Geld kosten.'

„Ja, das soll mir auch nicht einfallen, eine solche anlegen zu wollen. Lieber gebe ich das ganze Reff auf, sammt Louisenhof, der Schmelzhütte, zu deren Betriebe wir von der Staatsregierung kein Holz bekommen, sondern die Weisung haben, die Schmelzung der Eisensteine durch Steinkohlen zu bewirken. Und welche kostspielige Aenderung der Feueranlagen wären da wieder nöthig! Hätte ich doch mein schönes Kaufgeld behalten und die leidigen Rathgeber, welche mir den Kauf dieser Werke so verlockend darstellten, mit den Füßen von mir gestoßen!'

„Das waren, lieber Herr, seine bedenklichen Worte, und zeugen sie auch nur von einem augenblicklichen Unmuthe, so zweifle ich nicht, daß, wenn heute ein Käufer käme und ihm die Kaufsumme wieder gäbe, er ließe sämmtliche Werke fahren, ohne Rücksicht auf seine erlittenen Verluste, auf die Unkosten bei angestellten Bohrversuchen u. s. w. Wir armen Bergleute sitzen auf der Schaukel, wenigstens die jüngeren; denn deren möglichen Anspruch auf anderweitige Beschäftigung als

Bergleute wird die Regierung nicht anerkennen und berücksichtigen können. Wo soll sie die Leute auch unterbringen, da sämmtliche herrschaftliche Gruben, Stollen und bergmännische Anlagen hierorts in Privathände übergegangen sind? Graben können sie nicht, denn wir haben in unserem Gebirge nur wenige Aecker; stehlen sollen sie nicht. Was wird das noch werden!'

„‚Nun, sagen Sie einmal aufrichtig, Herr Steiger, läßt sich denn wirklich ein Erfolg hoffen, wenn die wilden Wasser bewältigt werden? Wissen Sie denn gewiß, daß die Grube am Wolfsstieg noch Eisenschätze in ihrer Tiefe birgt? Oder ist das nur unverbürgte Sage und Muthmaßung?'

„‚Nein, Herr, nicht bloßes Gerede und eitle Hoffnung. Ich weiß das von meinem seligen Vater, der diese Grube zweiundfünfzig Jahre lang befahren, ich kenne aus eigener Erfahrung und Anschauung die Mächtigkeit der Eisensteinlager; denn nicht immer verdeckten wilde Wasser die Tiefen und Gänge. Das ist erst seit dreißig Jahren der Fall. Gott weiß, woher sie da auf einmal gekommen sind. Genug, sie waren da und bedeckten die Hauptgänge und Lager, und von jenem Augenblicke an war die Ausbeute nur dürftig und lieferte seit einigen Jahren nicht einmal die Betriebskosten, weßhalb die Regierung zum Verkaufe schritt. Hören Sie die wenigen alten Bergleute, die wie ich die Grube damals mit befahren haben und kennen; diese werden Ihnen ganz dasselbe sagen.'

„Unter der Hand besuchte ich einst den Ort der Grube, — es führte an ihr ein schöner Promenadenweg nach einer nahegelegenen Burgruine hin — und da es eben Schicht war, so traten bald sämmtliche Bergleute aus der Schachthütte, dem sogenannten Zechenhause. Das Gespräch führte bald genug auf die Geschichte dieses Schachtes, und so hörte ich von den alten Bergleuten genau dieselben Angaben über das damalige urplötzliche Hervorbrechen der wilden Wasser und den daraus hervorgehenden Verfall des Werkes, wie sie mir mein Wirth bereits gegeben. Bestätigt wurden diese Ansichten und Nachrichten noch weiter durch mehrere wissenschaftlich gebildete höhere Bergbeamte, die ich ebenfalls zu Rathe zog.

„Da reifte mehr und mehr ein kühner Entschluß in mir, nämlich der, die Gruben und Werke von dem jetzigen Besitzer zu kaufen und dann die nöthigen Anlagen zur Bewältigung der Wasser, zu einem

vortheilhafteren Betriebe und zur dauernden Beschäftigung einer großen Anzahl fleißiger Hände zu machen. Ehe ich jedoch irgend einen weiteren Schritt that, hörte und las ich auf einmal, daß der Herr Sparre sie sämmtlich öffentlich meistbietend verkaufen wolle, und daß er den Amtsadvokaten Herz im Orte mit dem Verkaufe derselben beauftragt habe.

„Genug, ich bekam die Werke um einen mäßigen Preis, und nun ging's rasch an die Anlegung eines Stollens, den wir auch glücklich in Jahresfrist zu Stande brachten. Kaum war dieser fertig, so ergossen sich die Wasser brausend durch denselben in den am Berge fließenden Bach, und zu unserer unaussprechlichen Freude lagen die reichsten Eisensteingänge vor uns, unerschöpflich für Jahrhunderte. Da falteten alle Anwesenden die Hände, und wie aus einem Munde tönte es: Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge thut an uns und allen Enden u. s. w.

„Ja, er hatte Großes an mir gethan. Zweimal öffnete er den Schooß der Erde und gab mir ihre verborgenen Schätze. Vor wenig Jahren noch ein armer, geplagter, gering besoldeter Schulmeister, war ich jetzt durch seine Gnade im Besitze sehr bedeutender Mittel. Dankerfüllt fiel ich vor ihm nieder in den Staub und betete: ‚Herr, ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit, die Du an mir gethan hast!'

„Was ich mir gelobt hatte, suchte ich zur Ausführung zu bringen. Menschenwohl zu befördern, war mein eifrigstes Streben, meine größte Freude. Zunächst kam die Reihe an meine ehrlichen Bergleute, vor Allem an den biederen Klein, welchen ich mit gutem Gehalte zum Aufseher über die Grube am Wolfsstiege machte. Damit er sich nicht über seine Kräfte anstrenge, und dennoch die nöthige Aufsicht und Anweisung nicht fehle, gab ich ihm seinen Sohn als Gehülfen bei. Jeder Arbeiter erhielt einen ausreichenden Lohn, und zwar auch in Krankheitsfällen. Alle Arbeit begann und endigte stets mit Gesang und Gebet, wie dieß ja überall bei frommen Bergleuten üblich ist.

„Doch, mein liebes Kind, du wirst am Ende denken und sagen: ‚Großpapa, das war Alles zu Deinem eigenen Nutzen. Was hast Du denn für andere Arme und Hülfsbedürftige gethan?' Nun, glaube mir, ich habe sie nicht vergessen; denn der Herr hat mich, wie ich täglich gebeten, vor Habsucht und Verhärtung des Herzens gnädig bewahrt.

„Als dein guter Vater geboren wurde, beschloß ich, daß er, wenn er das Leben behielte, einstens ein Bergmann werden solle. Auch dieser Wunsch ist mir erfüllt worden. Dein Vater ist, wie du ihn selbst manchmal im Scherze nennst', der Herr Bergrath, unter dessen Leitung die Bergwerke vortrefflich gedeihen und auch die Bergleute sich wohl befinden. Er hat sich das schöne Haus auf dem Berge gebaut, welches den Reisenden immer so wohl gefällt. Das ist die Geschichte von dem Kriegsschatze und dem alten Schulmeister. Du siehst also, daß die Leute ganz recht haben, wenn sie mich den alten Schulmeister nennen. Du wolltest nur eine Geschichte, hast ihrer aber zwei bekommen!"

„Und Schroer, Großvater, und der alte Steiger Klein, und ..."

„Ein andermal, Kind, ein andermal!"

Hans Holbein.

Das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts brachte drei große deutsche Maler hervor, Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Hans Holbein. Dieser wurde im Jahre 1498 in Augsburg geboren und war der jüngste der genannten drei. Sein Vater war ebenfalls ein Maler und leitete den Knaben schon frühe zu seiner Kunst an. Nachdem der alte Holbein an verschiedenen Orten gewesen war, ließ er sich endlich in Basel nieder, und hier zeichnete sich der Jüngling bald so aus, daß ihm der Magistrat den Auftrag gab, die Wände des Rathhauses inwendig und auswendig mit Malereien zu schmücken. Davon ist aber fast gar nichts mehr vorhanden, weil die Feuchtigkeit Alles unscheinbar gemacht hat. In seiner Jugend hatte Holbein wenig zu leben und mußte daher jede Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, annehmen. Man zeigt in Basel noch ein Aushängeschild, das er für einen Schulmeister malte; oben ist eine Schulstube mit Kindern und erwachsenen Schülern dargestellt und darunter die Einladung zum Eintreten. Auch Häuser hat er oft bemalt, denn damals war es üblich, die ganze Vorderseite der Häuser mit allerhand Bildern und

Geschichten zu verzieren. So gab ihm einst ein Apotheker den Auftrag, die Außenseite seines Hauses mit dergleichen Bildern zu versehen. Holbein machte dazu ein Gerüste und verhängte dieß so, daß man von außen nur seine beim Sitzen herabhängenden Beine wahrnehmen konnte. Zuweilen wurde indeß dem Maler die Zeit lang, und da er ein lebenslustiger Jüngling war, so schlich er dann und wann nach einem benachbarten Weinhause. Aber der Apotheker, wenn er die Beine nicht mehr sah, wurde unwillig und schalt über die Versäumniß. Was that nun Holbein? Er malte seine herabhängenden Beine auf die Wand und zwar so natürlich, daß der Apotheker lange dadurch getäuscht wurde. Uebrigens verstand Holbein außer der Malerei auch das Form- und Holzschneiden, und seine Holzschnitte werden noch jetzt sehr geschätzt.

Etwas unbesonnen muß er in der Jugend gewesen sein; denn er heirathete ohne Ueberlegung, als er kaum zwanzig Jahre alt war und noch gar keine sicheren Einkünfte hatte, um ein Hauswesen einrichten zu können. Auch ging es ihm in der Ehe nicht gut: seine Frau war unfreundlichen Gemüthes und dazu viel älter als er. Da der junge Künstler in Basel schlecht bezahlt wurde und nicht genug Arbeit fand, machte er sich auf, um als wandernder Maler sich Geld zu verdienen. Er reiste in der Schweiz und in Schwaben umher und bemalte die Häuser reicher Leute von innen und außen.

Eine wichtige Bekanntschaft machte Holbein nach seiner Zurückkunft in Basel. Der berühmte Erasmus von Rotterdam, einer der witzigsten und gelehrtesten Männer jener Zeit, gewann den jungen Künstler lieb, obgleich sie an Alter zu verschieden waren, um vertraute Freunde zu werden. Einst fiel dem Maler des Erasmus kleine Schrift „Lob der Narrheit" in die Hände. Er fand das Buch höchst ergötzlich und versah es sogleich am Rande mit dreiundachtzig schönen Federzeichnungen. Als man die Arbeit dem Erasmus brachte, freute sich dieser sehr darüber und bat den Maler, die Figuren in Holz zu schneiden. Das geschah, und nun wurde das Buch bei jeder neuen Auflage mit Holzschnitten von Holbein versehen. Sowie Lucas Kranach die Bilder Luthers und Melanchthons unzählige Male vervielfältigt hat, so hat Hans Holbein den Erasmus vielfältig gemalt.

So beliebt auch Holbein durch seine Kunst bereits in und um Basel geworden war, so war doch sein Einkommen noch höchst spärlich.

Zugleich hatte er bei seinem zänkischen Weibe wenig Freude. Daher gefiel ihm der Rath eines englischen Großen, der durch Basel reiste und den Maler kennen lernte. Der Engländer redete ihm nämlich zu, sein Glück in England zu versuchen. Nun hatte Holbein freilich Kinder daheim; das machte ihm aber wenig Kummer; er hatte mehr Sinn für die Freuden der Welt, und diese glaubte er eher in England als in Basel am Hungertische und an der Seite seiner bösen Frau zu finden. So ließ er denn seine vorräthigen Gemälde der Frau zurück, damit diese nicht ganz von Hülfsmitteln entblößt wäre, versah sich dann mit Empfehlungsschreiben, die ihm sein Freund Erasmus gern ausstellte, und reiste im Jahre 1526, achtundzwanzig Jahre alt, mit fröhlichem Muthe von Basel ab. Wovon unterwegs leben? das kümmerte ihn nicht, denn er vertraute seiner Geschicklichkeit.

In Straßburg soll sich folgender komische und zugleich für Holbeins Kunst bezeichnende Vorfall zugetragen haben. Er ging nämlich, da es ihm an Geld fehlte, zu dem ersten Maler der Stadt und bat um Arbeit, ohne aber seinen Namen zu sagen. Der Maler verlangte eine Probe seiner Geschicklichkeit und da malte Holbein, während jener ausgegangen war, auf die Stirn eines halbvollendeten Kopfes eine Fliege. Als der Maler nach Hause kam, wollte er die Fliege wegjagen, fand aber zu seinem Erstaunen, daß sie gemalt war. Sogleich schickte er in der ganzen Stadt umher, den Fremden, der sich bereits entfernt hatte, wieder zu holen; aber Holbein war schon abgereist.

Nachdem Holbein durch die Niederlande gereist war, kam er glücklich über den Kanal nach London und ging zum berühmten Kanzler Thomas Morus, an welchen ihm Erasmus einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. In dem Hause des Kanzlers wurde er sehr freundlich aufgenommen; hier übte er sich im Englischen, lernte die englischen Sitten, um sich öffentlich mit Anstand zeigen zu können und malte für seinen freundlichen Hauswirth viele treffliche Stücke. Einst fragte ihn Morus, wie der englische Herr geheißen, der ihn zur Reise nach England aufgemuntert habe? „Ich weiß es nicht,“ antwortete Holbein, „aber seine Züge sind mir noch gegenwärtig.“ Nun malte er sogleich das Bild des Reisenden auf eine Tafel mit so treffender Aehnlichkeit, daß Morus sogleich ausrief: „Das ist der Graf Arundel.“

König Heinrich VIII. pflegte den Kanzler öfters auf seinem

Landhause zu besuchen. Einst kam er auch, und Morus führte ihn in die Halle, deren Wände mit den Gemälden Holbeins ganz bedeckt waren. Der König, ein Freund der Kunst, erstaunte; denn etwas so Herrliches hatte er nie gesehen. „Lebt der Künstler noch," fragte er, „und ist er für Geld zu haben?" — „Er wohnt bei mir, Sire," antwortete Morus, „und die ganze Sammlung steht Ew. Majestät zu Diensten."

Sogleich wurde Holbein geholt und dem Könige vorgestellt, der ihn sofort in seine Dienste nahm. „Nun ich den Meister habe," sagte der König, „bedarf ich dieser Bilder nicht; er soll mich schon befriedigen."

Es begann jetzt für Holbein ein ganz neues Leben. Der früher so arme baseler Maler, der froh war, wenn er Häuser und Aushängeschilder zu malen hatte, wohnte nun im königlichen Schlosse, bekam einen festen Gehalt und wurde außerdem noch für jedes Gemälde besonders bezahlt. Er war jetzt ein feiner Weltmann geworden und wurde von allen Großen eifrig gesucht. Obgleich damals in England kein Mangel an geschickten Malern war, so erkannten doch Alle Hans Holbein den ersten Rang zu; denn er malte getreu nach der Natur, so klar und schön, daß Jeder von seinen Bildern angezogen ward. In wie großer Gunst Holbein bei dem Könige selber stand, zeigt folgender Vorfall.

Eines Tages, als Holbein mit einer geheim zu haltenden Arbeit für den König beschäftigt war, kam ein englischer Graf und verlangte seine Arbeit zu sehen. Holbein wollte die Thüre nicht aufmachen und wies den Lord erst mit guten Worten zurück. Da sich aber dieser hierdurch beleidigt fühlte, so kam es bald zu heftigem Wortwechsel, der sich damit endigte, daß der äußerst aufgebrachte Lord die Thüre mit Gewalt zu erbrechen begann. Das war dem Maler zu arg. Voll Zorn sprang er heraus und stieß den Lord die Treppe hinunter, merkte aber aus den Klagetönen des Gefallenen und aus dem Lärme der herbeieilenden Bedienten, daß es nicht ohne Beschädigung abgelaufen sei.

Erschrocken kehrte er in sein Zimmer zurück, verriegelte die Thüre und flüchtete sich durch's Fenster über ein Dach aus dem Hause. Dann eilte er geraden Weges zum König, erzählte den Vorfall und bat um Gnade. „Ich will Dir verzeihen," antwortete dieser gnädig,

„wenn Du den Grafen um Verzeihung bittest“. Das versprach Holbein und wurde, da man eben die Stimme des Grafen hörte, in ein Nebenzimmer gebracht. Mit verbundenem Kopfe und kläglicher Miene trat der Beleidigte ein und bat um strenge Bestrafung des Schuldigen. „Beruhiget Euch,“ sprach der König, „und seid mit der Abbitte des Malers und dem scharfen Verweise zufrieden, den er in Eurer Gegenwart erhalten soll!“

Der Lord, der eine ganz andere Genugthuung für einen Mann seines Standes erwartet hatte, vergaß sich so sehr, daß er drohte, sich selbst Recht zu verschaffen. Aber einen größeren Dienst hätte er dem bedrängten Maler nicht leisten können, denn der heftige König konnte keinen Widerspruch ertragen und gerieth daher in großen Zorn. „Nun habt Ihr es mit mir zu thun,“ rief er mit funkelnden Augen; „geht und denket daran, daß Ihr jede Beleidigung, welche Ihr dem Maler zufügt, meiner eigenen Person anthut. Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen, aber aus sieben Lords nicht Einen Holbein!“

Nachdem Holbein drei Jahre lang in England verweilt hatte, reiste er auf Besuch nach Basel, um sein Weib und seine Kinder zu sehen. Zugleich schickte Morus seinem Freunde Erasmus ein Gemälde, seine Familie vorstellend, von Holbein gemalt, worüber der Beschenkte große Freude hatte. „Ich habe keine Worte,“ schrieb er an des Kanzlers Tochter zurück, „meiner Freundin, der Zierde Britanniens, die Freude zu schildern, die mir der Familienverein gemacht hat, den Holbeins Meisterhand so glücklich mir vor Augen stellt, daß ich sie Alle, als wäre ich mitten unter ihnen, erkannt und mich zurückgesehnt habe nach dem unvergeßlichen Hause, dem ich so viel Glück und Ruhm schuldig bin.“

Viele, die den armen Maler früher über die Schultern angegesehen hatten, drängten sich jetzt an den berühmten von Königen und Fürsten geehrten Holbein, wurden aber nun etwas kalt abgefertigt. Auch diesmal reiste er wieder ohne Frau und Kinder ab. Daß er lieber ohne seine Frau nach London ging, war natürlich, und seine Kinder hätte er ohnedieß, da er selten zu Hause arbeitete, nicht erziehen können. Da er aber noch immer ein Bürger in Basel war, und ein solcher nicht ohne Erlaubniß des Rathes abwesend sein durfte, so erhielt er nur auf einige Jahre Urlaub. Wie sehr man jetzt seinen Werth in Basel zu schätzen begann, geht daraus hervor, daß ihm

der Rath fünfzig Gulden Wartegeld aussetzte und außerdem seiner Frau alle Jahre vierzig Gulden zahlte. Dennoch blieb Holbein in London und besuchte Basel nur noch zweimal auf kurze Zeit.

Auch nach Heinrichs VIII. im Jahre 1447 erfolgtem Tode stand Holbein bei seinem Sohne und Nachfolger Eduard VI. in großen Gnaden. Als dieser aber schon nach sechs Jahren starb und die katholische Maria, Heinrichs älteste Tochter, Königin wurde, die Alle, welche nicht Katholiken waren, haßte, da ward auch Holbein genöthigt, sich vom Hofe zurückzuziehen, denn er war der Reformation zugethan. Er starb im Jahre 1554 in London an der Pest, in einem Alter von sechsundfünfzig Jahren.

Philipp Ashton's Abenteuer.

Von ihm selbst erzählt.

(Schluß.)

Um darüber in's Reine zu kommen, wie ich in Zukunft auf dieser Insel mein Leben einrichten sollte, begann ich dieselbe zu durchstreifen, wobei ich fand, daß sie zehn bis elf Seemeilen lang war und ungefähr unter 16 ° 30′ nördlicher Breite lag. Bald aber überzeugte ich mich, daß Thiere meine einzigen Gefährten sein würden; denn es waren keine Anzeichen von Wohnungen auf der Insel, ob ich gleich hie und da Scherben von irdenen Gefäßen fand, welche von früher hier wohnhaften Indianern herrühren mochten. Die Insel war wasserreich und hatte viele ansehnliche Hügel und tiefe Thäler. In den letzteren gab es zahllose Fruchtbäume, wie Feigen- und Kokosnußbäume, auch Reben, und unter Anderem fand ich eine Art Früchte, welche größer als Pomeranzen, eirund, außen bräunlich und innen roth waren. Obgleich viele derselben unter den Bäumen lagen, so konnte ich doch nicht wagen, sie zu genießen, bis ich wilde Schweine gierig davon fressen sah, worauf ich sie kostete und sehr wohlschmeckend fand.

Lebensmittel waren im Ueberflusse da, doch konnte ich nichts als Früchte genießen; denn ich hatte weder ein Messer, noch ein anderes eisernes Werkzeug, um eine Schildkröte aufzuschneiden, noch Waffen, um Wild zu erlegen. Auch hatte ich nichts, wodurch ich hätte Feuer zu Stande bringen können, um damit eine etwaige Jagdbeute genießbar zu machen.

Bisweilen ging ich mit dem Gedanken um, Gruben zu graben und sie mit Baumzweigen zu bedecken, um darin Schweine oder Hirsche zu fangen; aber ich hatte weder eine Schaufel, noch ein anderes zu diesem Zwecke dienliches Werkzeug und überzeugte mich bald, daß es mir nicht gelingen würde, mit den Händen eine Höhlung zuwege zu bringen, welche tief genug wäre, um das Wild, das hineinfiele, nicht entkommen zu lassen. So war ich genöthigt, mich mit Früchten zu begnügen, welche für Einen in meiner Lage ein recht schätzbares Nahrungsmittel abgaben.

Als ich späterhin einmal mit dem Stocke im Sande rührte, um Schildkröteneier zu finden, blieb ein Theil von einem solchen an dem Stocke beim Herausziehen desselben hängen. Ich entfernte nun den Sand und fand beinahe hundertfünfzig Eier, welche noch nicht zu lange da verscharrt gewesen sein konnten. Ich nahm einige und aß sie; die anderen hing ich in die Sonne, wodurch sie etwas hart wurden und so dem Gaumen mehr zusagten. Uebrigens waren sie gleichwohl keine sehr angenehme Speise, obschon Einer, der nichts zu essen hatte, als was von den Bäumen fiel, damit zufrieden sein mußte. Schildkröten legen ihre Eier in den Sand, in Löcher, welche etwa einen oder anderthalb Fuß tief sind, und ebnen die Oberfläche derselben, so daß man nicht merken kann, wo die Eier liegen. Wie ich aus sorgfältiger Beobachtung weiß, werden die Jungen in achtzehn bis zwanzig Tagen ausgebrütet und begeben sich dann sogleich in's Wasser.

Es gibt auch viele Schlangen auf dieser und den benachbarten Inseln; eine Art derselben, ungefähr zwölf bis vierzehn Fuß lang, ist so dick als ein Mann um den Leib, aber nicht giftig. Wenn sie ausgestreckt daliegt, so gleicht sie einem alten mit kurzem Moose bedeckten Baumstamme; gewöhnlich nimmt sie aber eine kreisförmige Stellung an. Das erste Mal, als ich eine solche Schlange sah, war ich ihr sehr nahe gekommen, ehe ich entdeckte, daß sie ein lebendes Wesen

sei; sie öffnete ihren Rachen so weit, daß ein Hut darin Raum gehabt hätte, und zischte gegen mich. Ferner gibt es dort kleine schwarze Fliegen, welche ungemein lästig sind. Wenn jemand sonst ein noch so behagliches Leben zu führen vermöchte, es würde ihm durch sie unerträglich werden, könnte er nicht seine Zuflucht zu einem von Gehölz und Gebüsch freien Platze an der Küste nehmen, wo ganze Schwärme jener Insekten vom Winde vertrieben werden. — Auf dieser Insel mußte ich neun Monate lang aushalten, ohne ein menschliches Wesen zu sehen. Ein Tag nach dem andern verging mir, ich weiß nicht wie, meistens ohne andere Beschäftigung, als daß ich Nahrungsmittel sammelte, von Hügel zu Hügel streifte und meine Blicke über Land und Meer hinschweifen ließ. Obgleich mein Gemüth von manchen Bekümmernissen erfüllt war, so tröstete mich doch der Gedanke, daß ich in der Ausübung meines ehrlichen Berufes begriffen war, als die Seeräuber mich gefangen nahmen, und also mein Unglück nicht selbst über mich gebracht hatte. Auch war das ein Trost für mich, daß ich mit Bewilligung und Einverständniß meiner Eltern auf die See gegangen war, und ich hoffte vertrauensvoll zu Gott, Er werde schon Mittel und Wege finden, mich zu rechter Zeit in mein elterliches Haus zurückzuführen. Ich beschloß daher, mich geduldig in mein Unglück zu fügen.

Es war meine tägliche Gewohnheit, von einem Theile der Insel zu einem anderen zu wandern, obgleich ich hauptsächlich das Gestade zu meinem Aufenthaltsorte gemacht hatte. Hier baute ich eine Hütte, die mich bei Tage gegen die Sonnenhitze und bei Nacht gegen die starken Thaue schützen sollte. Ich nahm einige der besten abgefallenen Baumäste, die ich finden konnte, und befestigte sie an einem niedrig hängenden Aste, indem ich sie mit gespaltenen Palmblättern zusammenband; hierauf bedeckte ich das Ganze mit einigen der größten und geeignetsten Blätter, welche ich bekommen konnte. Ich baute viele solche Hütten, und zwar gemeiniglich an das Ufer, indem ich die offene Seite gegen die See richtete, um eine bessere Aussicht zu haben und die Seeluft recht genießen zu können, was wegen der Hitze und des Ungeziefers nöthig war. Die Insecten wurden mir aber gleichwohl so lästig, daß ich nachsann, wie ich auf eine der anderen kleinen Inseln gelangen könnte, um Ruhe zu bekommen. Ich war aber, wie schon gesagt, ein schlechter Schwimmer; auch hatte ich kein Canoe,

noch irgend ein Mittel, eines zu verfertigen. Als ich mir endlich ein Stück Bambus, welcher hohl wie Rohr und leicht wie Kork ist, verschafft hatte, wagte ich nach mehreren Versuchen, indem ich es unter Brust und Arme nahm, damit nach einem etwa einen Büchsenschuß entfernten Inselchen zu steuern, welches ich auch glücklich erreichte.

Mein neuer Zufluchtsort hatte nur etwa drei bis vierhundert Fuß im Umfang, lag sehr nieder und hatte weder Wald noch Gesträuch; dem Winde ganz ausgesetzt, war das Inselchen frei von jenem Ungeziefer, und ich glaubte in eine neue Welt versetzt zu sein, wo es sich unendlich behaglicher leben ließ. Hieher zog ich mich denn zurück, wann bei der Hitze des Tages die Insectenschwärme am lästigsten waren; doch war ich genöthigt, häufig auf Roatan zu sein, bei Tage, um mir Nahrung und Wasser zu verschaffen, und bei Nacht wegen meiner Hütte.

Wenn ich zwischen den beiden Inseln hin- und herschwamm, pflegte ich zuvor mein Wamms und meine Hosen um den Kopf zu binden, und hätte ich eben so leicht Holz und Laub auf die kleinere Insel bringen können, um eine Hütte davon zu bauen, so würde ich mehr Zeit auf jener zugebracht haben. Doch ging es bei diesem Hin- und Herschwimmen nicht immer ohne Gefahr ab. Einst, als ich von der größeren Insel nach der kleineren mich begab, glitt der Bambus, ehe ich es gewahr wurde, unter mir weg, und die Strömung war gerade so stark, daß ich nur mit großer Schwierigkeit das Ufer erreichen konnte. Ein anderes Mal, als ich auch dem Inselchen zuschwamm und mich schon ganz nahe an demselben befand, schoß ein schaufelnasiger Haifisch, deren es wie der Alligatoren in jenen Meeren die Menge gibt, ganz nahe an mich heran. Mit äußerster Anstrengung gelang es mir, gerade noch bis zu einer Stelle zu kommen, wo das Wasser so seicht war, daß man nicht mehr schwimmen konnte, sondern zum Ufer hinwaten mußte. Ich hatte mich kaum auf die Füße gestellt, so war der Tiger des Meeres bei mir, wollte mich am Schenkel packen, stieß aber dabei selbst, indem er sich beim Oeffnen des Rachens auf die Seite legte, auf den seichten Grund auf, so daß ich nur durch die Schnauze des Thieres einen Stoß bekam, welcher aber so heftig war, daß er mir noch einige Stunden, nachdem ich kriechend das Ufer vollends erreicht hatte, Schmerzen verursachte. — Durch wiederholte Uebungen wurde ich endlich ein ziemlich geschickter

Schwimmer, und es machte mir Vergnügen, von einer der Inseln zu der andern zu schwimmen.

In Folge des Umstandes, daß ich aller Fußbekleidung ermangelte, hatte ich viel zu leiden. Von dem Durchstreichen der Wälder, deren Boden mit Reisig und Steinen besä't war, und vom Wandeln auf dem heißen Uferboden mit seinen Muschelbruchstücken hatte ich so schmerzhafte Wunden an meinen Füßen bekommen, daß ich fast gar nicht mehr gehen konnte. Oft drang mir, wenn ich auch mit aller möglichen Vorsicht auftrat, ein Stein oder eine Muschel auf dem Strande, oder ein spitziges Stück Holz im Walde in die alte Wunde, und von der schrecklichen Qual, die ich dann empfand, fiel ich manchmal zusammen, als ob mich ein Schuß getroffen hätte. Dann pflegte ich ganze Stunden liegen zu bleiben, vor Schmerz einen Strom von Thränen vergießend. Wandern konnte ich nicht mehr weiter, als es die dringendste Noth erheischte, um mein Leben zu fristen, und ich saß einmal, den Rücken an einen Baum gelehnt, einen ganzen Tag da, um ein Schiff zu erspähen.

Einst, als ich, von solchem Ungemach erschöpft, mir vor Schmerzen nicht zu helfen wußte, stürzte ein wildes Schwein auf mich zu. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, denn es fehlte mir an Kraft, seinem Angriffe Widerstand zu leisten; ich faßte daher, ehe es mir ganz auf dem Leibe war, den Ast eines Baumes und hing mich an denselben, so daß ich einige Fuß über dem Boden schwebte. Das Schwein riß mit seinen Hauern einen Theil meiner zerlumpten Hosen weg und lief dann davon. Dieß war, so viel ich mich erinnere, das erste Mal, daß ich von einem wilden Thiere angegriffen wurde, und ich schlug es hoch an, so gut dabei weggekommen zu sein.

Da meine Schwäche beständig zunahm, so fiel ich oft fast besinnungslos zu Boden, und dann, sowie wenn ich mich schlafen legte, war es mir, als würde ich nicht mehr zum Leben erwachen. In Folge dieses leidenden Zustandes konnte ich mich in Bezug auf die Wochentage nicht mehr orientiren: ich wußte nicht, wann es Sonntag war, und als mein Leiden sich steigerte, ging es mir selbst mit den Monaten so. Diese ganze Zeit über hatte ich weder einen lindernden Balsam für meine wunden Füße, noch eine Herzstärkung zur Auffrischung meiner schwindenden Lebensgeister. Mit der äußersten Anstrengung konnte ich mir nur hie und da einige Feigen und Weintrauben verschaffen.

Feuer hatte ich auch keines; ich wußte zwar, daß man es durch Reiben zweier Hölzer an einander hervorbringen könne, aber meine, wenngleich bis zur äußersten Ermüdung fortgesetzten Versuche blieben fruchtlos. Als die Regenzeit in Begleitung frostiger Winde herangekommen war, litt ich über alle Maßen.

In den neun Monaten, welche ich in dieser verlassenen Lage zubrachte, beschäftigten sich meine Gedanken oft mit meinen Eltern, und ich erwog, daß, so tröstlich es für mich wäre, wenn sie meinen Aufenthalt wüßten, dieß eben so betrübend für sie sein würde. Je näher mir der Tod, den ich oft erwartete, zu treten schien, desto ernstlicher wurde meine Buße.

Einst, es war im November 1723, gewahrte ich, wie ein kleines Canoe mit einem einzelnen Manne, der nur von einem Hunde begleitet war, sich näherte; dieser Anblick machte jedoch wenig Eindruck auf mich. Ich blieb am Strande sitzen, mit dem Gedanken, daß ich keinen Freund zu erwarten habe; ebenso wenig hatte ich einen Feind zu fürchten und wäre auch nicht fähig gewesen, einem solchen Widerstand zu leisten. Als der Mann näher herbeikam, zeigte er sich nicht wenig überrascht; er rief mich zu sich, und ich erwiederte, er möchte nur getrost an's Land steigen, denn ich sei allein und fast am Sterben. Als er mir nahe kam, wußte er nicht, was er aus mir machen sollte; mein Anzug und mein Aussehen kamen ihm so sonderbar vor, daß er große Augen machte. Er fuhr etwas zurück und betrachtete mich noch genauer; jedoch sich wieder fassend trat er vor, nahm mich bei der Hand und drückte sein Vergnügen aus, mich zu sehen.

Dieser Fremde war, wie sich herausstellte, aus Nordbritannien gebürtig; er war ziemlich bejahrt, hatte ein ernstes, ehrwürdiges Aussehen und ein zurückhaltendes Wesen. Seinen Namen habe ich nicht erfahren: er sagte mir ihn nicht, und ich fragte während der kurzen Zeit meines Umgangs mit ihm nicht darnach. Er theilte mir jedoch mit, daß er zweiundzwanzig Jahre unter den Spaniern gelebt habe, welche ihm nun mit dem Feuertode drohten, — warum, erfuhr ich nicht; deßwegen habe er sich auf diese Insel geflüchtet. Er hatte Gewehr, Schießbedarf und auch einiges Schweinefleisch mitgebracht und beabsichtigte, den Rest seiner Tage auf der Insel zuzubringen, wo er sich durch die Jagd ernähren konnte.

Der Fremde erzeigte mir viele Güte: er war immer bereit, mir

Philipp Ashton's Abenteuer.

Digitized by Google

Gefälligkeiten zu erweisen und mir überall, wo er konnte, Beistand zu leisten, obgleich er wenig sprach; er gab mir auch einen Theil seines Fleisches.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft sagte er, er wolle in seinem Canoe einen Ausflug auf die benachbarten Inseln machen, um dort Wildschweine und Hirsche zu schießen, und wünschte, daß ich ihn begleiten möchte. Obgleich meine Lebensgeister durch seine Gesellschaft etwas erfrischt waren, so hielt mich doch die Wohlthat des Feuers und der gekochten Speisen, deren ich mich jetzt erfreute, sowie meine Schwäche und der wunde Zustand meiner Füße ab, ihm zu willfahren. Er ging daher allein, indem er sagte, er werde in einigen Stunden wieder zurückkommen. Der Himmel war heiter, und es schien für einen kurzen Abstecher keine Gefahr zu drohen. Als er aber etwa eine halbe Stunde abgefahren war, erhob sich ein heftiger Sturm mit Regen, in welchem er wahrscheinlich umkam, da ich später nichts mehr von ihm sah und hörte.

So wurde ich, nachdem ich mich kaum drei Tage lang eines Gesellschafters erfreut hatte, ebenso unerwartet wieder in meine vorige einsame Lage versetzt, als ich aus derselben gerissen worden war. Doch wurde mit Gottes Hülfe wenigstens mein Leben dadurch erhalten, daß ich den Fremden nicht begleiten konnte, und zudem ließ er mich in besseren Umständen zurück, als diejenigen waren, in welchen er mich angetroffen hatte; denn jetzt hatte ich ungefähr fünf Pfund Schweinefleisch, ein Messer, eine Flasche voll Schießpulver, Taback, eine Zange und Feuerzeug, mittelst welcher Gegenstände ich mir das Leben behaglicher machen konnte. Ich war im Stande, Feuer zu machen und zu unterhalten, welches bei der bereits eingetretenen Regenzeit des Winters ein dringendes Bedürfniß war; ich konnte eine Schildkröte zerlegen und mir einen köstlichen Braten fertig machen. So begannen sich mit Hülfe des Feuers und gehörig zubereiteter Nahrungsmittel durch Gottes Gnade meine Kräfte wieder zu heben, obgleich die Wunden meiner Füße nicht heilen wollten. Doch war ich dabei im Stande, hie und da einige Krebse zu fangen, welche geröstet ein gutes Essen abgaben. Ich machte zu diesem Zwecke ein kleines Bündel von zerbrochenen alten Stecken, welche Aehnlichkeit mit Pechtannenholz hatten; ich zündete dasselbe an einem Ende an und watete, es in der Hand haltend, bis um den Leib im Wasser. Die Krebse pflegten nun,

vom Lichte angezogen, bis an meine Füße zu kriechen und unter demselben liegen zu bleiben, worauf ich sie mittelst eines gabeligen Stockes an das Land schleudern konnte.

Zwei oder drei Monate nach der Zeit, wo ich meinen Gefährten verlor, fand ich, während ich auf dem Gestade umherstreifte, ein kleines Canoe. Der Anblick desselben weckte auf's neue mein Bedauern über diesen Verlust; denn ich hielt es für das seinige, und daraus, daß es hier herangetrieben worden, schloß ich, daß es vom Sturme verschlagen worden sei. Als ich es aber näher untersuchte, überzeugte ich mich, daß es eines war, welches ich noch nie gesehen hatte. Im Besitze dieses kleinen Fahrzeuges begann ich mich nun für den Admiral der benachbarten Meere, so wie für den alleinigen Herrn und obersten Commandanten der Inseln anzusehen. Durch Benützung desselben konnte ich nun bequemer an meine Erholungsplätze gelangen, als früher durch Schwimmen.

Im Verlaufe der Zeit faßte ich den Vorsatz, einen Ausflug auf eine der entfernteren größeren Inseln zu machen, theils um ihre Erzeugnisse kennen zu lernen, theils zu meiner Zerstreuung. Ich versah mich daher mit einem Vorrathe von Feigen und Weintrauben, wie auch mit etwas Schildkrötenfleisch, steckte mein Feuerzeug zu mir und fuhr ab, um nach der Insel Bonacco zu steuern, welche vier bis fünf Seemeilen lang, und fünf oder sechs solche Meilen von Roatan entfernt ist.

Während der Fahrt bemerkte ich eine Schaluppe am östlichen Ende der Insel. Da ruderte ich so schnell als möglich dem westlichen Theile derselben zu, in der Absicht, von dort mich zu Lande der Schaluppe zu nähern, erstlich, weil zwischen dieser und mir eine Felsenspitze weit in das Meer hineinragte, über welche hinaus ich mich in dem Canoe nicht wagen durfte, und dann, weil ich vorher auskundschaften wollte, was für Leute das Fahrzeug inne hatten, ehe ich von ihnen entdeckt würde. Selbst in meinen schlechtesten Umständen konnte ich mich nie mehr mit dem Gedanken befreunden, wieder an Bord eines Piratenschiffes zu gehen, und nahm mir daher vor, lieber in meiner gegenwärtigen Lage mein Leben zu beschließen. Nachdem ich das Canoe heraufgezogen und so fest, als ich konnte, angebunden hatte, machte ich mich auf den Weg. Meine Füße waren noch in einem so schlechten Zustande, daß ich zwei Tage und den größten Theil

zweier Nächte zu der kleinen Reise brauchte. Bisweilen waren die Wälder und Gebüsche so dicht, daß ich eine Viertelstunde an einem fort auf allen Vieren kriechen mußte, was mein Weiterkommen sehr verzögerte.

Als ich noch über eine halbe Stunde von der Stelle, wo die Schaluppe meiner Vermuthung nach lag, entfernt sein mochte, ging ich dem Gestade zu und näherte mich der See allmälig, um nicht zu bald gesehen zu werden; als ich jedoch das Ufer erreichte, war nichts von der Schaluppe zu erblicken, woraus ich schloß, daß sie während der Zeit, die ich auf meine Wanderung verwendete, fortgesegelt sei.

Von der Reise sehr ermüdet lehnte ich mich, das Gesicht gegen die See gekehrt, an einen Baumstumpf, um auszuruhen, worauf mich der Schlaf überwältigte. Ich hatte aber nicht lange geschlummert, als ich plötzlich durch Schüsse aufgeweckt wurde. Vor Schrecken auffahrend gewahrte ich neun Piroguen oder große Canoe's, ganz mit Leuten besetzt, welche von der See aus auf mich feuerten. Ich wandte mich deßhalb sogleich um und rannte so schnell, als es meine wunden Füße gestatteten, in das Gebüsch, während die Leute, welche Spanier waren, mir nachriefen: „O Engländer, wir wollen Dir gut Quartier geben!“ Plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt, war ich jedoch so verblüfft, daß ich nicht Geistesgegenwart genug hatte, auf ihre Anerbietungen zu hören, was ich vielleicht zu einer andern Zeit, in weniger aufgeregter Stimmung, gethan hätte. So eilte ich in die Wälder, und die Fremden fuhren fort, nach mir zu feuern, so daß sie wenigstens hundertfünfzig Kugeln verschossen, von denen viele dicht an meiner Seite kleine Zweige von dem Gebüsche abrissen. Nachdem ich ein ausgedehntes Dickicht, wo ich vor den Schüssen sicher war, erreicht hatte, lag ich mehrere Stunden ruhig, bis ich durch den Schall der Ruderschläge vernahm, daß die Spanier abfuhren, worauf ich aus meinem Verstecke wieder hervorkroch. Ich sah die Schaluppe unter englischer Flagge mit den in's Schlepptau genommenen Canoe's fortsegeln, was mich in ihr ein englisches Fahrzeug vermuthen ließ, das in der Hondurasbai gewesen und dort von den Spaniern gekapert worden sei.

Am folgenden Tage kehrte ich zu dem Baume zurück, an welchem ich beinahe getroffen worden wäre, und fand zu meinem Erstaunen sechs oder sieben Kugeln in dem Stamme, die kaum einen Fuß

weit von meinem Kopfe eingeschlagen hatten. Nur durch den wunderbaren Schutz Gottes war ich gerettet worden.

Ich wanderte hierauf weiter, um wieder zu meinem Canoe am westlichen Ende der Insel zu gelangen. Nach drei Tagen kam ich bei demselben an, hatte aber durch den übeln Zustand meiner Füße und durch Unzulänglichkeit der Lebensmittel viel auszustehen. Diese Insel hat keinen solchen Reichthum an Producten wie Roatan, weßhalb ich es während meines fünf- oder sechstägigen Aufenthalts daselbst schwer fand, mir die nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen; auch waren die Insecten unendlich zahlreicher und lästiger, als an meinem früheren Wohnorte. Diese Umstände schreckten mich von weiterer Erforschung der Insel ab, und nachdem ich das Canoe sehr müde und erschöpft erreicht hatte, fuhr ich wieder Roatan zu, welches im Vergleich mit Bonacco ein fürstlicher Aufenthaltsort für mich war, und kam Nachts wohlbehalten dort an. Hier lebte ich, wenn man es leben nennen kann, ungefähr sieben Monate allein, nachdem ich meinen nordbrittischen Gefährten verloren hatte. Meine Zeit brachte ich auf die gewöhnliche Weise, nämlich mit Jagen und Befahren der Inseln zu.

Einst, im Juli 1724, sah ich von der Landspitze einer kleinen Nebeninsel aus, wohin ich mich oft zurückzog, um Ruhe vor den Insecten zu bekommen, zwei Canoes dem Hafen zurudern. Als sie näher kamen, gewahrten die darauf befindlichen Leute den Rauch eines Feuers, welches ich angezündet hatte, und zögerten, da sie nicht wußten, was es bedeuten sollte, weiter heranzufahren. Die Erfahrung, welche ich auf Bonacco gemacht hatte, schwebte mir noch lebhaft vor, und da ich keine Lust in mir fühlte, einer solchen Gefahr mich noch einmal auszusetzen, so eilte ich nach meinem Canoe, welches in einer Entfernung von hundert Ellen hinter der Landspitze lag, und ruderte sogleich nach Roatan hinüber. Da hatte ich Plätze, welche Sicherheit gegen einen Feind gewährten, und wo ich eine nicht zu große Anzahl Freunde ordentlich unterbringen konnte.

Die Leute in den Canoes bemerkten, wie ich nach Roatan hinüber fuhr, indem die Entfernung nicht über einen Büchsenschuß betrug, und näherten sich vorsichtig dem Ufer. Ich ging sodann auf den Strand hinab und zeigte mich offen; denn ihrem Benehmen nach konnten sie nicht wohl Seeräuber sein, und ich beschloß, ehe ich mich ihren Kugeln aussetzte, sie zu fragen, wer sie seien. Stellten sie sich

als Leute heraus, mit denen ich nichts zu thun haben wollte, so konnte ich mich ja leicht zurückziehen. Bevor aber ich sprach, stützten sie sich, nicht minder als ich Befürchtungen hegend, auf ihre Ruder und fragten, wer ich sei und woher ich komme, worauf ich erwiederte, ich sei ein Engländer und den Piraten entronnen. Auf dieß näherten sie sich etwas mehr und fragten, wer noch außer mir da sei, worauf ich ihnen versicherte, daß ich allein sei. Nachdem ich sofort, meinem ursprünglichen Vorsatze gemäß, ähnliche Fragen an sie gerichtet hatte, versetzten sie, sie kommen von der Hondurasbai. Ihre Aeußerungen ermuthigten mich, sie an's Land rudern zu heißen, was sie auch bis auf einige Entfernung thaten. Ein Mann landete, und ich eilte ihm entgegen; aber er fuhr erschrocken zurück, als er sich einem zerlumpten, verkommenen Wesen, wie ich war, so nahe sah. Sich jedoch wieder fassend nahm er mich bei der Hand, und wir begannen einander zu umarmen, er aus Ueberraschung und Verwunderung und ich aus übergroßer Freude. Als dieß vorbei war, nahm er mich in seine Arme und trug mich zu den Canoes hinunter, wo meine Erscheinung alle seine Kameraden mit Erstaunen erfüllte; sie nahmen mich aber freudig auf und erwiesen mir viel Liebes und Gutes.

Ich theilte den Fremden kurz mit, wie ich von Low losgekommen war, und schilderte ihnen meinen einsamen Aufenthalt, welcher volle sechszehn Monate gedauert, sowie das vielfache Ungemach, das ich erduldet hatte, und die Gefahren, welchen ich ausgesetzt gewesen war. Die Haare standen ihnen bei dieser Erzählung zu Berge; sie wunderten sich, daß ich noch am Leben war, und versicherten, es würde ihnen viel Vergnügen machen, wenn sie mir helfen könnten. Da sie sahen, daß ich sehr schwach und herabgestimmt war, gaben sie mir einen Löffel voll Rum, um meine sinkenden Lebensgeister zu heben; aber selbst diese kleine Quantität versetzte mich, da ich schon so lange keine starken Getränke mehr genossen hatte, in eine heftige Aufregung, der eine Betäubung folgte, welche endlich zur Besinnungslosigkeit wurde. Einige der Leute wollten mir, als sie diesen Zustand bei mir eintreten sahen, noch mehr Rum eingeben, was aber die Erfahreneren unter ihnen verhinderten. Nachdem ich eine kurze Zeit ohnmächtig dagelegen war, lebte ich wieder auf.

Die Zahl der Fremden betrug achtzehn: ein alter Mann, Namens John Hope, der von seinen Gefährten Vater Hope genannt wurde,

und John Ford waren ihre Anführer, und alle kamen von der Hondurasbai. Die Ursache ihrer Hieherkunft war die Befürchtung eines Angriffs von der See aus durch die Spanier, während die Indianer einen Einfall zu Lande machen und die Bai abschneiden könnten; sie hatten sich also in Sicherheit begeben wollen. Bei einer früheren Gelegenheit hatten die zwei obengenannten Männer aus dem gleichen Grunde Schutz zwischen diesen Inseln gesucht und vier Jahre lang auf einem kleinen Eilande Names Barbarat, ungefähr zwei Seemeilen von Roatan, gelebt. Da hatten sie zwei Pflanzungen, wie sie es nannten, und nun brachten sie zwei Fässer Mehl nebst andern Lebensmitteln, Gewehre, Jagdhunde und Netze zum Schildkrötenfange, ferner eine Indianerin, welche die Speisen zubereiten sollte. Ihr hauptsächlichster Aufenthaltsort war ein Inselchen, welches nur ungefähr eine halbe Viertelstunde im Umfange hatte, bei Barbarat lag und von ihnen das Lustschloß genannt wurde, und zwar vornehmlich deßhalb, weil es niedrig und frei von Wald und Gebüsch war, so daß der Wind es ungehindert durchstreichen und so die verderblichen Muskiten und andere Insecten verjagen konnte. Hieher schafften sie von den umliegenden Inseln Holz, Wasser und Baumaterialien, um damit, so gut sie konnten, zwei Häuser aufzuführen.

Ich hatte nun Aussicht auf ein viel angenehmeres Leben, als dasjenige war, welches ich sechzehn Monate vorher geführt hatte; denn außerdem, daß ich jetzt Gesellschaft hatte, behandelten mich die Fremden mit viel Artigkeit, nach ihrer Weise: sie kleideten mich und gaben mir einen großen Mantel als Schutz gegen die nächtlichen Thaue, bis ihre Häuser unter Dach waren, und ich hatte reichlich zu essen. Genauer besehen aber waren sie keine gute Gesellschaft, und nach ihrer gewöhnlichen Unterhaltung zu urtheilen, unterschieden sie sich wenig von Seeräubern. Doch hatte es nicht den Anschein, als führten sie damals etwas so Schlimmes im Schilde, daß es gesetzwidrig gewesen wäre, sich an sie anzuschließen oder in ihrer Gesellschaft getroffen zu werden.

Im Verlaufe der Zeit und durch den mir von meinen Gefährten geleisteten Beistand gewann ich wieder so viele Kräfte, daß ich bisweilen an ihrer Jagd Theil nehmen konnte. Die Inseln hatten Ueberfluß an Wildschweinen, Hirschen und Schildkröten, und mehrere derselben wurden der Jagd wegen besucht. Das Wildbret, welches

man von dort heimbrachte, wurde nicht sogleich verzehrt, sondern in den Rauch gehängt, damit man jederzeit einen Vorrath von Fleisch in Bereitschaft hätte. Ich glaubte nun nichts mehr von Feinden befürchten zu dürfen; denn abgesehen davon, daß nicht wohl etwas solche hieher führen konnte, war ich von einer Anzahl Männer umgeben, welche beständig Waffen bei der Hand hatten. Aber gerade, als ich mich am sichersten wähnte, wäre ich beinahe wieder in die Hände von Piraten gefallen.

Sechs oder sieben Monate, nachdem ich mich an die Fremden angeschlossen hatte, nahmen drei von ihnen mit mir ein vierruderiges Canoe, um nach Bonacco überzusetzen und dort Schildkröten zu fangen. Während unserer Abwesenheit besserten die Uebrigen ihre Canoes aus und schickten sich an, nach der Hondurasbai hinüberzufahren, um zu untersuchen, wie die Sachen dort ständen, und ihre zurückgelassenen Habseligkeiten zu holen, im Fall es gefährlich wäre, dorthin zurückzukehren. Ehe sie aber abgestoßen hatten, befanden wir uns auf der Heimreise mit einer vollen Ladung Schweinefleisch und Schildkröten, da wir auf der Jagd sehr glücklich gewesen waren. Während wir an einem mondhellen Abend in den Hafen einliefen, sahen wir einen Blitz und hörten einen Knall, welcher viel stärker war als der einer Muskete, von einer großen Pirogue herkommen, die wir bei dem Lustschlosse bemerkten. Dieß versetzte uns in die äußerste Bestürzung, und wir wußten nicht, was wir thun sollten; aber in einer oder zwei Minuten hörten wir eine Salve, aus achtzehn bis zwanzig Gewehren gegen das Ufer hin gegeben, von wo aus auch mit einigen Schüssen geantwortet wurde. Ueberzeugt, daß Feinde, entweder Spanier oder Piraten, unsere Leute angriffen, und durch die zwischen uns und dem Ufer liegenden Piroguen von ihnen abgeschnitten, hielten wir es für das Sicherste, unser Heil in der Flucht zu suchen. Wir nahmen daher Mast und Segel ab, damit sie uns nicht verriethen, und ruderten so schnell als möglich aus dem Hafen gegen eine etwa drei Viertelstunden entfernte Insel, in der sicheren Hoffnung, uns unentdeckt dorthin flüchten zu können. Aber der Feind, der entweder uns gesehen, bevor wir das Segel niederließen, oder die Ruderschläge gehört hatte, verfolgte uns eiligst in einer acht- oder zehnruderigen Pirogue. Als wir sie herankommen und uns beinahe eingeholt sahen, ruderten wir aus aller Macht, um an das nächste Ufer zu gelangen.

Sie feuerte eine Drehbasse gegen uns ab; der Schuß ging aber über unser Canoe hinaus und es gelang uns, das Ufer zu erreichen, ehe wir völlig im Bereiche des Kleingewehrfeuers waren, das unsere Verfolger, während wir landeten, uns nachsandten.

Sie waren nun nahe genug, um uns zurufen zu können, daß sie Piraten und keine Spanier seien, und daß wir sie nicht zu fürchten brauchten, da wir Pardon bekommen würden; dieß thaten sie in der Hoffnung, uns dadurch desto leichter zur Ergebung zu bewegen. Doch keine Aeußerung hätte mich in höherem Grade abschrecken können, mich in ihre Gewalt zu begeben: ich hatte das größte Grauen vor Seeräubern, und meine ursprüngliche Abneigung gegen sie wurde durch die Besorgniß gesteigert, ich möchte nun für meine frühere Entweichung büßen müssen. Ich beschloß daher, mich so fern als möglich von ihnen zu halten, und da die Leute von der Hondurasbai auch keine große Neigung zeigten, sich mit ihnen einzulassen, so eilten wir so rasch als möglich in den Wald. Unsere Verfolger nahmen das Canoe sammt seinem ganzen Inhalte mit, in der Absicht, uns, wenn wir nicht zu ihnen gehen wollten, wenigstens die Lebensmittel zu entziehen.

Unsere Angreifer waren Leute von der Rotte des Spriggs, meines früheren Befehlshabers, welcher sich von Low getrennt und sich selbst an die Spitze einer Piratenbande gestellt hatte. Er besaß ein Schiff von vierundzwanzig und eine Schaluppe von zwölf Kanonen, welche beide auf der Rhede von Roatan vor Anker lagen. Er war an derselben Stelle, wo ich mich aus seinem Schiffe flüchtete, eingelaufen, um frisches Wasser einzunehmen und seine Fahrzeuge ausbessern zu lassen. Meine Gefährten auf ihrer kleinen Insel blieben nicht unentdeckt, und er sandte eine gut bemannte Pirogue dahin, um sie gefangen nehmen zu lassen. Alle wurden an's Ufer geschleppt, darunter auch ein Kind und eine Indianerin, welche letztere sie schändlich mißhandelten. Nach der Landung tödteten sie einen Mann, warfen ihn in eines der Canoe's, welches Theer enthielt, und verbrannten ihn darin. Hierauf schleppten sie die Leute in ihre Schiffe, wo man barbarisch mit ihnen umging. Einer der letzteren ließ sich unter die Rotte der Seeräuber aufnehmen und theilte seinen Spießgesellen mit, daß John Hope viele werthvolle Dinge in den Wäldern Roatans versteckt habe; dieser wurde nun unbarmherzig geschlagen, bis er ent-

deckte, wo seine Habseligkeiten verborgen seien, worauf die Seeräuber Alles mit sich fortnahmen.

Nachdem die Piraten diese Leute fünf Tage an Bord ihrer Schiffe gehabt hatten, gaben sie ihnen einen Prahm von fünf bis sechs Tonnen zur Ueberfahrt nach der Hondurasbai, dabei aber durchaus keinen Mundvorrath auf die Reise; überdieß mußten sie vor ihrem Abgange schwören, daß sie sich mir und meinen Gefährten, die wir auf eine andere Insel geflohen waren, nicht nähern wollten.

Während die Schiffe im Hafen lagen, standen wir Tag und Nacht auf der Hut gegen den Feind, hatten aber manche Beschwerlichkeiten zu erdulden, indem wir, um unsern Bergungsort nicht zu verrathen, kein Feuer anzünden durften. So mußten wir denn fünf Tage lang von ungekochten Speisen leben. Sobald die Piratenschiffe unter Segel gegangen waren, steuerte jedoch Hope, den ihm abgepreßten Eid für ungültig erklärend, zu uns herüber und theilte uns mit, was vorgefallen war. Ich meines Theils konnte der Vorsehung nicht genug dafür danken, daß ich den Händen der Piraten entschlüpft war, welche mich gewiß eines grausamen Todes hätten sterben lassen.

Hope und alle seine Leute außer John Symonds beschlossen, nach der Bai zu fahren. Symonds, welcher einen Neger hatte, wünschte einige Zeit auf Roatan zu bleiben, um mit den Jamaikaschiffern Handel zu treiben. Da ich glaubte, von der Hondurasbai aus am leichtesten eine Schiffsgelegenheit nach Neuengland zu bekommen, so ersuchte ich Hope, mich dahin mitzunehmen. Der alte Mann hätte dieß zwar gern gethan, brachte aber mancherlei Einwendungen vor. Der Prahm, sagte er, sei nicht stark genug, um so viele Leute siebzig Seemeilen weit zu tragen, und man habe keinen Mundvorrath für die Reise, welche sich in die Länge ziehen könne; auch wisse man nicht, wie die Sachen in der Bai stehen: es sei daher rathsamer für mich, zurückzubleiben; müßte ich aber mein Leben wieder in Einsamkeit zubringen, so wolle er mich doch lieber mitnehmen.

Symonds auf der andern Seite drang in mich, zu bleiben und ihm Gesellschaft zu leisten, indem er verschiedene Gründe dafür angab, daß ich eher bei den Jamaikaschiffern eine Schiffsgelegenheit nach Neuengland finden würde, als in der Hondurasbai. Da mir seine Gründe einleuchteten, so gab ich ihm nach und nahm Abschied von

Hope und seinen Gefährten, indem ich ihnen für ihre Gefälligkeiten dankte, worauf sie abreisten.

Symonds war mit einem Canoe, mit Feuergewehren und zwei Hunden versehen. Hiedurch und mit Hülfe seines Negers glaubte er alles, was zu unserem Lebensunterhalte nöthig war, herbeischaffen zu können. Wir brachten zwei bis drei Monate großentheils damit zu, wie früher von Insel zu Insel zu fahren; die starken Winterregen machten es uns jedoch unmöglich, mehr Wildbret zu erbeuten, als wir gerade brauchten.

Als die Zeit gekommen war, wo sich die Jamaikahändler gewöhnlich in jenen Meeren zeigten, schlug Symonds die Fahrt nach einigen anderen Inseln vor, um eine Quantität Schildkrötenschalen zu bekommen, wofür er Kleider und Schuhe eintauschen könnte. Bei Ausführung dieses Vorschlags waren wir besonders glücklich und steuerten dann nach Bonacco, welches näher an der Handelsstraße der Jamaikaschiffer liegt, als die anderen Inseln, die wir zu besuchen pflegten. Hier gedachten wir mehrere Tage zu verweilen, um eine Gelegenheit abzuwarten.

Nachdem wir kurze Zeit auf Bonacco gewesen waren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, welcher drei Tage lang wüthete, wobei wir mehrere Fahrzeuge in den Hafen einlaufen sahen. Das größte derselben ankerte in großer Entfernung, aber eine Brigantine kam über die Untiefen gegenüber von dem Wasserplatze und schickte ihr Boot mit Fässern an's Land. Da ich drei Männer, welche in dem Boote waren, an Kleidung und Aussehen für Engländer erkannte, so schloß ich, daß sie freundlich gesinnt seien, und zeigte mich auf dem Strande offen vor ihnen. Als sie mich bemerkten, hörten sie sogleich auf zu rudern und fragten mich, wer ich sei. Ich sagte es ihnen und machte die gleiche Frage an sie, indem ich hinzusetzte, sie könnten ohne Gefahr an's Land kommen. Sie landeten, und wer konnte über ein solches Zusammentreffen erfreuter sein, als ich!

Es stellte sich nun heraus, daß die vorerwähnten Fahrzeuge eine nach Jamaika bestimmte Handelsflotte waren, welche das größte, ein Kriegsschiff, zu ihrem Schutze begleiten sollte; der Sturm aber hatte die Schiffe zerstreut und nur wenige bei dem Diamond (so hieß das Kriegsschiff) gelassen, welcher die Brigantine abgeschickt hatte, um frisches Wasser einzunehmen.

Symonds, welcher in einiger Entfernung geblieben war, damit die drei Männer weniger Bedenken tragen möchten, an's Land zu kommen, trat endlich auch heran, um an meiner Freude Theil zu nehmen, obgleich es ihm, als er merkte, daß meine Abreise in naher Aussicht stand, großen Kampf kostete, sich mit dem Gedanken an unsere Trennung zu befreunden. Die Brigantine wurde von Capitän Dove, mit welchem ich schon bekannt war, befehligt und war von Salem, nur anderthalb Stunden von meinem Heimathsorte. Capitän Dove behandelte mich nicht nur mit großer Freundlichkeit und machte sich anheischig, mich in die Heimath zu bringen, sondern nahm mich auch in Sold, indem er mir die Stelle eines Matrosen, den er verloren hatte, übertrug. Am nächsten Tage schickte der Diamond sein Langboot mit Fässern an's Land, um sie mit Wasser füllen zu lassen. Nachdem dieß geschehen war, nahm ich Abschied von Symonds, welcher Thränen vergoß, und fuhr an Bord der Brigantine.

Wir segelten mit dem Diamond, welcher nach Jamaika bestimmt war, am Ende des März 1725 ab und blieben bis zum ersten April beisammen. Mit Gottes Hülfe passirten wir glücklich den Meerbusen von Florida und erreichten den Hafen von Salem am ersten Mai, zwei Jahre zehn Monate und fünfzehn Tage nach meiner Gefangennehmung durch Piraten, und zwei Jahre und nahezu zwei Monate, nachdem ich denselben auf der Insel Roatan entkommen war. Noch am Abend desselben Tages traf ich in meinem elterlichen Hause ein, wo ich wie ein von den Todten Auferstandener empfangen wurde.

Die mikroscopische Thierwelt.

Wenn der Astronom durch die Betrachtung der zahllosen Welten, die am Himmelsgewölbe glänzen, zur Bewunderung der Allmacht und Weisheit ihres Schöpfers hingerissen wird, so muß uns die Erforschung seiner kleinsten Geschöpfe, welche, unsichtbar für das bloße Auge, mittelst des Mikroscops oder zusammengesetzten Vergrößerungsglases wahrgenommen werden, uns nicht weniger mit Staunen erfüllen.

Namentlich hat Professor Ehrenberg in Berlin mit Hülfe des Mikroscops uns eine neue Welt im Wasser, in der Erde, in den Kalk- und Kreidefelsen, im Steine und in der Luft erschlossen. Durch ihn ist die Kenntniß der wunderbar mannigfaltigen Formen der mikroscopischen, d. h. nur mittelst des Mikroscops sichtbaren Thierwelt, ungemein vergrößert und der Beweis geliefert worden, daß selbst in der Nachbarschaft der beiden Pole, wo Thiere größerer Gattung nicht fortzukommen vermögen, die Kette thierischen Lebens keine Unterbrechung erleidet, indem sich dort neue, dem mikroscopischen Beobachter seither unbekannte Gebilde darstellen, die ihn ebenso sehr durch die Schönheit wie durch die Neuheit ihrer Formen in Erstaunen setzen. So wurden bei der Südpolexpedition unter Sir James Roß unter 78 Graden 10 Secunden südlicher Breite über siebzig verschiedene Species der kieselschaligen Polygastrica (Rindentrüffeln) in einzelnen Eisstücken entdeckt; viele von ihnen gehörten mit ihren schönen Eierbehältern in die Klasse der Coscinosdiscen (Perlenmoosthierchen), die sogar diesem großen Kältegrade zu widerstehen vermögen. Diese Gattungen sind nicht bloß an einzelnen Orten zu treffen — der ganze Ocean wimmelt von zahllosen Vertretern thierischen Lebens. Schayer hat bei seiner Rückkehr von Vandiemensland Proben von Seewasser unter 57 Graden südlicher Breite wie aus den Tropen mitgebracht, das viele und mannigfaltige Gattungen solcher Thierchen enthielt, ohne daß sich ihre Anwesenheit durch eine Färbung des Fluidums kundgegeben hätte; einige gehören allen Klimaten und Jahreszeiten gleichmäßig, andere dagegen nur den Nord- und Südpolarregionen an. Thierisches Leben herrscht ebenso gut unter dem sonnigen Himmel des Südens wie in den frostigen Regionen des Nordens; auf der Oberfläche der tropischen Meere und in den dunklen wüsten Klüften des Oceans, die bloß von der langen Schnur des Senkbleies erreicht werden; in der Erde, in der Luft, auf feuchten Mauern; im Blute des Frosches und der Schildkröte wie in dem vieler anderer Thiere; in den Kiemen des Fisches, in dem Magen der Säugethiere, im Gehirn, den Muskeln, im Herzen des Menschen, in seinen Augen, in der Haut und auf den Zähnen sind Exemplare dieser winzigen Thierchen zu bemerken, die dem Naturforscher sämmtlich bekannt und nach ihrer Stellung in Naturreiche eingetheilt sind.

Infusionsthiere oder Infusorien — so genannt, weil man sie

am leichtesten dadurch darstellt, daß man einen beliebigen Pflanzenaufguß (Infusion) der Luft aussetzt — sind allenthalben in wunderbarer Menge vorhanden. Weicht man z. B. eine Hand voll Heu in einem Kruge mit Wasser ein, so wird man nach wenigen Stunden in einem Tropfen dieses Fluidums mit Hülfe des Mikroscops eine Masse kleiner Thierchen entdecken; diese Masse wird bedeutend vermehrt, wenn man den Aufguß einige Tage stehen läßt, und man wird bald die gewöhnlicheren Gattungen von anderen selteneren Arten verdrängt sehen. In den ersten paar Tagen werden nur Monaden (Punktthierchen, bloß mit einem Kopf ohne Schwanz und Augen, niederste Stufe der Infusorien) in vielerlei Gattungen zum Vorschein kommen; ihnen werden die Paramäcien (Egelthierchen, den Blutegeln ähnlich), Amöben (Aenderlinge, wegen ihres öfteren Formenwechsels, auch Proteus) und endlich Rotatorien oder Räderthierchen folgen. Jede Grube, worin eine Spur von Pflanzenwuchs vorkommt, wird zahllose Beispiele thierischen Lebens entwickeln, das den Beobachter mit einer kaum geahnten Mannigfaltigkeit von Formen überraschen wird; die schmutzigste Gosse, der eklichste Ablauf ist fruchtbar an Gestaltungen, die dem Anfänger durch die Neuheit, Schönheit, Abwechslung und ihren wunderbar eigenthümlichen Bau auffallend werden.

Nehmt einen Wassertropfen aus stehenden Teichen, aus unseren Flüssen, unseren Seen oder aus dem großen Ocean selbst und bringt ihn unter das Mikroscop, so werdet ihr zahllose lebende Wesen darin entdecken, die sich mit beträchtlicher Geschwindigkeit nach allen Richtungen bewegen und sogar mit Spürkraft begabt zu sein scheinen, da sie einander in ihrem munteren Tanze leicht auszuweichen vermögen und in ihren Bewegungen offenbar ein Willens- und Empfindungsvermögen beurkunden, weil man sie nie in rauhe Berührung mit einander gerathen sieht. Nehmt noch stärkere Gläser, so werdet ihr in demselben Wassertropfen noch andere Thiere entdecken, ebenso lebendig und begabt wie die ersteren, nur daß diese im Vergleiche mit ihnen wahre Elephanten an Größe sind. Erschöpft die Kunst des Optikers, strengt euer Auge an bis zum Aeußersten, bis euer schmerzendes Organ die zitternde Bewegung, den Verkündiger des Lebens, kaum mehr gewahrt, und ihr habt die Natur in ihrer absteigenden Stufenleiter noch lange nicht erschöpft. Bei der Vollkommenheit unserer jetzigen optischen Instrumente werden wir bald zu der Ueberzeugung gelangen,

wie rings um uns eine Anzahl so winziger Thierchen lebt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die menschliche Ausdauer niemals dazu gelangen wird, ihre Formen genau zu entdecken, noch viel weniger, ihren inneren Bau vollständig zu begreifen.

(Schluß folgt.)

Charade.

Von Charlotte Späth.

Ach, mein Erstes tanzt gar oft
Armen Schülern unverhofft
Auf dem Rücken, wenn Latein
Ihnen gar zu schwer geht ein.
Doch auch beim Spazierengeh'n
Kann verschieden man es seh'n.
In des Waldes Jagdrevier
Zeigt sich nicht mein Zweites Dir;
Nur in Fluß und See und Meer
Wimmelt sein unzählbar Heer.

Das Ganze.

Weil es von der weiten Reis'
Gar nichts zu erzählen weiß,
Wird's geklopft, gekocht, ersäuft,
Und, daß Qual auf Qual sich häuft,
Gar am Ende aufgespeist.
Schande, wenn man Dich so heißt!

Auflösung der Charade auf Seite 288:
Havelock.

Das Kaninchen.

Erzählung von Gustav Nieritz.

In einem kleinen Stübchen, das in einer armseligen Hütte zu ebener Erde lag, nahm eine Lagerstätte den einen Winkel ein, und ihre Beschaffenheit zeugte gleichfalls von der Dürftigkeit ihrer Inhaberin. Dieselbe, ein Weib von etwa fünfunddreißig Jahren, schien todtkrank zu sein. Das zeigten ihr leichenblasses, abgezehrtes Antlitz, die hohlen, glanzlosen Augen, die farblosen Lippen, der keuchende, kurze Athem und eine allgemeine Körperschwäche, welche der Kranken die leiseste Bewegung beschwerlich machte. Neben ihrem Lager stand ein mit Bettstücken gefüllter Korb, welcher, in Ermangelung einer Wiege, auf zwei grob gezimmerten Schwenken ruhte und von einem achtjährigen Mädchen sanft bewegt wurde. Dabei blickte die Kleine unverwandt und mit kummervoller Miene auf die Kranke, ihre Mutter, hin. Diese hob jetzt mit matter, stockender Stimme an: „Gundel, reiche mir dein Schwesterchen her, daß ich es noch einmal vor meinem Ende küssen und — segnen kann."

Gundel erhob sich schweigend und die Augen voll Thränen. Sie nahm mit behutsamen Händen ein sanft schlafendes Kind, das kaum zwei Monate zählen konnte, aus dem Korbe empor und überreichte es der Mutter, welche es mit ihren Armen umfing und einen leisen Kuß auf seine halbgeöffneten Lippen hauchte. Dann betrachtete sie mit einem langen, aufmerksamen Blick das Kindesantlitz, als wollte sie sich dessen Züge recht tief in's Gedächtniß prägen, und sagte dazu mit schmerzlich zärtlichen Tönen: „Unser Herrgott, der Vater und Beschützer armer Waisen, erbarme sich auch deiner, wie deiner Schwester Gundel!"

Erschöpft hielt die Frau eine Weile mit Sprechen inne, dann fuhr sie zu ihrer älteren Tochter fort: „Gundel, versprich mir, daß du dein Schwesterchen nie im Leben verlassen, sondern treulich dich seiner annehmen willst."

„Ich will, liebste Mutter!" gelobte Gundel, still weinend.

„Du weißt mit dem Kinde umzugehen," sprach die Kranke wei-

ter, „wirst also ihm seine Milch wie sein Grützemus weder zu heiß, noch zu kalt reichen, wirst immer für warme, trockene Windeln sorgen, und daß sein Bettchen fleißig an die Luft gehängt werde. Sollte sich ja mit Cordel etwas ereignen, wo du dir nicht zu helfen wüßtest, so frage die erfahrene Frau Tippel um Rath, und sie wird ihn dir nicht versagen. Ich werde gestorben sein, bevor dein Vater wieder da ist. Er wird, er muß sich wieder verheirathen. Aber ich lasse ihn dringend bitten, daß er ja nicht Metzners Jette nehme, denn sie ist eine leichtsinnige, eitle Person. Auch nicht Platzers Hedwig, weil sie eine Kinderfeindin ist und euch schlecht behandeln würde. Er soll sich vielmehr eine fromme und fleißige Hauswirthin aussuchen, welche ihre Schuldigkeit gegen ihn wie gegen euch erfüllt."

Die Frau deutete durch ein stummes Zeichen an, daß Gundel das Kind aus der Mutter Händen nehmen und auf sein Lager zurückversetzen möchte. Während Gundel solches that, sammelte die Kranke neue Kräfte zum Sprechen. „Gundel!" sagte sie so leise, als befürchte sie unberufene Lauscher, „ich habe dir noch ein Geheimniß zu entdecken, das dein Vater nicht zu erfahren braucht. Beuge dich zu mir herab, damit ich es dir in's Ohr sagen kann."

Das Mädchen gehorchte, und die Kranke lispelte ihm zu:

„Draußen in dem Rauchfange rechts wirst du einen lockeren Ziegelstein entdecken. Dahinter habe ich eine thönerne Sparbüchse versteckt, in welcher ich meine wenigen, sauer verdienten und zurückgelegten Nothpfennige aufbewahre. Dein Vater weiß nichts davon und hat auch kein Recht daran; sondern für meine Kinder ist der kleine Schatz bestimmt. Nur in der allerhöchsten Noth darfst du ihn zu deinem und deines kleinen Schwesterchens Besten angreifen. Aber wenn Du —"

Hier erstarb der Kranken die Stimme. Ihre Lippen zuckten noch etlichemal hin und her, ihr Auge brach und ein letzter, röchelnder Athemzug hob die Brust der Frau, welche dann eine Beute des erbarmenlosen Todes war.

Der Mann der Gestorbenen hieß Martin Vollbrück und diente auf einem Kauffahrer, wo er die Beköstigung der Schiffsmannschaft besorgte, auch im Nothfalle Matrosendienste leistete. Er war ein rüstiger wohlgebildeter Vierziger, welcher an demselben Tage von einer längeren Seereise heimkehrte, als man seine Frau zu begraben im

Das Kaninchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Begriff war. Er klagte, weinte und trauerte ebenso tief als aufrichtig um sein Weib, das bisher ihre Gatten- und Mutterpflichten mit aller Treue erfüllt hatte. Vollbrück kam mit einem wohlgefüllten Geldbeutel zurück, und um so mehr bedauerte er, daß sein treues Weib nicht jetzt ebenso die guten Tage, wie vordem die bösen, mit ihm theilen konnte. Der betrübte Wittwer verweilte längere Zeit daheim, und wenn er ja eine Seereise unternahm, so war er oft nach einigen Tagen wieder zurück.

Während dem erfüllte Gundel getreulich, was sie ihrer sterbenden Mutter angelobt hatte, indem sie mit der aufopferndsten und sorglichsten Zärtlichkeit für ihr kleines, hülfloses Schwesterchen sorgte. Dagegen war das, was ihre Mutter über die Wahl ihrer einstigen Nachfolgerin geäußert hatte, noch nicht über des klugen Mädchens Lippen gekommen. Vor Ablauf des Trauerhalbjahres konnte und durfte Vollbrück ja nicht an eine neue Heirath denken, und dann erst wollte Gundel mit dem Auftrage ihrer seligen Mutter herausrücken, der früher weniger nothwendig und nützlich ihr zu sein dünkte.

Vollbrück hatte einigen seiner Nachbarinnen und bekannten Frauen den Auftrag ertheilt, während seiner dienstlichen Abwesenheit sich seiner Kinder und Wirthschaft annehmen zu wollen. Aus diesem Grunde empfing Vollbrücks Hütte jetzt öftere Besuche denn sonst. Die am wenigsten willkommenen unter denselben waren für Gundel diejenigen von Metzners Jette und Platzers Hedwig, welche zwei unverheirathete Personen gerade am eifrigsten sich bezeigten, Vollbrücks Auftrag zu erfüllen.

Hedwig vermochte ihre Abneigung gegen Kinder so wenig zu bemeistern, daß sie stets barsch und streng gegen Gundel und deren Schwesterchen verfuhr. Demnach sah sie Gundel immer noch lieber kommen als die gleißnerisch freundliche Jette, welche es bald durch ihre Ränke dahin brachte, daß die anderen Frauen ihre Besuche in Vollbrücks Hütte einstellten.

Das Trauerhalbjahr nahte sich mehr und mehr seinem Ende, und Gundel kämpfte unentschlossen mit sich selbst, ob sie nicht jetzt schon die Warnung ihrer seligen Mutter dem Vater mittheilen sollte. Als nun Vollbrück eines Tages von einer Seereise heimkehrte und Jetten ein schönes Geschenk für die seiner Familie und Haushaltung bisher bewiesene Sorgfalt einhändigte, da schnitten die freundlichen

Worte, welche der Wittwer seinem Geschenke beifügte, tiefschmerzend in Gundels Herz und sie konnte kaum Jettens Weggang erwarten, um dem Vater die letzten warnenden Worte ihrer Mutter zu eröffnen.

Mit immer finsterer werdender Miene hörte Vollbrück seine Tochter an. Noch hatte diese ihre Rede nicht ganz geendigt, als er sie mit den streng gesprochenen Worten unterbrach: „Schäme dich, Gundel, so zu lügen! das hat deine selige Mutter nimmermehr gesagt! Kein Wort mehr hiervon!“

Diese Worte schmetterten das Kind darnieder. Gundels erblassende Lippen schlossen sich, und bestürzt verkroch sie sich in einen Winkel der Hütte. Gelogen sollte sie haben! Sie, die von ihrer seligen Mutter stets vor der Lüge so ernstlich gewarnt worden war! Zum erstenmale in ihrem Leben begann sie sich vor ihrem Vater zu fürchten, und bekanntlich thut die Furcht der Liebe großen Eintrag.

Nach Verlauf von einigen Wochen kleidete sich Vollbrück eines Vormittags sorgfältiger als gewöhnlich an. Er empfahl die Fürsorge für sein jüngstes Töchterchen Cordel seiner älteren Tochter Gundel und entfernte sich. Sein Antlitz glühte von reichlich genossenem Weine, als er nach mehreren Stunden in Begleitung der verhaßten Jette zurückkehrte. Auch diese schien einen Rausch zu haben und warf sich wie ermüdet auf den nächsten Sessel nieder.

„Hier, Gundel!“ hob Vollbrück mit etwas schwerer Zunge an, indem er auf Jetten hinzeigte, „ist deine neue Mutter! Vor drei Stunden sind wir in der Kirche getraut worden. Du wirst sie wie deine richtige Mutter lieben und ihr auf's Wort gehorchen. Geh', reiche ihr die Hand und versprich ihr, eine gehorsame Tochter sein zu wollen.“

So war der furchtbare Schlag, dessen schlimme Folgen das Kind noch gar nicht ahnen konnte, wirklich gefallen!

Bleich, stumm und erstarrt blieb Gundel neben der kunstlosen Wiege Cordels kauern und blickte ihren Vater mit erstorbenen Augen und halbgeöffnetem Munde an. Ein wüthender Blick und eine zornige, drohende Handbewegung Vollbrücks bewirkten jetzt, daß Gundel emporsprang und mit taumelnden Schritten ihrer Stiefmutter sich näherte. Derselben die Hand hinhaltend, sprach Gundel leise und mit furchtsam stockender Stimme: „Ich will folgen — und ein gehorsames — Kind sein.“

„Es ist gut!“ versetzte die Stiefmutter gähnend, und ohne Gundels dargereichte Hand anzunehmen. „Damit du dich mit uns zugleich freuest,“ fuhr sie fort, „so habe ich dir etwas zu naschen mitgebracht. Da! gib dem kleinen Würmlein auch etwas davon.“

Die junge Frau drückte eine kleine Zuckerdüte in Gundels Hand und schloß dann schläfrig ihre Augen. Unter dem Vorwande, daß die bald erwachende Kleine durch ihr Weinen oder Schreien nicht die Ruhe der neuen Mutter störe, verließ Gundel, ihr kleines Schwesterchen auf dem Arme, die Stube und suchte den entlegensten Winkel der Hütte auf, um dort ihren Thränen wie ihrem tiefen Schmerze ungehinderten Lauf zu lassen.

Den Inhalt der geschenkt erhaltenen Zuckerdüte rührte sie nicht an. Es grausete ihr davor, als wenn Gift darin enthalten wäre.

Bald genug erwies sich die Wahrheit von dem, was Gundels sterbende Mutter über ihre Nachfolgerin geäußert hatte. Die junge Frau war an ein genußreiches Leben gewöhnt und bedurfte darum des Wirthschaftsgeldes ungleich mehr, als ihre Vorgängerin, die überdieß noch nebenbei durch ihrer fleißigen Hände Arbeit einen ansehnlichen Zuschuß erworben hatte. Vollbrück öffnete willig seinen Geldbeutel, so lange die Flitterwochen währten und die ersparte Löhnung ausreichte. Als aber mit dem ersten Freudenrausch zugleich das Geld auf die Neige ging, machte Vollbrück seiner Frau erst sanfte, dann ernstere und zuletzt bitter klingende Vorstellungen wegen ihrer Verschwendung und Genußsucht. Diesen Vorwürfen fügte Vollbrück zum Schlusse noch dringende Ermahnungen hinzu, daß seine junge Frau, wie deren selige Vorgängerin, doch auch für andere Leute arbeiten und dadurch Brod in's Haus schaffen solle.

Aber Frau Vollbrück antwortete hierauf mit spitzer Rede: „Wenn Du nicht Frau und Kinder ernähren kannst, so hättest Du gar nicht heirathen sollen. Meinst Du, daß ich darum nur einen viel älteren Mann genommen habe, um mich wie ein gemeines Weib mit Waschen und Scheuern herumzuplagen?“

Ach, wie oft und bitter mochte jetzt Vollbrück es bereuen, die Worte Gundels für Lügen angesehen und die wohlgemeinte Warnung seiner ersten Frau unbeachtet gelassen zu haben! Den ohne Unterlaß erneuerten Geldanforderungen seiner jetzigen Frau und deren Gezänke auszuweichen, ging Vollbrück jetzt öfter als je zu Schiffe, verweilte

er darauf länger, als es nöthig war. Während dem gestaltete sich die Lage seiner beiden Kinder unter der gewissenlosen Pflege einer leichtsinnigen, lieblosen Stiefmutter immer trauriger. Gundel verlernte fast ganz das Lachen, und nur dann, wenn die von ihr zärtlich abgewartete Cordel freundlich auflachte, stimmte sie mit ein. Gundel war der wahre Plackesel in der elterlichen Hütte. Noch vor Sonnenaufgang stand sie auf, während ihre Stiefmutter lange noch auf ihrem Faulbette ruhte, und Abends war sie wiederum die Letzte, welche sich zum Schlafen niederlegte. Die kaum neunjährige Kleine war's, welche kochte, aufräumte, wusch, scheuerte, ihr Schwesterchen abwartete, strickte und die Löcher in den Kleidungsstücken wieder zunähte, so gut sie dieß vermochte. Dessenungeachtet waren böse Scheltworte und immer härtere Entbehrungen ihr alleiniger Lohn von Seiten ihrer Stiefmutter. Diese empfing während der Abwesenheit ihres Mannes immer öftere Besuche von angeblichen Vettern, Mitgevattern oder alten Bekannten. Meistens waren es junge, wüste Männer, welche von der Hausfrau mit Wachholderbranntwein und einem oft erst erborgten Imbiß bewirthet wurden. Dann ertönte das kleine, niedrige Stübchen von rohem Gelächter und wildem Gebrüll, welches Gundel nebst Cordel von dannen trieb.

Ein solches Gebahren konnte nicht lange verborgen und verschwiegen bleiben. Mitleidige oder schadenfrohe Nachbarn erzählten dem heimkehrenden Vollbrück von dem Unfuge, der während seiner Abwesenheit in seiner Hütte stattzufinden pflegte. Gundel, von ihrem Vater auf's Gewissen befragt, konnte nicht anders als die Aussagen der Nachbarn bestätigen, und nun erreichte das eheliche Zerwürfniß den höchsten Grad.

Gundel litt darunter nicht am wenigsten, indem ihr deren Stiefmutter die Schuld auf den Kopf gab, die Klatscherin und Anklägerin gemacht zu haben. Es ging dem Mädchen sehr übel. Da durch der Stiefmutter Verschwendung der Mangel in der Hütte eingetreten war, so bekam Gundel oft nicht satt zu essen und ganz unverdienterweise die schmerzendsten Mißhandlungen der erbitterten Frau, welche ihren Haß selbst auf die kleine Cordel übertrug. Gewiß würde das Kind im Elend und Schmutz verdorben und umgekommen sein, hätte sich Gundel nicht seiner mit der aufopferndsten Sorgfalt angenommen. Damit Cordel satt werde, darbte sich Gundel selbst den Bissen vom

Munde ab, und trotz ihrem oft nagenden Hunger hatte sie noch nicht die Noth- und Sparpfennige ihrer seligen Mutter angegriffen. Eine derartige Ueberwindung und Seelenstärke ist gewiß an einem so jungen Wesen wie Gundel zu bewundern. Diese flüchtete, so oft fremder Besuch in die elterliche Hütte trat, mit Cordel hinaus in's Freie. Sie setzte dann das Kind in ein kleines Wägelchen, das auf vier rund geschnittenen Bretscheiben ruhte und ein Werk Vollbrücks war. Der öftere Aufenthalt in der freien, wenn auch frischen und kalten Luft kräftigte das Kind mehr als das Verbleiben in der niederen dunstigen Stube. Zwar sah Cordel etwas bleich, mager und schwächlich aus, was auch gar kein Wunder war; allein dabei erfreute sie sich dennoch einer dauerhaften Gesundheit. Das Kind hing mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an ihrer Schwester Gundel, welche in der That eine zweite Mutter für dasselbe war. Während die beiden Schwestern in Gegenwart ihrer lieblosen Stiefmutter stumm und traurig waren, lachten und jubelten sie desto freudiger auf, sobald sie jene fern von sich wußten. Dann sang auch Gundel ihrem jetzt dreivierteljährigen Schwesterchen alle die kleinen Liedchen vor, welche sie wußte, und Cordel stimmte trällernd mit ein.

Eines Tages besuchte wieder ein fremder Vetter die Frau Vollbrück und zwar in Abwesenheit deren Mannes.

Frau Vollbrück reichte ihrer älteren Stieftochter eine Glasflasche und Geld mit dem Auftrage, dafür in der Stadt Wachholderbranntwein zu holen. Da der Weg ziemlich weit zum Verkaufladen war, so durfte Gundel ihr Schwesterchen nicht mitnehmen und sie beeilte sich daher nicht wenig, um recht bald wieder zurück zu sein und mit Cordel dann die Hütte zu verlassen. Indem sie durch eine Gasse Ostende's — ihrer Vaterstadt, wiewohl ihre Eltern Deutsche waren — lief und bei einem ansehnlichen Hause anlangte, fiel ein fremder Gegenstand, aus der Höhe geschleudert, auf des Mädchens unbedecktes Haupt und dann hinab auf das Straßenpflaster. Nach dem Gebote ihrer Stiefmutter mußte Gundel, wie die schnapstrinkenden Frauen gewöhnlich zu thun pflegen, die Branntweinflasche — leer oder voll — unter ihrer Schürze vor den Augen der ihr Begegnenden verbergen. Das hatte sie auch jetzt gethan, als der Wurf ihren Kopf schmerzhaft traf. Vor Schreck und Schmerz ließ Gundel die Flasche aus der Hand fallen und dieselbe zerbrach klirrend in Stücke. Die Bestürzung über

diesen neuen Unfall, der ihr die härteste Strafe ihrer Stiefmutter zuziehen mußte, machte sie ihr eigenes Weh und alles Andere schnell vergessen.

Mit gerungenen Händen und unter lauten Klagetönen stand Gundel bei den Glasscherben und betrachtete dieselben mit verzweiflungsvollen Blicken. Dicht dabei aber saß ein weißes, ziemlich ausgewachsenes Kaninchen, dessen Ohren umgeknickt herniederhingen, und schaute gleichfalls unverwandt, doch wie schadenfreudig, auf die zertrümmerte Flasche hin. Ein lautes Gelächter von zwei Kinderstimmen erscholl aus einem Fenster des ersten Stockwerks und eine derselben rief spottend herab: „Du kannst das Wickel behalten! Wir schenken es Dir!“

Jetzt entdeckte Gundel, daß das Kaninchen, welches sich nicht rührte, ein kleines, grün angestrichenes Brett unter seinen Füßen hatte und kein lebendes, sondern nur ein kunstvoll ausgestopftes Thier war, welches man ihr auf den Kopf geworfen, um sie zu erschrecken und zu verhöhnen. Still weinend las sie die Glasscherben zusammen, damit kein armer, barfüßiger Mensch, wie sie, in dieselben treten und sich verletzen möchte. Schon wollte sie weiter gehen, ohne das ausgestopfte Kaninchen weiter zu beachten, als sie sich noch schnell besann, daß das ihr geschenkte Thier ihrer Cordel große Freude bereiten könne. Daher nahm sie es in ihre Schürze auf, warf einen anklagenden Blick auf die beiden jugendlichen Lacher am Fenster, die aus einem Knaben und einem Mädchen bestanden, und setzte ihren Weg nach dem Branntweinladen weiter fort. Jetzt war — so bildete Gundel fest sich ein — die Zeit gekommen, wo sie die mütterlichen Sparpfennige angreifen mußte. Denn, wenn sie ohne Flasche und ohne Branntwein heimkehrte, so mußte sie befürchten, von ihrer Stiefmutter halb todtgeschlagen zu werden, und das wollte sie, nicht um ihrer selbst, sondern um Cordels willen, verhüten, die bei den Züchtigungen, die ihre geliebte Schwester empfing, allemal in Krämpfe verfiel, daher Gundel in des Kindes Gegenwart auch die heftigsten Schmerzen zu verbeißen strebte, nur um jenes zu schonen. Aber die Sparbüchse stand noch unberührt in ihrem Verstecke, und erst umzukehren und unbemerkt das erforderliche Geld zum Ankaufe einer anderen Flasche herauszunehmen, war nicht gut auszuführen. Gundel eilte daher in den Branntweinladen, erzählte der Verkäuferin den erlittenen Unfall, zeigte die Flaschen-

scherben und das ihr zugefallene Kaninchen zum Beweis ihrer Aussage vor und bat um die Ueberlassung einer ähnlichen Flasche, die sie baldigst zu bezahlen versprach und für welche sie das Kaninchen als einstweiliges Unterpfand darbot. Die Verkäuferin glaubte dem von ihr als ehrlich gekannten Mädchen, reichte ihr eine Flasche, sowie den begehrten Branntwein, und verzichtete auf ein Unterpfand, sich mit dem Versprechen Gundels begnügend.

Die Stiefmutter entdeckte die Verwechselung der Flasche nicht eher, als bis der Vetter dieselbe geleert und sich entfernt hatte. Ohne Gundels Erzählung und Entschuldigung bis zum Ende anzuhören, warf die Frau in maßloser Wuth die Flasche nach des Mädchens Kopfe. Zu dessen Glück ging der Wurf fehl und die Flasche zertrümmerte, anstatt an Gundels Haupte, an der Ecke eines alten Schrankes, so daß die Scherben weit umherklirrten.

Bevor noch Gundel ihren Leib schützend über die in ihrer Nähe am Fußboden sitzende Cordel wölben konnte, schrie die Kleine jäh auf, fiel um und ein hellrother Blutstrom entquoll dicht über des Kindes rechtem Auge. Eins der Glasstücke hatte der Kleinen eine tiefe Schnittwunde beigebracht. Laut jammernd warf sich Gundel über die in Krämpfen zuckende Schwester hin und suchte das Bluten zu stillen und die Wunde zu verbinden. Die Stiefmutter dagegen, ihre Angst um die verletzte Kleine verbergend, sagte keuchend: „Muß man sich nicht über die heillosen Bälger ärgern! Kein Wunder wär's, wenn man liegen bliebe!"

Nach diesen Worten verließ sie, dem Vogel Strauß es nachmachend, welcher sein Antlitz vor der ihm drohenden Gefahr abwendet, die Hütte und besuchte eine Nachbarin.

Gundel war für ihr jugendliches Alter eben so verständig als entschlossen. Dazu hatte sie die Noth gebracht. Nachdem sie Cordels Stirnwunde verbunden und das Kind durch Besprengen des Antlitzes mit kaltem Wasser in's Bewußtsein zurückgerufen hatte, holte sie den mütterlichen Schatz aus seinem Verstecke hervor und verließ mit demselben und mit Cordel die elterliche Hütte, um den nächsten Wundarzt aufzusuchen. Ihrer dringenden Bitte an denselben, die Wunde ihres Schwesterchens zu untersuchen und in Heilung zu nehmen, fügte sie das Versprechen von Bezahlung hinzu, welches sie durch das Vorzeigen der mit kleinen Silbermünzen angefüllten Sparbüchse bekräftigte.

Der Wundarzt fand die Wunde zwar tief, auch noch einen Glassplitter darin, welcher herausgezogen werden mußte, was unter neuen Krämpfen Cordels geschah; aber zugleich gab er die beruhigende Versicherung, daß keine Gefahr für des Kindes Leben zu besorgen sei, sobald die Heilung der Wunde nicht vernachlässigt würde. So lange es nöthig war, ließ Gundel täglich das Kind von dem Wundarzte in dessen Wohnung verbinden, und als die Heilung später durch das bloße Auflegen eines Pflasters ihrem gänzlichen Ende sich näherte, bezahlte Gundel die mäßige Forderung des Arztes mit Freuden von dem Inhalte der ererbten Sparbüchse, ebenso wie sie sich der früher gemachten Schuld wegen der zerbrochenen Flasche entledigte. Die wenigen Geldstücke, die noch übrig blieben, verwendete Gundel, um die ohnehin schwächliche und durch den Blutverlust noch mehr entkräftete Cordel durch geeignete Nahrungsmittel zu stärken. Bisher hatte Gundel alle unverdienten Züchtigungen und Mißhandlungen ihrer Stiefmutter mit stiller Geduld und Ergebung hingenommen. Seitdem aber Frau Vollbrück das Liebste, was Gundel auf der Erde noch besaß, durch ihren Wuthausbruch gefährdet hatte, war die Letztere in einen eben so gereizten Zustand versetzt worden, wie eine Löwin, der man ihr Junges hat rauben wollen. Diese Veränderung war, obschon sie sich nur durch finstere Mienen und Blicke, durch einzelne Worte und Geberden aussprach, der bösen Stiefmutter nicht entgangen, und nicht ohne Grund fürchtete dieselbe, daß Gundel ihrem nächstens heimkehrenden Vater die Noth klagen und ihre Stiefmutter bei ihm anschwärzen werde. Daß die von der Wunde Cordels zurückgebliebene Narbe dabei als eine zweite, wenn schon stumme Anklägerin gegen sie auftreten werde, war gleichfalls gewiß. Doch Vollbrück blieb über alle Erwartung aus und daher fürchtete man, daß seinem Schiffe ein Unglück zugestoßen sei. Da Frau Vollbrück nicht sparen und haushalten gelernt hatte, so mußte sie jetzt, wo des Mannes Sold außen blieb, bitter darben. Noch mehr aber ihre beiden Stiefkinder, denn deren Stiefmutter huldigte dem unchristlichen Sprüchwort: „Erst komme ich, dann noch einmal ich, und dann erst kommt mein Nächster.“

Gundels Hülfsquellen waren ebenfalls versiegt und die letzten kleinen Silbermünzen der mütterlichen Sparbüchse ausgegeben. Gundel hungerte für Cordel, damit das Kind satt werde. Jeden Tag fuhr

sie dasselbe in dem kleinen Wägelchen nebst dem ausgestopften Kaninchen, welches Cordels liebste Puppe geworden war, an den Strand der Nordsee, und während Cordel mit ihrem Kaninchen oder mit bunten Muscheln spielte, schaute Gundel nach der wogenden See und nach dem heiß ersehnten Vater aus. In langen weißgekräuselten Linien sendete die See ihre Wellen daher an das Gestade, wo sie rauschend und schäumend sich brachen und wieder in den kochenden Wasserkessel zurückkehrten. Die Möwe schwärmte umher und tauchte zuweilen die weiße Brust in das salzige Wasser, wie wenn der Schmetterling naschend von Blume zu Blume fliegt. Es zogen weiße Wolken am Himmel daher und schifften weiter. Segel tauchten am fernen Horizonte empor, näherten sich und verschwanden wieder oder es ließen deren Träger in den sicheren Hafen ein. Aber Vollbrücks Fahrzeug befand sich nicht unter den Landenden. Zuweilen überzog auch den Himmel ein graudunkles Wolkennetz, das finster dräuend sich herniedersenkte, bis der Sturm losbrach, die Meerestiefe aufwühlte und die weißen Segel wie eingeschüchterte Tauben umherjagte. Immer trüber und thränenschwerer ward Gundels Blick, der trostlos und wiederum verlangend nach der See ausschaute, und wenn Cordel durch verständliche Laute ihre Schwester zum Singen aufforderte, so waren es lauter traurige Weisen, welche von des armen Mädchens Lippen erklangen.

Eines Tages erklärte Frau Vollbrück rund heraus, daß sie für ihre Stiefkinder heute nichts zu essen habe und daß daher Gundel sehen müsse, wie sie sich und Cordel sättigen könne. Das war deutlich genug gesagt, daß Gundel den Bettelstab ergreifen solle. So weit war es schon mit der sonst so geachteten Familie Vollbrück gediehen! Das Herz blutete Gundel, als sie ihr hungerndes und nach Speise verlangendes Schwesterchen im Wägelchen von dannen fuhr. Sie dachte schon daran, das ausgestopfte Kaninchen zu verkaufen, um von dessen Erlös ein Brödchen zu kaufen und Cordel damit zu sättigen. Aber die Kleine würde über den Verlust ihres einzigen Spielzeugs, auf dessen weiches Fell sie eben ihr Köpfchen gebettet hatte, untröstlich gewesen sein. Vor fremden Thüren ein Stücklein trockenes Brod erbetteln zu müssen, welche Schande! welche Ueberwindung! Wenn das der ehrliebende Vollbrück gesehen hätte! Aber um Cordels willen hätte Gundel auch das Schwerste in der Welt vollbracht, ja

das eigene Leben für sie hingegeben. Cordel war, nachdem sie vor Hunger still geweint hatte, auf ihrem Kaninchen fest eingeschlafen. Die zwei Thränen, welche auf dem kleinen, abgemagerten und bleichen Antlitze des Kindes glänzten, brannten wie glühende Pechtropfen auf Gundels Schwesterherz. Sie lenkte, rasch entschlossen, um jeden Preis die Hungernde zu sättigen, das Wägelein nach dem volkreicheren Theile der Stadt. Hier blickte sie sich forschend um, an welchem Hause sie ihr Bittgesuch beginnen sollte. Da näherte sich ihr eine Frau, welche das Mädchen also anredete: „Ach, liebe Kleine, erzeige mir den Gefallen und hole mir dort aus jenem Kaufladen ein Loth Schnupftabak! Ich schäme mich, den spottlustigen Kaufmannsdienern zu gestehen, daß ich als Frau gern schnupfe, und darum sollst du für mich kaufen. Hier hast du das Geld dazu und außerdem fünf Cents für für deine Mühe. Ich will unterdeß bei dem Wägelchen bleiben und auf dein Schwesterchen Acht haben.“

Ach, kam dieser Antrag nicht als eine Hülfe von Oben, als eine unverhoffte Abwehr gegen das demüthigende Betteln? Wie rasch Gundel in den Kaufladen eilte! Aber dort hatten so viele Käufer die Ladentafel eingenommen, daß mehrere Minuten vergingen, bevor Gundel sich vordrängen und ihrer schwachen Stimme Gehör verschaffen konnte. Auf Windesflügeln rannte sie jetzt davon und dem Orte zu, wo sie das Wägelchen mit Cordel zurückgelassen hatte. Aber der Platz war leer und erst nach längerem, angstvollem Umherforschen entdeckten Gundels Blicke das Wägelchen, ohne dessen Hüterin, in einem entlegenen Winkel der Straße.

Welch' ein tödtlicher Schreck lähmte Gundels ganzen Körper, als sie in dem Wägelchen ihre Schwester vermißte und an deren Stelle nur das leblose Kaninchen auffand, welches sie mit seinen gläsernen Augen gespenstisch und vorwurfsvoll anblickte! Das laute Rufen nach Cordel, nach deren treuloser Hüterin, das schmerzvolle Jammern, Schluchzen und Schreien Gundels versammelten bald eine neugierig forschende Menschenmenge um das Mädchen; allein niemand vermochte demselben eine Auskunft über das verschwundene, jedenfalls gestohlene Kind zu ertheilen, oder dasselbe wieder herbeizuschaffen. Mehr todt wie lebendig und in voller Verzweiflung trat endlich Gundel den Heimweg an. Frau Vollbrück empfing die Nachricht von dem Verschwinden Cordels ohne sonderliche Ueberraschung und Trauer. Nur

ihre Verwunderung äußerte sie darüber, welche Absicht die Kinderdiebin gehabt haben könne, indem diese ein armes, schwächliches und unschönes Wesen, das nur Mühe und Kosten verursache, an sich gebracht habe. „Ich bin," sprach sie lieblos genug, „gar nicht böse auf die Kinderdiebin und durch sie von einer großen Sorge befreit worden. Aber nicht mit anhören und ansehen mag ich," fuhr sie zur bitterlich schluchzenden Gundel fort, „was dein Vater zu deiner unverantwortlichen Behütung Cordels sagen und thun wird, kehrt er heim und findet sein Schooßkindlein nicht mehr hier. Darum mach' dich in Zeiten aus dem Staub und verdinge dich auf's Dorf als Küh- oder Gänsemädel! Ich kann dich ohnehin nicht länger füttern."

Nach einer solchen Rede war es nicht zu verwundern, daß Frau Vollbrück die Anzeige von dem Raube ihres Stiefkindes bei der Ortsobrigkeit unterließ, auch sonst keinen Versuch machte, des Kindes wieder habhaft zu werden.

Gundels Zustand war jammererregend, ihr Antlitz von unaufhörlichem Weinen dick verschwollen, ihr Haupt von Schmerzen betäubt, ihr Stimme klanglos geworden. Im Wachen wie im Schlafen sah sie ihr Schwesterchen vor sich und deren Händchen verlangend nach ihr sich ausstrecken. Ruhelos irrte sie erst durch Ostende's Straßen und später am Meeresufer umher, als müßten die anbrandenden Wogen das Kind an's Ufer zurückführen.

Der quälende Hunger sowie das erneuerte Drängen ihrer Stiefmutter trieben endlich Gundel von dannen, um auf dem Lande ein Unterkommen zu suchen. Ein kleines Bündel, in welchem das ausgestopfte Kaninchen den meisten Raum ausfüllte, war Gundels ganze Habe und ihr alleiniges Erbtheil, das sie davon trug.

Glücklich fand sie bei einem Landmann einen Dienst als Kühehüterin, welcher ihr jedoch weiter keinen Lohn als eine sehr einfache Beköstigung und ein Strohlager im warmen Kuhstalle eintrug. Wie Cordel gethan hatte, so bettete auch Gundel jetzt das ausgestopfte Kaninchen neben sich auf ihr nächtliches Lager und glaubte ihrem geraubten Schwesterchen näher zu sein, wenn sie, wie dieses, ihr Haupt an das weiche Fell des leblosen Thieres drückte.

Wenn ihre Kühe graseten, saß Gundel träumerisch dabei und dachte an die selige Mutter, an den jedenfalls verunglückten Vater, zumeist aber an ihre geraubte Cordel. Ihr tiefer Schmerz ließ dann

erst ein wenig nach, als die Nachbarskinder dem stillen und dienstwilligen Kühmädel ein lebendes Kaninchenpaar schenkten und dadurch Gundels Gedanken auf einen anderen Gegenstand lenkten. Die Thierchen waren so niedlich, so flink, ihre Augen so klug und durchdringend, ihre Felle so seidenweich und warm, und sie selbst so schnell an ihre neue Herrin gewöhnt, daß diese ihre einzige Freude an ihnen hatte. Sie wohnten mit Gundel im Kuhstalle und der Bauer hatte nur wenig einzuwenden, daß die beiden Thiere von den Brosamlein zehrten, welche von den Raufen der Kühe fielen. Nach Verlauf einiger Monate hatte sich das Kaninchenpaar bis auf acht Familienglieder vermehrt, und nun begann Gundels Dienstherr über die unberufenen Mitesser zu zürnen und auf deren Abschaffung oder wenigstens Verminderung ernstlich zu dringen. Allein die alten wie die jungen Kaninchen waren Gundel gleich lieb, und sie flehte unter Thränen ihren Dienstherrn um fernere Nachsicht und Duldung ihrer Pfleglinge an.

Der Bauer ließ es geschehen, weil er mit dem Eintritte der rauhen Herbstzeit und dem Aufhören der Weidefütterung sein Kuhmädchen ohnehin abzuschaffen gedachte und dann zugleich die Kaninchenwirthschaft zu Ende gehen mußte.

Das nur leicht bekleidete Mädchen hatte schon viel von der naßkalten Witterung auszustehen, obschon ihm sein Dienstherr eine alte Pferdedecke zum Bedecken der Schultern geliehen hatte. Als Gundel am zeitigen Abende eines Novembertages ihre Kühe von der Weide heimtrieb und ihre erstarrten Finger kaum noch die Peitsche festzuhalten vermochten, erklärte ihr der Bauer mit dürren Worten, daß, weil nun die Stallfütterung eintrete, er Gundels Dienste länger nicht benöthigt sei und sie daher schon des nächsten Tages abzuziehen habe.

„Da du," schloß der Mann seine Rede, „deine Kaninchen doch nicht hättest mit dir nehmen und füttern können, so habe ich sie an einen Händler verkauft, welcher weit und breit alle Kaninchen einhandelt, um sie nach London zu verschiffen und dort als Fleischspeise wieder mit Gewinn zu verkaufen. Für deine acht Stück hat er einen blanken Franken gezahlt, den ich dir hiermit als Reisegeld einhändige. Und damit du siehst, daß ich nicht häßlich gegen dich bin, so lege ich noch einen Franken hinzu. Wie? ich glaube gar, du weinst? bist nicht mit meinem Handel zufrieden? O du thörichtes Kind!"

Wirklich stand Gundel wie vernichtet da, und ein heißer Thränenstrom entquoll ihren Augen. Verwaister, unglücklicher denn je erachtete sie sich. Aus dem Dienste und Brode entlassen, ihrer einzigen Freude beraubt, sollte sie zu einer Stiefmutter zurückkehren, von welcher sie keine Hülfe, wohl aber bittere Vorwürfe und harte Mißhandlungen zu erwarten hatte! Aber es half nichts, daß sie die nächste Nacht weinend auf ihrem Strohlager hinbrachte und den lieben Gott um Rettung aus ihrer Noth anflehte. Am nächsten Morgen mußte sie ihr Bündel schnüren und das Dorf verlassen, das ihr wenigstens einen ruhigen Zufluchtsort gewährt hatte. Als Gundel nach einem dreistündigen Marsche ihre Vaterstadt erreichte, scheute sie sich, sofort die elterliche Hütte aufzusuchen. Sie erkundigte sich vielmehr vorsichtig in der Nachbarschaft, ob ihr Vater immer noch nicht heimgekehrt sei, und als man dieß verneinte, wendete sie ihre Schritte dem Hafen zu, ohne sich deutlich sagen zu können, was sie daselbst wolle. In dem Menschengewühle des Hafens bemerkte Gundel mehrere Leute, Männer, Weiber und Kinder, welche eine große Anzahl Kaninchen in verschiedenen Behältern nach einem Boote hintrugen, das zu wiederholten Malen seine lebende Ladung einem größeren Seefahrzeuge zufuhr und dort an Bord brachte. Gundel zweifelte keinen Augenblick, daß auch ihre schmerzlich beweinten Kaninchen unter jenen sich befänden, welche nach London geschifft und dort als Leckerbissen verspeist werden sollten. Sie drängte sich näher zum Boote, um, was freilich unmöglich war, ihre Kaninchen unter der großen Masse herauszufinden. Ein Mann, welcher die Aufsicht über die ihm zugezählten Thiere führte, gewahrte in Gundels aufgehobener Schürze den Kopf des ausgestopften Kaninchens, von welchem das Kind sich nicht trennen mochte, und in der Meinung, ein lebendes vor sich zu haben, ergriff er es bei den Ohren, hob es empor und sprach: „Bringst du nur ein einzelnes Stück Wild, kleine Kröte? Nun, damit du den Weg hierher nicht ganz umsonst gemacht hast, so sollst du zehn Cents für die kleine Bestie haben."

Bevor der Händler das ausgestopfte Thier in's Boot werfen und Gundels abwehrendes Geschrei ihn auf seinen Irrthum aufmerksam machen konnte, sah er denselben von selbst ein und begann die Kleine weidlich auszuzanken. Gundel vertheidigte sich dagegen durch Thränen und die Erzählung von ihrem Schicksale, dessen Wahrheit

sie durch das Vorzeigen des ihr von dem Bauer schriftlich ausgestellten Dienstzeugnisses bekräftigte. Der Händler überflog das letztere und sagte nach kurzem Besinnen mit freundlicher Stimme:

„Wenn du eine so gar große Freude an den Kaninchen hast und die deinigen gern wieder sehen willst, so mache die Fahrt nach London mit. Ich halte dich bis dahin frei, wenn du versprichst, während der Fahrt meine Thiere mit dem Nöthigen versorgen zu helfen. Das ist eine leichte Arbeit, und habe ich zu diesem Behufe außer dir noch mehrere Mädchen angenommen, die in deinem Alter oder einige Jahre darüber sind. In dem großen und reichen London ein anderweitiges Unterkommen zu finden, hält gar nicht schwer, und haben schon viele arme Kinder von diesseits des Kanals ihr Glück in London gemacht."

Gundel zögerte keinen Augenblick, dieses Anerbieten dankbar anzunehmen. Eine Seefahrt erschien der Tochter eines Seemannes ungleich angemessener als der bisherige Dienst einer Kuhhirtin. Ueberdieß ward ihr zugleich die Rückkehr zu einer lieblosen Stiefmutter erspart und die Möglichkeit eröffnet, unter der Unzahl der eingeschifften Kaninchen doch die ihr so wohl bekannten ihrigen wiederzufinden. Bald befand sich Gundel am Bord des Seeschiffes, wo sie noch ein Dutzend junger, armer und von den Ihrigen preisgegebener Mädchen vorfand, welche insgesammt einer glücklicheren Zukunft in Englands Hauptstadt entgegenzugehen glaubten.

Es war Abend, als das Schiff bei günstigem Winde und mit einer Ladung von fünfzehntausend lebenden, langohrigen Vierfüßlern Ostende's Hafen verließ. Der Kaninchenhändler hatte, um seinen jugendlichen Kaninchenwärterinnen den Abschied vom Vaterlande zu erleichtern, denselben einen steifen Grog gebraut, welcher sie erst in einen lauten Jubel ausbrechen und dann in einen tiefen Schlaf fallen ließ. Da Gundel mit Kopfweh und wüsten Sinnen erwachte, fühlte sie den Boden unter sich in heftiger Bewegung und sah die Schiffswand bald sinken, bald emporsteigen, eine Erscheinung, die ihr körperliches Befinden eben nicht verbesserte. Aber eine rauhe Stimme, welche laut in das Zwischendeck herab ertönte, gebot ihr, an ihre Arbeit zu gehen, welche in der Fütterung der Kaninchen und dem Reinigen der von ihnen eingenommenen Behältnisse bestand. Von ihren Gefährtinnen begleitet, taumelte Gundel eine Treppe tiefer in den Bauch des Schiffes

hinab, wo der größere Theil der Kaninchen eingepfercht war, während der kleinere in allerlei Käfigen das Verdeck einnahm, so daß die Matrosen nur hinlänglichen Raum zu ihren Verrichtungen behielten. Obwohl die Lucken in dem unteren Deck geöffnet waren, so herrschte hier dennoch eine solche Dunkelheit, daß Gundel einige Minuten keinen Gegenstand zu unterscheiden vermochte. Erst nachdem ihre Augen an die Finsterniß sich gewöhnt hatten, erkannte sie staunend die zahllosen Vierfüßler um sich her, erblickte sie Tausende von gespitzten Langohren, von funkelnden Augenpaaren, von wild umher springenden oder bittend erhobenen Füßen. In der Arche Noä konnte es nicht lebendiger zugegangen sein als hier. Alle Arten und Farben der Kaninchen waren in dem Deck vertreten: Seidenhasen, wilde, zahme Kaninchen, weiße, schwarze, braune, gelbe, gefleckte, graue und bläuliche. Wie toll sprangen sie umher und übereinander hinweg, und das Zusammenklappen ihrer Hinterfüße erfüllte die Luft mit sonderbarem Geräusch.

Einige vorwitzige unter ihnen, welche in dem Drange nach Freiheit sich glücklich nach den offenen Lucken emporgeschnellt, hatten diesen Fluchtversuch mit ihrem Leben gebüßt, indem sie rettungslos in der Meerestiefe versunken waren. Unter den Tausenden von Kaninchen die ihrigen zu erkennen, war für Gundel eine Sache der Unmöglichkeit. Als sie einen Versuch deßhalb wagte und, den gefüllten Futterkorb im Arme, ihre bekannten Locktöne nach ihren Kaninchen erschallen ließ, sah sich das Mädchen alsbald von einigen Hunderten umringt, welche insgesammt die mütterliche Pflege beanspruchten und ihr Verlangen durch bittend bewegte Vorderfüße und Männchen unterstützten.

Aber der Himmel schien die schwimmenden Katakomben der fleischlüsternen Londoner nicht mit Wohlgefallen anzusehen. Er verfinsterte sein Antlitz nach einer mehrstündigen Fahrt, und sein erst günstiger Odem wandelte sich in einen heftigen Sturm um, welcher das Schifflein hülflos den haushohen Wogen preisgab.

Jetzt brach für Menschen und Thiere eine Zeit des Schreckens und der Noth herein. Die armen Kaninchen auf und unter dem Schiffsdeck litten unbeschreiblich. Da des empörten Meeres wegen sämmtliche Schiffslucken fest verschlossen worden waren, so füllte bald eine dicke, übelriechende und erstickende Luft das Unterdeck an, in welchem die Mehrzahl der Kaninchen sich befand. Hier sah man vor

Finsterniß die eigene Hand nicht vor den Augen, und wer sich hineinwagte, setzte sich der Gefahr aus, ohnmächtig oder besinnungslos zu werden. Die Thiere auf dem Deck hatten dagegen andere, aber nicht geringere Noth auszustehen. Sich gegen die rauhe Novemberkälte und den tobenden Sturm zu schützen, hatten sich die Kaninchen, gleich einer Heerde erschreckter Lämmer, dicht an einander gedrängt. Eine Sturzwelle, der bald mehrere und immer wasserreichere nachfolgten, hatte sich auf dem Deck des Schiffes gebrochen und die Kaninchen mit einem kalten Bade überschüttet, das ihnen das weiche Haar am frostbebenden Leibe festkleben machte und in seiner Wiederholung ihren Lebensfunken auslöschte. Eine vom Sturme gebrochene und herniederschmetternde Segelstange zermalmte mit mehreren Kaninchenbehältern zugleich deren Insassen und erlöste sie durch einen schnellen Tod von längeren Leiden. Die sonst kaum eintägige Ueberfahrt währte bei steter Gefahr bereits einige Tage hindurch, und diese reichten hin, um sämmtlichen fünfzehntausend Kaninchen den Garaus zu machen. Jeden Tag raffte die Seekrankheit mehrere Tausende von ihnen hinweg, und die ohnehin viel geplagten Matrosen waren kaum im Stande, die vielen kleinen Leichen aus ihrer Pesthöhle hervorzuholen, um sie in den salzigen Fluthen zu begraben.

Der Kaninchenhändler war außer sich über das gänzliche Scheitern seiner Speculation, von welcher er sich einen reichen Gewinn versprochen hatte. Er haderte mit dem Himmel, und da er demselben seine Zorneswuth nicht fühlbar zu machen vermochte, so ließ er dieselbe an seiner jugendlichen Menschenwaare aus, die aber zu ihrem Glück von der Seekrankheit so bewußtlos und unempfindlich geworden war, daß sie wenig von den Mißhandlungen ihres Dienstherrn fühlte. Am Abende des vierten Tages ließ der Sturm nach. Die See ging die Nacht hindurch noch hohl, und darum war das Schiff sehr heftig bewegt. Allein am Morgen darauf besänftigten sich die empörten Wellen, und das Fahrzeug segelte bei günstigem Winde und reinem, blauem Himmel der englischen Küste zu. Als Gundel sich nun schnell von ihrem Uebelsein erholte, wurde sie nebst ihren Gefährtinnen angewiesen, das Unterdeck, welches die Kaninchen beherbergt hatte, zu säubern und die noch vorhandenen sterbenden oder abgelebten Thiere zu beseitigen. Ach, welch' eine trauervolle Todtenkammer von ungeheurer Größe den erschrockenen Blicken des Mädchens sich aufthat, als sie

das Unterdeck wieder betrat, dessen Lucken jetzt auf's Neue geöffnet worden waren, um Licht herein und die verpestete Atmosphäre hinauszulassen! Welch' eine Todtenstille war über den weiten, niedrigen Raum ausgebreitet! Die wenigen Ueberreste von Kaninchen, etliche hundert an der Zahl, hatten sich in vereinzelte Trupps zusammengeschaart, wie wenn das Sterben in Gesellschaft weniger schmerzhaft wäre als vereinzelt. Nur hie und da blickte ein im Sterben brechendes Augenpaar das Mädchen traurig an, erhob sich aus der Menge ein Kopf mit Aufbietung der letzten Kraft, bewegte sich matt ein Körper oder ein einzelner Fuß im Todeskampfe.

Ein weißes Kaninchen mit schwarzem Kopfe und einem weißen Stern auf der Stirn glich so genau einem der früher Gundel angehörigen Thiere, daß sie bitterlich weinend es zur nächsten Lucke hintrug, um sich ihrer Sache im Tageslichte genauer zu versichern. Ach ja, das arme Thier trug noch das freilich arg beschmutzte und unscheinbar gewordene, einst roth gewesene Bändchen um den Hals, welches Gundel beim Weiden der Kühe gefunden und ihrem Liebling als Unterscheidungszeichen umgebunden hatte. Und das Mickelchen athmete noch leise in Gundels Hand und schlug zuweilen halb das Auge matt auf. Ja, es versuchte sogar mit seinem kurzen Schwänzchen zu wackeln, als es Gundel schmeichelnd und lockend bei seinem Namen rief. Noch stand das Mädchen und betrachtete mit thränenden Blicken das sterbende Kaninchen in ihrer Hand, als es ihr eine männliche hinwegriß, durch die Lucke hinaus in die See schlenderte und zugleich Gundels Haupte einen empfindlichen Schlag versetzte, wobei des Kaninchenhändlers rauhe Stimme zornig schrie: „Was stehst du hier so müßig, faules Geschöpf? Wirst du gleich die trägen Knochen rühren, oder soll ich dich der todten Bestie nachwerfen?“

Nun, eine solche Behandlung war das wirksamste Heilmittel für Gundels Schmerz über das verlorene Kaninchen. Nachdem das Schiff auf der Themse vor London angelangt war, verkaufte der Kaninchenhändler die jungen Mädchen an christliche Sclavenbesitzerinnen, an Weiber aus der Volkshefe, welche damit ein einträgliches Gewerbe betreiben, daß sie kleine, junge deutsche Mädchen mit Besen und anderen geringen Handelsgegenständen, die ihre Waare laut ausschreien, durch Londons Irrsal von Straßen und Gassen aussenden, sie nebenbei zum Betteln und Stehlen anhalten und dabei an dem

Nöthigsten Mangel leiden lassen, während sie selbst ein genußreiches Leben führen. So wanderte denn Gundel, mit ihrer Waare belastet, am Morgen aus, um erst am Abende wieder in ihre elende, von allen Bequemlichkeiten und Geräthen entblößte Kellerwohnung zurückzukehren. Hier erwartete sie eine fast ungenießbare Beköstigung und, wenn der Erlös unter der Erwartung ausfiel, bittere Schmähworte und empfindliche Schläge. Von Londons gepriesener Herrlichkeit sah und hörte Gundel wenig, geschweige daß sie davon etwas zu kosten bekommen hätte. Sie mußte vielmehr bei ihren täglichen Wanderungen ihre ganze Aufmerksamkeit theils ihrer Waare, theils dem tollen Fahren und Reiten in den Straßen zuwenden, um nicht gerädert oder zermalmt zu werden. Da Gundel, außer den ihr eingeprägten Namen ihrer Waare, die sie eintönig und unzähligemal ausrief, kein Wort Englisch verstand, so konnte sie Niemanden, als höchstens ihren übrigen Leidensgefährten, die Noth klagen und ihr trauriges Geschick beschreiben. Unter wachsendem Elende waren dem Mädchen einige Wochen vergangen, als es eines Morgens durch das laute, klägliche Weinen eines Kindes in der Nähe aus dem Schlafe aufgeweckt wurde. Angekleidet, wie sie stets ging, stand und lag, erhob sich Gundel von ihrem elenden Lager und verließ tappend das dunkle Kellergemach, um in das zunächst befindliche zu gehen, aus welchem die Klagetöne gekommen waren. Hier wohnte eine Bettlerin, die noch jung, aber arbeitsschen, den Tag über einen festen Platz an einer Straßenecke einnahm, um durch den erbarmenswürdigen Anblick ihres elenden, etwa fünfvierteljährigen Kindes das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen und ein reichliches Almosen zu erlangen, dessen Betrag sie allabendlich in dem unmäßigen Genuß geistiger Getränke aufgehen ließ. Auch jetzt lag das Weib in berauschtem Zustande und in dem festesten Schlafe neben ihrem Kinde, das vergebens die Kraft seiner kleinen Lunge aufbot, um das mütterliche Ohr zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und Wünsche geneigt zu machen. Als Gundel in das unverschlossene Gemach trat, ließen sich bereits die unwilligen Stimmen der übrigen Schlafkameradinnen jenes Weibes vernehmen, welche über die Störung ihres Schlafes schimpften und auf die Entfernung des kleinen Schreihalses drangen.

Gundel verstand zwar nicht, was die Weiber sprachen, allein sie errieth doch den Sinn davon sehr richtig und that darnach. Das

weinende Kind im Arme, stieg sie aus dem Kellerraume empor und trat mit ihm hinaus vor die Hausthüre, um dort im Tagesschimmer besser nach dem Kinde sehen zu können. Welch' ein grauenvoller Anblick bot sich ihren Augen dar! Das kleine, hülflose Wesen war im Antlitz und an den Händen mit Schwären und blutigen Ritzen übersäet und mußte sonach große Schmerzen ausstehen, die zu lindern nicht in Gundels Macht stand.

„Ach du armes Kind!" sprach Gundel voll tiefen Bedauerns. „Was soll ich thun, um dir zu helfen? Bist du hungrig, durstig, oder friert dich? Ach, daß ich selbst so arm bin!"

Auf diese Worte stellte das Kind, ein Mädchen, sein Weinen ein und blickte Gundel mit großen Augen an. Zugleich näherte sich ein junger, wohlgekleideter Mann und redete Gundel fragend und deutsch an: „Was ist mit dem Kinde?"

Entzückt, einmal ihre Muttersprache wieder zu hören, antwortete Gundel schnell: „Ach, lieber Herr! sehen Sie dieses arme Kind an, und Sie werden seinen elenden Zustand von selbst erkennen. Seine Mutter liegt betrunken hier im Keller unten und hört nicht auf das klägliche Weinen ihres Kindes. Wie es in der rauhen Morgenluft vor Kälte zittert!"

Der junge Deutsche, ein Goldschmiedsgehülfe, blickte sich forschend um und sagte dann zu Gundel: „Folge mir mit dem Kinde dort in jenen Bäckerladen, deren Besitzerin ebenfalls eine Deutsche und mit mir befreundet ist. Sie wird besser als wir beide wissen, womit das weinende Kind zu beschwichtigen ist."

Ach! in der Bäckerstube war's so prächtig warm, drang ein so appetiterweckender Geruch neubackener Bäckerwaare zu Gundels Geruchsnerven, gab es eine so mitleidige, deutsche Landsmännin, welche vor allen Dingen das bleiche Gesicht des jetzt wie ohnmächtig gewordenen Kindes mit theurem kölnischen Wasser zu waschen begann. Doch plötzlich rief die Bäckersfrau empört und hastig aus: „Ha! was ist das? O wie schändlich! Welch' ein abscheulicher Betrug! So etwas sollte hart bestraft werden!"

In diese Ausrufungen stimmten der junge Mann und Gundel mit ein, als sie, wie die Bäckersfrau, bemerkten, daß unter dem Waschen mit dem stark duftenden kölnischen Wasser die Schwären und Blutritzen in des Kindes Antlitz verschwanden, und daß diese demnach

nur täuschend mit Farbe angemalt gewesen waren. Bekannt ist's, daß die ausgefeimten Bettlerinnen Londons gar oftmals dergleichen Betrügereien verüben, um das Mitleid der Menschen zu erregen und ein desto reichlicheres Almosen zu erlangen.

Eine einzige rothe Narbe über dem rechten Auge des Kindes nur wollte unter dem wiederholten Waschen nicht vergehen und war daher in der That vorhanden. Voll Unruhe und sichtlich ergriffen betrachtete Gundel diese Narbe noch, als jetzt die Kleine ihre blauen Augen hell und weit aufschlug und die Umstehenden betroffen anstaunte.

„Sie ist's!" schrie Gundel jauchzend auf. „Sie ist's wirklich! Cordel! Cordel! kennst du deine Gundel noch?"

Und sie erstickte das Kind fast mit ihren Küssen; „Cordel!" rief sie auf's Neue, „hab' ich dich wieder? O Gott sei gelobt und gebenedeit! Cordel! besinne dich doch! Hast du in den vier Monaten, wo wir einander nicht gesehen haben, mich ganz und gar vergessen? Habe ich dir nicht jeden Abend vorgesungen:

Eia, popeia, was raffelt im Stroh?
Es sind die lieben Gänschen, die haben keine Ruh'!
Der Schuster hat Leder, keine Leisten dazu;
D'rum frieren die Gänschen, sie haben keine Schuh'!"

Während Gundel diese Strophe wirklich absang, verklärte sich des Kindes Gesicht und seine Augen lächelten freundlich die entzückte Schwester an. Diese nahm die Wiedergefundene in ihre Arme und tanzte mit ihr in der Bäckerstube umher, bis ihr der Athem ausging. Nur bruchstückweise erfuhren die Bäckersfrau und der menschenfreundliche Goldschmiedsgehülfe aus Gundels Munde deren und Cordels Geschichte. „Sehen Sie hier," fuhr Gundel hastig fort, indem sie den einen Zipfel von dem schmutzigen Hemdlein Cordels vorzeigte, „da ist auch noch das Zeichen darin, welches meine selige Mutter hineingenäht hat und auch in meiner Wäsche steht."

Während die Bäckersfrau das halb verschmachtete Kind mit warmer Milch und Weißbrod labte, sprach Gundel: „Jetzt springe ich nach Hause und hole mein ausgestopftes Kaninchen herzu. Dann vollends erkennt mich Cordel wieder."

Gundel schoß davon. Bald aber hörte man auf der Straße ihre Stimme laut um Hülfe rufen. Zwei Weiber, Gundels und Cordels bisherige Verpflegerinnen, bemühten sich vereint, das mächtig

sich wehrende Mädchen zu bewältigen. Die Eine begehrte von Gundel, daß sie an das Austragen ihrer Waare gehen sollte, die Andere ihr entführtes Kind zurück. Bevor noch der Goldschmiedsgehülfe und die Bäckersfrau der immer flehender um Hülfe rufenden Gundel hätten zu Hülfe eilen können, würde diese der Gewalt erlegen sein, wäre nicht noch rechtzeitig ein Trupp Männer in Matrosenkleidung herzugekommen, welche sich in den Streit mischten.

„Holla! ihr Weiber!" hob der eine Mann an, indem er mit einem unwiderstehlichen Ruck die beiden Frauen von dem Mädchen hinwegriß, „was gibt's mit der Kleinen da? Was hat sie verbrochen, he?"

„Vater! Vater!" jauchzte Gundel bei dem Tone dieser Stimme auf und warf sich dem höchlich erstaunten Vollbrück in die Arme.

„Gundel! Wettermädel! Wie kommst du hierher nach London?" fragte der Vater, seinen Augen und Ohren nicht trauend.

„Und Cordel ist auch da!" fuhr Gundel jubelnd fort, „dort in der Bäckerstube!"

Während Vollbrücks Kameraden die beiden Weiber von dem Vater und der Tochter fern hielten, führte diese jenen nach der Bäckerstube, unterwegs ihr und Cordels wunderbares Schicksal erzählend. Voll tiefen Ingrimms vernahm Vollbrück das abscheuliche Gebahren seines Weibes, welches nur zu gewiß Cordels Entführung selbst veranstaltet gehabt hatte, um eine Anklägerin und Mitesserin weniger zu haben. Vollbrück war mit einem Kauffahrer nach San Franzisko in Californien gereist, dessen Bemannung gleich nach der Ankunft desertirt, um sich in den Goldminen schnell zu bereichern, der Schiffskapitän aber, vor Kummer und dem Klima unterliegend, in eine langwierige und tödtliche Krankheit gefallen, in deren Verlaufe nur Vollbrück treulich bei ihm ausgehalten und seiner mit der aufopferndsten Mühe gepflegt hatte. Der genesene Schiffskapitän hatte seinen Retter mit einer weit ansehnlicheren Geldsumme beschenkt, als dessen Gefährten in den Goldminen hatten auffinden können, so daß Vollbrück dadurch in den Stand gesetzt worden war, dem Seefahrerdienste für immer zu entsagen und einen einträglichen Handel mit Fischbein zu beginnen. Der letztere hatte ihn veranlaßt, auf der Heimreise in London an's Land zu gehen und zwar gerade zu der Zeit, wo Gundel und Cordel seiner Hülfe so dringend benöthigt waren. Zeitraubende Verhand-

lungen mit der Obrigkeit zu vermeiden, beschwichtigte er die beiden bisherigen Verpflegerinnen seiner Töchter durch die Auszahlung einer mäßigen Geldsumme und trat die Rückreise nach Ostende mit dem Geschwisterpaar und dem festen Vorsatze an, auf die Ehescheidung von seinem bösartigen Weibe und auf dessen Bestrafung zu dringen. Allein eine höhere Macht ersparte ihm die Ausführung dieses Vorsatzes. Noch vor seiner Ankunft in Ostende war Frau Vollbrück mit einem angeblichen Vetter davon und zu Schiff gegangen, um gleichfalls in Californien Gold und Glück zugleich zu suchen. Doch schon im Canal von Frankreich erreichte sie und ihren Mitschuldigen die göttliche Strafe, indem das Schiff mit Mann und Maus unterging. Da Vollbrück einer Mutter für seine Kinder und einer Versorgerin seiner Haushaltung dringend bedurfte, so entschloß er sich später zu einer nochmaligen Heirath. Seine Wahl war dießmal eine glücklichere, indem seine neue Gattin ein Muster von einer Hausfrau und Mutter war. Fortan walteten Friede und Freude in Vollbrücks neu und schöner aufgebauten Hütte, und Gundel wie Cordel gediehen und wuchsen heran, eine Stütze ihrer Eltern und eine Freude ihrer Nebenmenschen. Trotzdem, daß die Motten in den Pelz des ausgestopften Kaninchens gekommen waren, und dasselbe eines seiner Glasaugen verloren hatte, so bewahrte es Gundel doch sorgfältig auf und gönnte ihm auf seinem erhöhten Standpunkte in der Wohnstube manchen dankbaren Blick; denn das kindische Spielzeug hatte ja einen großen Einfluß auf das Geschick der beiden Schwestern ausgeübt, war sogar in der Hand der väterlich waltenden Vorsehung für Beide ein Rettungsengel geworden!

Die mikroskopische Thierwelt.

(Schluß.)

Eine Art der winzig kleinen Infusorien sind die Kugelthierchen. Sie sehen sehr hübsch aus, sind von gelber Farbe und zirkelrund. Die schwarzen Pünktchen sind die durchscheinenden Jungen, deren sich

sechs bis zehn in jedem Thierchen befinden, und noch ehe sie ausgeschlüpft sind, bemerkt man schon in ihnen wieder eine jüngere Brut. Plötzlich durchbricht ein Junges die ihm nächste Stelle des Körpers der Mutter, kommt heraus, und schon nach einigen Minuten ist es halb so groß wie das Mutterthier, um darauf gleichfalls Junge herausschlüpfen zu lassen, worauf es stirbt. Bei so schneller Vermehrung ist es nunmehr nicht unglaublich, daß ihre Zahl in kleinem Raume oft Millionen beträgt. Ebenso zahlreich ist oft die Vermehrung anderer Arten. So erzählt die Geschichte oft von blutigem Brode, plötzlich entstehenden Blutflecken in Kleidern u. s. w., und während die Einen derartige Erscheinungen geradezu für Aberglauben und Betrug hielten, betrachten die Andern sie als geheimnißvolle Gottesgerichte. Wir wollen unseren Lesern einen solchen Vorgang mit Ehrenbergs Worten erzählen: Auf einer Schüssel voll Polenta (dicker Brei aus Maismehl) des wohlhabenden Bauers Pittarello in Legnano bei Padua, die man am 2. August 1819 in einen Tischkasten in der Küche gesetzt hatte, fanden sich am andern Tage rothe Punkte wie Bluttropfen. Man warf die verdorbene Speise weg, aber am folgenden Tage fanden sich auf einer andern Polenta die Flecke wieder. Stillschweigend wurde der Priester des Ortes zur Einsegnung geholt. Dennoch ward es täglich schlimmer. Ein Reisgericht, eine Brodspeise für ein kleines Kind, nahmen nach zwölf Stunden dieselbe Färbung an. Fasten, Gebete, Sacramente waren umsonst. Ein halbes Huhn überzog sich im Schranke mit Blut. Mit Staunen und Schauder erfüllte die Sache allmälig immer mehr die betreffende Familie und die Nachbarn. Am 12. August sandte die Districtspolizei Herrn Sette zur Untersuchung und Berichterstattung. Die Straße von Padua nach Legnano belebte sich allmälig mit Personen jeden Standes und Alters, welche nach dem Hause des Pittarello strömten. Diese guten Leute, an sich schon erschreckt, zitterten vor der unglücklichen Vorbedeutung, die man vor ihnen immer von neuem aussprach. Das ungebildete Volk sprach von der Strafe Gottes für das Zurückhalten alten Getreides bei der Theuerung im Jahre 1817, woraus muthmaßlich das Mehl bereitet sei. Herrn Sette schien es alsbald, daß die Erscheinung durch einen kleinen bis dahin unbekannten Pilz oder Schimmel erzeugt werde, und es gelang ihm dessen frische Uebertragung. Da der Priester den Aberglauben durch kirchliche Einsegnung begünstigte, so ver-

suchte Herr Sette den vermeintlichen Pilz in der Wohnung desselben fortzupflanzen, was sogleich gelang und die Meinung am Orte zerstörte, daß nur in einem verbrecherischen Hause dergleichen vorkommen könne. Als sich dasselbe Ereigniß 1848 in Berlin in einem Speisehause zutrug, gelang es Ehrenberg, diese Infusionsthierchen genau zu untersuchen. Er fand, daß sie zur Gattung der Monaden gehörten und eine Länge von $\frac{1}{3000}$—$\frac{1}{8000}$ Linie hatten, so daß zur Ausfüllung eines Quadratzolles 46,656,000,000,000—884,736,000,000,000 gehörten. Die Monade bewegt sich lebhaft und unstät und mit Hülfe eines kleinen Rüssels, und da das einzelne Thier fast farblos ist, so erzeugt es nur in Haufen die rothe Farbe.

Als Ehrenberg während seiner ägyptischen Reise einem vornehmen Türken unter dem Mikroscope lebende Wesen in dem Trinkwasser zeigte, rief der Muhamedaner aus: „Du hast mich sehr unglücklich gemacht; meine Religion verbietet mir, lebende Wesen zu genießen, und wenn ich hinfort kein Wasser trinken darf, werde ich umkommen!“ Dafür gab es ein Mittel, denn der berühmte Naturforscher zeigte dem Türken, daß sämmtliche Infusorien sofort zu Boden sinken, wenn man etwas Rum unter das Wasser gießt. Gewiß aber wird Abdim Bei, so hieß der Türke, fortan seinen Durst nicht gestillt haben, ohne an die wunderbare kleine Welt zu denken, die, dem unbewaffneten Auge verborgen, die Gewässer erfüllt. Doch, Du siehst mich mit Verlegenheit an, lieber Leser! wahrscheinlich habe ich auch Dir den Lieblingstrank, ein Glas Wasser, frisch vom Brunnen weg, verdorben; allein da muß ich Dir sagen, daß zwar in jedem Brunnenwasser kleine Infusorien enthalten, in demselben aber doch keineswegs zahlreich sind. Zum Rum würde ich Dir in keinem Falle rathen.

Sanct Sebald.

(† 901.)

Von Adolph Bube.

Zu einem Rademacher
In Nürnberg kam Sebald,
Der Heiden Widersacher,
Oft aus dem nahen Wald.

Einst heulte dumpf, wie Geister,
Aus Nord der rauhste Wind,
Da fehlte Holz dem Meister,
Zu wärmen Weib und Kind.

Da bog Sebald den Nacken
Durch's kleine Fensterlein
Und nahm des Eises Zacken
Vom niedern Dach herein.

Schnell legt er sie zusammen,
Setzt sie in Brand, wie Reis;
Schon steht der Herd in Flammen,
Bald ist er glühendheiß.

Das Paar ob solchem Wunder
Starrt in die Glut hinein;
Das Kindlein aber munter
Hascht nach dem Flackerschein.

Da zieht Sebald bescheiden,
Als ob er nichts gethan,
Eh' sich erholt die Beiden,
Zufrieden seine Bahn.

Der Riese Thjaßi und seine Tochter Skadi.

Nordische Göttersage von C. Witt.

Einst wanderten die drei Götter Odin, Loki und Hönir über die Erde. Sie streiften durch Berge und Thäler und wurden mit der Zeit von der Anstrengung sehr hungrig. Vergeblich aber sahen sie sich in der Oede, die um sie her war, nach einem gastlichen Dache um. Endlich kamen sie in ein Thal, wo eine Heerde Ochsen weidete. Das war ein erwünschter Anblick. Sie griffen sogleich einen der Ochsen und schlachteten ihn. Bald flammte ein mächtiges Feuer auf; zu den Seiten desselben wurden Stangen im Kreuz aufgerichtet und der geschlachtete und abgezogene Ochse zwischen ihnen so aufgehängt, daß ihn die Flammen umspielten. Die Götter saßen unter einer Eiche in der Nähe des Feuers und freuten sich auf den leckeren Braten. Nach einiger Zeit, als sie meinten, daß der Ochse wohl gar sein könne, trat Loki mit einem spitzigen Stecken heran und versuchte, ob das Fleisch weich wäre. Aber es war noch wie roh. Sie mußten sich also gedulden. Wieder verging eine Zeit und Loki machte einen zweiten Versuch, doch das Fleisch war um nichts weicher geworden. Nun verwunderten sich die Götter und sahen wohl ein, daß dieß nicht mit rechten Dingen zugehe. Während sie noch hin und her sannen, mit welchem Zauber sie es hier zu thun hätten, erscholl eine rauhe Stimme, welche rief: „Der Ochse wird nicht gar werden, wenn ihr mich nicht zu Gast ladet." Die Götter traten unter dem Baume hervor und sahen auf dem Gipfel desselben einen mächtigen pechschwarzen Adler. Was sollten sie thun? Sie meinten nicht, daß der Ochse für sie zu viel sein würde; aber sie mußten sich schon entschließen, ihn mit dem Adler zu theilen. Sobald sie dieß zugesagt hatten, brodelte das Fett lustig aus dem Fleische hervor und bald war die Mahlzeit fertig. Sie setzten sich um den Braten herum und zerlegten ihn. Kaum war dieß geschehen, so flog der Adler hinzu und setzte sich unter sie. Er war nicht blöde, das konnte man bald sehen: immer griff er nach den besten Stücken und verzehrte sie so schnell, daß die Götter den ungebetenen Gast im Herzen verwünschten.

Der Riese Thjassi und seine Tochter Skadi.

Digitized by Google

Als er wieder ein fettes Stück packte, gerieth Loki, der schon die Augen darauf gerichtet hatte, in Zorn, ergriff eine von den daliegenden Stangen und führte einen gehörig ausgeholten Hieb nach dem Adler. Doch sofort hingen Loki, die Stange und der Adler wie eine Kette zusammen, der Adler schwang die Flügel und führte Loki und die Stange mit sich davon. Alle Anstrengungen Loki's, sich zu befreien, waren vergeblich: er mußte die Luftfahrt mitmachen. Der Adler kreiste in schnellem Fluge um die Berghöhen und streifte so nahe an ihnen vorbei und darüber hin, daß die Haut an Loki's Gliedern vom Zusammenstoß mit Steinen und Bäumen bald wie geschunden war. Endlich legte sich Loki auf's Bitten und versprach, Alles zu thun, was der Adler verlangen würde, wenn er nur wieder von der Stange loskäme. Dieß besänftigte den Adler. Er ließ sich auf einer hochragenden Felskuppe nieder, wandte sich zu seinem Gefangenen zurück und sagte: „Willst Du schwören, mir eure schöne Iduna mit ihren goldenen Aepfeln zuzuführen, so bist Du frei." „Alles, was Du verlangst," antwortete Loki. Darauf sprach der Adler wieder: „Ich bin der Riese Thjaßi und sehne mich schon lange nach einer Hausfrau, wie Iduna ist. Ueber drei Tage werde ich mich um die Mittagszeit in dem Walde einstellen, der unfern eurer Götterburg ist. Dorthin sollst Du mir Iduna bringen." Nachdem Loki dieß mit einem Eide versprochen, fiel die Stange nieder, der Adler flog fort und Loki hinkte zu den Göttern zurück. Auf ihre Fragen sagte er nur, der Adler sei mit der Zeit seiner Last müde geworden und habe ihn losgelassen; er hütete sich wohl, den Preis zu nennen, um den er seine Freiheit wiederbekommen hatte.

Iduna war die Gemahlin Bragi's, des Gottes, welcher die seligen Gelage in der Asenburg mit seinem schönen Gesange belebte. Keinem besser als diesem Dichtergott ziemte Iduna, die Erhalterin der ewigen Jugend, zur Gemahlin. In ihrem Korbe bewahrte sie die goldenen Aepfel, durch deren Genuß die Götter vor dem Alles beschleichenden Alter gesichert waren. Kein Wunder, daß der Riese unter allen Göttinnen am liebsten die holde Iduna mit ihren Aepfeln rauben wollte. Am dritten Tage nach jenem Abenteuer begab sich der verschmitzte Loki zur Halle der Göttin und erzählte ihr, er habe in dem Walde nahe der Asenburg einen Baum gefunden, der seines Bedünkens Früchte von gleicher Art wie die in Iduna's Körbchen

trage; sie möchte doch mit ihm kommen und ihre Aepfel des Vergleichs wegen mitnehmen. Iduna's Neugierde war erregt, sie folgte ohne Bedenken. Aber kaum waren sie im Walde, so kam der Riesenadler, und ohne auf ihr Geschrei zu achten, trug er sie durch die Luft davon. Die Reise war weit, endlich ließ sich der Adler auf einem waldigen Gebirge nieder, wo eine Burg, aus mächtigen Steinen aufgethürmt, gen Himmel ragte; es war Thrymheim, die Heimath des Riesen Thjaßi. Als sie dort angelangt waren, nahm Thjaßi seine eigentliche Gestalt an, sprach zu Iduna mit grinsender Freundlichkeit und sagte ihr, daß sie diese Burg als ihre neue Heimath anzusehen habe. Iduna mußte ihm dahin folgen und er zeigte ihr seine Schätze, die in reichster Fülle durch alle Räume ausgebreitet waren. Thjaßi war nämlich ein Sohn des Riesen Oelwaldi, der während seines langen Lebens unermeßliche Reichthümer gesammelt hatte. Aber als er starb, blieben diese nicht beisammen; denn es waren drei Söhne, die sich darein zu theilen hatten, Thjaßi, Idi und Gangi. Da es damals noch kein Scheffelmaß und überhaupt kein Maß gab, so wurde die Theilung auf eine eigenthümliche Weise vorgenommen. Die drei Riesen einigten sich, Jeder sollte seinen Mund voll Gold nehmen und dieß sollte so oft wiederholt werden, bis die Schätze vertheilt wären. Es dauerte mehrere Tage, bis sie diese seltsame Mahlzeit beendet hatten; statt der Worte waren während dieser ganzen Zeit nur goldene Brocken aus ihrem Munde gekommen, daher nannten die Dichter später das Gold bisweilen „Rede der Riesen“. Da war es nun zum ersten und letzten Mal geschehen, daß Reichthum nicht durch den Mund verschwunden, sondern von demselben hergekommen war, und die Säle Thjaßi's bezeugten, wie groß dieser Reichthum war. Zwerge hatten das Gold zu Tischen und Stühlen geformt, hatten Trinkgeräth und Schmucksachen daraus gefertigt, was nun alles neben einander glänzte. Aber Iduna hatte keine Freude daran, sie sehnte sich nach der Götterburg und bethaute ihre goldenen Aepfel mit reichlichen Thränen.

Unterdessen war sie von den Göttern bald vermißt, aber vergebens gesucht worden. Als nun Tage um Tage vergingen und immer noch keine Spur von Iduna zu finden war, wurde den Göttern um ihre Jugend bange, und sie versammelten sich und forschten, wer Iduna zuletzt gesehen hätte. Da fand es sich, daß das Letzte, was man von ihr wußte, ihr Gang mit Loki war; nach diesem hatte sie

Niemand gesehen. Von Loki's Arglist gab es so viele Proben, daß man sich zu ihm wohl jeder Bosheit versehen konnte. Er wurde daher dem starken Thor zu eindringlichem Verhör übergeben, und dieser begleitete die gestellten Fragen so nachdrücklich mit seinen Fäusten, daß Loki sich zu offenem Bekenntniß entschließen mußte. Es wäre ihm übel bekommen, wenn er sich nicht zugleich erboten hätte, die Geraubte wiederzuschaffen. Auf sein Verlangen erhielt er das Falkengewand, welches der Göttin Freya gehörte, und flog in diesem nach Thrymheim. Der Riese war gerade im Begriff, von seinem Berge zur See hinabzusteigen und auf Fischfang auszufahren. Des Falken, der sich so eben auf einem Baume vor der Riesenburg niedergelassen hatte, achtete er nicht; er pfiff sich ein Liedchen und dachte, wie er die immer weinende schöne Iduna doch endlich bewegen würde, sich in ihr Schicksal zu fügen und willig seine Hausfrau zu werden. Sobald der Falke sah, daß das Schiff des Riesen auf der See schaukelte, flog er in die Burg. Hier legte Loki sein Federgewand ab und sagte Iduna, daß er erschienen sei, sie zu befreien. Iduna wollte ihm Vorwürfe machen, daß er sie dem räuberischen Riesen in die Hände geliefert, aber er ließ sie nicht sprechen. Schnell verwandelte er sie in eine Nuß und sich wieder in den Falken; dann faßte der Falke die Nuß mit den Krallen und flog, so eilig er konnte, davon. Doch war er noch weit von der Asenburg, als er bemerkte, daß er verfolgt werde. Noch zwar sah der Riesenadler, der hinter ihm her flog, wie ein schwarzes Pünktchen an einer Wolke aus; aber Loki wußte, daß er ihm bald näher rücken würde. Darum schoß der Falke schnell wie ein Pfeil in der Richtung nach der Asenburg hin. Er that damit nicht mehr, als nöthig war, denn auch so noch wurde die Entfernung zwischen ihm und dem Adler kleiner und kleiner. Die Götter standen vor ihrer Burg und sahen zuerst den Falken mit der Nuß in den Krallen und dann den Adler. Schnell brachten sie einen hohen Haufen trockenen Reisigs zusammen und hielten sich bereit, ihn in Brand zu stecken. Nun hatte der Falke glücklich die Höhe über der Asenburg erreicht und ließ sich hinab, der Adler aber war nicht weit hinter ihm zurück und in so heftiger Bewegung, daß er seinen Flug nicht plötzlich hemmen konnte. Da schlug eine ungeheure Lohe aus dem Reisig auf, sie faßte die Flügel des Adlers, der gerade darüber hinzog, und verzehrte sie. Im Bogen sank der riesige Vogel

jenseits der Mauer herab. Die Asen ergriffen ihn, brachten ihn aus dem heiligen Bezirke, der nie mit Blut befleckt werden durfte, auf das Feld hinaus und erschlugen ihn da. Iduna war froh, daß sie sich wieder unter den Göttern fand, und diese durften nun nicht mehr besorgen, daß ihre Jugend verblühen würde; denn auch die goldenen Aepfel waren gerettet.

Die Riesenjungfrau Skadi war die Tochter des erschlagenen Thjaßi. Sie wollte den Tod ihres Vaters rächen; die Brust mit dem Panzer, das Haupt mit dem Helme gedeckt, ergriff sie Schild und Lanze und begab sich dröhnenden Schritts nach der Asenburg. Vor den Mauern derselben schlug sie mehrmals mit der Lanze auf den Schild, bis die Asen sich zeigten. Dann rief sie zornig zur Mauer hinauf: „Ihr habt mir den Vater erschlagen, gebt mir nun Sühne, wie sie sich gebührt, oder kommt zum Kampfe heraus!“ Die Asen fürchteten sich nicht vor der Jungfrau, so stark sie auch war; aber sie bedachten, daß sie wirklich ein Recht hatte, Sühne zu fordern, und wollten ihr daher genug thun. Sie kamen aus der Burg zu friedlichem Zwiegespräch mit Skadi. Odin erbot sich, die Augen des getödteten Riesen an den Himmel zu versetzen, wo sie in alle Ewigkeit als zwei Sterne leuchten sollten. Der Tochter aber gewährte man, sich einen der Götter zum Manne zu erwählen. Mit dieser Buße war Skadi zufrieden, und alsbald sollte die Gattenwahl vor sich gehen. Die Götter hatten die Bedingung gestellt, daß Skadi, wenn sie unter ihnen wähle, nur ihre Füße sehen dürfe. Sie hüllten sich daher bis über den Kopf in weite, faltenreiche Gewänder, die so tief herabreichten, daß oberhalb der Füße von ihrer Gestalt nichts zu erkennen war. Skadi ging dreimal die ganze Reihe der Götter auf und ab und dachte: „Der Schönste unter allen Asen ist Balder, der Freundliche; den wünsche ich mir zum Gemahl, und ohne Zweifel werden zum schönsten Antlitz auch die schönsten Füße gehören.“ So suchte sie nach den schönsten Füßen, und als ihre Wahl entschieden war, nahm sie dem Gewählten das Gewand ab; doch nicht Balder war es, den sie erblickte, sondern Njörd, der Gott, der am Ufer des Meeres zu weilen pflegte, und zu dem die Menschen beteten, wenn sie auf Fischfang ausgingen oder über See fuhren.

In der Götterhalle wurden Njörd und Skadi vermählt, und sie kamen überein, daß sie immer neun Tage in Thrymheim, der väter-

lichen Burg Skadi's, und drei Tage an der See im Palaste Njörds wohnen sollten, denn keines von beiden mochte seiner Heimath entsagen. Als die ersten neun Tage vorüber waren, sagte Njörd: „Auf den waldigen Bergen will's mir nicht gefallen, die ganze Nacht hält mich das widrige Geheul der Wölfe wach; wie anders ist es an der See, wo mich die lieblichen Schwäne in Schlaf singen!" So zogen sie denn in den Palast Njörds. Als die drei Tage vorüber waren, sagte Skadi: „An der See will's mir nicht gefallen; im besten Morgenschlafe stört mich das kreischende Geschrei der Möwen, die vom Walde zur See ziehen; wie anders ist es auf den Bergen, wo das sanfte Rauschen der Bäume liebliche Träume schafft!" Also trennten sie sich wieder. Njörd blieb an der See und herrschte über die Winde und stillte die Wogen. Skadi ging auf ihre Berge und durchzog mit Bogen und Pfeil den Wald. Wenn im Winter hoher Schnee den Boden bedeckte, so band sie lange Schneeschuhe, wie sie noch jetzt im Norden üblich sind, unter die Füße und eilte behend über die weiche Fläche hin, den Hirsch oder den Eber zu verfolgen. Sie blieb seitdem unvermählt.

James Cook.

Dieser große Weltumsegler wurde in der Grafschaft York am 27. October 1728 geboren. Sein Vater, ein armer Landmann, der von dem Ertrage weniger gepachteter Ländereien lebte und mehrere Kinder hatte, konnte nicht viel für die Erziehung und den Unterricht seines Sohnes aufwenden; er mußte sich begnügen, ihn in die öffentliche Schule des Dorfes zu schicken, wo er nichts als schreiben, lesen, rechnen lernte und mit dem Katechismus bekannt wurde. Man weiß nicht, welche Gründe — ob die sich äußernde Neigung des Sohnes, oder das Zureden von Verwandten und Freunden — den Vater bestimmten, seinen Sohn der Landwirthschaft zu entziehen. Nur das ist bekannt, daß er ihn schon im dreizehnten Jahre einem Schiffer, der Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre gab. Diese Jahre gingen ohne alle Auszeichnung

vorüber, und auch nach ihnen machte James mehrere Reisen von London nach Newcastle, ohne irgend Jemandes Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ein Zufall, der ihm für den nächsten Augenblick höchst unangenehm war, führte die erste Epoche seines Lebens herbei. Das Schiff, auf dem er bisher gedient hatte, wurde nämlich in London verkauft, und Cook bot sich, um nur wieder nach Newcastle zu kommen, den übrigen Schiffern für bloße Verköstigung als Matrose an. Keiner bedurfte aber eines Matrosen; endlich trug ihm einer die eben ledige Stelle eines Schiffskochs an, wenn er sie haben wolle und versehen könne. Cook verwaltete sie, so gut es ging, doch nicht lange. Er sah sich nämlich bald nach einem anderen Dienste um und erhielt die Aufforderung, auf einem Schiffe dem Steuermann als Gehülfe zu dienen. Schon die ersten Reisen, die er in dieser Eigenschaft that, brachten ihn zu der lebhaften Ueberzeugung, daß ein Steuermann seinen Namen wenig verdiene, wenn er, ohne Kenntniß der Mathematik, sein Geschäft nur mechanisch treibe. Mehr als dieses ersten Anstoßes bedurfte es nicht bei einem Jünglinge, der in dem einmal Ergriffenen die unerschütterlichste Beharrlichkeit zeigte. Er sparte von seinem Lohne, so viel er konnte, legte es zu dem, was ihm sein Vater hier und da schickte, und nahm Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst. Schnelle Fortschritte lohnten seinen Fleiß und Eifer. Man nahm ihn bald und gern zu weiteren Reisen in die Ostsee, nach Petersburg, Wiborg und Norwegen. Gerade um diese Zeit machte ein Krieg mit Frankreich die Nachfrage nach geschickten Seeleuten groß; auch Cook wurde als Meistersgehülfe angestellt und war bei der Eroberung von Louisburg und Cap Breton. Nicht leicht gelangte zwar ein junger Mann auf dem Wege, den hier Cook betreten hatte, schnell zu höheren Stellen; aber die Eigenschaften, durch welche er sich hervorthat, verschafften ihm auch früher schon äußere Auszeichnungen.

Seine Kenntnisse waren um so Vieles gründlicher und ausgebreiteter, als die seines Gleichen; jede ihm vom Dienste frei bleibende Zeit sah man ihn dem Studiren widmen, und selbst über die schwersten Gegenstände des Seewesens hörte man ihn mit Einsicht sprechen. Dabei war er untadelhaft, treu und pünktlich in Erfüllung seiner eigentlichen Pflicht.

Glücklicher Weise hatte er Obere, die dieß Alles nicht unbeachtet

ließen. Sie verschafften deßhalb schon im Jahre 1759, als England die Eroberung von Quebeck beschloß, Cook die Stelle eines Schiffsmeisters bei der Flotte des Admirals Saunders. Er wurde bei dieser Expedition auf eines der Schiffe beordert, die auf der Insel Orleans landeten, wo er beinahe gefangen worden wäre. Er war jetzt eben einunddreißig Jahre alt und zeichnete sich bei dieser Unternehmung durch eine That aus, die eben so viel Muth als Vorsicht erforderte. Der Admiral war nämlich mit dem General Wolfe, der die Landmacht führte, übereingekommen, in Quebeck unter den Feinden die Vermuthung zu verbreiten, daß man den St. Lorenzstrom hinauf, an der Stadt vorbei, fahren wolle, um oberhalb desselben etwas zu unternehmen. Zu diesem Zwecke mußte Cook jede Nacht, unter Bedeckung von einigen Soldaten, in einem Boote den Fluß hinauf Bogen (Stücke Holz, die mit Seilen an die Anker befestigt sind) legen, die der Flotte zu Wegweisern dienen könnten. Die Feinde, die dieß bemerkten, feuerten aus den unteren Theilen der Stadt auf Cook; er ließ sich aber in seinem Geschäfte nicht stören. Morgens kamen dann die Franzosen, nahmen die Bogen wieder weg, und Abends zeigte sich Cook von Neuem, legte wieder welche und ließ, ohne den Muth zu verlieren, auf sich feuern. Endlich mußte man, was man Anfangs den Feind bloß glauben machen wollte, wirklich thun: die ganze brittische Flotte ging unter Cooks Führung als Steuermann in einer Nacht den Strom hinauf. Es wurden jetzt die Höhen Abrahams im Rücken von Montcalm erstiegen, und Quebeck und Canada wurden, freilich mit dem Verluste der beiden Heerführer Wolfe und Montcalm, erobert. Cook blieb bis zum Frieden mit seinem Schiffe auf der Küste von Nordamerika und hatte sich nun bei seiner Nation, besonders aber bei den ersten Befehlshabern der englischen Seemacht, ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Als daher bald darauf Neufundland, eine durch ihre Größe wie durch ihre Fischerei höchst wichtige Insel, so genau als möglich aufgenommen werden sollte, wurde Cook dieses Geschäft übertragen. Er erhielt dazu nur ein kleines Schiff mit zehn bis zwölf Mann; er selbst schaffte sich zur Reise eine vortreffliche Taschenuhr, ein gutes Spiegelteleskop, einen schönen hölzernen Quadranten und einige andere mathematische Instrumente an. Mit diesen Hülfsmitteln nahm er 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen

Küste von Neufundland auf und gab hernach Specialkarten darüber heraus, welche Muster von Genauigkeit und Beweise unermüdeten Fleißes sind. Vom December bis zum März mußte er sich jedesmal in England aufhalten, weil die Kälte in diesen Monaten ihn hinderte, seine Arbeiten fortzusetzen. Schwieriger wurden diese, da das Land an der Küste schlecht, nur von wenigen Fischern und Holzhändlern bewohnt ist, das Innere noch die Ureinwohner, ein ungeselliges wildes Volk, inne hatten, und in dem nördlichen und nordwestlichen Theile der Insel die rohen und treulosen Eskimos sind. Der Reisende muß sich daher selbst von Jagd und Fischerei nähren. Die letztere überließ Cook seinen Matrosen; er selbst jagte, und der reichliche Vorrath an Gänsen, Enten und andern Vögeln, woran es den Küsten dieser Insel nie fehlt, versorgten ihn hinlänglich. Einst erlegte er auch einen weißen Bären, überließ ihn aber den Eskimos, die ihn theils aufaßen, theils Fett aus ihm schmelzten. Diese Geschäftsreise ließ jedoch ein schlimmes Andenken bei ihm zurück. Auf einer Jagd nämlich fing sein Pulverhorn Feuer, zerriß ihm den Daumen und beschädigte noch einige andere Finger. Diese wurden zwar von dem Schiffschirurgus wieder geheilt, aber des Daumens konnte er sich beim Schreiben nicht mehr bedienen; er führte seit der Zeit die Feder zwischen dem Mittel- und Zeigefinger. Nie hat er sich übrigens während dieser Zeit über seine Lage beklagt. Umgang vermißte er nicht, denn er war ihm kein Bedürfniß. Die Entbehrung gewisser Gemächlichkeiten des Lebens war ihm noch weniger drückend; denn vermöge seiner übertriebenen Sparsamkeit entzog er sich freiwillig Manches, was er sehr wohl hätte haben können. Mit schwarzem Syrup versüßte er seinen Thee, und statt der Talglichter, die ihm doch die Regierung vergütete, brannte er Thran aus Seehundsfett. Daß nicht allein seine Herkunft von armem und niedrigem Stande, sondern wirklich leidenschaftlicher Geiz die Ursache dieser Ersparnisse war, sieht man daraus, daß er von der Zeit an, wo er das Unglück mit dem Daumen hatte, sich eine jährliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die der im Seedienste Verwundete aus einer Kasse empfängt, wozu der gemeinste Matrose monatlich sechs Pence von seiner Löhnung beisteuern muß. Sein finsteres, in sich gekehrtes Wesen, das ihn in seinem ganzen Leben auszeichnete, leitet man ziemlich allgemein größtentheils von diesem Aufenthalte auf Neufundland in einer

Periode des Lebens her, wo sich der Charakter des Menschen bestimmt auszuprägen pflegt.

Im Winter bewohnte Cook ein kleines Haus mit einem Gärtchen nahe am östlichen Ende von London, und weiter dachte er es damals auch nicht zu bringen, als im Besitze dieses kleinen Eigenthums seine Tage als Schiffs- und Landmesser zu beschließen; denn das Vorrücken vom Schiffsmesser zum Lieutenant oder Capitän kommt äußerst selten vor. Bei Cook fand jedoch durch folgende Veranlassung eine Ausnahme statt.

Die Londoner Societät der Wissenschaften hielt es nämlich zur Beförderung der astronomischen Wissenschaften für vortheilhaft, auf einer Insel des stillen Meeres den Durchgang der Venus durch die Sonne, der sich im Jahre 1769 ereignen sollte, beobachten zu lassen. Der König genehmigte den Vorschlag, den ihm die Gesellschaft deßhalb machte, befahl die Ausrüstung eines Schiffes zu diesem Behufe, und schenkte zur Ausführung der Sache eine ansehnliche Summe Geldes. Capitän Wallis, der gerade um diese Zeit von seiner Reise um die Welt zurückkam, schlug dazu eine von ihm entdeckte Insel in der Südsee, der er den Namen Georgsinsel gegeben hatte, vor, und der Vorschlag fand Beifall. Lord Hawke übertrug das Geschäft Cook und ernannte ihn zum Schiffslieutenant und Commandeur des Schiffes. So gelangte Cook endlich auf die Stufe, wo er von seinen gründlichen und vielseitigen Kenntnissen vollen Gebrauch machen konnte.

Mehrere geschickte und vermögende Männer, namentlich der bekannte Joseph Banks, Dr. Solander und einige Maler, machten die Reise freiwillig mit, und die Ersteren, besonders Solander, setzte ihr ansehnliches Vermögen in den Stand, die besten Bücher und Instrumente anzuschaffen, um die Reise möglichst belehrend zu machen. Das Schiff ging nach Otahiti; die Beschreibung der Reise ist von D. Hawkesworth aus Cooks und Banks Handschriften herausgegeben.

Cook benützte diese Reise zugleich zur Befriedigung einer seiner stärksten Leidenschaften — des Geizes. Man überläßt nämlich in England den Führern der kleinen Schiffe auch das einträgliche Amt des Säckelmeisters. Dieser hat die Freiheit, die Bedürfnisse des Schiffes an fremden Oertern nach Willkür einzukaufen und die Zahlung auf die Admiralität anzuweisen. Cooks Gewinn von der ganzen Reise war daher drei- bis viertausend Pfund.

Wichtiger war es indessen, daß ihm seine frühere Reise nach Neufundland und die dort gesammelten Erfahrungen sehr zu Statten kamen, so daß er bald das Zutrauen der Bewohner von Otaheiti gewann. Er fand sie bei weitem gesitteter und wußte darnach auch Milde und Menschlichkeit von seiner Seite zu steigern. Noch hatten die Otaheiter die Grausamkeiten der Franzosen nicht vergessen, und so war es doppelter Gewinn, daß dieses wehrlose Volk die Europäer von einer besseren Seite kennen lernte, und seinen von Natur so sanften Charakter nicht durch Grausamkeiten des sogenannten civilisirtesten Welttheils verderben lassen mußte.

Die Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geographischen Lage von Otaheiti wurde übrigens auf's zweckmäßigste veranstaltet; außerdem wurde die Insel von Cook ganz umsegelt, mit den benachbarten Inseln aufgenommen und auf Karten gebracht.

Auch entdeckte er von hier aus, daß Neufundland aus zwei beträchtlichen Inseln zusammengesetzt sei. Die Meerenge, welche beide Hälften trennt, wurde daher Cooks Meerenge genannt. Diese Reise war es auch, auf welcher sein Schiff auf Korallenklippen geworfen und so in eine der schrecklichsten Lagen versetzt wurde. Aus der umständlicheren Beschreibung, die man davon in Hawkesworths Schrift findet, erhellt, wie viel Muth auf dem ganzen Schiffe einzig und allein durch das feste Vertrauen auf Cook erweckt wurde. Kein ängstliches Schreien, kein Laut der Verzweiflung wurde während der ganzen Zeit gehört; gefaßt erwartete jeder seine Hülfe vom Führer des Schiffes.

Die Rückreise machte Cook über einen Felsen des Meeres, der vermuthlich vorher noch von keinem europäischen Schiffe berührt worden war, und den auch nur er mit seiner Vorsichtigkeit, seiner brennenden Begierde nach Ruhm, mit seinem an Hartnäckigkeit grenzenden Beharren bei einem einmal gefaßten Vorsatze zu befahren wagen konnte. Drei Monate hindurch mußte er sich mit dem Senkblei in der Hand durch eine Kette von Klippen durchtasten; alle Augenblicke drohte ihm Untergang. Oft, wenn man die gefährlichsten Brandungen nahe vor sich sah, konnte man dessenungeachtet hundertundzwanzig Faden tief keinen Grund finden; man befand sich also zwischen wahrhaften Korallenzinken, die wie Thürme und Mauern senkrecht aus dem Boden des

Meeres heraufsteigen, und an denen das Schiff jeden Augenblick in Trümmer gehen kann. Es fing wirklich schon an, Wasser zu ziehen, und dennoch blieb Alles gefaßt. Cook entdeckte endlich die Meerenge, welche Neuholland von Neuguinea trennt. Nach dieser Entdeckung näherte sich Cooks Unternehmung einem glücklichen Ende, bösartige Krankheiten, wie Faulfieber und Diarrhöen abgerechnet, welche den größten Theil seiner Leute befielen und auch mehrere derselben wegrafften.

Noch ist von der eben erzählten Reise ein Vorfall zu erwähnen, der uns einen neuen Charakterzug Cooks, nämlich seine leidenschaftliche Heftigkeit kennen lehrt. Einer seiner Matrosen, ein Irländer von Geburt, hatte die holländische Fahne verlassen. Cook ließ sich einst von ihm an's Land setzen: es war eine holländische Insel. Kaum hatte sich Cook vom Lande entfernt, als der Matrose entdeckt wurde, und ein holländischer Corporal mit vier Soldaten erschien, ihn wegzunehmen. Einer von Cooks Seeleuten suchte aber diesen eiligst auf und erzählte ihm, was vorgefallen war. Er kam, als man eben nach einem heftigen Wortwechsel Gewalt anwenden wollte. Er fragte sogleich in einem gebieterischen Tone den Corporal, was er mit seinen Leuten wolle. „Nur den Ausreißer," antwortete dieser, „habe ich Ordre wegzuholen." — „Untersteht Euch!" sagte Cook, zog den Degen und versicherte ihm, wenn er einen Schritt näher käme, so sei er des Todes. Als der Corporal Einsprache erheben wollte, rannte Cook mit gezogenem Degen in der größten Hitze auf ihn los, und jagte ihn sammt seinen Leuten eine ganze Strecke weit davon. Die Sache wurde dem Generalgouverneur vorgetragen, welcher Befehl gab, den Matrosen auszuliefern. Allein Cook beharrte auf der Erklärung, der Mensch sei Unterthan seines Königs, und er werde ihn nicht ausliefern. Man hielt es holländischerseits für rathsam, die Sache gütlich beizulegen.

Als Cook von seinen Reisen zurück war, wurde er von Lord Sandwich dem Könige vorgestellt. Dieser nahm ihn sehr gnädig auf und ernannte ihn zum commandirenden Schiffsmeister, der dem Range nach zwischen dem Lieutenant und Capitän steht.

Nicht lange nach dieser Zeit vernahm man, daß die Franzosen einige nicht unbedeutende Entdeckungen gemacht hätten, und fand, daß im Süden ein weit ausgedehntes, ununtersuchtes Meer war, das viel-

leicht große, noch unbekannte Länder bespülte. Der König beschloß, diesen Theil der Erde erforschen zu lassen, und ersah wiederum Cook zu dieser Unternehmung. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüstet. Das eine zu 480 Tonnen, mit einer Cajüte auf dem Hinterverdecke für den Capitän, wurde die Resolution genannt; das andere erhielt den Namen Adventure und wurde Herrn Tobias Furneaux als commandirendem Schiffsmeister anvertraut. Herr Banks mit seinen Freunden ging dießmal nicht mit, weil man ihm ein größeres Schiff, das er sich ausbedungen hatte, nicht einräumte. Daher kam es, daß man Dr. Forster zum Gefährten Cooks wählte, und dieser auch die Erlaubniß erhielt, seinen Sohn als Gehülfen und Zeichner mitzunehmen. Im Juli 1772 segelten beide Schiffe ab, und von diesem Zeitpunkte an ist Cooks Geschichte allgemeiner bekannt, nämlich durch Forsters Beschreibung der gemeinschaftlichen Reise.

Diese Reise war es, auf welcher Dr. Forster die Hauptursache des Scharbocks, dieser von den Seeleuten so gefürchteten Krankheit, beseitigte. Man hatte sich auf dem Schiffe zwar mit allem versehen, was bis dahin als vorzüglich dagegen wirkend bekannt war; aber dennoch stellten sich bald die ersten Anfälle dieser Krankheit ein. Forster bemerkte unten im Schiff einen Geruch wie von faulen Eiern, den er nicht für unschädlich halten konnte, so lange man ihn auch als unvermeidlich eingeathmet hatte. Man sagte ihm, die Ursache davon sei das stehende Wasser im untersten Schiffsraume, sie könne aber unmöglich beseitigt werden. Forster schlug vor, die Luft in Pumpbrunnen ganz im Boden des Schiffes durch Feuer zu verdünnen, wodurch bald ein Zufluß von frischer Luft an dem Orte hervorgebracht, und dem faulen Geruche mit allen seinen Folgen vorgebeugt würde. Man befolgte seinen Rath und bemerkte auf der ganzen Reise von dem faulen Wasser keine üble Wirkung mehr. Ueberdieß hatte man sechzig Tonnen Sauerkraut mitgenommen, wovon wöchentlich dreimal gegessen wurde. Durch diese Mittel erhielt man die Gesundheit der Schiffsleute so gut, daß innerhalb der drei Jahre, welche die Reise dauerte, nur ein Mann an einer Krankheit starb. Diese wichtige Entdeckung wurde auch von der königlichen Societät der Wissenschaften so sehr gewürdigt, daß sie die goldene Medaille, womit eigentlich nur die besten Ausarbeitungen über wissenschaftliche Materien oder neue merkwürdige Versuche und wichtige Entdeckungen belohnt werden, Cook

ertheilte, obgleich er kein anderes Verdienst dabei hatte, als daß er die Anwendung der empfohlenen Mittel nicht hinderte.

Die Gesellschaft hatte auf dieser Reise das Weltmeer zwischen dem sechzigsten Grade südlicher Breite und dem Polarkreise befahren, eine Fahrt, die zu den schwierigsten und mißlichsten gehören dürfte. Nebel und Schneegestöber schneiden hier alle Aussicht ab, und so ist man jeden Augenblick in Gefahr, gegen einen der zahlreichen Eisberge zu rennen, die sich hier finden. Auch hier machte man eine für die Seefahrer wichtige Entdeckung. Man schmelzte schwimmendes Eis, und das so gewonnene Wasser ließ sich wie süßes trinken.

Die größte Noth, in die das Schiff auf dieser Reise versetzt wurde, war, daß Cooks Leben durch eine Krankheit in Gefahr gerieth, die er sich selbst dadurch zuzog, daß er auf dem Schiffe ganz wie der gemeinste Matrose leben wollte. Er hatte weder Federvieh noch sonst etwas mitgenommen, das in Krankheitsfällen eine dienliche Kost abgegeben hätte. Das trockene Pökelfleisch, welches er daher täglich genießen mußte, fand in ihm jedoch keinen Matrosenmagen. Er bekam starke Verstopfungen und ein Gallenfieber — wurde immer schwächer und schwächer, so daß er nicht mehr außer Bette sein konnte. Endlich fand sich ein gefährliches Schlucken ein, welches vierundzwanzig Stunden dauerte, aber durch warme Bäder wieder gehoben wurde. Allgemeine Traurigkeit und Niedergeschlagenheit herrschte auf dem Schiffe, sobald man den Mann so krank und außer seiner gewöhnlichen Thätigkeit sah, auf dessen Einsichten und Vorsorge man sich bei jeder Gefahr verließ, und der durch ein gleichförmiges Benehmen gegen die Schiffsleute eine väterliche Autorität erlangt hatte. Auf dem Schiffe war nun nichts, womit man den unentbehrlichen Mann hätte stärken können: kein frisches Fleisch war zu bekommen, kein Thier war da, als ein einziger treuer otaheitischer Hund, welcher Forstern gehörte. Dieser wußte, daß Hunde eine gesunde, nahrhafte Speise geben, und bedachte sich daher keinen Augenblick, ihn schlachten zu lassen. Man kochte von demselben stärkende Brühen und hielt Cook dadurch wirklich so lange hin, bis man auf einer benachbarten Insel neue Erfrischungen, Hühner und nahrhafte Früchte bekam. So mußte der kleine, zufällige Umstand, daß man einen Hund auf das Schiff genommen hatte, das Mittel werden, einen würdigen und in diesem Zeitpunkte für viele Menschen äußerst wichtigen Mann am Leben zu erhalten.

Als Cook nach seiner Genesung mit seinem Schiffe am Cap ankam, konnten die englischen Ostindienfahrer, die dort lagen, und die gewöhnlich eine ganze Menagerie von gemästeten chinesischen Wachteln, Gänsen, Hühnern und dergleichen in Käfigen mit sich führten, um damit Pasteten zu füllen, nicht begreifen, wie ein Mann achtundzwanzig Monate in See gewesen sein könne, ohne auch nur einen von Europäern bewohnten Hafen besucht zu haben. Die Geschichte schien ihnen ein Roman. Sie glaubten, man bediene sich bloß der Freiheit der Reisenden, Unwahrheiten zu erzählen, als man ihnen sagte, man habe indessen Seeraben, Sturmvögel, Seebären und Seelöwen, mitunter auch wohl Hunde und Haifische verzehrt, und nichts konnte sie eines bessern überzeugen, als die hageren Gesichter, die sie überall an Bord fanden, und die Begierde, mit der sie dieselben alles verschlingen sahen, was man ihnen vorsetzte. Auch der alte Quartiermeister John Elvel, der Einzige, welcher auf der Reise öfters frisches Fleisch genossen hatte, ließ es sich trefflich schmecken. Er war derjenige, welcher schon aus Forsters Erzählung bekannt ist und der durch seine Lieblingskatze sich alle Morgen eine Ratze fangen ließ, und dann mit ihr den davon bereiteten Braten brüderlich theilte.

(Schluß folgt.)

Die Kudu-Antilopen.

Unter all den zahlreichen und schönen Thieren, welche in den endlosen Wäldern und Ebenen Südafrika's vorkommen, ist das Kudu eines der bemerkenswerthesten, sowohl wegen seiner schlanken und graciösen Gestalt, als wegen seiner Stärke. Die Höhe der Männchen am Bug ist ungefähr vier Fuß. Die Körperfarbe im Allgemeinen ist röthlich-grau; aber über Rücken und Lende gehen weiße Streifen. Den außerordentlich schön gebildeten Kopf, der mit großen, spiralförmigen Hörnern von drei und mehr Fuß Länge geschmückt ist, trägt das Männchen immer aufrecht, wodurch es ein edles und kraftvolles Aussehen bekommt. Das Kudu ist mit einem Worte „so schön

wie gemalt", und, von der Seite angesehen, eine der schönsten Antilopen von der Welt.

Das Kudu ist in den waldbewachsenen Theilen des Damara-Landes nicht selten; aber nicht leicht findet es sich in größeren Heerden, gewöhnlich sind nur fünf bis sechs beisammen, und deßhalb sieht man es nicht so oft wie andere Antilopen. Am liebsten lebt es auf steinigen, mit Wald bewachsenen Abhängen. In Gegenden, die selten von Menschen besucht werden, und zeitig am Tage sieht man es jedoch auch an offenen Stellen, am Rande von Wäldern, an Wasseransammlungen und an den Ufern von Flüssen. Sein Gang ist sehr schön; wenn es aber galoppirt, so sieht es weniger graciös aus. Wenn es verfolgt wird, so springt es mit großer Gewandtheit über Büsche, Steine und andere kleine Gegenstände, die ihm den Weg versperren, und dabei macht es oft sehr weite Sätze. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Blättern, Knospen und jungen Schößlingen von Bäumen und Büschen. Es scheint lange ohne Wasser leben zu können, und besucht nur selten Wasseransammlungen. Das Weibchen des Kudu wirft nur ein Junges auf einmal.

Ißt man das Fleisch frisch, so schmeckt es vortrefflich, und die Brühe, welche es beim Kochen gibt, ist eine wahre Leckerei. Das Knochenmark ziehen die Eingeborenen jedem anderen Mark von irgend einem Thiere vor; auch verzehren sie gierig das rohe Kudumark. Die Haut dieser Antilope wird von den Jägern und Kolonisten hoch geschätzt. Sie ist etwas dünn, aber sehr zäh und geschmeidig, so daß sie dem Zerreißen und Abnutzen besser widersteht, als andere gleich dünne Häute. Man verarbeitet sie namentlich zu Schuhen, Peitschenschmitzen, Riemen und allerhand Pferdegeschirr. Eine nach Landessitte gut zubereitete Kuduhaut ist zwanzig bis dreißig Schillinge werth, und da dieselben große Nachfrage bei den Landleuten genießen, so sind sie kein unbedeutender Handelsartikel im Lande.

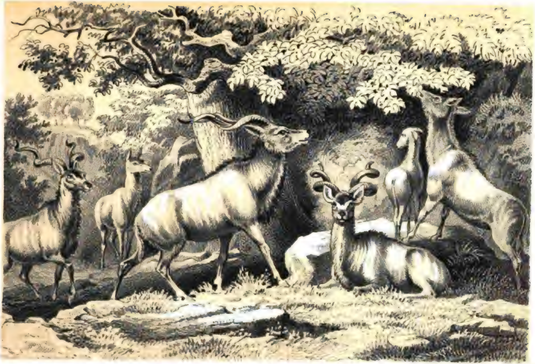
Das Kudu ist von Natur scheu und furchtsam; wenn aber ein Männchen heftig verfolgt oder verwundet wird, macht es nicht selten Front gegen seinen Verfolger und greift ihn selbst an. Uebrigens ist das Thier leicht zu zähmen, wenn es jung gefangen wird. Doch ist, soviel ich weiß, noch kein lebendes Exemplar nach Europa gebracht worden.

Es liegt in der Lebensweise der Kudu-Antilopen, daß, wenigstens

im Damara-Lande, eine geringere Anzahl von denselben erlegt wird, als von anderen in Südafrika einheimischen Antilopenarten. Man jagt sie manchmal zu Pferde, und trifft sie der Jäger an offenen und vortheilhaften Orten, so ist es nicht schwer, sie einzuholen; da das Thier sich aber meistens auf hügeligem und steinigem, mit Wald bewachsenem Boden aufhält, so ist die Jagd, selbst wenn sie glücklich endet, gewöhnlich mit Mühen und Anstrengungen verbunden.

Am besten ist es, das Kudu zu Fuß zu jagen. Ich beschlich es gewöhnlich, und so habe ich manches schöne Männchen geschossen. Da es am liebsten in waldigen Gegenden sich aufhält, ist es schwer, sich ihm unbemerkt auf Schußweite zu nähern, und diese Schwierigkeit wird noch dadurch gesteigert, daß die Natur in ihrer wunderbaren Fürsorge für ihre Geschöpfe es mit dem feinsten Gehöre versehen hat. Die großen hervorstehenden Ohren fangen wie in einem Brennpunkt augenblicklich jeden ungewöhnlichen Laut, jedes Geräusch auf.

Die Buschmänner haben eine eigenthümliche Sitte, das Kudu zu jagen; sie ermüden es, aber nicht auf einmal, sondern nach und nach. Wenn man eine solche Jagd vorhat, sammelt sich eine Anzahl Leute, die mit Assegais u. s. w. bewaffnet sind. Hat man das Thier aufgescheucht, so folgt Einer aus der Jagdgesellschaft rasch der Spur desselben, während die übrigen langsamer nachkommen. Ist der Verfolgende müde geworden, so läßt er seine Jagdgenossen an sich vorüberspringen, worauf der nächste in der Reihe seinen Lauf beeilt, und so geht es fort, bis man das Thier erreicht hat. Manchmal glückt dieß in wenig Stunden; doch dauert die Jagd zuweilen auch einen ganzen Tag und länger. Der Erfolg hängt wesentlich von der Beschaffenheit des Bodens ab: ist dieser steinig oder hügelig, so haben die Menschen einen großen Vortheil vor dem Thiere, da dieses dann bald seine Füße verwundet, sich wiederholt legt, und nach einiger Zeit nicht mehr aufstehen kann. Dann ist es schnell erlegt. Gewöhnlich bringen die Weiber und Kinder den Jägern Wasser, damit diese nicht aus Mangel an diesem unumgänglichen Stärkungsmittel von der Jagd abstehen, wenn das Thier länger als gewöhnlich aushält.



Kudu-Antilopen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jugendliche Vaterlandsliebe.

Die beiden Prinzen von Braunschweig (Söhne des verstorbenen Herzogs) berechtigten schon in ihrer Kindheit zu den schönsten Hoffnungen. Sie hielten sich im Alter von acht bis zwölf Jahren in England auf.

Nach der Schlacht bei Leipzig wurde in ganz England eine Subscription zum Besten der Wittwen und Waisen der Gefallenen in Gang gebracht. Kaum hatten die damals in Vauxhall wohnenden Prinzen dieß erfahren, so kamen sie ohne Wissen ihres Lehrers mit einander überein, all ihr Taschengeld und einen Haufen alter fremder Münzen, der sich nach und nach angesammelt hatte, zu diesem Zwecke beizusteuern. Hierauf ersuchten sie ihren Hofmeister, mit ihnen nach dem Hause des Buchhändlers Ackermann zu reiten, wo die Beiträge niederzulegen waren. Nach ihrer Ankunft daselbst zogen sie zu nicht geringem Erstaunen des Lehrers den Beutel heraus, worin der Schatz aufbewahrt war, und baten, man möchte ihn Herrn Ackermann bringen, mit der Bemerkung, daß dieß Alles sei, was sie geben könnten.

Solche Vaterlandsliebe bei Kindern unter zwölf Jahren hat vielleicht nicht ihres Gleichen.

Königliche Freigebigkeit.

Ein Herr, welcher, als König Wilhelm IV. von England noch Seekadett war, den Rang eines ersten Schiffslieutenants bekleidete, gerieth einige Jahre nachher durch unerwartete Ereignisse in große Geldverlegenheit. Wilhelm, damals Herzog von Clarence, begegnete um jene Zeit seinem ehemaligen, inzwischen zum Capitän beförderten Vorgesetzten und fragte ihn um die Ursache seines schwermüthigen Aussehens, welche denn von diesem nach einigem Zögern angegeben wurde. Sehr beunruhigt, den alten Schiffsgenossen in dieser Noth zu finden,

fragte ihn der Herzog, ob er sich nicht an einen gewissen reichen Vetter gewendet habe. Der Capitän erwiederte, er habe dieß allerdings gethan, aber ohne günstigen Erfolg. „Ich will für Sie um ein Anlehen bei ihm einkommen,“ rief Seine königliche Hoheit und that dieß wirklich, erhielt aber ebenfalls eine abschlägige Antwort. Voll Unwillen über den reichen Mann lud er den Capitän zum Frühstück, nach dessen Beendigung er das Zimmer verließ und bald darauf durch seinen Secretär eine Entschuldigung, nicht wieder erscheinen zu können, und eine Anweisung auf zweitausend Pfund Sterling an seinen Banquier überschickte, welche Summe er, wie sich in der Folge ergab, erst selbst hatte entlehnen müssen, da ihm eigenes Geld im Augenblicke nicht zu Gebote stand. Der erstaunte und erfreute Capitän eilte, mit dieser Aushülfe seine Verbindlichkeiten zu tilgen und brachte sofort dem Herzoge, nebst seinem unterthänigsten Danke, eine Schuldverschreibung in gerichtlicher Form. Dieser vernichtete dieselbe sogleich, indem er sagte: „Ich kann dieses Instrument nicht behalten, Georg; denn ich habe die Anweisung zu einem Geschenke für Ihre Frau und Ihre Kinder bestimmt.

Der entdeckte Betrug.

Ein Mann in Kopenhagen, Namens Christoph Rosenkranz, forderte von der Wittwe eines gewissen Christian Taul eine Schuld von fünftausend Thalern zurück. Sie wußte bestimmt, daß sie ihm nichts schuldig war; allein er legte eine von ihr und ihrem verstorbenen Gatten unterzeichnete Verschreibung vor, die sie jedoch für falsch erklärte. Die Sache wurde vor einen Gerichtshof gebracht und die Wittwe verurtheilt, die Forderung zu bezahlen. In ihrem Jammer wandte sie sich an den König Christian IV., welcher versprach, die Sache in Ueberlegung zu ziehen. Er beschied Rosenkranz zu sich, verhörte ihn genau und ließ es nicht an Bitten und Ermahnungen bei ihm fehlen; aber Alles war vergeblich, da der angebliche Gläubiger sich auf den Schuldschein berief. Der König ließ sich letzteren geben, bedeutete Rosenkranz, sich zu entfernen, indem er ihm baldige Zurück-

gabe des Scheines versprach. Als der König allein war, untersuchte er dieses wichtige Papier und fand nach vielen Bemühungen aus dem Wasserzeichen, daß es viel später verfertigt worden war, als das Datum, welches der Schein trug, besagte. Angestellte Nachforschungen setzten dieß außer allen Zweifel, und somit war der Beweis gegen Rosenkranz unumstößlich festgestellt. Der König sagte niemand etwas davon, sondern ließ Rosenkranz einige Tage nachher zu sich kommen und ermahnte ihn auf die eindringlichste Weise, mit der armen Wittwe Mitleiden zu haben, da ihn sonst die Gerechtigkeit des Himmels sicherlich für einen solchen Frevel strafen würde. Rosenkranz aber bestand frech auf seiner Forderung und hatte sogar die Anmaßung, sich beleidigt zu stellen. Des Königs Milde ging so weit, daß er ihm noch einige Tage Bedenkzeit gewährte, aber Alles vergebens. Er wurde sodann verhaftet und nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft.

Kindlicher Muth.

Als Kaiser Franz von Oesterreich mit seinen zwei Töchtern und seinem Enkel, dem König von Rom, im Juli 1816 zu Schönbrunn war, wollten sie einen jungen Löwen sehen, welchen die Prinzessin von Wales Seiner kaiserlichen Majestät zum Geschenke gemacht hatte. Da der Löwe noch sehr jung war, so wurde er von zwei Ziegen genährt, deren eine bei Annäherung der Erzherzogin in drohender Stellung vortrat. Als der junge Napoleon dieß sah, sprang er auf die Ziege zu, faßte sie an den Hörnern und sagte mit zuversichtlicher Miene zu seiner Tante: „Sie können nun sicher an ihr vorübergehen; fürchten Sie sich nicht, ich halte das Thier zurück.“ Dem Kaiser gefiel dieser kindliche Muth seines Enkels äußerst wohl, und er sagte zu Letzterem: „Gut, lieber Kleiner, das gefällt mir an Dir; denn ich sehe, Du wählst das rechte Mittel, wenn Gefahr droht.“

Homonyme.

Von C. K.

Um den Hals wird's oft verderblich,
Auf der Brust bringt's Ehr' und ziert.
Vatermörder hat es vormals
Schmählich zum Schafott geführt.
Manchmal fährt es durch die Straßen,
Wenn sie deckt ein tiefer Schnee,
Plump und schwer, um Bahn zu machen;
Die drin fahren, schrei'n: Juchheh!

Charade.

Von Ebendemselben.

Ein Verhältnißwort verdopple,
Die zwei ersten hast Du dann.
Oft verdankte es der dritten
Silbe, wer im Spiel gewann.
Eine Frucht benennt das Ganze,
Welche köstlich ist, wie keine;
Heimisch in den heißen Ländern
Ist das Labsal, das ich meine.

Auflösung der Charade auf Seite 336:
Stockfisch.

Elternliebe

oder

die Ueberschwemmung in Lyon.

Erzählung von Caroline v. Göhren.

In der Vorstadt La Guillotière bei Lyon lebte ein armer Fabrikarbeiter, der nur mühsam seine Frau und seine vier Kinder ernährte. Oft, wenn die anderen Arbeiter die Fabrik schon lange verlassen hatten, saß Dupont, so hieß der Arbeiter, noch an dem Webstuhl, oder er zeichnete kunstvolle Muster, die er selber erfand, und die dann, in die glänzenden Seidenstoffe hineingewebt, sich gar zart und hübsch ausnahmen. Auf diese Weise hatte Dupont manchen Nebenverdienst, und dadurch wurde es ihm möglich, nicht allein für die leiblichen Bedürfnisse seiner Familie zu sorgen, sondern auch seine ältesten Kinder früh in eine gute Schule zu schicken. Wenn Frau Babette Dupont manchmal meinte, es sei doch noch fast zu früh, um die lieben Kleinen schon dem Schulzwange zu unterwerfen, oder, man könnte wenigstens eine wohlfeilere Schule wählen, damit ihr guter Pierre sich doch nicht gar zu sehr abzuquälen brauche, erwiederte Dupont gewöhnlich:

„Laß es nur gut sein, Babette! jetzt bin ich noch jung und rüstig, und ich arbeite gern. Die Stunden, die ich über die gewöhnliche Arbeitszeit in der Fabrik zubringe, werden einst meinen Kindern von unberechenbarem Nutzen sein; denn sie verschaffen ihnen das Beste, was man dem Menschen auf seinen Lebensweg mitgeben kann, eine gute Erziehung."

Da schwieg dann gewöhnlich Babette, denn sie liebte ihre Kleinen ja ebenfalls mit treuer Mutterliebe, und wenn dann Pierre am Abend auch wieder viel später heimkehrte, als die übrigen Arbeiter, so murrte sie nicht, sondern sorgte, daß es ihm recht behaglich wurde in der kleinen Wohnung, und er das einfache Mahl, das ihre Hände ihm bereitet, mit Ruhe und Freudigkeit genießen konnte. Die Kinder waren dann gewöhnlich schon lange zur Ruhe gegangen; aber bevor der gute Vater selbst sein Lager aufsuchte, ging er noch an das Bett

der Kinder, freute sich ihres ruhigen Schlafes, ihrer rosigen, blühenden Gesichter und erflehte den Segen des Herrn für sie, und erst wenn dies geschehen, gönnte er sich die ihm so nöthige Nachtruhe. Am andern Morgen aber, ehe er zur Fabrik ging, war es seine größte Freude, die Kleinen um sich zu versammeln, und mit ihnen zusammen das einfache, nur aus Milch und Brod bestehende Frühstück einzunehmen. Hatte er dann die beiden ältesten, einen Knaben und ein Mädchen, ermahnt, in der Schule recht fleißig und gehorsam zu sein, dann ging er mit rüstigen Schritten der Fabrik zu, um sein schweres Tagewerk wieder zu beginnen, und wenn in den heißen Sommertagen in der eingeengten Luft des Fabrikgebäudes der Schweiß in großen Tropfen von seiner Stirne rann, blieb er doch immer heiter, und wenn die anderen Arbeiter mißmuthig drein schauten oder auch wohl einen Fluch zwischen den Zähnen murmelten, summte er ein Liedchen und gedachte seiner Lieben daheim im stillen Hause, für die er arbeitete und sich abmühte. Jede Mühe schien ihm dann leicht, und heiter und freundlich sprach er wohl den verdrossenen Mitarbeitern zu oder erzählte in den Ruhestunden irgend einen Schwank, der die Traurigen erheiterte und die Verdrießlichen zum Lachen zwang. Dafür hatten denn auch alle Arbeiter den guten, stets zufriedenen Pierre Dupont herzlich lieb, und selbst der Herr der Fabrik zeichnete ihn aus und behandelte ihn mit größerem Wohlwollen als die anderen Männer, die nur arbeiteten, um zu leben, und nur zu oft ihren Wochenlohn in den Schenken verspielten und vertranken, während daheim die Ihrigen im Elende schmachteten.

Als Herr Givors, so hieß der Besitzer der Fabrik, den fleißigen Arbeiter eines Abends noch bei der Lampe zeichnend fand, sagte er: „Dupont, Sie hätten ein Maler werden sollen, Sie haben alle Anlagen dazu."

„Wär's auch gern geworden, lieber Herr," erwiederte Pierre Dupont mit einem schmerzlichen Lächeln; „allein dazu fehlten meinen Eltern die Mittel, habe von Kindsbeinen an in den Fabriken arbeiten müssen."

„Aber haben Sie denn nie Unterricht gehabt?" fuhr Herr Givors fort, „Sie zeichnen so hübsche Muster, daß meine Werkführer sich ihrer oft bedienen und mir Ihre Geschicklichkeit nicht genug rühmen können."

„Nein, lieber Herr," sagte Pierre erröthend, „ich habe niemals Unterricht gehabt; was ich zeichne, das habe ich mir so abgesehen, und wenn ich den Bleistift nur erst in der Hand habe, schweben mir alsbald allerlei Schnörkel, Figuren oder Blumengewinde vor den Augen, die ich dann, so gut wie's geht, auf's Papier bringe."

„Aber Sie sollten sich jetzt noch dem Zeichnen und Malen ausschließlich widmen," sagte Herr Givors, der indessen die Arbeit des bescheidenen Mannes aufmerksam betrachtet hatte, „Sie haben entschiedenes Talent."

„Jetzt ist es wohl zu spät dazu," erwiederte mit einem Seufzer Dupont; „ich bin zu alt, und die Finger sind zu steif, um etwas Ordentliches zu leisten. Aber mein Aeltester, mein Adolph, der soll, will's Gott, ein Zeichner und Maler werden; denn wenn der seine Schularbeiten gemacht hat, hascht er nach jedem Stückchen Papier, um darauf irgend eine Figur zu kritzeln, und findet er kein Papier, so zeichnet er mit einem Stöckchen Häuser und Bäume in den Sand, die recht artig aussehen, oder er bemalt Tisch und Wände mit Kohle, zum großen Aerger seiner Mutter."

„Hat der Knabe wirklich Talent, so will ich Ihnen gern zu seiner Ausbildung behülflich sein," sagte wohlwollend Herr Givors und ging dann, um auch nach den andern Arbeitern zu sehen.

Als Pierre nach Hause kam, erzählte er seiner Babette die Unterredung, die er mit dem Fabrikherrn gehabt hatte, und Beide freuten sich gemeinsam der Aussicht, die sich für ihr geliebtes Kind eröffnete.

„Für den Einen wäre also schon gesorgt," sagte Babette, indem sie die braunen Locken des eifrig aufhorchenden Adolph streichelte. „Louison wird eine geschickte Arbeiterin werden, denn sie führt schon jetzt die Nadel mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit und wird sich ihr Brod als Nähterin oder Schneiderin leicht verdienen; denn Lyon ist groß, und geschickte Hände werden überall gesucht. Was aus unserem kleinen dicken Victor und meinem zarten Annettchen werden wird, das muß freilich die Zeit lehren; doch der himmlische Vater wird auch hier sorgen." Sie drückte bei diesen Worten die kleine Annette an ihre Brust, und ließ die blonden Locken des Kindes spielend durch ihre Finger gleiten.

„Sieht sie nicht aus, wie einer der Engel auf dem Altarbild

im Dome?" sagte sie darauf, zu ihrem Manne gewendet, „nur daß sie viel zarter und schöner ist, als der bausbackige Engel."

„Frau, Frau," sagte kopfschüttelnd Dupont, „Du treibst ja fast Abgötterei mit dem Kinde, und das ist eine Sünde, die der Herr straft."

„Wie Du nur so reden kannst, Pierre!" rief ärgerlich Frau Babette, „gibt der Herr uns nicht alle guten Gaben, daß wir uns ihrer freuen sollen? und gibt es für eine Mutter etwas Schöneres, etwas Besseres, als so ein liebes herziges Kind? Sieh, ich würde mit Freuden mein Leben lassen für dies Kind, und Du gewiß ebenfalls."

„Ich würde mein Leben lassen für jedes meiner Kinder," erwiederte Pierre mit einem leisen Anflug von Unwillen, „und ich bin überzeugt, in der Stunde der Noth würdest auch Du keinen Unterschied machen, wie Du ihn jetzt leider zu machen scheinst."

„Gewiß nicht, Pierre!" rief die Mutter, indem sie die ältesten Kinder stürmisch in ihre Arme preßte und dann ihren Mann umschlang. „Sieh, ich liebe, wie Du, jedes meiner Kinder gleich zärtlich, und wenn ich Annette vorzuziehen scheine, so ist es nur, weil sie in ihrer Hülflosigkeit und Schwäche noch am meisten der Mutterpflege bedarf."

Während dieser Unterredung der Eltern hatten die Kinder sich entfernt, um in dem Hausflur zu spielen. „Ich werde dereinst ein Maler," sagte Adolph stolz, „der Vater hat es gesagt!" und um ja keine Zeit zu verlieren, holte er schnell aus der Küche eine ausgelöschte Kohle und fing an, mit diesem einfachen Material die Thüren eifrig zu bemalen.

„Ich werde eine Schneiderin oder eine Putzmacherin," sagte Louison, indem sie einige bunte Läppchen mit einem dicken Faden zusammenzufügen sich bestrebte.

„Und du, dicker Victor, was wirst denn du?" fragte Adolph den Bruder, der ruhig seinen Kreisel drehte.

„Ich werde ein General," erwiederte der Knabe, „und klein Nettchen wird eine vornehme Dame."

Die beiden Kinder lachten. „Er hat nicht Unrecht," meinte Adolph, indem er sich bemühte, mit seiner Kohle ein menschliches Gesicht auf die noch freie Thürwand zu malen; „Nettchen ist so zart und fein, wie vornehmer Leute Kinder es gewöhnlich sind, sie könnte schon eine Dame werden; allein wie der Dicke da ein General wer-

den will, das möchte ich wohl erleben!“ Nach diesen Worten wollte er in seiner Beschäftigung fortfahren, allein die Wanduhr in der Stube schlug das dritte Viertel, die Schulstunde nahte heran, und eilig warf Adolph die Kohle fort, um nach seinen Schulbüchern zu greifen. Auch Louison brachte ihre Nadel und ihre bunten Fleckchen in sicheren Verwahrsam, um dem Beispiele des Bruders zu folgen.

„Nun geht ihr wieder fort,“ sagte betrübt Victor, „und ich muß allein spielen! Ich wollte, ich könnte auch schon in die Schule gehen!“

„Möchte dir jetzt wohl noch nicht so recht munden!“ rief lachend Adolph, indem er aus der Hausthüre sprang. „Das Stillsitzen ist eben nicht deine Sache!“

„O, ich werde auch stillsitzen lernen!“ rief der Knabe; allein die Geschwister hörten es nicht mehr, denn sie waren schon ein Stück die Straße hinabgeeilt, um noch vor dem Stundenschlage in die Schule zu gelangen.

Auch Dupont nahm seinen Hut, um in die Fabrik zu gehen, und Babette gab ihm das Geleite bis zur Thüre. Aber wie erschrak die gute Frau, als sie auf den Hausflur trat! „Ei,“ rief sie, „da habe ich erst diesen Morgen alle Thüren sauber und rein gewaschen, und nun hat der Adolph sie wieder alle mit Kohle bemalt, und die theure Seife ist abermals verschwendet!“

„Laß es gut sein, Babette!“ tröstete Dupont, „sieh nur, welche hübsche Blumen der Junge gezeichnet hat, und hier, ja wahrhaftig hier ist ein menschliches Gesicht, die Züge sind ganz deutlich zu erkennen.“

„Das ist Nettchen,“ sagte Victor, und Frau Babette sprang eilig hinzu, um das Conterfei ihres Lieblings in der Nähe zu betrachten. Sie hatte schnell den Verlust von Zeit und die theure Seife vergessen, und behauptete ebenfalls, eine Aehnlichkeit zu finden.

Pierre Dupont lächelte und sagte gutmüthig: „Ja, ja, ein menschliches Gesicht ist es, das kann man sehen, und dieß genügt mir für's Erste; denn es ist immer ein Beweis für das Talent des Knaben, und mehr bedarf es für jetzt noch nicht.“ Er küßte dann die Kinder, streichelte gutmüthig die Wange seiner Frau und eilte der Fabrik zu, während Frau Babette die kleine Annette dem dicken Victor zu beaufsichtigen gab, und geduldig das erst eben vollendete Geschäft

des Thürwaschens wieder aufnahm. Adolph hatte indessen in der Schule allen seinen Spielgefährten mitgetheilt, daß er ein Maler werden würde. Die Knaben lachten ihn aus und meinten, er würde ein Fabrikarbeiter werden, wie sein Vater einer sei, und wie sein Großvater einer gewesen sei. Adolph fühlte sich dadurch beleidigt; doch nahm er sich zusammen und sagte anscheinend ganz gleichgültig: „Ich werde aber dennoch ein Maler werden; mein Vater hat es gesagt, und was er sagt, das hält er.“ Als er aber am Abende die Schule verließ, und die Knaben lachend hinter ihm herriefen: „Gute Nacht, großer Maler, zweiter Raphael!“ da kränkte ihn dieser Spott so sehr, daß er unwillkürlich in Thränen ausbrach und heftig schluchzend dahin schritt.

„Was fehlt dir, Adolph Dupont? warum weinst du so?“ fragte plötzlich eine milde Stimme, und als der Knabe beschämt aufblickte, sah er in das fragende Gesicht des Herrn Givors, den ein Geschäft nach La Guillotière geführt hatte. Adolph kannte den Fabrikherrn wohl, denn er hatte seinen Vater zuweilen in der Fabrik besucht, wo Herr Givors sich öfters aufhielt, um durch seine Gegenwart die Arbeiter anzufeuern oder durch freundlichen Zuspruch ihren guten Willen rege zu erhalten. Beschämt wischte der Knabe sich die Thränen ab und sagte stockend: „Sie haben mich in der Schule verspottet, und das hat mir so weh gethan!“

„Was haben sie denn gesagt?“ fragte gütig Herr Givors. Adolph erzählte nun, wie er gehört, daß der Vater gesagt, er solle ein Maler werden, und als er nun voll Freude dieß seinen Mitschülern erzählt habe, hätten sie seiner gespottet und gesagt, er würde nichts Anderes werden als ein Fabrikarbeiter, wie sein Vater einer sei, und sein Großvater einer gewesen sei.

„Und würdest du dich schämen, ein Fabrikarbeiter zu sein?“ fragte sehr ernst Herr Givors, „erscheint dir der Stand deines Vaters und Großvaters so gering, daß schon der Gedanke, ihn wählen zu müssen, dir Thränen erpreßt? Der Stand des Fabrikarbeiters, mein Sohn, ist ein ebenso achtbarer Stand als jeder andere, und der Fabrikarbeiter, der treu seine Pflicht erfüllt und dabei ein ruhiger Bürger, ein treuer Hausvater ist, steht in meiner Achtung höher als mancher Künstler und Gelehrte, welcher, stolz auf sein Wissen, oft hochmüthig auf den armen Arbeiter herabsieht, der in seiner Berufstreue,

in seinem bescheidenen, aber ununterbrochenen Wirken oft dem Staat ein nützlicheres Glied ist als jene eingebildeten Menschen, die den eigenen Werth oft viel zu hoch anschlagen. Die meisten deiner Mitschüler sind Kinder von Handwerkern oder Fabrikarbeitern, deine Erzählung, daß du ein Künstler werden wollest, schien ihnen eine Anmaßung; deßhalb führten sie dich darauf zurück, daß du ihnen in Allem gleich stehest. Laß dir daher den Schmerz, den du jetzt empfindest, als eine Warnung dienen, dich nie wieder über deine Mitschüler erheben zu wollen; denn die Strafe folgt auf dem Fuße."

„Ach, ich habe mich ja nicht über sie erheben wollen!" rief laut schluchzend der Knabe, „ich theilte ihnen ja nur meine Freude mit, und es that mir so leid, daß sie nicht glauben wollten, ich könnte ein Maler werden."

„Ich glaube dir gern, daß du sie nicht absichtlich beleidigt hast," erwiederte gütig Herr Givors; „allein man muß auch den Schein jeder Anmaßung meiden; denn man wird nur zu leicht mißverstanden, und eine Anmaßung ist es, wenn man sagt: ‚Ich will dieß oder das werden!' bevor man weiß, ob man die Fähigkeiten oder das Talent dazu hat. Doch nun komm und laß uns zu deinem Vater gehen, mit dem ich zu sprechen habe, und trockne deine Thränen, damit der Vater sich nicht kränke über deine Thorheit." Adolph befolgte schnell den Rath des gütigen Herrn und nahm sich vor, ganz nach seiner Weisung zu handeln.

Ehrerbietig bewillkommte Dupont Herrn Givors und fragte, das Käppchen in der Hand, nach dessen Befehlen.

„Ich komme, um mir die Zeichnungen Ihres Adolph anzusehen," erwiederte der Fabrikbesitzer; „der Knabe wächst heran, und hat er wirklich Talent zum Zeichnen und Malen, so bin ich gesonnen, ihm schon jetzt einige Unterrichtsstunden geben zu lassen."

Mit dankbarer Rührung holte Pierre Dupont Alles herbei, was er von des Knaben Arbeiten auffinden konnte, ohne ihn selbst darnach zu fragen, was Herr Givors vermieden wissen wollte, um nicht vergebliche Hoffnungen in der Brust des Kindes zu erwecken. Frau Babette bedauerte nun gar sehr, daß sie die schwarz bemalten Thüren so schnell wieder rein gewaschen hatte; denn ihr schien es, als wenn ihr Adolph nie schönere Sachen gezeichnet hätte als gerade heute auf den eben abgewaschenen Thüren, und das menschliche Antlitz, dem sie

hartnäckig eine Aehnlichkeit mit ihrem Nettchen beilegte, schien ihr ein so unwiderleglicher Beweis von dem Talente ihres Sohnes, daß sie es nur mit Ueberwindung entfernt hatte und jetzt ganz untröstlich war, daß jede Spur davon verschwunden war.

„Hätten Herr Givors nur das Bild von Nettchen gesehen," sagte sie, zu dem Fabrikherrn tretend, der aufmerksam die bemalten Papierschnitzel betrachtete, „es war so ähnlich! man konnte das Kindchen gleich erkennen. Ich bin wirklich untröstlich, daß ich es weggewaschen habe; allein ich konnte doch die Thüren nicht so unsauber lassen."

Herr Givors lächelte über den Glauben der Mutter, die aus einigen auf's Gerathewohl hingeworfenen Linien das Gesicht ihres Lieblings erkennen wollte; doch mochte er ihre Meinung nicht bestreiten und sagte daher nur: „Lassen Sie es gut sein, Frau Dupont! was ich hier sehe, genügt mir, und ich werde Ihrem Adolph wöchentlich einige Stunden von einem geschickten Zeichnenlehrer geben lassen."

Dupont und Babette sprachen tief gerührt ihren Dank aus, und Herr Givors verließ ihr Haus mit dem schönen Bewußtsein, ein paar Glückliche gemacht zu haben, — ein Bewußtsein, das sich ein Jeder leicht verschaffen kann; denn nicht immer sind große Geschenke oder andere Unterstützungen nöthig, um das Herz des Armen zu erfreuen: ein theilnehmendes, freundliches Wort thut oft mehr als eine Geldspende, und dieß freundliche Wort, diese Theilnahme an seinem Schicksale kann ja ein Jeder dem Bedürftigen gewähren, der selbst ein fühlendes Herz in der Brust trägt. Glauben wir nur ja nicht, daß wir Alles gethan haben, wenn wir den Nothleidenden ein Stück Geld reichen. Das Herz des Menschen verlangt nach Theilnahme, nach dem Gefühle der Gleichstellung, und das können wir dem Armen nur geben, wenn ein freundliches Wort die Gabe begleitet, und wir ihm zeigen, daß er uns als Mensch gleich steht, daß sein Schicksal uns bewegt, sein Schmerz unser Mitgefühl erregt, daß wir in ihm den leidenden Bruder, nicht den überlästigen Bettler sehen. Diese Wohlthat kann auch der Unbemittelte dem Armen erweisen; denn die kleine Gabe, die er reicht, wird zum wohlthuenden Balsam durch die Art und Weise, wie er sie gibt. Herr Givors gehörte zu den Menschen, die es verstehen, das Herz zu rühren und Wohlthaten zu spenden, die nicht zur Demüthigung werden, und so folgten ihm denn laute

Segenswünsche aus dem Hause des Arbeiters, wo sein Kommen stets freudebringend war.

Adolph erhielt nun wöchentlich zwei Zeichnenstunden, was sich sehr gut mit seinem Schulunterrichte vertrug; denn da am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag keine Schulstunden waren, so hatte Herr Givors diese Zeit zu dem Zeichnenunterrichte gewählt. Der bedachtsame Mann wollte nicht, daß der Knabe etwas ihm vielleicht Nützlicheres oder Nöthigeres darüber versäumte, da man ja noch nicht mit Bestimmtheit wußte, ob Adolph wirkliches Talent zum Zeichnen hatte. Zwar schien dies nach seinen kleinen, ohne Anweisung gefertigten Arbeiten so; allein man findet nur zu oft, daß Kinder die Lust verlieren, wenn sie das, was sie spielend getrieben haben, als ernstes Studium treiben sollen.

Adolph ging mit lebhafter Freude in die erste Zeichnenstunde; aber durch die Neckereien seiner Mitschüler belehrt, hütete er sich wohl, in der Schule davon zu sprechen. Hier nannte man ihn zwar eine Zeit lang noch den großen Maler, den zweiten Raphael; da Adolph diese Neckereien aber mit gutmüthiger Freundlichkeit hinnahm und niemals böse darüber wurde, sondern nur lachte, so hörte alles Necken und Sticheln bald auf, und das sonstige gute Einvernehmen ward in kurzer Zeit wieder hergestellt.

Nicht allein auf Adolph erstreckte sich die Fürsorge des guten Herrn Givors: er hatte Louison bemerkt, die bei seinem Besuche fleißig nähend in einer Ecke saß und ihre Augen kaum von der Arbeit wegwendete. Die Emsigkeit der Kleinen fiel ihm auf, und als er am andern Morgen mit den Seinen beim Frühstücke saß, erzählte er den Kindern von der Familie des armen Fabrikarbeiters, in dessen ärmlicher Wohnung Alles so sauber und nett gewesen sei, und wo ein eben aus der Schule zurückgekehrtes kleines Mädchen emsig die Nadel geführt habe und anscheinend schon recht hübsch nähe. „Ich wollte, ich sähe dich auch so mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, mein Lottchen,“ sagte er zu seinem achtjährigen Töchterchen, die es gewöhnlich vorzog, mit ihren Brüdern in dem hinter dem Hause befindlichen Garten herumzuspringen, statt wie andere kleine Mädchen mit ihren Puppen zu spielen.

Frau Givors war aufmerksam geworden und schien über etwas nachzudenken. „Es wäre vielleicht ein Sporn für unsere Charlotte,

fleißiger zu sein und sich mehr mit Handarbeit zu beschäftigen," sagte sie nach einer Pause, „wenn wir die kleine Louison Theil an dem Unterrichte in weiblichen Arbeiten nehmen ließen, den unser Töchterchen erhält. Ich habe schon oft daran gedacht, Lottchen eine Mitschülerin gerade in diesem Fache, das ihr am wenigsten zusagt, zu geben; denn nichts hilft bei Kindern mehr, als ein gutes Beispiel. Wenn Du daher meine Ansicht theilst, lieber Givors," fuhr sie zu ihrem Manne gewendet fort, „so denke ich in den nächsten Tagen nach La Guillotière zu gehen, und entspricht das Kind meiner Erwartung, und Du gestattest es mir, so mag sie künftig die Strick- und Nähstunden unseres Lottchens theilen."

Herr Givors war sehr erfreut über den Gedanken seiner Frau und ertheilte gern seine Erlaubniß dazu, und schon am nächsten Tage hielt ein eleganter Wagen vor Dupont's Wohnung, aus dem eine schön und geschmackvoll gekleidete Dame stieg. Es war an einem Sonntag, und Frau Dupont, die eben mit Mann und Kindern aus der Kirche heimgekehrt war, machte große Augen, als sie die glänzende Equipage sah. Da in dem Hause nur lauter Arbeiter oder sonst unbemittelte Leute wohnten, so glaubte sie, der Kutscher hätte sich in der Hausnummer geirrt und rief ihren Mann herbei, damit dieser ihn zurechtwiese.

„Sieh nur, Pierre," sagte sie, „sieh nur den schönen Wagen! gewiß ist der Kutscher vor das unrechte Haus gefahren; geh' doch hinaus und frage, wohin er will, damit die Dame nicht vergebens aussteigt! die Straße ist so schmutzig und von dem gestrigen Regen noch so naß."

Pierre wollte zur Thüre eilen; aber als er schnell einen Blick durch das Fenster warf, rief er: „Das ist Herrn Givors Wagen, und die schöne Dame, die eben aussteigt, ist seine Gattin. Komm, laß uns ihr entgegen gehen!"

Frau Dupont warf eilig die Küchenschürze ab, die sie über ihr sonntägliches Kleid gebunden hatte, weil sie eben ihr einfaches Mittagsmahl bereiten wollte, und eilte mit Pierre dem unerwarteten Besuch entgegen. Sie fanden Frau Givors schon unter der Hausthüre, und nachdem sie in das Zimmer getreten war, sagte sie ihnen freundlich, daß nach Allem, was ihr Mann ihr von der Familie Dupont erzählt habe, der Wunsch in ihr rege geworden sei, die persönliche Bekanntschaft so braver Leute zu machen.

„Ihr Besuch ehrt uns hoch, Madame," erwiederte Dupont, indem er, sein Mützchen unter dem Arme, die Thüre seiner bescheidenen Wohnung öffnete, während Frau Dupont, durch den vornehmen Besuch ganz aus der Fassung gebracht, sich in zahllose Knixe ergoß, und vor Freude und Ueberraschung kein Wort hervorbringen konnte.

Frau Givors ließ ihr Auge schnell über alle Gegenstände streifen, als sie in die Stube trat, welche ärmlich aber sehr sauber aussah. Das wenige Hausgeräth stand wohlgeordnet, jedes Stück an seinem Platze, und auf den Tischen und Stühlen zeigte sich kein Stäubchen, so sorgsam waren sie gebürstet und polirt. An dem einen Fenster saß Adolph und zeichnete emsig, während Louison, ihm gegenüber, an demselben Tische die Garderobe ihrer Puppe zu ordnen sich bestrebte, und Victor, wie gewöhnlich, in dem Hausflur seinen Kreisel trieb. Von Neugierde getrieben verließ er indessen schnell sein sonst so geliebtes Spielzeug, um der schönen Dame in die Stube zu folgen, wo er ihr seidenes Kleid, ihren Federhut und ihren kostbaren Shawl besser sehen konnte. Auch die anderen beiden Kinder hatten sich von ihren Stühlen erhoben und betrachteten aufmerksam die schöne Fremde. Doch blieben sie in ehrerbietiger Entfernung; denn ihre Eltern hatten ihnen gelehrt, daß es nicht schicklich sei, fremden Personen zu nahe zu treten.

„Sie wohnen hier recht hübsch, Frau Dupont," sagte Frau Givors, indem sie sich wohlgefällig im Zimmer umsah, „und Alles ist so reinlich und sauber, daß man mit Vergnügen hier weilt. Sind das Ihre ältesten Kinder?" fragte sie, auf Adolph und Louison zeigend.

„Ihnen zu dienen, Madame, und hier, dieser Dicke ist unser dritter."

„Ich dächte, mein Mann hätte mir von zwei kleinen Mädchen gesprochen," fuhr Frau Givors fort, indem sie im Zimmer umher blickte, und gerade als Antwort auf ihre Frage schallte eben Aennchens helle Stimme aus der nahen Kammer herüber. Die Kleine hatte eben ihren Mittagsschlaf vollendet und rief mit ihren Schmeicheltönen: Mama, Mama! „Gehen Sie schnell, Frau Dupont," rief Madame Givors, „damit ich die Kleine auch sehe! Ihr guter Mann und die Kinder leisten mir einstweilen Gesellschaft."

Als Frau Dupont sich entfernt hatte, ließ Madame Givors sich die Arbeiten der Kinder zeigen. Sie lobte Adolphs Zeichnungen, die

wirklich schon recht artig waren, und als sie Louisons Nähterei betrachtet hatte, sagte sie zu Dupont gewendet: „Ihre Louison führt die Nadel schon recht hübsch, doch fehlt es ihr an gehöriger Unterweisung; Ihre Frau ist mit den kleinen Kindern und mit der Führung des Haushaltes zu sehr beschäftigt, als daß sie die gehörige Aufmerksamkeit auf die Arbeit des Kindes wenden könnte. Wie wäre es, wenn Sie Louison gestatteten, mit meinem Lottchen die Stunden zu theilen, welche diese von einer sehr geschickten Lehrerin in weiblichen Arbeiten erhält? Lottchen ist ein sehr lebhaftes Kind; der stete Umgang mit ihren Brüdern hat sie etwas ausgelassen und wild gemacht, so daß jede Arbeit, die sie nöthigt, still zu sitzen, und die dabei nur mechanisch ist, ihr wenig behagt. Ihre Louison ist ein fleißiges, stilles Kind; sie würde Charlotten als Vorbild dienen, dem sie um so lieber folgen würde, als Louison einige Jahre vor ihr voraus hat. Sie würden mir daher einen wirklichen Gefallen erzeigen, mein guter Dupont, wenn Sie meiner Bitte Gehör geben wollten."

Pierre Dupont stand mit gefalteten Händen, und große Thränen zitterten in seinen Augen. „O, Madame," rief er, „wie gut verstehen Sie es, eine Wohlthat, die Sie spenden, in das Gewand eines zu erfüllenden Wunsches einzukleiden! Was könnte nützlicher für unsere Louison sein, als wenn Sie ihr gestatten, die Unterrichtsstunden von Fräulein Charlotte zu theilen? Das Kind hat keine hervorstechenden Geistesgaben; allein sie hat mechanische Fertigkeit und wird eine geschickte Arbeiterin werden und sich so ihr Brod sehr gut verdienen. Nur war es mir oft ein Kummer, daß ich bei aller Anstrengung dennoch nicht im Stande war, so viel zu verdienen, um ihr die gehörige Anweisung auch in diesem Fache des Wissens geben zu lassen. Möge der gütige Gott Ihnen Ihre Mildthätigkeit tausendfach vergelten, gute gnädige Frau, und möge Louison sich Ihrer Güte immer würdig zeigen!"

Während dieser Zeit war Frau Dupont mit der kleinen Annette auf dem Arm aus der Kammer getreten, und Pierre berichtete ihr voll Freude, wie gütig Frau Givors gegen ihre Louison gesinnt sei. Babette küßte dankend das Kleid der Dame, und helle Freudenthränen stürzten aus ihren zum Himmel erhobenen Augen. „Wie kann meine Louison, wie können wir Eltern jemals vergelten, was Sie für uns thun, Madame!" rief sie schluchzend, „nur Gott kann Ihnen und Ihrem

verehrten Gatten lohnen, und gewiß — er wird es thun! Wir aber," fuhr sie fort, indem sie die Hand betheuernd auf's Herz legte, „wir wollen täglich für Sie beten, und der Allmächtige wird unser Gebet erhören, er wird alles Unglück von Ihnen und Ihrem Hause fern halten und seinen reichsten Segen über Sie und die Ihrigen ausschütten."

Während dieser Rede sah Frau Givors mit Bewunderung auf das Kind, welches Babette auf dem Arme trug. Die Kleine schaute mit ihren großen dunkelblauen Augen so vernünftig drein, als verstände sie jedes Wort der tief bewegten Mutter, und freundlich lächelnd blickte sie auf die fremde Dame, die ihrerseits nicht satt werden konnte, das Engelsköpfchen zu betrachten, um dessen zartes, wie von einem Rosenschimmer angehauchtes Gesichtchen sich blonde Locken ringelten.

„Ist das Ihr Kind, Frau Dupont?" fragte Frau Givors, nachdem sie Babette freundlich die Hand gereicht und sie versichert hatte, daß Louisons Gesellschaft für ihr Lottchen von großem Nutzen sein würde. „Ist das Ihr Kind?"

„Ihnen zu dienen, Madame, mein jüngstes," erwiederte mit einigem Stolze Babette.

„Das ist ja ein wahres Engelsbild!" rief Frau Givors, indem sie versuchte, die Kleine von dem Arme der Mutter zu nehmen; „wird die Kleine wohl zu der fremden Frau gehen?"

„Annettchen ist nicht blöde und ängstlich," sagte Pierre Dupont, und wirklich ließ das Kind sich ruhig vom Arme der Mutter nehmen und spielte lächelnd mit der langen Feder, die von dem Hute der Frau Givors herabhing.

Besorgt wollte Babette die kleine Unbescheidene zurücknehmen, allein Frau Givors rief: „Lassen Sie die Kleine, gute Babette, und wenn sie mir zehn solcher Federn zerbräche, ich könnte nicht böse auf sie werden!"

Nachdem die freigebige Dame Babetten ein ansehnliches Geldgeschenk für ihre Kinder eingehändigt hatte, stieg sie, von den Segenswünschen der Familie begleitet, wieder in ihren Wagen, und die munteren Rosse entführten sie schnell den Augen der Eheleute, die ihr wie einer wohlthätigen Erscheinung noch lange nachblickten. Als sie endlich in ihr kleines Zimmer zurückgekehrt waren, sagte Babette mit freudiger Rührung: „Da wären ja nun zwei von unsern Kindern so

gut wie versorgt, und Du brauchst Dich nun nicht mehr so zu quälen, mein armer Pierre!"

„Ich werde deßhalb doch nicht feiern," erwiederte Dupont; denn wenn die Freigebigkeit meines Brodherrn selbst so weit ginge, daß er für alle Bedürfnisse der beiden Kinder Sorge tragen wollte, so blieben uns ja immer noch zwei, für die wir sorgen müßten, und ein Sparpfennig in der Noth ist eben auch nicht zu verachten."

So arbeitete Pierre Dupont denn mit demselben Fleiße wie bisher fort, und ertrug mit freundlicher Gutmüthigkeit die Neckereien der Fabrikarbeiter, welche meinten: seit der Kaiser so viel Glück habe, sei er geizig geworden. „Kaiser" nannte man Dupont scherzweise in der Fabrik wegen seiner nicht zu verkennenden Aehnlichkeit mit den Mitgliedern der Napoleonischen Familie, und wenn gleich er selbst diese Aehnlichkeit nicht entdecken konnte, so mußte er sich doch den Titel gefallen lassen, der bald in der Fabrik so gewöhnlich wurde, daß man ihn fast nicht anders nannte, und jeder Arbeiter wußte, wer gemeint war, wenn es hieß: der Kaiser soll dieß oder jenes thun. Im Anfang war Dupont dieser Titel, den ihm ein eben aus Paris kommender Arbeiter zuerst zugetheilt hatte, wohl unangenehm gewesen; nach und nach hatte er sich aber daran gewöhnt und sich nur vorbehalten, daß man ihn nie mit diesem Namen anreden dürfte. „Ich will mich nur mit meinem ehrlichen Namen genannt wissen," hatte er einst sehr ernst gesagt, als ein Arbeiter ihn „Kaiser" rief, und seitdem hatten Alle, wie nach Verabredung, in unmittelbarer Anrede ihn stets Dupont genannt. Nichtsdestoweniger aber hieß er stets der „Kaiser", wenn man von ihm sprach, und selbst in seiner Gegenwart blieb man dieser einmal angenommenen Gewohnheit treu. So hieß es denn auch jetzt, wenn Pierre am Abend nicht mit den Kameraden die Fabrik verließ: „der Kaiser will wieder nachsitzen, er wird alle Tage geiziger!" Pierre lächelte, arbeitete er doch für Weib und Kinder, sollte doch sein Fleiß ihre Zukunft sicher stellen, und wenn gleich der Geiz dem Herzen des guten Mannes fremd war, so steckte er doch jeden ersparten Thaler mit recht herzinniger Freude in die Blechbüchse, die er sich zu diesem Zwecke gekauft hatte; denn diese durch seine Mühe und Arbeit erworbenen Thaler sollten dereinst das Fortkommen seiner von ihm so innig geliebten Kinder begründen helfen.

Wenige Tage nach dem Besuche der Frau Givors in der Vorstadt

La Guillotière stand Frau Dupont an ihrem Schranke und wählte unter Louisons kleiner Garderobe die passendsten Stücke heraus, denn das Kind sollte heute zum Erstenmale die Unterrichtsstunden mit der Tochter des reichen Fabrikbesitzers theilen. „Sei auch hübsch artig und folgsam, meine Louison!“ sagte die besorgte Mutter, „und wenn das kleine Fräulein auch zuweilen etwas eigensinnig sein sollte, so mußt du nachgeben; denn du bist die Aeltere, also auch die Verständigere, und die Verständigen geben immer nach.“

Louison versprach, den Rath der Mutter zu befolgen, und ging mit ängstlich klopfendem Herzen dem Hause des reichen Mannes zu, das sie früher noch nie betreten hatte. Als sie dem Portier ihren Namen nannte, ward sie in das Zimmer der Frau Givors geführt, die ihr freundlich entgegentrat, sie bei der Hand nahm und sie versicherte, daß Charlotte sich sehr auf die neue Mitschülerin freue.

Durch diesen gütigen Empfang etwas beruhigt, wagte Louison sich in dem schönen Zimmer umzuschauen, wo ihr Alles Staunen und Bewunderung erregte. Vor den Fenstern hingen schwere dunkelrothe Vorhänge von Seidendamast, unter denen breite, schöngestickte weiße Kanten hervorsahen, was das Erstaunen der Kleinen besonders erregte, die gar nicht begriff, weßhalb man doppelte Vorhänge vor ein und dasselbe Fenster gehängt habe. Die Möbel waren mit dem nämlichen schweren Seidenstoff überzogen, und es standen deren so viele in dem einen Zimmer, daß Louison erst glaubte, man habe die anderen Zimmer ausgeräumt und einstweilen Alles hierher so mitten in der Stube hingestellt. Aber auch später, als sie begriff, daß die Mode eine solche Menge von Sophas, Chaises longues, Tabourets und Lehnsessel verlangte, konnte sie es nie begreifen, daß man sich einem Gebrauche willig fügte, der ihr so nutzlos und dabei so unbequem erschien. Jetzt aber glaubte sie, wie schon gesagt, daß nur zufällig Alles hier so neben einander stände, und freute sich, so viele schöne Sachen auf einmal sehen zu können. An den Wänden hingen schöne Gemälde in schweren breiten Goldrahmen, und von der Decke herab schwebte ein prächtiger Kronleuchter, an dessen wie Gold glänzenden Armen Kristallglocken hingen, die im Lichte der Sonne, das durch die rothen Vorhänge drang, in allen Farben schimmerten.

Frau Givors betrachtete lächelnd den wechselnden Ausdruck auf dem Gesichte des Kindes; aber fast erschrak sie, als Louison plötzlich

ganz blaß wurde und einen leisen Schrei ausstieß. „Was fehlt dir, mein Kind?“ fragte sie gütig, und mit hochrothen Wangen stotterte Louison ganz beschämt: „Ach verzeihen Sie, Madame, aber ich glaubte mein eigenes Bild zu sehen, und als es sich bewegte, erschrak ich so heftig. Ich sehe nun wohl,“ fügte sie noch tiefer erröthend, und mit der Hand nach einem großen Spiegel in breiten Goldrahmen deutend, hinzu, „ich sehe nun wohl, daß es ein Spiegel ist, und daß ich sehr albern war; allein ich hatte in meinem Leben noch keinen so großen Spiegel gesehen und hielt es wirklich erst für ein Bild.“

Frau Givors konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; doch beruhigte sie mit freundlichen Worten die Kleine und führte sie in das anstoßende Zimmer, wo Charlotte bereits mit der Lehrerin saß, die ihr Unterricht in feinen weiblichen Arbeiten ertheilte. „Hier, Charlotte,“ sagte Frau Givors, indem sie Louison an der Hand zu der Tochter führte, „hier bringe ich dir deine Mitschülerin, die du lieben wirst; denn sie ist ein gutes, fleißiges Kind. Mademoiselle Clemence,“ fuhr sie zu der Lehrerin gewendet fort, „ich empfehle dieß Kind ganz besonders Ihrer Sorgfalt und Obhut; denn ich wünsche, daß es in allen seinen Arbeiten geschickt werde. An Anlage und gutem Willen fehlt es ihr nicht, also darf ich wohl auf einen guten Erfolg rechnen.“

„Ich werde mein Möglichstes thun, Madame,“ erwiederte Mademoiselle Clemence, indem sie sich höflich vor Madame Givors verneigte und einen prüfenden Blick auf die neue Schülerin warf, „ich werde mein Möglichstes thun, und mein wird die Schuld nicht sein, wenn der Erfolg Ihren Erwartungen nicht entspricht.“

„So bin ich schon beruhigt,“ sagte lächelnd Frau Givors; „ich habe die Arbeiten des Kindes gesehen und ich denke, es wird Ihnen nicht große Mühe machen.“

Die Lehrerin sah etwas ungläubig aus und blickte fragend auf Louison, die befangen und verlegen dastand und ihr deßhalb eben nicht großes Vertrauen einflößte. Auch Charlotte sah mit Befremden auf das stille Kind; denn sie begriff in ihrer Lebendigkeit nicht, wie man so lange ruhig und schweigsam auf einem und demselben Flecke stehen konnte. Als daher ihre Mutter sich entfernt hatte, rief sie muthwillig: „komm her zu mir, kleine Louison, und stehe nicht da, als wenn du aus Stein gehauen wärest!“

„Ich bin nicht aus Stein gehauen,“ erwiederte ruhig Louison,

„allein ich erwarte den Befehl von Mademoiselle Clemence, was ich thun und wohin ich mich setzen soll."

„So ist es recht, meine Kleine!" sagte augenscheinlich befriedigt die Lehrerin, „komm hierher zu mir, ich will dir zeigen, wie du die Nadel führen mußt." Louison gehorchte, und wenngleich sie schon recht gut verstand eine Naht zu nähen, so hütete sie sich doch sorgsam, mit ihrem Wissen zu prahlen, und nahm dankbar die Unterweisung der Lehrerin an, die ihrerseits bald sehr zufrieden mit den Fähigkeiten und der Lernbegierde der neuen Schülerin war.

Auch auf Charlotte übte der stille, anhaltende Fleiß der Mitschülerin einen wohlthätigen Einfluß aus, und sie, die sonst alle Viertelstunden gefragt hatte, ob die Stunde nicht bald zu Ende sei, saß nun bald ganz ruhig; denn sie schämte sich ihrer Ungeduld und Trägheit, wenn sie Louison so eifrig arbeiten sah.

„Sage mir nur," fragte sie eines Tages, als die Lehrerin eben das Zimmer verlassen hatte, „sage mir nur, Louison, wie du eine ganze Stunde und noch darüber so ruhig sitzen kannst, ohne einmal aufzublicken von der langweiligen Nähterei?"

Louison lächelte; „aus keinem anderen Grunde," sagte sie, „als weil die Arbeit mir Freude macht. Sieh', Charlotte," fuhr sie fort, „wenn ich des Abends nach Hause komme und der Mutter meine Arbeit zeige, und sie mich dann küßt, mich ihr liebes Kind nennt und mir sagt, daß sie mit meinen Fortschritten zufrieden sei, sieh', das macht mir solche Freude, daß ich gern die ganze Nacht aufsitzen würde, und es dann im Herzen deiner Mutter noch tausendmal danke, daß sie mir gestattet hat, deine Unterrichtstunden zu theilen."

Charlotte war nachdenklich geworden; es war ihr noch nie eingefallen, ihrer guten Mutter ihre Arbeit zu zeigen, und doch schien es ihr jetzt, als müßte es sehr süß sein, sich von der Mutter so loben zu hören, wie Frau Dupont ihre Louison lobte. In der nächsten Stunde war sie sehr aufmerksam und fleißig, und Mademoiselle Clemence gab ihr zum ersten Male eine gute Censur. Schon dieß erfreute Charlotte sehr, und als sie nun durch anhaltenden Fleiß bald so weit kam, daß sie ihrer guten Mutter eine kleine Arbeit zu ihrem Geburtstage machen konnte, und als sie sah, wie sehr Frau Givors sich ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit freute, da fühlte sie sich so glücklich, wie noch nie zuvor. Dankend fiel sie am andern Tage

Louison um den Hals und erzählte ihr, welche Freude nun auch sie bei dem Lobe ihrer geliebten Mutter empfunden hätte. „Diese Freude verdanke ich dir, meine Louison," rief sie mit Thränen in den Augen; „denn du hast mich durch dein Beispiel gelehrt, wie belohnend der Fleiß ist."

Louison erwiederte herzlich die Liebkosungen ihrer kleinen Freundin und sagte weich: „ach, nun sehe ich erst recht ein, wie wahr es ist, was meine Mutter sagt, nämlich, daß der Fleiß sich stets selbst belohne, und daß wir nur dann wahrhaft zufrieden seien, wenn wir unsere Zeit nützlich verwenden."

Dupont hatte indessen so recht seine Freude an dem Fleiße seines Adolph, dessen Talent sich täglich mehr entwickelte. Einst, als Herr Givors neue Muster zur Anfertigung ganz besonders schöner Seidenstoffe verlangte und alle Zeichner der Fabrik ihre neuerfundenen Dessins (Muster) brachten, legte auf des Herrn Verlangen auch Dupont einige Zeichnungen vor. Herr Givors verglich und prüfte lange, und endlich wählte er eine von Duponts Zeichnungen. „Ich finde dieß Muster am zierlichsten," sagte er, „und wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Geschmack und den Fortschritten, die Sie seit einiger Zeit gemacht haben, lieber Dupont."

Dupont sah mit sichtlicher Rührung auf das Blatt, zwei große Freudenthränen traten in seine Augen, und mit vor innerer Bewegung bebender Stimme sagte er: „Mein gütiger Herr, ich habe das Blatt nicht gezeichnet, mein Adolph hat das Muster erfunden und ausgeführt."

„Wie," rief Herr Givors, „ein Knabe von zwölf Jahren hat eine solche Erfindungsgabe und zeichnet mit so viel Leichtigkeit und Geschmack? Wahrlich, Dupont, Sie können stolz auf Ihren Sohn sein, und ich werde mir eine Freude daraus machen, zur Entwickelung seines Talentes Alles beizutragen, was in meinen Kräften steht."

Von nun an erhielt Adolph Dupont jeden Tag eine Zeichnenstunde, und Herr Givors versprach, ihm auf jede Weise förderlich zu sein, im Falle sich später vielleicht in ihm das Talent zur Historienmalerei entwickeln sollte. „Ich werde den jungen Mann nicht eigennützig an meine Fabrik fesseln," sagte er, „wenn sein Genie ihn treibt, etwas Höheres und Größeres zu unternehmen, als diese Ranken, diese Blumengewinde auf das Papier zu werfen. Man muß dem Talente die Laufbahn eröffnen, ihm den Weg ebnen, dann aber den Künstler

selbst wählen lassen; denn nur darin wird er etwas Großes leisten, wo er mit Leib und Seele dabei ist."

Frau Givors stimmte ganz der Meinung ihres Mannes bei, und auch als dieser später den Knaben auf seine Kosten in eine höhere und bessere Schule brachte, war sie ganz mit ihm einverstanden.

„Hätte Louison mehr Geist und Auffassungsgabe," sagte sie zu ihrem Gatten, „ich würde sie ebenfalls Charlottens wissenschaftlichen Unterricht theilen lassen; so aber hat das Kind, bei einem vortrefflichen Herzen, nur mechanische Fertigkeiten, und deßhalb will ich sie zu einer recht geschickten Kammerjungfer ausbilden lassen. Mag sie dann einst in dieser Stellung ihre jetzige Gespielin durch's Leben begleiten, und ihr mehr Freundin als Dienerin sein. Es wird dieß eine große Beruhigung für mich sein; denn wir schätzen im Allgemeinen den Werth eines treuen Dienstboten, der uns liebt, lange nicht hoch genug und erkennen seine Verdienste selten nach ihrem vollen Werthe an. Ich aber halte es für das beste Geschenk, das ich meiner Tochter auf ihrem Lebenswege mitgeben kann, wenn ich ein treues Herz ihr zugeselle, das ihre Interessen wie die eigenen wahrt, das sie liebt und ihre Freuden und ihren Kummer mit schwesterlicher Liebe theilt. Daß Louison dieß Herz für unsere Charlotte haben wird, davon bin ich überzeugt, und deßhalb denke ich Alles zu thun, um ein dauerndes Verhältniß gerade in dieser Weise zwischen den Kindern zu knüpfen. Louisons bescheidener Sinn strebt nicht nach etwas Höherem; sie wird sich glücklich fühlen, wenn sie bei ihrer Jugendgespielin, wenn auch in untergeordneter Stellung, bleiben darf, und Charlotte besitzt dann das, was jedem jungen Mädchen ein Bedürfniß ist, eine Freundin, der sie vertrauen darf, und die durch die Bande der Pflicht und der Dankbarkeit mit ihr verbunden ist." Herr Givors theilte ganz die Meinung seiner Frau, und Beide unterhielten sich noch lange über die Zukunft ihrer Schützlinge.

Auch in der kleinen Wohnung Duponts ward dasselbe Thema, wenn auch auf andere Weise, verhandelt.

Dupont stand vor dem Schranke, in welchem er die blecherne Büchse verwahrte, in die er die ersparten Thaler zu stecken pflegte. „Freue dich, du Familienschatz," sagte er lächelnd, indem er die Büchse schüttelte, daß die Geldstücke darin klirrten, „freue dich, das Schulgeld, das sonst Adolph kostete, fließt dir nun zu."

„Aber Pierre!“ rief Frau Dupont, „willst Du Dir denn auch jetzt noch keine Ruhe, keine Erholung gönnen?“

„Babette, wo denkst Du hin?“ erwiederte verweisend Dupont, „darf der Vater feiern, so lange er noch Kinder zu versorgen hat? Denkst Du nicht an Victor und Annette? Der Knabe ist beinahe sechs Jahre alt, er muß nun ebenfalls bald zur Schule gehen, und wenn die untersten Klassen auch eben noch nicht viel kosten, so wird er ihnen wohl bald entwachsen, und dann wird der Unterricht ja auch theurer. Also laß mich nur arbeiten, Betty, so lange die Kräfte noch reichen! das Alter kommt bei uns armen Leuten ja ohnedies früh genug, und dann ist eine kleine, ersparte Summe eben nicht zu verachten.“ So lebten denn die Eheleute in ungestörter Ruhe voll freudiger Hoffnung für die Zukunft, und oft besprachen sie es mit einander, wie schön es sein würde, wenn ihre Kinder erst alle erwachsen wären. Daß sie gut und brav werden würden, daran zweifelten die Eltern nicht. „Unsere Kinder haben Dich ja als tägliches Beispiel vor Augen, Du guter braver Mann,“ sagte bei solchen Gesprächen wohl Babette; „wie sollten sie da nicht ebenfalls gut und arbeitsam werden!“

„Und Dich,“ erwiederte dann Pierre Dupont, „Du Muster einer fleißigen und ordentlichen Hausfrau!“

„Schmeichle mir nicht, Pierre!“ sagte Frau Dupont verschämt; „wenn der Vater so aufopfernd, so fleißig und sparsam ist, soll da die Mutter nicht auch das Ihrige für ihre Kinder thun? Ich kann ja ohnedieß nur so wenig verdienen, weil das kleine Nettchen mich immer noch so sehr in Anspruch nimmt.“

„Und vergißt Du, daß Dein Fleiß Deinen Mann und vier Kinder bestrickt, benäht und gelegentlich auch wohl beflickt, wie hier meine Hausjacke zeigt?“ rief Dupont, indem er lachend auf ein Stück Zeug von verschiedener Farbe zeigte, das Frau Babette auf den einen Aermel der Jacke gesetzt hatte.

„Ach, Du spottest,“ rief die Frau; „besser ist aber doch ein ganzes Stück, wenn auch von anderer Farbe, als ein Loch!“

„Gewiß, gewiß, Babettchen! ich scherze ja auch nur, und wenn man arm ist, darf man so wählerisch nicht sein, und nicht wahr, Du und die Kleinen, Ihr habt mich ebenso lieb in der geflickten Jacke als im schönen Sonntagsrocke?“

„Mir gefällst Du immer," erwiederte freundlich Babette, „und die Kleinen gehen noch lieber zu Dir, wenn Du in der Hausjacke bist, als wenn es immer heißt: beschmutze mir den guten Rock nur nicht!"

Wenig ahnten die guten Leute in ihrer freudigen Genügsamkeit, wie nahe schon das Unglück über ihren Häuptern schwebte, wie drohend, wenn gleich noch allen Blicken verborgen, es heranzog, um bald Noth und Jammer da zu verbreiten, wo jetzt noch ruhige Zuversicht und freudige Hoffnung wohnten. — Es war gegen Ende des Maimonats 1856, als Pierre Dupont, spät aus der Fabrik heimkehrend, eine ungewöhnliche Bewegung in den Straßen bemerkte; Männer mit verstörten Gesichtern standen in Gruppen und sprachen lebhaft und laut, wobei sie oft nach der Gegend des Flusses hindeuteten. Wenngleich Dupont nicht zu den Neugierigen gehörte und nach vollbrachtem Tagewerk gewöhnlich, unbekümmert um das, was in den Straßen vorging, rasch seiner kleinen Wohnung zuschritt, so erweckte doch die allgemeine Bewegung dießmal seine Aufmerksamkeit, und fürchtend, daß ein Unglück geschehen, vielleicht Jemand beim Baden ertrunken, oder einer der Rhonekähne auf den Strand gefahren oder sonst verunglückt sei, trat er zur nächsten Gruppe und fragte, was der Gegenstand ihrer Besorgniß wäre.

„Die Rhone steigt mit jeder Stunde," sagte ein älterer Mann, höflich die Anrede des Fragenden erwiedernd; „man sagt, in den Gebirgen seien überall große Schneemassen gefallen, die, von den Sonnenstrahlen des ungewöhnlich warmen Frühlings geschmolzen, sich nun mit unwiderstehlicher Gewalt in die Thäler ergießen. Auch die von den Sichelbergen kommende Saone scheint ihre Ufer überschreiten zu wollen und führt ihre Fluthen mit ungewöhnlicher Gewalt der Rhone zu, und von den Cevennen herunter stürzt sich die Ardèche und der Gard in schnellem, immer mehr und mehr beflügeltem Laufe."

„Sind die Behörden unterrichtet von den Befürchtungen, die man hegt?" fragte Dupont.

„Alle Vorsichtsmaßregeln sind getroffen," erwiederte der alte Herr; „fünfzehnhundert Soldaten arbeiten in Grand Camp an dem Damme, und Kähne und Rettungsschiffe werden überall in Bereitschaft gehalten."

„So hat man wohl nicht Ursache, einer ernstlichen Furcht Raum

zu geben?" sagte Dupont, indem er sein Mützchen lüftete und seiner Wohnung zuschritt.

„Wir wollen es hoffen," erwiederte mit der Miene des Zweifels der alte Herr, während er, den Kopf besorgt hin und her wiegend, sich nach einer andern Seite entfernte.

Auch in La Guillotière war die Nachricht des ungewöhnlichen Anschwellens der Rhone bereits eingedrungen, und Babette trat ihrem Manne mit ängstlicher Besorgniß entgegen.

„Sei doch nur ruhig, Babette!" tröstete Dupont, „Du weißt, wie fest der sogenannte „Gürtelweg" ist, der unsern Stadttheil umgibt. Ursprünglich wurde er, wie Du wohl gehört hast, zu militärischen Vertheidigungszwecken angelegt, und was so angelegt ist, daß der Feind keine Bresche hineinschießen soll, das wird den Fluthen wohl auch widerstehen. Wir haben es ja schon erfahren," fuhr er fort, als Babette ungläubig den Kopf schüttelte, „wie fest der Damm ist; denn er hat uns mehr als einmal gegen die andrängenden Wasser der Rhone geschützt, und jetzt ist man bemüht, ihn noch auf alle Weise zu befestigen. Fünfzehnhundert Soldaten arbeiten für die Sicherheit der Stadt; deßhalb gib Dich zufrieden und laß uns zur Ruhe gehen, denn für den Augenblick ist noch nichts zu fürchten."

„Wollen wir nicht lieber nach einem höher gelegenen Stadttheile flüchten?" fragte schüchtern die noch immer ängstliche Frau.

„Warum denn?" fragte Dupont, „es ist noch keine Gefahr vorhanden, und selbst wenn ein Deichbruch erfolgen sollte, so ist unser Haus nicht gleich der Gefahr ausgesetzt, und überdieß ist es ja nicht aus Stampferde oder Hammerschlag gebaut, wie die Wohnungen unserer meisten Nachbarn, sondern ist solid und tüchtig aus Balken und Steinen aufgeführt: das widersteht den Fluthen schon eine Weile, auch sind Rettungsboote überall zur Hand."

Frau Dupont schwieg, wenngleich sie nichts weniger als beruhigt war, und das Ehepaar begab sich zur Ruhe. Die Kinder schliefen schon längst, aber das Auge der Mutter floh der Schlaf: ängstlich horchte sie auf jedes Geräusch, während Pierre mit der den Männern gewöhnlich eigenen Ruhe sorglos schlief, und so still und friedlich athmete, als gäbe es keine andrängenden Wasserfluthen, keine Gefahr, unter dem Schutt einstürzender Häuser begraben zu werden. Babette hingegen malte sich dieß Alles mit den grellsten Farben aus,

und große Schweißtropfen perlten dabei von ihrer Stirne. Die innere Angst ließ sie nicht ruhen, und sie dankte Gott, als endlich der erste Strahl des Tages durch die Vorhänge drang. Die kurze Mainacht war ihr so lang erschienen wie eine Winternacht, und kaum glühte das Morgenroth an dem wolkenlosen Himmel, als sie ihren Mann aufweckte und ihn bat, doch hinaus zu gehen, um sich nach dem Wasserstande zu erkundigen.

„Aber was willst Du denn?“ fragte Pierre, indem er sich noch schlaftrunken die Augen rieb; „es ist ja Alles ruhig, gewiß sind die Wasser schon wieder gefallen!“

„Ach nein, ruhig ist es nicht in der Stadt,“ versicherte Frau Dupont; „ich habe die ganze Nacht hindurch ein Hin- und Herrennen in den Straßen gehört, ein Pochen und Hämmern, ein Klopfen und Rasseln, als wenn man Kisten zuschlüge und Hausrath ausräumte.“

„Du hast geträumt!“ tröstete Dupont; da er aber in diesem Augenblicke draußen auf der Straße selbst einen ungewöhnlichen Lärm, ein ängstliches Rufen und Schreien zu hören glaubte, so stand er auf und kleidete sich schnell an, um zu sehen, was es gäbe.

„Hörst Du nicht das dumpfe Brausen?“ sagte Babette, die beschäftigt war, mit zitternden Händen ihre Kleider zuzunesteln.

„Sieh' nur nicht am Tage Gespenster!“ rief lachend Dupont; „wir sind ja dem Flusse nicht so nahe, daß wir sein Brausen hören könnten; die Angst braust in Deinem Kopfe!“ Aber trotz dieser Trostgründe beeilte er sich doch, seinen Anzug zu vollenden; denn das unheimliche Brausen war seinem Ohre keineswegs entgangen, und was er dagegen sagte, geschah nur, um die geängstigte Frau zu beruhigen.

Als er auf die Straße trat, sah er überall die Anzeichen der größten Bestürzung. Volksmassen drängten sich an die Plätze, wo das Wasser anfing, die Straßen zu bedrohen, und Alle schauten mit Angst auf die immer höher steigenden Fluthen. In den dem Flusse zunächst liegenden Stadttheilen sah Dupont die Menschen beschäftigt, ihre Habseligkeiten in Koffer und Kisten zu packen, um sie so schneller der Gefahr entziehen zu können. Noch dachte man aber nicht daran, die gewohnten Räume zu verlassen, noch hoffte man auf ein plötzliches Fallen der aufgeregten Gewässer, und nur die Aengstlichsten trugen Koffer und Kisten, und was sie sonst Werthvolles besaßen, auf die Böden der Häuser, um sie dort vor den andrängenden Wassern zu

sichern, oder sie, wenn wirklich Gefahr eintreten sollte, um so leichter in die Rettungskähne hinablassen zu können.

Dupont kehrte nicht ohne Besorgniß zu den Seinen zurück, die er indessen zu trösten und zu ermuthigen suchte. „Noch ist keine wirkliche Gefahr vorhanden," versicherte er der bleichen Babette, „und der Damm, an dem so viele Hände arbeiten, wird dem Andrange des Wassers gewiß widerstehen!" Als er aber später in der Fabrik seinen gewöhnlichen Platz eingenommen hatte, und Herr Givors wie gewöhnlich kam, um die Arbeiten zu besichtigen, da sagte er: „Lieber Herr, Sie haben immer so viel Güte für mich und meine Kinder gehabt, daß ich wohl eine Bitte wagen möchte!"

„Was wünschen Sie, Dupont?" fragte freundlich Herr Givors, „reden Sie ohne Scheu!"

„Die Wasser steigen mit jedem Augenblicke," erwiederte Dupont, „mir scheint die Gefahr nahe. Sollte dieß wirklich der Fall sein, und bis zum Abend kein Fallen der Fluthen eintreten, so wollte ich Sie bitten, wenn Adolph und Louison diesen Nachmittag zur Stunde kommen, den Kindern zu gestatten, die Nacht in Ihrem Hause zu bleiben."

„Aber wollen Sie nicht selbst mit Weib und Kind zu mir kommen, wenn Ihre Wohnung bedroht ist?" sagte leutselig Herr Givors.

„Das ist sie bis jetzt noch nicht," sagte Dupont, „und selbst wenn die Fluthen ihren Weg in die Stadt fänden, würden wir vielleicht dennoch verschont bleiben, und nur ungern möchte ich ohne Noth mein weniges Hab' und Gut fremden, vielleicht räuberischen Händen überlassen. Wenn ich nur die Kinder geborgen weiß, so bin ich ruhig."

„Aber so schicken Sie mir wenigstens alle vier Kinder!" sagte Herr Givors.

„Dieß würde unbescheiden sein," erwiederte Pierre; „auch würde Annette sich nicht von der Mutter trennen wollen. Weiß ich nur die beiden ältesten geborgen, so werden Babette und ich schon Sorge für die kleinen tragen."

Als Dupont heimkehrte, fand er Babette mit Einpacken beschäftigt. „Laß uns die Koffer auf den Boden tragen!" sagte er, „dort werden sie von dem Wasser nicht leiden und sicher stehen; denn das Haus ist fest, auch ist noch keine Gefahr, der Gürtelweg hält fest." Er theilte dann der besorgten Mutter mit, was er mit Herrn

Givors verabredet hatte, und Babette fühlte dadurch ihr Herz von einer drückenden Sorge erleichtert. Als aber Adolph hörte, daß er die Nacht nicht zu den Eltern zurückkehren sollte, widerstrebte er zum ersten Male ihrem Willen. „Laßt mich hier bleiben," bat er, „ich bin stark, ich kann retten und helfen; ich vergehe vor Angst, wenn ich nicht bei Euch bin."

„Durchbrechen die Fluthen wirklich den Damm des Gürtelweges," erwiederte ernst der Vater, „und dringen sie bis hieher, dann muß uns die Hülfe von außen kommen, hier könntest du uns nur wenig nützen."

Adolph schwieg, sein Entschluß war gefaßt; er sah ein, daß er besser von fern her Hülfe bringen könnte, und nahm sich daher vor, jetzt zwar zu schweigen, aber im Augenblicke der Gefahr den geliebten Eltern hülfreich zur Seite zu stehen.

Auch Louison wünschte lebhaft bei der geliebten Mutter bleiben zu können, und vereinigte deßhalb ihre Bitten mit denen des Bruders; als aber der Vater ihr sagte, daß es zu seiner Beruhigung dienen würde, sie in Sicherheit zu wissen, da schwieg auch sie, und an Gehorsam gewöhnt wanderten Beide am Nachmittage, wenngleich mit schwerem Herzen, dem Hause des Herrn Givors zu. Hier wurden die Kinder von dessen Gattin auf's Freundlichste empfangen, und Charlotte war ganz glücklich, daß sie ihre ihr so liebgewordene Mitschülerin nun nicht bloß zwei Tage in der Woche, sondern alle Tage, und sogar in der Nacht, bei sich haben sollte.

In dem im höchsten Stadttheile gelegenen Hause des Herrn Givors hatte man nichts von den herandrängenden Fluthen zu fürchten, und auch die Fabriken glaubte man gesichert; denn noch nie war das Wasser zu solcher Höhe gestiegen, daß man dort Gefahr zu fürchten gehabt hätte. So war es denn nur allgemeine Menschenliebe, die Herrn Givors Herz bewegte und ihn trieb, sich stündlich von dem Stande der Sache zu überzeugen. Da er zur Verschiffung seiner Waaren und überhaupt zum Gebrauche seiner weitläufigen Fabriken mehrere große Kähne auf der Rhone hatte, so ließ er diese mit kundigen Schiffern bemannen, die Tag und Nacht in Bereitschaft sein mußten, um beim ersten Durchbruch des Wassers sogleich den Bedrängtesten zu Hülfe eilen zu können. Dieß wußte Adolph Dupont, und hierauf hatte er seinen Plan gebaut. Er hoffte in dem Augen-

blicke der Noth, bei dem durch das Unglück herbeigeführten allgemeinen Aufruhr, ungesehen das Haus verlassen und zu den Rettungsbooten eilen zu können. Mit diesen wollte er dann gerade nach La Guillotière schiffen, um so den geliebten Eltern Hülfe zu bringen. Diesen Plan hielt er aber ganz geheim, und selbst der Schwester vertraute er ihn nicht. Er hatte gehört, daß von Herrn Givors den Leuten der Befehl ertheilt worden war, da Hülfe zu bringen, wo die Noth am größten sei, und fürchtete daher mit Recht Widerspruch von ihm, wenn er den Wunsch äußerte, daß die Rettungsboote gerade nach der Wohnung seiner Eltern steuern sollten, die der Gefahr weniger ausgesetzt war, als die noch niedriger gelegenen Straßen. Die Bootsleute hoffte er durch Versprechungen leichter für sein Vorhaben zu stimmen, und so schwieg er denn vorsichtig selbst gegen Louison, damit sie nicht etwa gegen Charlotte sein Geheimniß ausplaudere.

War es nun in der Wohnung des reichen Handelsherrn verhältnißmäßig ruhig, so herrschte dagegen in den niedriger gelegenen Stadttheilen eine desto größere Angst und Aufregung. Mit jedem Zoll, den die Gewässer stiegen, stieg auch die Besorgniß der Bevölkerung, und doch konnten nur die Wohlhabenderen an frühzeitige Flucht und Rettung denken. Den meisten dieser im ärmsten Stadttheile wohnenden Menschen fehlten theils die Mittel, sich eine andere Wohnung zu suchen, theils belebte sie noch immer die Hoffnung, daß es nicht zum Aeußersten kommen würde.

Der Mensch hält so gern selbst die schwächste Hoffnung fest und versäumt dadurch nur zu oft, sich gegen das herandrängende Unglück zu waffnen.

So kam der verhängnißvolle 31. Mai herbei, dessen die Bewohner Lyons und besonders der Vorstadt La Guillotière noch lange gedenken werden. Am frühen Morgen schon mußte man die Hoffnung, der Fluthen Herr zu werden, aufgeben. Das Wasser war bis zur Höhe des mit Bäumen bepflanzten festen Gürtelweges gestiegen, der bis jetzt diesen Stadttheil geschützt hatte. Es wurde daher den Civil- und Militärarbeitern der Befehl gegeben, sich zurückzuziehen. Herr Givors hatte seinen in den bedrohten Straßen wohnenden Fabrikarbeitern gestattet, bei den Ihrigen zu bleiben, und so ward denn auch Babette Dupont die Beruhigung, in dieser Stunde der Noth ihren Pierre an ihrer Seite zu haben. Beide Gatten waren den Morgen

über bemüht gewesen, allen nur irgend entbehrlichen Hausrath auf den Oberboden zu schaffen, und Pierre war eben noch in einer hinteren Kammer damit beschäftigt, sein und Babettens Bett in eine alte Kiste zu packen; denn Beide wollten lieber einige Nächte auf Stroh, ja auf der bloßen Diele schlafen, als Gefahr laufen, durch die Fluthen um dieß den Armen oft unersetzliche Stück zu kommen. Nur die Betten der Kinder wollte man im unteren Stocke behalten, und wenngleich Victor versicherte, wie er von einem Soldaten gehört, daß ein General im Kriege auch oft auf der Erde schlafen müsse, und er ja noch nicht einmal General sei, so konnte sich Frau Babette doch nicht entschließen, dem armen Schelm sein weiches Lager zu nehmen, oder gar ihr zartes Annettchen auf hartes Stroh zu legen.

„Wir werden die paar Stückchen wohl schnell auf den Boden schaffen können, bevor wir das Haus verlassen," sagte sie, und so war denn Dupont eben beschäftigt, nur das große Bett in Sicherheit zu bringen, als Babette todesbleich in die Kammer stürzte. „Die Allarmtrommeln werden geschlagen!" schrie sie dem über ihr verstörtes Aussehen erschrockenen Gatten zu, „es muß ein Unglück geschehen sein!"

Dupont hielt mit seinem Hämmern inne, das ihn bisher verhindert hatte, den Lärm zu hören, und wirklich drang auch alsbald der dumpfe Schall der Trommeln und das verwirrte Geschrei verschiedener Stimmen in sein Ohr. „Sei ruhig, Babette!" rief er, indem er nach seinem Hute griff; „behalte die Kinder bei Dir! ich eile hinaus, um zu sehen, was es gibt."

Auf der Straße wogte dem erschrockenen Manne eine schreiende Volksmenge entgegen.

„Nachbar, um Gottes Willen, was ist geschehen?" rief Dupont einem vorübereilenden Zimmermanne zu.

„Der Damm droht zu brechen," sagte angstvoll der Mann; „das Militär hat Ordre erhalten, die Arbeiten einzustellen und sich zurückzuziehen; allen Bewohnern der aus Stampferde erbauten Häuser ist befohlen worden, so rasch wie möglich ihre Behausungen zu räumen."

„Und Ihr?" fragte Dupont mit ängstlicher Hast.

„Nun, mein aus dauerhaften Balken und Steinen erbautes Haus wird wohl dem Andrange des Wassers widerstehen," erwiederte der Zimmermann; „auch kommt die Fluth wohl nicht so bald hieher, wenn sich das Wasser nicht noch von einer andern Seite Bahn bricht,

was wir nicht hoffen wollen!" Nach diesen Worten eilte er fort, um den jetzt schon Bedrängten thätige Hülfe zu bringen, und Pierre Dupont folgte seinem Beispiele.

Mit Anstrengung aller ihrer Kräfte halfen die beiden Männer den Flüchtenden beim Ausräumen ihrer Sachen; Wagen aller Art, Omnibusse, Karren, ja selbst elegante Equipagen wurden in der größten Eile beladen, und die Kutscher jagten im rasenden Galopp der Stadt zu, wo man sich noch sicher wähnte. Doch nur ein kleiner Theil der beweglichen Güter der zum Opfer Erkorenen war erst gerettet, als das fürchterliche Wort erschallte: „Das Wasser hat den Damm durchbrochen!" Alsbald wurde die Verwirrung allgemein, denn ein jeder glaubte schon das Brausen der herandrängenden Fluthen zu hören. Von allen Seitenstraßen, die von armseligen, einem fast gewissen Untergange geweihten Gebäuden gebildet waren, sah man nach den Charpennes zu führenden Wegen und den Brückenwölbungen, den einzigen vor Ueberschwemmung gesicherten Punkten, eine außer sich gerathene Bevölkerung fliehen. Männer, Frauen, Kinder flüchteten in wilder Eile vor den Fluthen, die mit furchtbarer Schnelligkeit stiegen. Alle trugen Hausgeräth oder die unumgänglichsten Lebensmittel, während Fuhrwerke aller Art zur Wegschaffung der Sachen aus den so leicht gebauten Wohnungen verwendet wurden. Bei den Kasernen de la Part-Dieu war der Deich gebrochen, und die triumphirenden Fluthen stürzten sich durch diese Lücke dem Strom entgegen, der direct von der Rhone über die Höhe der Straße Bourbon heranfluthete. Ein Schrei des Entsetzens tönte in diesem Augenblicke durch die Menge der Flüchtenden. „Die Soldaten sind verloren," hieß es, „sie sind durch den Durchbruch abgeschnitten." Fünfzehnhundert dieser Tapfern hatten Tag und Nacht für die Rettung ihrer Mitbürger gearbeitet, und nun schienen sie selbst rettungslos verloren! Angsterfüllt schauten die Fliehenden zurück nach dem Orte, wo so viele Menschenleben dem sicheren Tode geweiht waren! Die Fluthen stürzten in rasender Eile hinter ihnen her, ein dumpfes Krachen zeigte an, daß die Häuser dem Andrange der Wogen nicht mehr widerstehen konnten. Die Unglücklichen, von denen viele kaum das nackte Leben gerettet hatten, sahen ihre Wohnungen zusammenstürzen, ihr Hab' und Gut in den Wogen versinken, und dennoch sah man sie ängstliche Blicke zurücksenden nach dem Damme, wo die fünfzehn-

hundert Tapferen einem sicheren Tode entgegenzusehen schienen. Aber Gott hatte ihnen einen Retter ausersehen in dem Marschall Grafen Castellan, der, schon früh für diesen Fall auf Rettung bedacht, jetzt schleunige Hülfe sendete. Wagen rasselten daher, mit Kähnen und Ingenieurpontons beladen; rasch wurden die Kähne in die Fluthen hinabgelassen, und Matrosen, Militärs und Feuermänner wetteiferten mit einander in Muth und Thätigkeit. Bald war die Pontonbrücke geschlagen, die fünfzehnhundert Soldaten wurden dem grausamen Elemente entrissen und eilten nun, von neuem ihren bedrängten Mitbürgern beizustehen. Auch die Kähne und Wagen wurden sogleich zu Rettungswerkzeugen benützt, und manches theure Leben wurde gerettet, mancher werthvolle Hausrath den Fluthen abgerungen. Aber auch viele noch im Schlafe Ueberraschte kämpften vergebens gegen die eindringenden Wassermassen an, mit Todesangst suchten sie dem furchtbaren Elemente zu entrinnen, das sie hinabzog in seine Tiefe; sie rangen sich oft mehrmals wieder empor, versanken, tauchten wieder auf, ängstlich die Hände nach Rettung ausstreckend, die nicht zeitig genug ihnen nahen konnte, bis sie dann endlich in das feuchte Grab versanken, das sie nur starr und kalt den jammernden Ihrigen wieder gab. Der Durchbruch des Deiches war so plötzlich erfolgt, daß die zur Rettung herbeieilenden Männer die theilweise noch ruhig Schlafenden aus ihren Betten holen mußten. Sie durften ihnen nicht einmal gestatten, sich anzukleiden oder irgend etwas zu retten, sollte ihr und das eigene Leben nicht gefährdet sein; denn oft hatten sie das Haus durch die Thüre oder meistens durch das Fenster kaum wieder verlassen, als die schwachen Wände auch schon zusammenbrachen, und das Ganze krachend zusammenstürzte. So sah man denn Frauen im ärmlichen Unterrocke mit fast nackten Kindern die Straßen durcheilen, während Holz, Material und Hausgeräthe aller Art auf der großen Wasserfläche trieb. Dabei verkündete ein dumpfes Geräusch, das tief im Herzen seinen Wiederhall fand, jeden Augenblick das Einstürzen eines Hauses. Oft verschwanden deren mehrere zur selben Zeit, Kartenhäusern gleich, die ein Hauch umstößt. Am Abend des schrecklichen 31. Mai sah man in den betroffenen Stadttheilen fast nichts als Trümmer, einzelne noch aus den Fluthen hervorragende Dächer, halb zerstörte Gebäude, vereinzelte Mauern, zwischen denen Haus- und Arbeitsgeräth umhertrieb. Zahlreiche Kähne fuhren unter den Trüm-

mern dahin, um Geräthschaften aufzufischen und wo möglich noch Menschenleben zu retten. Am 1. Juni strömte das Wasser in gerader Linie hinter dem Boulevard de Ronde durch die Vorstadt la Guillotière, die Brotteaux, auf der Ostseite der Rhone bis Villeuxbonne und La Mouche, die bald einen ungeheuren See bildeten, auf dessen Fläche die Spuren der Verwüstung sich in herzzerreißenden Bildern zeigten.

Als das Wasser anfing, die höher gelegenen Straßen von La Guillotière zu bedrohen, hatte Pierre Dupont das Rettungswerk aufgegeben und war zu den Seinigen geeilt. Er hatte der allgemeinen Nächstenpflicht Genüge gethan, und nun rief ihn die höhere Pflicht, für die Sicherheit seiner Familie zu sorgen. Wie froh war er, wenigstens zwei seiner Kinder in der sicheren Wohnung des Herrn Givors geborgen zu wissen, und wie wünschte er sich Glück, noch zeitig genug diesen Entschluß gefaßt zu haben!

Die beiden Kleinen werden Babette und ich schon zu retten wissen, dachte er, indem er mit geflügelten Schritten seiner Wohnung zueilte, und so Gott will, hält das Haus, selbst wenn die Fluth bis zu uns herandrängen sollte, und unsere Habe ist gerettet.

Er fand Babette zwar noch von keiner Gefahr bedroht, aber in Todesangst seinetwegen, da sie ihn schon verloren glaubte.

„Pierre!“ rief sie ihm angstvoll entgegen, „wie konntest Du mich und die Kinder in dieser Noth so lange allein lassen? mußte ich nicht fürchten, die Fluthen hätten Dich begraben?“

„Hättest Du die Noth da unten gesehen,“ erwiederte mit Thränen in den Augen Dupont, „gewiß Du würdest mich selbst haben bleiben und retten heißen, wo noch Rettung möglich war. Aber nun eile mit Annette fort zu Deiner Muhme am Platze Napoleon, wo Du sicherer bist als hier! Noch strömt das Wasser zwar nur durch den Deichbruch, und der Gürtelweg ist hier noch unversehrt; allein die Gewässer steigen noch immer und wer weiß, wie bald sie den noch schützenden Damm überschreiten, und dann droht auch uns Gefahr. Darum fort zu Deiner Muhme, wo Du wenigstens noch mehrere Stunden sicher bist, bis ich ein Rettungsboot herbeibringe.“

Babette nahm das Kind auf den Arm und schritt der Thüre zu; als sie aber sah, daß Dupont keine Anstalt machte, sie zu begleiten, blieb sie stehen und sagte: ich gehe nicht ohne Dich und den Knaben!“

„Ich folge Dir sogleich mit Victor," betheuerte Dupont. „Noch ist keine augenblickliche Gefahr; nur die wenigen Sachen hier, die Betten der Kinder will ich noch auf den Boden schaffen, dann eile ich Dir nach."

„So gib mir wenigstens den Knaben mit!" bat Babette, die noch immer zögernd an der Thüre stand.

„Er würde Dich an schneller Flucht hindern, wenn ein Unglück geschehen sollte. Zwei Kinder kannst Du nicht tragen, darum fort, nur fort, bevor es zu spät wird! in einer Viertelstunde bin ich wieder bei Dir." Er drängte nach diesen Worten die noch immer ängstlich Widerstrebende aus der Thüre, und als er sie die Straße hinauf eilen sah, kehrte er beruhigt in die Stube zurück, um den wenigen dort noch vorhandenen Hausrath auf den Boden zu schaffen. Victor saß in einem Winkel und spielte mit bleiernen Soldaten, die ihm sein Bruder Adolph vor wenigen Tagen geschenkt hatte. Ganz mit diesem neuen Spielzeug beschäftigt, bemerkte er kaum, was um ihn vorging, und als der Vater zu ihm sagte: „Victor, ich gehe auf den Boden; bleibe ruhig hier sitzen, bis ich wieder komme!" versprach er willig Gehorsam, und selbst als bald darauf ein heftiges Rauschen und Brausen sein Ohr traf, spielte er ruhig fort mit seinen bleiernen Soldaten, die er exerciren ließ und ihnen als General seine Befehle ertheilte. Desto unheimlicher scholl dieß Rauschen und Brausen in das Ohr des besorgten Vaters, der zwar hoch oben unter dem Dache des Hauses vor jeder augenblicklichen Gefahr geschützt war, aber unten im Erdgeschosse sein hülfloses Kind wußte, das der andrängenden Gefahr keinen Widerstand zu leisten vermochte. Entsetzt eilte der geängstigte Mann an das Bodenfenster, und siehe, unaufhaltsam stürzten sich die Wogen die Straße hinab seinem Hause entgegen! Was er gefürchtet, war früher geschehen, als er es gedacht hatte: das Wasser hatte an mehreren Stellen den Gürtelweg überschritten, und nichts hemmte jetzt mehr seinen Lauf. Mit rasender Schnelle drangen die Wogen vor und überflutheten bald das ganze niedriger gelegene Erdreich. Dupont war die Treppen hinunter geeilt, um den Knaben zu holen; vier und mehr Stufen zugleich überspringend, glaubte er den tosenden Fluthen noch zuvorzukommen; aber schon war das Wasser in's Haus gedrungen, und als er am Fuße der Treppe ankam, reichte es ihm bereits bis über die Kniee. „Großer barmherziger Gott, mein Kind!" schrie er,

indem er der Stube zustürzte und sich bemühte, die Thüre aufzureißen, und ein Freudenruf rang sich aus seiner Brust, als er den Knaben drinnen „Vater, Vater!“ schreien hörte. Endlich gab die durch den Andrang des Wassers zugehaltene Thüre nach, und wer beschreibt des gequälten Vaters Freude, als er seinen Victor auf dem mitten im Zimmer befindlichen Tische stehen sah. Derselbe streckte ihm zwar laut schreiend die Arme entgegen, war aber frisch und gesund und vom Wasser kaum berührt.

Der Knabe war, als er die brausenden Wogen hörte und das Wasser unter der Thüre in das Zimmer drang, von sicherem Instinct geleitet, erst auf den Stuhl und dann auf den Tisch geklettert, und rasch faßte ihn nun der Vater mit starkem Arme, um ihn hinauf in die oberen Räume zu tragen. Allein der Knabe widerstrebte und schrie nach seinen Soldaten, „meine Soldaten, meine Soldaten!“ rief er weinend, „Vater, ich will meine Soldaten mitnehmen!“ Aber schon hatte der entschlossene Vater mit ihm den ersten Treppenabsatz erreicht und trug ihn hinauf in die Oberetage, wo sich die wenigen noch im Hause gebliebenen Bewohner versammelt hatten.

Wie sehnsüchtig sahen diese Armen nun nach einem Rettungsboote aus, und wie sehr wünschten sie, schon früher auf ihre Rettung bedacht gewesen zu sein! Noch waren sie ja aber nicht verloren, gewiß mußten bald Rettungsboote erscheinen, und selbst wenn die Wasser bis zum ersten Stockwerke dringen sollten, so konnte man ja noch, bis Hülfe kam, in den zweiten Stock und auf den Boden flüchten. Bald mußte man auch zu diesem äußersten Mittel seine Zuflucht nehmen; denn wirklich erreichte das Wasser nur zu bald die Höhe der ersten Etage, und Alle flüchteten nun in die zweite, die wenigstens eine zeitweilige Sicherheit bot.

Das Haus ist fest, sagte man sich tröstend, es wird dem Wasser sicher Widerstand leisten! und dennoch verließ das Gefühl der Sicherheit bald die armen Opfer, weil sie sich nicht ableugnen konnten, daß bei jedem neuen Andrange des Wassers das, wenngleich von Steinen und viel fester als die übrigen Häuser, aber dennoch nur leicht aufgeführte Gebäude mehr und mehr schwankte. Mit Todesangst sahen daher Alle der Rettung entgegen, und als von den herbeieilenden Booten eines, ihrem Rufe folgend, gerade auf das Haus zuruderte, rang sich ein Freudenruf aus der Brust der Gequälten, und als nun

vom Boot aus ein Brett in das Fenster gelegt wurde, das als Brücke dienen sollte, da der Vorbau des Hauses den Ruderern nicht gestattete, ganz heranzufahren, da drängten sich Alle zum Fenster, und Viele wollten auf einmal das schmale, schwankende Brett betreten, wodurch sie sich selbst einem sicheren Tode preisgegeben hätten. Nur der bestimmt ausgesprochene Wille der Ruderer, die versicherten, sie würden das Brett zurückziehen, wenn sich mehr als Einer auf einmal darauf wagte, konnte die Ungeduldigen bestimmen, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Dupont hatte mit seinem Knaben auf dem Arme ruhig die Aengstlichsten vorangehen lassen, und erst als Alle das rettende Boot erreicht hatten, betrat auch er die schmale Brücke, die ihn und sein Kind den Fluthen entziehen sollte. Er war ein guter Schwimmer und würde auch ohne den schmalen Steg das nahe Boot wohl erreicht haben, und deßhalb hielt er es für Pflicht, zu warten, wenngleich ein immer bedenklicheres Schwanken des von den Wassern umbrausten Hauses ihn wohl hätte zur Eile antreiben sollen. Endlich schritt auch er vorsichtig hinüber, und schon wollte das Boot abstoßen, als eine plötzlich herandrängende Wassermasse es in so schaukelnde Bewegung setzte, daß selbst die Matrosen, die es führten, einen Augenblick fürchteten, daß es umschlagen könnte; dabei prallten die Wellen mit solcher Macht gegen das eben verlassene Haus, daß es sich schwankend hin- und herbewegte und man schon meinte, statt seiner einen Schutthaufen in den Fluthen versinken zu sehen. Dupont wurde geisterbleich, als er das Schwanken des von ihm für so fest gehaltenen Gebäudes sah, und zu den Schiffern gewendet rief er mit fast schreiender Stimme: „O, nur noch einen Augenblick, ich muß noch einmal hinüber!"

„Dupont, seid Ihr rasend?" riefen die Männer, „das Haus kann jeden Augenblick stürzen."

„Ich muß meine mühsamen Ersparnisse, ich muß das Erbe meiner Kinder retten!" rief außer sich der Fabrikarbeiter, und indem er rasch den Knaben einer Frau übergab, die eben mit ihm das schwankende Gebäude verlassen hatte, ergriff er das schon zurückgezogene Brett, schob es mit Riesenkraft hinüber in das noch offen stehende Fenster, und war im Nu im Innern des Gebäudes verschwunden. Erschrocken blickten die im Boote befindlichen, ihrer Rettung so sehnlich

entgegen sehenden Menschen ihm nach, und unschlüssig zauderten die Schiffer und schienen zu überlegen, ob sie das eigene und so viele ihnen anvertraute Leben des einen wegen in Gefahr bringen sollten. Höher und höher schwollen indessen die Wasser an, jede Minute drohte todbringend zu werden, und so erhoben sich in dem schwankenden Fahrzeuge viele Stimmen, welche riefen: „stoßt ab, stoßt ab! werft die Ruder ein! sollen wir sterben des Thoren wegen, dem sein Geld lieber ist, als sein Leben?“

„O, nur noch einen Augenblick!“ bat die Frau, der Dupont seinen Victor anvertraut hatte, „er wagt sein Leben für seine Kinder, und seht, da kommt er schon!“

Wirklich sah man Dupont mit wirrem Haar, in Schweiß gebadet, sich dem Fenster nahen. Er war trotz dem Schwanken des Hauses auf den Boden geeilt, wohin er mit dem Hausrath auch das Kästchen getragen hatte, das seine zu der Erziehung seiner Kinder bestimmten Ersparnisse enthielt. Auf die dauerhafte Bauart des Hauses rechnend, hatte er seinen Schatz dort sicherer geglaubt, als wenn er, in den Straßen umherirrend, ihn mit sich herumtrüge. Wer beschreibt daher seinen Schrecken, als er schon im rettenden Boote das furchtbare Schwanken des Hauses sah und dessen nahen Einsturz nicht mehr bezweifeln konnte. Mit dem Muthe der Verzweiflung eilte er hinüber, durchwatete die theilweise schon mit Wasser gefüllte Stube und kam glücklich auf den Boden. Hier ergriff er das sorgsam unter den anderen Sachen verborgene Kästchen und stürzte mehr als er ging die Treppe hinunter; denn furchtbar hallte vom Boote herauf in sein Ohr der allgemeine Ruf: „stoßt ab! stoßt ab!“ Ein Jubelruf begrüßte ihn vom Boote aus, als er dem Fenster zueilte, und schon hatte er den Fuß auf das rettende Brett gesetzt, als eine daherwogende ungeheure Wassermasse das Boot verschlingen zu wollen schien. Mit kräftigen Ruderschlägen enteilten die geübten Schiffer dem daherbrausenden Strome, die Wogen prallten gegen das schon in seinen Grundfesten erschütterte Gebäude, und ein dumpfes Krachen verkündete den Fliehenden, daß die stürzenden Wände ein Menschenleben begraben hatten.

(Schluß folgt.)

James Cook.

(Schluß.)

Als Cook nach London zurückkam, konnte er mit Recht die Behauptung wagen, daß im südlichen Weltmeer außer den zwei unbedeutenden Eilanden kein anderes Land mehr zu finden sei. Er vermochte genau die Stellen anzugeben, bis wohin es der großen Eismassen wegen vorzudringen möglich sei, und befriedigte Alles durch die Genauigkeit und sprechende Richtigkeit seiner Nachrichten. Nicht lange nach seiner Zurückkunft wurde er zum wirklichen Capitän der Flotte erhoben und bekam eine Stelle beim Hospital zu Greenwich, wo er nun den Rest seines Lebens in Ruhe zuzubringen hoffte.

Allein während seiner Abwesenheit hatte man einen Versuch zur Erforschung der nördlichen polarischen Gewässer angestellt, wobei Capitän Phipps (in der Folge Lord Mulgrave) nicht sehr glücklich gewesen war. Bannington, Bruder des bekannten Admirals dieses Namens, hatte sich die Mühe gegeben, in einer Schrift mehrere Zeugnisse zusammenzustellen, um zu beweisen, daß schon vorher Schiffe viel weiter nach Norden vorgedrungen und selbst dem Pole nahe gekommen seien. Man hinderte das Bekanntwerden dieser Schrift; Bannington aber ließ sie aus Rache nicht nur mit neuen Zusätzen drucken, sondern suchte es auch dahin zu bringen, daß durch eine Parlamentsakte dem, der eine nördliche Durchfahrt aus der Südsee in das atlantische Meer finden würde, eine Belohnung von zwanzigtausend Pfund Sterling zugesichert werden sollte, und, wofern er sich auf einen Grad dem Nordpole zu nähern im Stande sein würde, noch fünftausend mehr. Capitän Cook wurde auch hiezu vorgeschlagen. Man beabsichtigte, auf dieser Reise auch den bekannten Omai nach Otaheiti zurückzubringen, und dann die Durchfahrt zwischen Asien und Amerika ausfindig zu machen. Bannington erwartete eben so sehr von Cooks Beharrlichkeit und Ehrgeiz als von seiner Gewinnsucht den glücklichsten Erfolg, wenn die Sache überhaupt möglich wäre. Es wurden zwei Schiffe ausgerüstet, die Resolution unter Cooks Führung und ein ganz neues Schiff, die Discovery, welches man dem Capitän Clarke anvertraute. Sie begannen im Juli 1776 ihre

Reise und verließen am 9. November das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Diese Reise ist ziemlich allgemein bekannt; es folgt also hier nur ganz kurz das Merkwürdigste davon. Zunächst vom Cap aus ging er, um die von Manian und Kerguelen entdeckten Inseln zu untersuchen. Cook hatte bis dahin die Richtigkeit der Entdeckung bezweifelt und das Ganze für eine französische Erfindung gehalten. Die beiden Forster waren aber davon überzeugt und entschieden für Cooks Entschluß, die Gegend zu befahren. Er fand die Inseln und ging von da nach Neuholland, Neuseeland und den Gesellschaftsinseln, wo Omai auf Huaheine abgesetzt und von seinen Landsleuten mit allgemeinem Jubel empfangen wurde. Auf Otaheiti setzte er die am Cap auf's Schiff genommenen Thiere, einen Bullen und einige Kühe, einen Hengst und einige Stuten, einige Widder und Mutterschafe, einen Pfau und einige Pfauhennen, an's Land; zugleich pflanzte er er hier einige Muskatnußbäume, die er von Neuholland mitgebracht hatte. Gegen das Ende des Jahres segelte er nordwärts, erreichte im März des folgenden Jahres die Küste von Amerika und landete hier, um sein stark beschädigtes Schiff wieder in guten Stand zu setzen. Darauf segelte er längs der Küste Amerika's hinauf, verbesserte manche Fehler der bisherigen Karten, fand die Meerengen zwischen Asien und Amerika wirklich und segelte durch. Dann hielt er sich wieder an die Küste von Amerika, die sich nun nordöstlich zog, und schon glaubte er, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben. Im August 1778 wurde er aber in einer Breite von zwanzig Graden fünfundvierzig Minuten und einer Länge von hundert und achtundneunzig Graden plötzlich vom Eise so umgeben, daß er Gefahr lief, davon eingeschlossen zu werden. Doch gelang es ihm, sich zu befreien, und da er gegen den Pol zu Land vermuthete, wodurch das Eis seine Festigkeit erhielte, so wendete er sich auf die asiatische Seite, um längs der Küste von Sibirien einen Versuch zu machen. Allein auch hier mußte er zurück nach der Straße, die er verlassen hatte. Auf einer Fahrt von hier südwärts traf er unter dem zweihundertsten Grade östlicher Länge und dem zweiundzwanzigsten nördlicher Breite auf eine ganze Inselgruppe, deren Bewohner lauter Leute waren, die in Farbe, Gestalt, Hauptzügen des Gesichts, Sitten und Sprache mit den Einwohnern von Otaheiti übereinkamen. Daraus ergibt sich,

daß diese Sprache von Neuseeland bis zur Osterinsel und von Haenisland bis zu diesen Inseln verbreitet ist. Ja auf den Ladroneninseln finden sich Spuren derselben, sowie im Malayischen. Hierin liegt ein fast unerklärliches Räthsel, wenn man erwägt, wie wenig sich an eine Verbindung zwischen so entfernten Ländern denken läßt, deren Bewohner nur mit elenden Fahrzeugen versehen sind. Cook ankerte in einem Meerbusen an einer dieser Inseln, fand ausgezeichnete Aufnahme und überflüssige Versorgung mit allen Erfrischungen, deren er bedurfte. Er segelte wieder ab, allein ein heftiger Windstoß, durch den sein Vordermast zersprang, nöthigte ihn zurückzukehren. Jetzt zeigten sich ihm die Einwohner von einer anderen Seite als vorher, nämlich diebisch und hinterlistig. Sie raubten ihm sogar ein Boot. Er wollte es zurückfordern und begab sich deßhalb zum Oberhaupte der Insel. Ein in der Nähe stehender Wilder erlaubte sich eine Frechheit gegen ihn; Cook, von Zorn überwältigt, gab Feuer auf denselben. Dieß empörte die Wilden; sie fielen über ihn her und erschlugen ihn sammt vier seiner Leute am 14. Februar 1779.

Einen so schmählichen Tod mußte ein Mann finden, der unstreitig zu den größten Weltumseglern gehörte. Man kann ihn einzig nennen, da niemand außer ihm in beide Polarkreise gedrungen, Keiner auch nur einmal den südlichen Polarkreis überschritten hat, innerhalb dessen er dreimal gewesen ist. Außerdem war er der Erste, der die Welt von Westen nach Osten umschifft hat, und dieß einmal in einer südlichen Breite, die man für fast unbeschiffbar gehalten. Er hat die südlichsten Länder der Welt zuerst gesehen, und in allen denen Ländern, die er durchreiste, hat er eine Menge Entdeckungen gemacht, welche allgemeines Aufsehen erregten.

Eine kurze Charakterisirung des Mannes mag diese Mittheilungen beschließen. Cook war ein hagerer Mann mit breiten Schultern, starkem Knochenbaue und sechs Fuß hoch. Er ging, wie alle Seeleute von beträchtlicher Größe, stark gebückt, welche Gewohnheit sie annehmen, um nicht an die Kajütenthüre oder Decke zu stoßen. An seinem Gange, besonders wenn er geschwind gehen wollte, erkannte man noch immer den gemeinen Matrosen. Die Stirnhöhlen und Augenbrauen waren groß und stark, die Nase dick und lang, und seine kleinen grauen Augen scharf blickend, ohne lebhaft zu sein. Der herrschende Charakter seines Gesichtes war ein finsteres, störrisches,

zurückhaltendes Wesen, dessen Ausdruck durch die überhängende Oberlippe sehr verstärkt wurde. Die Falten seines Gesichts verriethen den Mann von früher Erfahrung und Anstrengung, der mit Hindernissen und Elend zu kämpfen gehabt hatte, der Urheber seines Glückes selbst war und es sich dabei hatte sauer werden lassen. Alle diese Züge waren stark mit denen eines despotischen Schiffscapitäns verwebt, der bei dem geringsten Versehen eines Matrosen in Wuth geräth, und den Donner seiner Flüche bis in die Pulverkammer hinunter erschallen läßt.

Sein Umgang war eben nicht angenehm; denn Artigkeit und eine gewisse Cultur der Sitten waren ihm völlig fremd. Mürrische Zurückhaltung machte ihn größtentheils Andern unzugänglich. Auf einer Reise von drei Jahren hat man ihn ein einziges Mal für sich singen und einmal pfeifen gehört. Tage lang konnte er mit Personen auf dem Schiffe umgehen, ohne mehr als „guten Morgen!“ zu sagen, und mehr als seine gewöhnlichen Gesundheiten: „dem König — Lord Sandwich — der Marine — Mr. Palliser — guten Freunden!“ herauszubringen. Hierin änderte sich nichts bei einem Glase Wein, oder wenn er des Abends mit der Schiffsgesellschaft Punsch trank. Nur bei dem ersten Glase Punsch, welches er Samstag Abends trank, pflegte er sich, wenn er auch die ganze Woche geschwiegen hatte, bei dem auf den englischen Schiffen gewöhnlichen Ausrufe: Saturday night! zu erheitern. Dieß ist nämlich das Losungswort der englischen Seeleute, sich an ihre zurückgelassenen Familien zu erinnern, und wirklich vergißt es vom Schiffsjungen bis zum Capitän niemand, dann sein Glas zu ihrem Andenken zu leeren. An diesen Abenden also machte Cook eine Ausnahme. Er war dann oft munter und gesprächig, ließ sich in Anekdotenerzählen ein und überschritt dabei mitunter die Grenzen der Schicklichkeit; dieß geschah jedoch nicht aus Trunkenheit (Enthaltsamkeit in jeder Hinsicht gehörte zu seinen unterscheidenden Vorzügen), sondern war vielmehr eine Wirkung seiner wenig feinen Erziehung und vormaligen schlechten Gesellschaft.

Seine Verachtung der Gelehrsamkeit läßt sich aus dem Gefühle seines Uebergewichts an gesundem Menschenverstande und dem Bewußtsein, an eigentlichem gelehrtem Wissen so vielen seiner Bekannten nachzustehen, leicht erklären. Mathematik war die einzige Wissenschaft, die vor seinen Augen Gnade fand; dagegen sagte er zu Lieutenant King, welcher Cook auf seiner letzten Reise begleitete und sein

Bedauern äußerte, daß keine Gelehrten mitgingen: „Hole der Teufel die Gelehrten und die Gelehrsamkeit oben drauf!“ Uebrigens darf man sich nach dem Urtheile der Kenner der Seemannssprache an diesen Worten nicht stoßen; denn sie sollen, in die Sprache des festen Landes übersetzt, wenig mehr besagen, als: „Erlauben Sie gütigst, vielleicht könnten wir doch auch ohne die Gelehrten zurechtkommen.“

In Gefahren verband er Vorsicht mit Muth; nur fehlte ihm entschlossene Kühle, die auch den Andern gehörig berücksichtigt hätte: dadurch fand er seinen Tod. Thätig war er im höchsten Grade, und in Allem, was er unternahm, bis zum Eigensinn beharrlich. Haupttriebfedern seiner Handlungen waren Ehrgeiz und Begierde nach Glück und Reichthum. Letzterer ward ihm in dem Maße zu Theil, daß er seiner Wittwe, welche jährlich zwölfhundert Thaler Pension erhielt, zwanzigtausend Thaler hinterließ. Zu Entdeckungsreisen war Cook wie geschaffen. Der Mann, welcher ihn zuerst dazu empfahl, machte sich dadurch eben so verdient, als es England zum Ruhme gereichte, ihn zu denselben zu benützen.

Die Kuh und der Esel*).

Von Friedrich Gerstäcker.

Die Wiese war grün und der Bach war so hell,
Ihr konntet die Kiesel erkennen im Quell.
Dort kehrte das Vieh auf der Weide oft ein,
Und trank dort, und stand dort im Schatten allein.

So kam eine Kuh, von der Hitze ganz matt,
Sich hier zu erfrischen. Sie trank sich erst satt
Und sah in den Bach dann, der abwärts da lief;
Kann sein, daß sie nachdachte — möglich sie schlief.

*) Frei nach dem Englischen.

Doch bald schritt ein nußbrauner Esel herbei,
Von stattlichem Anseh'n und durstig wie drei;
Doch als er die Kuh sah, so nickt er ihr zu:
„Ihr Diener, Madame!" „Schönen Dank!" sprach die Kuh,

Und winkt mit dem Schwanz: „Bitte, setzen Sie sich!"
„Sehr verbunden," sprach Langohr — „nach Ihnen erst ich."
Dann bückt er zum Trinken: „Ihr Wohlsein, Madame!"
„Danke sehr," sprach die Kuh — „ich war eben schon d'ran."

Nachdem sie gewechselt der Höflichkeit mehr,
So legten sie sich in den Schatten der Quer',
Und artig erwartend, wie's Schicklichkeit will,
Bis die Kuh erst das Wort nahm, der Esel schwieg still.

Madame endlich mit einem Seufzer begann:
„Oh, sagen Sie, Bester — oft denke ich d'ran,
Wie uns doch das Schicksal so arg maltraitirt.
Wie werden wir Kühe vom Menschen traktirt!

„Mich melken die Leute Jahr aus und Jahr ein
Und thun noch dabei, als ob's müßte so sein.
Da holt sich die Magd nur geschwind das Gefäß,
Und nimmt meine Milch, und für sich macht sie Käs.

„Ich hab' die Geschichte auch wahrhaftig schon
Ganz satt, und gewiß, bei der nächsten Session
Da stoß' ich der Dirne den Melkkübel um,
Und schlag ihr den Schwanz um die Ohren herum."

„Ja, Madame," nahm der Esel jetzo das Wort,
„Oh pardon, beste Frau — bitte, fahren Sie fort!
Ich glaubte, Sie hätten geendigt vorher,
Und nicht unterbrechen werd' ich Sie mehr."

„Oh, mein Herr, nur das Eine noch füg' ich hinzu:
Ich bin fest entschlossen und setz' mich zu Ruh'
Und fehlt es an Butter und Käs ihnen dann,
So geschieht's ihnen recht. Was geht mich das auch an!"

Der Esel erwartete erst, ob sie rein
Vollendet: dann sprach er: „Sie werden verzeih'n,
Ihre Meinung in Ehren! doch scheinen Sie nicht
Das Ding zu betrachten im richtigen Licht.

„Daß Sie für die Menschen so nutzbringend sind,
Brauch' ich nicht zu sagen, das weiß jedes Kind;
Doch wächst dafür auch auf der Wiese dabei
Im Sommer Ihr Gras — und daheim liegt Ihr Heu.

„Und dann auch bedenken Sie, beste Frau Kuh,
Im Winter den Stall, und die Streu noch dazu.
Ich sollte doch glauben: Da wo man genießt,
Da ist es nicht recht, wenn ein Dienst uns verdrießt."

Die Kuh schaute mürrrisch hinein in das Gras
Und dachte, „hm — was für ein Esel ist das!
Der red't ihnen auch noch das Wort so gescheidt —
Und hätt' er selbst Recht — ich thu' doch, was mich freut."

So dachte die Kuh, doch sie handelte g'rad'
Genau nach des nußbraunen Eseleins Rath.
Und das war gescheidter, denn: „Wer uns ernährt,
Ist sicherlich auch uns'rer Dienstleistung werth."

Ein peruanischer Bandit.

Vor einigen Jahren kehrte ein reicher und angesehener Bergwerksbesitzer von Cerro de Pasco nach Lima zurück. Von den Strahlen der untergehenden Sonne erglänzten freundlich die Gipfel der Berge, und Señor Brevesas, der seit dem Morgen zehn Stunden zurückgelegt hatte, freute sich nicht wenig, als er endlich an der Vorstadt Malambo anlangte. Da erblickte er plötzlich einige hundert Schritte vor sich fünf Berittene, deren Einer eine Larve vor dem

Gesichte trug. Brevesas, der die Sitten des Landes gar wohl kannte, sah alsbald, mit wem er zu thun bekomme, und vermochte eine Regung des Schreckens nicht zu unterdrücken. Er ließ sein Maulthier im Schritte gehen, und dachte über das Gefährliche seiner Lage nach. Zu entfliehen war ebenso unmöglich, als sich gegen fünf Mann mit seinen Pistolen zur Wehre zu setzen. Die Klugheit rieth daher zur ruhigen Ergebung in das Unvermeidliche, und nach seiner Ansicht bestand dieses Unvermeidliche darin, sich von den Banditen ausplündern zu lassen, um mindestens mit heiler Haut davon zu kommen. Während er noch so nachdachte, rief ihm eine rauhe Stimme zu: „Steige augenblicklich von Deinem Maulthiere ab!"

Aengstlich erhob er die Blicke. Die fünf Reiter befanden sich auf halbe Schußweite vor ihm; der Verlarvte schien ihr Anführer zu sein. Nachdem Brevesas abgestiegen war, ritt jener mit zweien seiner Leute auf diesen zu, während die beiden anderen unbeweglich ihre geladenen Gewehre ihm entgegen hielten.

„Schnell!" herrschte ihm mit verstellter Stimme der Verlarvte zu, „gib uns Alles, was Du bei Dir hast!"

„Mit vielem Vergnügen," versetzte Brevesas mit erzwungenem Lächeln; „allein ich muß Euch leider sagen, meine Herren, daß ich nur sehr wenig bei mir habe."

„Desto schlimmer, denn ich hatte mir vorgenommen, Dir Dein Maulthier zurückzugeben, wenn Du ein hinreichendes Sümmchen bei Dir gehabt hättest, um meine Gefährten zufrieden zu stellen. Doch sprich, wie viel hast Du?"

„Zwölf Unzen Gold, eine goldene Taschenuhr nebst Kette, einen Ring und zwei mit Diamanten besetzte Hemdknöpfe."

„Sonst nichts? Besinne Dich!"

„Bei meiner Ehre, nichts weiter!"

„Was saget ihr dazu, Kameraden?" sprach der Verlarvte, gegen seine zwei Spießgesellen gekehrt.

Die beiden Begleiter äußerten, der Reisende könne gar wohl etwas verborgen haben; man müsse daher eine Untersuchung anstellen. Das geschah auch sogleich, indem Beide ein auf dem Maulthiere liegendes Ränzchen und zwei am Sattel befindliche Pistolentaschen durchstöberten. In letzteren fanden sie zwei sehr werthvolle, zierlich mit Silber eingelegte Pistolen, die Brevesas anzugeben sich nicht hatte entschließen

können. Sie zeigten sie ihrem Anführer vor, dessen Art, sich auszudrücken, auf einen nicht gewöhnlichen Grad von geselliger Bildung deutete.

„So, so!“ versetzte dieser, „Du verheimlichst Deine Kostbarkeiten? Und warum? Etwa in der Absicht, uns gegen Dich aufzubringen?“

„Das wäre ja die unsinnigste Thorheit!“ rief Brevesas; „ich hatte die Pistolen rein vergessen, was bei dem Eindruck, den eure plötzliche Erscheinung auf mich machen mußte, leicht begreiflich ist. Indessen glaube ich, ungeachtet des sonderbaren Gewerbes, das Du hier treibst, für einen gutmüthigen Menschen Dich halten zu dürfen, und will daher ohne allen Rückhalt mit Dir reden. Ich lege nur deßhalb Werth auf diese Pistolen, weil sie ein Andenken einer mir sehr theuern Person sind, und ich sie deßhalb, wenn es sein kann, zu behalten wünsche.“

„Gut!“ versetzte Jener nach einigem Nachdenken, „ich will Deinen Entschuldigungsgrund gelten lassen, obschon Dein Verschweigen mich mißtrauisch machen sollte. Allein ich bin nicht gesonnen, meine Gefährten um ihren vollen Antheil an der Beute zu betrügen, denn wir sind streng ehrlich gegen einander. Indessen gibt es ein Mittel zur Vereinbarung.“

„Und welches ist dieses Mittel?“

„Der Vorschlag, den ich Dir machen will, diene Dir als Beweis, welch' seltene Rechtlichkeit ich Dir zutraue. Kein anderer Bewohner von Lima würde eine ähnliche Vergünstigung von mir erlangen. — Wie hoch schlägst Du Deine Pistolen an?“

„Auf mindestens hundert Piaster,“ erwiederte Brevesas ohne Zaudern.

„Wohlan! so gib mir Tag und Stunde an, wo Du mich insgeheim bei Dir empfangen willst, und ich werde Dir gegen Erlegung von hundert Piastern Deine Pistolen zurückstellen.“

„Einverstanden!“ versetzte Brevesas, im höchsten Grade erstaunt; „erscheine morgen Abend um sieben Uhr bei mir; Du sollst mich allein finden und den Betrag empfangen. Ich wohne . . .“

„O, ich weiß es gar wohl,“ unterbrach ihn der Bandit; „ich werde mich unfehlbar um die von Dir festgesetzte Stunde einstellen; sei daher auch Du recht pünktlich zu Hause! Nur Eines verlange ich noch: gib mir Dein feierliches Ehrenwort, daß durch Dich kein Mensch von unserer Uebereinkunft etwas erfahren werde.“

„Ich schwöre es Dir bei meiner Ehre zu.“

„Genug — also morgen!“

Sehr vergnügt über den glücklichen Ausgang dieses unerwünschten Zusammentreffens, bestieg Brevesas sein Maulthier, das man ihm so großmüthig gelassen hatte, und verfolgte ruhig seinen Weg, während die Banditen in entgegengesetzter Richtung davonsprengten.

Dieses höchst sonderbare Abenteuer beschäftigte Brevesas den ganzen folgenden Tag. Vergebens bemühte er sich, es zu enträthseln. Die überraschende Bescheidenheit der Banditen, welche ihn mit heiler Haut entlassen und auf sein Maulthier verzichtet hatten, das gebildete Benehmen des verlarvten Reiters, die sonderbare Uebereinkunft, auf die er verfallen war — das Alles bildete eine Reihenfolge von Räthseln, deren keines er zu entziffern vermochte.

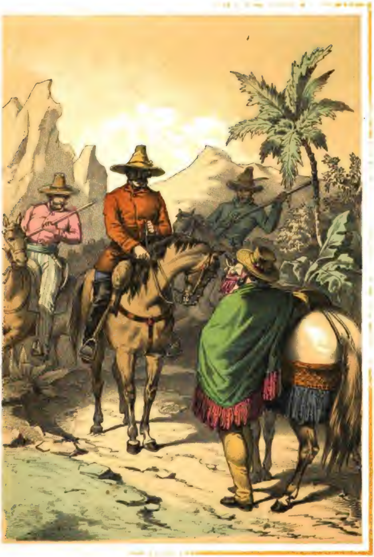
Am folgenden Tage dachte endlich Brevesas, das Versprechen des Banditenanführers, bei ihm das ausbedungene Geld für Zurückgabe der Pistolen zu holen, sei nur ein origineller Scherz gewesen; denn ein Mensch solchen Schlages werde wohl die Verwegenheit nicht so weit treiben, sich ganz allein an stark bewohnten Orten blicken zu lassen. Nichtsdestoweniger beschloß Brevesas, mindestens seinerseits pünktlich zu sein. Mit dem Schlage sieben Uhr saß er daher in dem Zimmer eines von seinem Wohnhause abgelegenen Garten-Pavillons. Bald vernahm er ein Geräusch und hörte zweimal stark an die Thüre pochen. Er öffnete diese ziemlich befangen, aber zugleich mit gespannter Neugierde; allein seine innere Aufregung legte sich augenblicklich, als er den ihn Besuchenden erblickte.

„Wie?“ rief er diesem zu, die Hand ihm vertraulich reichend, „Ihr seid es, Soregui? Ich dachte wahrlich nicht an das Vergnügen, Euch heute wieder einmal bei mir zu sehen.“

„Soll das eine Höflichkeitsbezeugung oder ein Vorwurf sein?“ fragte Soregui.

„Das Erstere, versteht sich. Ich beklage es sehr, daß Ihr so selten bei mir geworden seid. Ist doch fast ein ganzes Jahr verflossen, ohne daß Ihr mir die Freude gemacht habt, das Mittagsmahl oder den Thee bei mir einzunehmen. Gehet Ihr etwa gar damit um, Euch in eine Kutte zu stecken?“

„Nein, wahrlich nicht — ich bin hier, um Euch einen Beweis meiner Werthschätzung zu geben.“



Ein peruanischer Bandit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Soregui war ein kräftiger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, angenehmem Aeußern und hohem Wuchse, seine Gesichtsbildung hatte etwas Einnehmendes, seine Umgangssprache und seine Manieren verriethen die feinste Bildung, seine Kleidung zeigte Eleganz und guten Geschmack. Er bewegte sich in den vornehmsten Gesellschaftscirkeln der Hauptstadt Lima; dabei gab er für seine Vergnügungen sehr viel Geld aus, stellte fröhliche Gelage mit Freunden an, und man kümmerte sich wenig darum, welches wohl die Quellen seiner Wohlhabenheit sein mochten.

Angenehm zerstreut durch das unterhaltende Zwiegespräch mit Soregui dachte Brevesas eine Viertelstunde lang gar nicht mehr, warum er eigentlich in seinem Gartensalon sich befinde, bis er sich endlich an seinen Besucher mit den Worten wandte: „Saget mir doch auch, welcher günstige Wind Euch denn endlich nach so langer Zeit wieder einmal zu mir geführt hat.“

„Wie,“ sprach Jener, „so errathet Ihr es denn nicht?“

„Nein, wahrlich!“

„Lieber Freund, Ihr habt ein sehr kurzes Gedächtniß. Erwartet Ihr denn nicht Jemand diesen Abend?“

Wie ein elektrischer Schlag wirkte zwar diese Frage auf Brevesas, und ein sonderbarer Verdacht stieg in seiner Seele auf; allein er kämpfte ihn nieder und sagte schnell besonnen: „Der Zufall rechtfertigt Eure Frage. Ich erwartete allerdings Jemand, aber wahrlich Euch nicht!“

„Seid Ihr dessen so gewiß?“ entgegnete Soregui, einen ironischen Blick auf Brevesas werfend.

„Lächerliche Frage! Ihr seid ein vieljähriger Freund, und Derjenige, den ich erwarte, ist mir erst seit gestern bekannt.“

„So sehet selbst, ob meine Frage so lächerlich ist!“ Bei diesen Worten zog Soregui unter seinem Mantel ein Paar Pistolen hervor und reichte sie Brevesas dar.

„Seltsam! Höchst seltsam in der That!“ erwiederte der auf's tiefste Ergriffene, seine Pistolen erkennend. „Hier waltet ein Geheimniß, das ich nicht zu enträthseln vermag. Wollt Ihr mir Aufschluß darüber geben?“

„Von welchem Geheimnisse sprechet Ihr denn?“

„Eine einzige Frage faßt es in sich: Wie gelangtet Ihr in den Besitz meiner Pistolen?“

„Fraget doch nicht so einfältig, mein Freund! Ihr wisset es ja eben so gut als ich."

„Wie, so seid Ihr es, der gestern am späten Abend eine Stunde von der Stadt, in Begleitung einiger Reiter . . ." Die Worte erstarben ihm auf der Zunge.

„Es ist so; ich war es, der die Gewogenheit hatte, Euch Eurer Unzen Goldes, Eurer Taschenuhr nebst einigen Kostbarkeiten und endlich dieser beiden Pistolen zu entledigen. Ich hätte mich allerdings weit mehr gefreut, wenn es ein Anderer gewesen wäre; allein der leidige Zufall! Uebrigens werdet Ihr gestehen müssen, daß ich, von meinem gegenwärtigen Standpunkte als Freibeuter betrachtet, äußerst redlich, ja sogar großmüthig gehandelt habe; denn ich hätte Euch ja, nach unsern Grundsätzen, ebenso gut Euren Mantelsack nebst Kleidungsstücken und Euer Maulthier confisciren können und sollen. Endlich habe ich mich verbindlich gemacht, Euch die Pistolen wieder zuzustellen — ich bringe sie Euch selbst, und somit schmeichle ich mir, in Eurer Achtung nicht gesunken zu sein."

„Unglückseliger! wie möget Ihr es noch wagen, auf Achtung Anspruch zu machen?"

„Oho! ich will nicht hoffen, daß Ihr mir eine Sittenpredigt halten wollet."

„Nein, aber Ihr werdet es begreiflich finden, daß ich Eure Versunkenheit beklage, gerade weil ich stets warmen Antheil an Euch genommen habe und ihn selbst jetzt noch nehme. Ihr habt eine glänzende Erziehung genossen, Ihr seid jung, Ihr stehet in geselligen Beziehungen zu der gebildeten Welt, die Männer suchen Euren Umgang, das schöne Geschlecht ist Euch hold, und Ihr fliehet den mit Rosen bestreuten Lebenspfad, um im Verein mit raubmörderischem Gesindel den gefährlichen Landstreicher zu spielen? Seid Ihr denn toll geworden?"

„Ich handle im Gegentheil streng logisch; ich schwärme für das Leben in der großen gebildeten Welt; ich kann schöne Kleider, reich besetzte Tafeln, Tanz und Spiel, kurz was im Gefolge des Reichthums und Wohllebens ist, nicht entbehren. Nun bin ich aber arm wie eine Kirchenmaus, und weiß keine Beschäftigung, die einträglich genug wäre, um meinem kostspieligen Geschmacke zu genügen. Daher die Wahl, die ich getroffen. — Mein Gewerbe hat zwar seine nicht ge-

ringen Unannehmlichkeiten. Es widerstrebt meinem inneren Gefühle, mich in Brüderschaft mit verworfenen Kreaturen zu befinden, die zuweilen gleich wilden Thieren mit dem Blute der von ihnen Gemordeten sich besudeln; allein mich treibt die Noth: ich muß am Tage rauben, um des Nachts mein schwelgerisches Leben nach Herzenslust fortsetzen zu können. Die erste Bedingung für mich ist allerdings, daß meine Erwerbsmittel ganz geheim bleiben, und in dieser Beziehung zähle ich fest auf Eure mir zugeschworene Verschwiegenheit."

„Meinen Schwur werde ich halten, und ich verzweifle an Eurer Besserung noch nicht. Der Abweg, auf den Eure maßlose Genußsucht Euch fortgerissen hat, muß Euch unfehlbar einem schmählichen Ende entgegenführen. Entsaget schnell diesem wüsten Lasterleben, und ich werde Euch zur Verbesserung Eurer ökonomischen Lage nach Kräften behülflich sein. Ihr habt hochgestellte Freunde, ich will mich mit ihnen berathen, und wir werden sicher eine entsprechende Anstellung für Euch ausfindig machen."

„Das wäre mir etwas Sauberes! Ihr würdet mir bei irgend einem Ministerium eine langweilige Bedienstung verschaffen, deren Einkommen kaum hinreichen dürfte, meine Handschuhe und meine Cigarren zu bezahlen. Da ziehe ich denn doch immer noch die Landstraße vor; dort ist die Arbeit unterhaltender und trägt bei weitem mehr ein."

„Schweigt, Unsinniger! Eure Gesinnungen empören mich. Ihr stehet in der Blüthe der Jahre; ändert Eure ehrlose Lebensweise, und Ihr könnet es im Staatsdienste noch weit bringen."

„Ei was! Die Zukunft ist ein Hirngespinnst, und ich habe mir daher zum Gesetze gemacht, nur an die Gegenwart zu denken."

Ton und Inhalt dieser Aeußerung beraubten Brevesas jeder Hoffnung, seine Besserungsversuche gelingen zu sehen. Nachdem er einige Minuten nachgedacht hatte, sprach er mit tiefer Betrübniß zu Soregui: „Da ich mich leider überzeugt habe, daß es mir nicht gelingen wird, Euch vom zeitlichen und ewigen Verderben zu retten, so bleibt mir nichts mehr übrig, als die verabredeten hundert Piaster Euch zu übergeben, und auf immer Abschied von Euch zu nehmen."

„Wohl; vergesset aber nie, daß Ihr Euer Ehrenwort mir gegeben, sowohl von unserem Zusammentreffen, als von meinem heutigen Besuche niemals und gegen keinen Menschen das Geringste zu erwähnen."

„Ich werde mein Wort zu halten wissen."

Soregui steckte das Geld zu sich, machte eine stumme Verbeugung und entfernte sich.

Die Vorsicht, mit welcher Soregui zu Werke ging, gestattete ihm, noch einige Monate lang sein strafbares Treiben in der Umgegend von Lima fortzusetzen. Da wurde eines Tages ein sehr angesehener Mann meuchlings ermordet; die Polizei bemühte sich, den Thäter ausfindig zu machen und durchstreifte endlich die Umgegend, von bewaffneter Macht unterstützt. Da hielt es denn Soregui für rathsam, sich mit seinen Spießgesellen nach dem Süden zurückzuziehen, wo sie sich eine Höhle zum Schlupfwinkel ausersahen. Aber nicht lange dauerte es, so weckten die lauten Klagen der Beraubten die Aufmerksamkeit der Behörden. Man verfolgte die Bande mit bewaffneter Hand, und es gelang bald, mehrerer Mitglieder derselben, die auf der That ertappt wurden, habhaft zu werden. Einer von diesen Elenden, in der Hoffnung, dadurch seine Begnadigung zu erlangen, gab Soregui als ihren Anführer an und verrieth seinen Schlupfwinkel. So wurde es möglich, sich seiner nach kurzem Widerstande zu bemächtigen. Von sechs Soldaten umgeben, wurde er in Ketten nach Lima geführt, verlor aber seine ruhige, stolze Haltung nicht einen Augenblick. Zu schimpflichem Tode durch die Criminalbehörde verurtheilt, bestieg er festen Schrittes das Blutgerüst.

Seine letzten Worte waren: „Da ich nach meinem Sinne das Leben ferner nicht genießen kann, so ist mir der Tod sehr willkommen!“ — So war es Genuß- und Vergnügungssucht, was gleich so manchen Anderen diesen Mann, der mit seinen Gaben der menschlichen Gesellschaft hätte sehr nützlich werden können, auf die schmutzige Bahn des Lasters und endlich auf das Blutgerüst führte.

Auflösung der Homonyme auf Seite 384:

Schleife.

Auflösung der Charade auf Seite 384:

Ananas.

Elternliebe
oder
die Ueberschwemmung in Lyon.

Erzählung von Caroline v. Göhren.

(Schluß.)

Im Hause des reichen Fabrikherrn Givors war Alles in unruhiger Bewegung. Zwar hatte man bei der hohen Lage des Hauses von der Ueberschwemmung nichts zu fürchten; allein die Fabriken des reichen Mannes lagen in den Vorstädten Brotteaux und La Guillotière, und beide Punkte waren gleich sehr bedroht. Herr Givors hatte Alles gethan, was Menschenvorsicht vermag, um das drohende Unglück abzuwenden, und bei einer der gewöhnlichen oft wiederkehrenden Ueberschwemmungen würden seine Besitzthümer auch wenig oder gar nicht gelitten haben. Als aber die Gefahr immer größer wurde, bemächtigte sich bange Furcht aller Gemüther, und dem reichen Manne trat der beängstigende Gedanke nahe, daß Ein Schlag seinen Reichthum zertrümmern, und ihn, wenn auch nicht zum armen Manne machen, doch in beschränkte Verhältnisse bringen könnte. Mit großer Besorgniß sah er daher jeder Nachricht entgegen, und von Zeit zu Zeit eilte er selbst hinaus, um sich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Aber zwei Herzen gab es in dem prächtigen Hause, die in noch größerer Angst und Unruhe schlugen, und das waren Adolphs und Louisons. Zwar war es nicht der Verlust der irdischen Güter, den die Kinder fürchteten; denn ihre jugendlichen Seelen kannten kaum den Unterschied von reich und arm, und ihr bescheidener Sinn hatte nie nach einem anderen Loose gestrebt, als dasjenige war, das der Himmel ihnen beschieden. Sich selbst durch ihren Fleiß eine bescheidene Existenz zu gründen, um dann ihren Eltern ihre Liebe und Sorge vergelten zu können, das war das höchste Ziel ihres Strebens gewesen, und keine anderen Wünsche hatten in ihren unschuldigen Kinderherzen Raum gefunden. Jetzt aber wußten sie, daß Gefahr herannahe; sie glaubten das Leben der geliebten Eltern

vielleicht schon bedroht, und eine fürchterliche Angst trieb sie unstät umher und scheuchte den Schlaf von ihren Augen.

Adolph bat Herrn Givors unaufhörlich, ihn doch nach La Guillotière gehen zu lassen oder ihm wenigstens zu gestatten, ihn zu begleiten, wenn er selbst ausging, um zu sehen, ob die Wasser nicht bald in ihr Bett zurückkehren wollten, oder ob die Gefahr noch im Steigen wäre.

„Ich habe deinem Vater versprochen, dich nicht aus meinem Hause zu lassen," sagte ernst Herr Givors; „du bist zu jung, zu schwach, um thätige Hülfe bringen zu können, und selbst wenn es anders wäre, müßte ich doch mein gegebenes Versprechen halten. Aber beruhige dich, mein Sohn!" fügte er gütig hinzu, „die Wohnung deiner Eltern wird nicht sogleich bedroht sein, und dein Vater ist ein vernünftiger Mann, der schon vor Eintritt der Gefahr auf Rettung bedacht sein wird."

Mit diesem Ausspruche mußte der Knabe sich äußerlich zufrieden geben, allein gehoben war seine Angst dadurch nicht. Eine innere Unruhe trieb ihn umher, jeden Augenblick fragte er nach dem Stande des Wassers, und eine stumme Verzweiflung malte sich auf seinem Gesichte, wenn es hieß: „die Fluthen steigen noch immer." Als aber nun die Kunde erscholl, daß sich das Wasser durch La Guillotière eine doppelte Bahn gebrochen habe, als es hieß, die Fabriken des Herrn Givors seien bedroht und dieser fortstürzte, um so viel zu retten, als möglich wäre, da war auch Adolph nicht mehr zu halten.

Alle männlichen Dienstboten hatten das Haus verlassen, um zu retten und zu helfen, wo Hülfe nöthig war. Adolph Dupont wollte diesen Augenblick benutzen, um dahin zu eilen, wohin sein Herz ihn zog, und als die alte Beschließerin, welche den Willen ihres Herrn in Bezug auf den Knaben kannte, die Thüre seines Zimmers im Entresol hinter ihm verriegelte, riß der von banger Furcht Gepeinigte das Fenster auf und sprang hinab in die Straße. Gottes Hand schwebte über dem Knaben, der zur Rettung seiner Eltern eilte; denn wenngleich das Entresol ziemlich hoch vom Boden entfernt war, so kam er doch glücklich auf die Straße und eilte nun unaufhaltsam weiter dem Orte zu, wo er Eltern und Geschwister in Gefahr wußte. Bald aber hemmte das überall sich ausbreitende Wasser seine Schritte, und als er sich in eines der den Unglücklichen zu Hülfe eilenden Boote

schwingen wollte, stieß man ihn mit den Worten zurück, daß man keinen unnützen Ballast brauchen könne.

Vergebens versicherte Adolph, daß er stark sei, daß er retten und helfen wolle; man lachte ihn aus, und ein alter Fischer sagte, indem er ihn mitleidig betrachtete:

„Bleib' auf trockenem Boden, mein Söhnchen! da, wo die Fluthen tosen, wo sie Bäume entwurzeln und steinerne Häuser einreißen, da taugt ein so zartes schmächtiges Bürschchen nicht hin!"

Vergebens klammerte sich der Knabe an den Rand des Bootes, bat und flehte er; man machte mit Gewalt seine Hände los, die das Holz eng umklammert hielten, und dahin fuhr das Boot mit eiligen Ruderschlägen.

Adolph lief händeringend am Rande des Wassers auf und nieder, er achtete nicht der Gefahr, welche die immer noch steigende Fluth ihm brachte, seine Gedanken waren bei seinen Eltern, bei seinen Geschwistern, und flehend streckte er seine Arme jedem Boote entgegen, das zur Rettung herbeikam. „Nehmt mich mit! nehmt mich mit!" rief er; aber unaufhaltsam eilten sie vorüber, fast ohne ihn zu bemerken, oder höchstens traf ihn ein verwunderter Blick. Adolph eilte von Straße zu Straße, er sah Fuhrwerke aller Art mit Hausrath beladen ankommen; Omnibusse und Karren, Kutschen und Leiterwagen brachten gerettete Menschen, aber seine Eltern waren nicht unter ihnen. Vergebens spähte sein Auge nach den Theuren umher, nirgends waren sie zu entdecken, und immer wieder machte der Knabe vergebliche Versuche, mit einem der Rettungsboote bis zu ihnen zu gelangen. Da kam endlich in einem kleinen Kahne ein Mann dahergefahren, dem es gelungen war, auf diese Weise den tosenden Fluthen zu entrinnen, und als der Kahn auf den Grund stieß, sprang er hinaus und watete durch das Wasser, bis sein Fuß den festen Boden berührte. Hier dankte er Gott für seine Rettung und eilte fort, während er das Werkzeug derselben, den kleinen Nachen, unbeachtet stehen ließ. Adolph blickte voll Sehnsucht auf das kleine Fahrzeug, und schnell war sein Entschluß gefaßt. Noch stand es ruhig an dem Orte, wo sein Führer es verlassen; aber eine herandringende Wasserwelle konnte es jeden Augenblick erfassen, konnte es weit hinwegführen und so dem Armen die Erfüllung seines Wunsches unmöglich machen. Ohne sich zu besinnen, sprang Adolph hinzu, schob mit aller seiner Kraft den leichten Kahn

in das höhere Wasser, wobei ihm die stets steigende Fluth sehr zu Hülfe kam; dann sprang er in das schwankende Fahrzeug, ergriff das Ruder und bemühte sich, mit äußerster Anstrengung nach der Vorstadt La Guillotière zu rudern. Die Leute in den Straßen erhoben ihre Hände, als sie den Zweck des Knaben erkannten, und manche warnende Stimme rief ihm zu, von dem gefährlichen Unternehmen abzustehen. Aber unbekümmert um die Gefahr, die ihm drohte, ruderte Adolph weiter; er vermied geschickt die daherrauschende Strömung, und wenn er auch bedeutende Umwege deßhalb machen mußte, so hoffte er doch zu seinem Ziele zu gelangen und verdoppelte nur um so mehr seine Anstrengungen.

Gern hätte er seine Hülfe auch Anderen gebracht, und schwer wurde es ihm, sein Ohr gegen ihren Jammerruf zu verschließen; allein das Leben der Eltern war in Gefahr, und so durfte er denn keine Minute versäumen. Nur als er zwischen den Trümmern eines Hauses ein junges Weib aufrecht stehen und nach Hülfe umherspähen sah, hielt er einen Augenblick den Kahn an. Die Unglückliche stand da, allein und verlassen; die nächste Welle konnte sie hinwegspülen, konnte sie in die Strömung führen, wo sie dann rettungslos verloren war. Diese Betrachtung ließ Adolph den Kahn wenden, er rief der Unglücklichen zu, sich ihm wo möglich zwischen den Trümmern zu nahen; denn es schien ihm leicht, von einem Stein auf den andern springend den Weg bis zu ihm abzukürzen, allein das Mädchen antwortete nicht auf sein Rufen und machte auch sonst keine Bewegung. Der Schrecken schien ihre Glieder gelähmt zu haben, und Adolph mußte versuchen, mit seinem Boote zwischen die Trümmer hineinzufahren. Als dieß nicht mehr möglich war, band er den Kahn an einen noch stehen gebliebenen Pfosten, und überkletterte nun selbst die Trümmer der Wände, um zu dem immer noch regungslos dastehenden Mädchen zu gelangen. Als er ihr nahe genug war, sie zu erreichen, und sie auf seinen Zuruf nichts erwiederte, ergriff er ihr Kleid, um sie so zu sich herüber zu ziehen. Aber wie ward ihm, als die Unglückliche bewegungslos vorüberstürzte, und er sah, als er, alle Hindernisse überspringend, ihr zu Hülfe eilte, daß es eine Leiche war, die er in seinen Armen hielt! Wahrscheinlich hatten die Wellen die Verunglückte gegen die noch stehende Wand des Hauses getrieben, und ein augenblickliches Sinken des Wassers hatte sie in die aufrechte Stellung gebracht, in welcher

Adolph sie zuerst erblickte. Der Knabe schauderte, er ließ den leblosen Körper leise niedergleiten und eilte, den Kahn wieder zu gewinnen, mit dem er nun unaufhaltsam seinem Ziele zuruderte.

Frau Babette hatte mit Nettchen auf dem Arme glücklich das Haus ihrer Muhme erreicht, und hoffte nun von einem Augenblicke zum andern auch ihren Pierre mit dem Knaben bei sich eintreten zu sehen. Aber Pierre kam nicht, Viertelstunde an Viertelstunde verging, und immer noch sah die geängstigte Frau vergebens seiner Ankunft entgegen. Mehrmals wollte sie das Haus verlassen, um ihm entgegenzueilen, allein ihre Verwandte gab es nicht zu.

„Willst Du Dich unnütz einer gewissen Lebensgefahr aussetzen?“ sagte sie, „weißt Du, auf welchem Wege Pierre zu uns kommen wird? Wenn Du ihn verfehlst, und er findet Dich nicht hier, wird er mir dann nicht gerechte Vorwürfe machen? wird er nicht Dir nacheilen und so vielleicht erst in wirkliche Gefahr gerathen?“

Babette fühlte das Wahre in den Vorstellungen ihrer Tante, und da ihr Dupont gesagt hatte, ruhig zu warten, bis er käme, so entschloß sie sich zuletzt, in der jetzt noch sicheren Wohnung ihrer Tante zu bleiben, in welchem Entschlusse sie auch alle Nachbarn bestärkten.

Indessen lauteten von Minute zu Minute die Nachrichten immer trüber. Die ganze Brotteaux und die niedrigen Theile von La Guillotière stehen unter Wasser, welches noch jeden Augenblbick steigt, hieß es, die Fluthen strömen in gerader Linie hinter dem Boulevard de Ronde durch die Vorstädte bis Villeuxbanne und La Mouche, die einen ungeheuren See bilden. Auch in der Stadt selbst sind viele Straßen und Plätze unter Wasser gesetzt, und steigt die Rhone nur noch wenige Zoll, so ist auch hier keine Sicherheit mehr, so ist die ganze La Guillotière vom Strome bedeckt.

Diese Botschaft verbreitete allgemeinen Schrecken, und wer bis jetzt noch nicht an Flucht gedacht hatte, bereitete sich in fieberhafter Angst vor, den bedrohten Stadttheil zu verlassen. Auch Babettens Tante war auf Rettung und schleunige Flucht bedacht, und forderte jetzt selbst ihre Nichte auf, ungesäumt mit ihr das Haus zu verlassen.

„Noch steht uns ein Rettungsweg offen,“ sagte sie; „wir können die höher gelegenen Straßen noch erreichen und so in die obere Stadt

kommen, wo wir sicher sind. Das Haus schließen wir zu, und kommt das Wasser nicht bis hierher, wie es zu hoffen ist, so können wir vielleicht schon nach wenigen Stunden zurückkehren; denn wenn erst die Fluthen zu fallen beginnen, so sind wir hier ganz sicher."

Babette schüttelte leise den Kopf. „Pierre hat mir geboten, ihn hier zu erwarten," sagte sie, „und Sie meinten vorhin ja selbst, liebe Tante, es könnte gefahrbringend für ihn sein, wenn er uns nicht mehr hier im Hause fände und nicht wüßte, wohin wir uns gewendet hätten."

„Ja damals, da war hier noch keine Gefahr zu fürchten, aber jetzt? jetzt bitte ich Dich, komm mit mir, da es noch Zeit ist!"

„Ich kann nicht," rief weinend Frau Dupont, „ich muß auf Pierre warten, der jeden Augenblick kommen kann; doch will ich Ihnen folgen, sobald ich höre, daß das Wasser noch höher steigt."

„So gib mir das Kind mit!" bat die Tante.

Frau Dupont wollte ihr mit abgewandtem Gesichte die Kleine hinreichen, allein Annettchen schlang weinend die Arme um den Hals der Mutter und wollte nicht zu der ihr noch so fremden Frau.

„Sie will nicht von mir," rief Babette, „drum lassen Sie sie mir! das Kind gehört zur Mutter."

Die mitleidige Verwandte wollte noch Einwendungen machen, als aber die Nachbarn in stürmischer Eile an ihrem Hause vorüberstürzten und eine Stimme rief: „Die Wasser steigen noch immer," da verließ auch sie, um ihr Leben zu erhalten, eilig das Haus und Babette blieb allein mit dem Kinde in den verödeten Räumen zurück.

Sie sah bald ein, daß es ihr schwer werden würde, ihr Versprechen, mit dem Kinde zu entfliehen, sobald wirklich Gefahr drohe, zu halten. Niemand konnte ihr Kunde geben von dem Stande der Gewässer, denn alle Nachbarn waren entflohen. Mit Todesangst im Herzen lehnte sie, Nettchen auf dem Arme, am Fenster und spähte nach allen Richtungen umher, immer hoffend, ihren Pierre aus irgend einer Seitenstraße hervortreten zu sehen. Allein vergebens! der weite Platz blieb leer, und nur von Zeit zu Zeit verkündete ein dumpfes Geräusch, welches die Seele der Einsamen erbeben machte, daß wieder ein Haus eingestürzt sei. Noch war die Zerstörung nicht bis hierher gedrungen, und noch hoffte Babette auf Rettung, als plötzlich ein dumpfes Brausen das Blut in ihren Adern erstarren machte. Sie konnte nicht zweifeln, es waren die heranbrängenden Fluthen, von

denen der Unheil verkündende Ton ausging, und schon wollte sie mit dem Kinde auf dem Arme das Haus verlassen, als sie noch einmal an das Fenster zurückkehrte, um nach dem so schmerzlich herbeigesehnten Gatten zu sehen. Von hier oben glaubte sie den Platz und die Seitengassen besser übersehen zu können, und so riß sie den einen Fensterflügel auf, entschlossen, wenn auch jetzt sich nichts zeigte, sogleich das Haus zu verlassen. Lauter und lauter klang das unheilvolle Brausen in ihrem erschrockenen Ohr, und als sie angstvoll umhersah, war es ihr plötzlich, als wenn eines der gegenüberliegenden Häuser zu schwanken begänne. Erschrocken fuhr sie mit der Hand über die Augen, sie glaubte, ihre Angst täusche sie; doch als sie wieder hinüber blickte, trat das Schwanken nur stärker hervor, und von unsäglicher Angst getrieben eilte Babette nun mit dem Kinde der Treppe zu, um in schleuniger Flucht noch Rettung zu suchen. In diesem Augenblicke stürzte das Haus mit entsetzlichem Krachen zusammen, und die tosenden Fluthen ergossen sich triumphirend über den weiten Platz.

Als Babette mit zitternder Hand die Hausthüre öffnete, war nur noch ein schmaler Streifen an den oberen Häusern hin vom Wasser frei; diesen betrat sie mit fliegenden Schritten, immer noch hoffend, die höher gelegenen Straßen zu erreichen und so Rettung zu finden. Allein bald netzte das Wasser ihren Fuß, und als es mit rasender Schnelle höher und höher stieg, versagten der schwachen Frau fast die Kräfte. Sie konnte das Kind auf ihrem Arme kaum noch halten, und in unaussprechlicher Angst betete sie: Vater im Himmel, nimm mein Leben, aber rette mein Kind! Eben wollte sie in eine Nebengasse einbiegen, wo sie Rettung zu finden wähnte, aber auch hier stand bereits Alles unter Wasser, und der von der Höhe herabschießende Strom drohte jeden Augenblick sie umzureißen und sie so in seinen Fluthen zu begraben. Vergebens sah sie sich nach Hülfe um, noch war kein Rettungsboot zu sehen, denn Alle hatten diesen Stadttheil gesichert geglaubt. In ein Haus einzutreten und die oberen Stockwerke zu gewinnen, war unmöglich, denn die meisten Thüren waren verschlossen; auch mochte sie diesen Ausweg nicht wählen, da an dem niedriger gelegenen Theile des Platzes schon mehrere Häuser eingestürzt waren und noch vielen der Einsturz drohte. Verzweiflungsvoll blickte sie umher und stöhnte: „Gott, mein Gott, sende Rettung!“ und als wenn der Angstruf der trostlosen Mutter durch die Wolken gedrungen

wäre und Erhörung gefunden hätte, kam von fernher ein Boot heran, das den Fluthen ihre Opfer zu entziehen gedachte. Nun galt es, sich nur noch wenige Minuten gegen die immer höher steigenden Gewässer zu stemmen. Babette fühlte ihre Kräfte schwinden und sah sehnsuchtsvoll umher, ob nicht ein erhöhter Punkt sich biete, der ihr bis zur Ankunft des Bootes einigen Schutz gewähren könnte: da erblickte sie an der Ecke der Straße, wo sie stand, einen hohen steinernen Kegel, der noch einige Fuß aus dem Wasser hervorragte. Man hatte ihn zum Schutze des Hauses hierhergesetzt, und nun konnte er zum Rettungswerkzeug für das Leben zweier Menschen dienen. Mit einem stummen Dankgebet riß Babette ihr Tuch ab, welches sie hoch in die Luft schwang, um den Leuten im Boote ein Zeichen zu geben, daß man hier ihrer Hülfe bedürfe. Dann schlang sie das Tuch um Nettchens Hals und befestigte es so gut es ging an den eigenen Leib, und suchte nun den rettenden Stein zu gewinnen. Schon ging das Wasser ihr fast bis an die Kniee, und nur mit größter Anstrengung und Mühe konnte sie den nur wenige Schritte entfernten Stein erreichen. „Schling deine Arme fest um meinen Hals!“ ermahnte sie das weinende Kind, und indem sie die Zipfel des Tuches, welches sie um die Kleine geschlungen hatte, mit den Zähnen erfaßte, suchte sie sich auf den Stein zu schwingen. Aber immer glitten ihre schwachen Hände von dem glatten Steine ab, und schon glaubte sie sich verloren, als sie plötzlich in dem Pfosten des Hauses einen eisernen Ring entdeckte, der wahrscheinlich früher zur Befestigung der Stellen bei Sperrung der Straße gedient hatte. Diesen erfaßte sie, die Angst gab ihr Kräfte, und mit der andern Hand sich auf den Stein stützend erreichte sie glücklich ihr Ziel. Ihr erster Blick war nun auf das rettende Boot gerichtet, noch kämpfte es gegen die Strömung des fortwährend steigenden Wassers; allein es nahte sich ihr, und wenngleich die Fluthen auch hier schon fast ihren Fuß netzten, so durfte sie doch hoffen, sich und ihr Kind bald geborgen zu sehen. Eine große Schwierigkeit war es indessen für die schwache Frau, sich mit dem Kinde auf dem glatten Steine zu erhalten, den das Wasser schon von Zeit zu Zeit überspülte, und ohne den Ring in der Mauer, an den sie sich angstvoll klammerte, würde sie bereits hinabgesunken sein in das feuchte Grab, aus dem dann für sie keine Rettung mehr war. Endlich erreichte das Boot den Ort, wo die Verlassene in Todesangst seiner harrte.

Elternliebe. II.

Digitized by Google

„Springt schnell herein!“ riefen die Leute im Boote, „sonst reißt die Strömung uns wieder mit fort.“

„Nehmt erst das Kind!“ schrie Babette, indem sie den rettenden Ring losließ und mit hocherhobenen Armen die Kleine in den Kahn warf. Annette war gerettet, aber der Fuß der unglücklichen Mutter glitt, bei der heftigen Bewegung, die sie machte, um das Leben ihres Kindes zu sichern, von dem glatten Steine ab und sie stürzte rücklings hinab in die Fluth. In diesem Augenblicke erfaßte der Strom das Boot und trieb es mehrere Schritte abwärts, und als es den Schiffern gelang, sich wieder bis zu der Stelle hindurchzuarbeiten, wo die Unglückliche hinabgestürzt war, war sie bereits untergesunken. Man gab sie verloren und wollte das Boot wenden, doch nein! noch einmal tauchte sie auf, und ihr langes aufgelöstes schwarzes Haar schwamm wie ein Schleier auf dem Wasser. In diesem Augenblicke tönte der gellende Schrei: „Mutter, Mutter!“ in das Ohr der Schiffer, und sie sahen aus einem kleinen Kahne, der, von ihnen unbeachtet, herbeigekommen war, einen schlanken Knaben springen. Dieser faßte das Haar der Verunglückten und suchte nun schwimmend mit ihr das Boot zu erreichen. Allein die Kräfte entsprachen nicht dem guten Willen, die Körperschwere der Mutter zog ihn mit hinab, und ehe noch das herbeieilende Boot bis zu ihnen gelangt war, begrub die Fluth Beide in ihrem Schooße.

„Sie kommen wohl noch einmal empor,“ rief ein Schiffer, „laßt uns warten!“ und wirklich tauchte der Knabe wieder auf, und als man ihn bewußtlos in das Boot hob, sah man in seiner Hand einen Büschel langer schwarzer Haare. Er war gerettet, doch von der, die er zu retten gekommen, zeigte sich ferner keine Spur; der Strom hatte ihren Körper zu schnell abwärts getrieben.

Am Abend des 31. Mai bot das unter Wasser gesetzte Lyon einen herzzerreißenden Anblick dar. Am linken Ufer vom Tète d'Or bis zur Monche, also die ganze Länge der Stadt hin, hatte man ein vollständiges Bild der Verwüstung vor sich: vierhundert Häuser waren verschwunden, zwanzigtausend Menschen auf der Flucht, die Wogen hinter ihnen. Ein Lanzierregiment wurde beim Manövriren von den

Wogen überrascht und konnte nur mit Mühe auf den zur wüthenden Eile angespornten Rossen entkommen. Bei Tarascon hatten die Fluthen den Eisenbahndamm zerrissen, und die Wasser standen bis zur ersten Etage. Bei Tours mußten die in ihrer Nachtruhe überraschten Reisenden sich aus den Gebäuden des Bahnhofs an Stricken aus den Fenstern lassen, um so der Gefahr zu entgehen und die rettenden Boote zu gewinnen, die dann mit ihnen über Weinberge, Hecken und Mauern ungehindert dahin fuhren. Aber am schrecklichsten hatten die Vorstädte des alten Lyons gelitten. Viele Fabriken waren ganz untergegangen, andere durch die andrängenden Fluthen so beschädigt, daß große Summen zu ihrer Wiederherstellung nöthig waren, und die Besitzer mit banger Sorge in die Zukunft sahen.

Der 1. Juni setzte endlich der Angst der unglücklichen Bewohner jener Gegenden ein Ziel. Die Rhone, die noch am vergangenen Abend fortwährend gestiegen war, fing gegen neun Uhr Abends an zu fallen, und die Abnahme der Gewässer machte rasche Fortschritte. Noch war die Größe des angerichteten Schadens nicht zu berechnen; man mußte warten, bis das Wasser sich ganz verlaufen hatte, dann erst konnte man die Opfer zählen, welche gefallen, konnte ermessen, wie viel Familienglück auf immer zerstört, oder doch wenigstens auf lange erschüttert war. Alle Herzen schlugen noch von banger Furcht bewegt, denn fast jeder Familie fehlten einzelne ihrer Mitglieder, und man wußte nicht, waren sie dem Tode verfallen, oder wurden sie, durch eine wohlthätige Hand gerettet, nur durch die völlig unterbrochene Communication verhindert, zu den zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Ihrigen zu eilen. Andere starrten verzweiflungsvoll in die Fluthen, als wollten sie dieselben fragen: „Habt Ihr all' unser Hab' und Gut verschlungen, sind wir unrettbar Bettler? oder wird Euer feuchter Schooß uns so viel zurückgeben, daß wir durch Fleiß und Ausdauer uns einen neuen Wohlstand gründen können?"

In der Wohnung des Herrn Givors stand ein bleicher Knabe und sah mit banger Besorgniß in das trübe Auge seines Herrn, als wollte er daraus die Antwort auf die Bitte lesen, die er eben gethan.

Herr Givors erhob sich von seinem Sessel und ging nachdenklich

im Zimmer umher. Er schien den bittenden Blick des Knaben mit Absicht zu vermeiden, und erst nach einer längeren Pause, in der er sichtlich mit sich selbst gekämpft hatte, sagte er: „Ich kann nicht mehr thun, als ich Dir gesagt habe, Adolph! mein Reichthum ist verschwunden, ich bin ein ruinirter Mann, und wer weiß, ob ich jemals wieder zur Wohlhabenheit gelange, aber mein deinem Vater gegebenes Wort will ich halten; Du und Louison, ihr bleibet bei mir und theilet mit uns, was wir haben."

Der Knabe schlug seufzend den Blick zur Erde, „aber Victor und Annette!" flüsterte er ängstlich.

„Für die wird Gott durch gute Menschen sorgen," sagte ernst Herr Givors, „ich vermag es nicht!" Als er aber die Thränen heiß aus den Augen des bleichen Knaben stürzen sah, fügte er weich hinzu: „Gräme dich nicht, Adolph, ich habe viele Freunde und Bekannte in Lyon und der Umgegend, man wird meiner Bitte ein williges Gehör schenken. Vertrau auf Gott! auch deine Geschwister werden ihre Versorger finden! Für jetzt sind sie, mit den vielen anderen Waisen, gut untergebracht bei den barmherzigen Schwestern. Die milden Frauen widmen ihre ganze Aufmerksamkeit den hülflosen Kindern, von denen man bei den meisten kaum weiß, wer ihre Eltern waren, und auch die Stadt sowie wohlthätige Menschen werden das Ihrige thun, den armen Kleinen eine Existenz zu gründen."

„O, wenn meine Geschwister nur auf einige Jahre einen Versorger finden," rief lebhaft der Knabe, „dann ist Alles gut! Ich werde arbeiten mit Anstrengung aller meiner Kräfte, werde mich bemühen, in meinem Fache etwas Tüchtiges zu lernen, um so die Pflicht zu erfüllen, die mir gebietet, jetzt, wo der Tod uns die Eltern geraubt hat, der Ernährer und Versorger meiner Geschwister zu sein."

„So ist es recht, mein Sohn," sagte Herr Givors, indem er die Hand auf das dunkle Haar des Knaben legte, „so ist es recht, und der Himmel wird dein Bestreben segnen. Aber jetzt sei ruhig und nimm durch übergroßen Gram dir nicht die Kraft, die Pflichten, die du selbst anerkennst, zu erfüllen. Wir müssen schaffen, ringen und streben, wollen wir den Zweck unseres Lebens erfüllen; dazu ist es aber nöthig, daß wir unsern Willen stark, unsern Geist frei erhalten. Dir ward durch den Tod deiner Eltern die schwere Pflicht, einst der Versorger deiner jüngeren Geschwister zu sein; darum hüte dich

vor weichlicher Trauer, stärke deinen Sinn und tritt kampfgerüstet in's Leben ein! Ich will damit den Gram um deine guten Eltern nicht tadeln, sie verdienen deine Liebe, deinen Schmerz; denn sie starben, um das Leben ihrer Kinder zu retten, um ihnen eine Zukunft zu gründen. Weihe diesen Edlen ein nie erlöschendes Andenken, aber zeige, daß du ihrer würdig bist, indem du wie sie mit Aufopferung die Pflichten erfüllst, die Gottes Hand dir auferlegt hat."

Adolph küßte stumm die Hand seines gütigen Herrn und Beide verließen das Zimmer, Herr Givors, um nach den Arbeitern zu sehen, die bereits begonnen hatten, den Schutt der zusammengestürzten Fabrikgebäude wegzuräumen, Adolph, um auf kurze Zeit zu seinen kleinen Geschwistern zu gehen und dann seinen Herrn wieder aufzusuchen, um ihm auch seine schwachen Kräfte anzubieten.

In dem Hofe des Klosters der barmherzigen Schwestern spielten viele kleine Kinder heiter und zufrieden umher. Man hatte ihnen Bälle, Reife und Kreisel gegeben, und sorglos gingen sie ihrem Vergnügen nach, ohne zu ahnen, wie arm, wie verwaist sie waren. Nur die älteren unter ihnen fragten zuweilen nach Vater und Mutter, und man tröstete sie, daß die guten Eltern gewiß bald kommen würden, oder sagte ihnen, daß sie an einem gar schönen Orte wären, wohin sie dereinst ihre lieben Kinder auch führen würden, und beruhigt kehrten die Kinder dann gewöhnlich zu ihren Spielen zurück.

Die guten Klosterfrauen ließen es den Kindern an keiner Pflege und Erheiterung fehlen, und wenn ihr schwerer Beruf, den Kranken abzuwarten und die Leidenden zu trösten, ihnen nur einige Freiheit gönnte, so widmeten sie diese ihren kleinen Pfleglingen, zu denen sie das innigste Mitleid hinzog. Der erklärte Liebling der guten Frauen war aber Annette Dupont, die sich durch ihre immer gleiche Freundlichkeit und ihren Gehorsam die allgemeine Liebe erwarb.

„Das Kind ist wie ein Engelchen," sagten die guten Frauen, „sie würde gewiß ein Segen für unser Kloster sein!" und im Stillen beschlossen sie, das Mädchen wo möglich für ihre segensreiche Wirksamkeit zu gewinnen.

Als daher Adolph im Kloster erschien, die Geschwister zu be-

suchen, und der Oberin mittheilte, daß Herr Givors Alles thun würde, ein Unterkommen für die Kleinen zu finden, erwiederte die würdige Frau: „Mag er für den Knaben Sorge tragen, dieß kleine Engelchen werden die Heiligen gewiß in ihren besonderen Schutz nehmen.“ — Allein es sollte ganz anders kommen, als die Klosterfrauen dachten.

In den nächsten Tagen sah man einen Mann in einfacher Kleidung durch die Straßen von Lyon gehen, dem Segenswünsche folgten, wohin er kam. In den volkreichsten und von der Ueberschwemmung am schwersten heimgesuchten Stadttheilen sah man ihn in den Hütten der Armen, wo er überall Trost und Hülfe brachte. Oft reichte der zurückgebliebene Schlamm bis an die Kniee des Mannes, allein er ließ sich dadurch in seinem Unternehmen nicht stören; unverdrossen watete er durch Schlamm und Wasser, kletterte über die Trümmer der eingestürzten Häuser, um da Hülfe zu bringen, wo die bleiche Gestalt des Jammers in den verödeten Mauern hauste.

„Mein Herr,“ sagte ein Republikaner, indem er zu dem mühsam sich Durcharbeitenden trat, „mein Herr, ich theile zwar nicht Ihre Ansichten; allein das, was Sie thun, ist edel und schön.“ Der Mann sah den Sprecher, der sonst sein entschiedener Feind gewesen war, mit mildem Lächeln an und reichte ihm die Hand, und der wilde Demagoge ward fortan eine Stütze des Thrones, ein Verehrer der herrschenden Gewalt. Und wer war der Mann, der so die ihm entfremdeten Herzen an sich fesselte? der mehr noch durch sein freundliches, tröstendes Wort erfreute, als durch die reichen Gaben, die er spendete? — Napoleon III. war es, der Kaiser der Franzosen, der gekommen war, das Elend seiner Unterthanen zu lindern und die ihnen geschlagenen Wunden zu heilen.

Auch bei den barmherzigen Schwestern trat der gütige Fürst ein und verlangte die armen Waisen zu sehen, denen die Fluthen Vater und Mutter geraubt hatten. Dießmal trug der Monarch die Uniform seiner Garde, und kaum hatte der kleine Victor Dupont das von ihm so sehr geliebte Soldatenkleid erblickt, als er sich zu dem fremden Mann herandrängte und unbefangen mit der Quaste seines Säbels spielte.

„Wie heißt du, mein Kleiner?“ fragte gütig der Monarch, indem er in die großen zu ihm emporgeschlagenen Augen des Knaben blickte.

„Victor Dupont," erwiederte der Knabe, „und ich will ein General werden, wie Du wohl einer bist."

Der Kaiser lächelte. „Das ist ein guter Vorsatz," sagte er; „bleibe dabei, so wirst du wenigstens ein guter Soldat werden, wenn du auch nicht ein General werden solltest gerade wie ich einer bin."

In diesem Augenblicke kam die Oberin herbeigeeilt, um den hohen Gast zu begrüßen, und mit ihr die andern Schwestern. Die jüngste derselben trug die kleine Annette auf dem Arme, die sich von ihrer geliebten Pflegerin durchaus nicht hatte trennen wollen. Als alle Mühe vergeblich war, und die Kleine gar rührend bat und weinte, sagte zuletzt die Oberin: „Behalte das Mägdlein nur im Arme, Schwester Claudia! der Kaiser will ja die Waisen sehen, und gewiß wird er dieß Engelchen bemerken."

Wirklich fiel auch die seltene Schönheit des Kindes dem Herrscher auf, und eben wollte er herantreten, um zu fragen, ob auch dieß eine der Waisen sei, als die Kleine plötzlich beide Arme ihm entgegenstreckte und freudig rief: „Papa, Papa!"

Erstaunt sah der Monarch im Kreise umher und fragte ernst: „wem gehört dieß Kind?"

Der unerwartete Ausruf der Kleinen hatte eine augenblickliche Verlegenheit herbeigeführt, und schweigend blickten die Nonnen zur Erde. Aber schnell hatte sich ein anderer Berichterstatter gefunden; denn mit Ungestüm drängte sich der kleine Victor noch näher an den Kaiser und rief:

„Das ist mein Schwesterchen Annette Dupont, die man hier im Kloster nur das Engelchen nennt."

„Und einem Engelchen gleicht sie," erwiederte der Kaiser, indem er die wallenden Locken des Kindes streichelte; „habt ihr beide denn keine Eltern mehr?"

„Vater und Mutter sind ertrunken, wie die Leute sagen," berichtete der Knabe, indem große Thränen in seine dunklen Augen traten; „ich weiß nicht, was das ist, allein die Schwestern sagen, sie kommen nun nicht wieder; denn sie sind bei Gott, wo man viel glücklicher ist, als hier auf der Erde."

Die Oberin hatte sich während der Worte des Knaben von ihrem Schrecken erholt und trat nun heran, um von der Familie zu berichten, was sie wußte. Sie schilderte, wie Frau Dupont, nur um

Annette zu retten, das Leben eingebüßt habe, und wie Pierre Dupont von dem einstürzenden Hause erschlagen worden sei, als er eben die zur Erziehung seiner Kinder bestimmten Ersparnisse hätte retten wollen.

„Und wie kam das Kind wohl dazu, mich mit dem Namen Vater zu rufen?“ fragte der Kaiser.

„Darüber kann ich keine Auskunft geben,“ erwiederte die Oberin, „es war wohl nur so ein kindischer Einfall.“

„Nein, das war es nicht!“ rief eine Frau aus dem Volke, die in einiger Entfernung stand, und zu dem Monarchen herantretend sagte sie: „Pierre Dupont sah so in Euer Geschlecht, Herr Kaiser, daß er in der Fabrik immer nur „der Kaiser“ genannt wurde, und dieß ist wohl die Ursache, daß die Kleine Euch für ihren Vater hielt.“

Der Monarch hatte lächelnd die Erzählung der Frau angehört; dann glitt ein Zug von Rührung über sein edles Gesicht, und er sagte weich, indem er die Wange des Kindes streichelte: „Und ich will für dich sorgen, du armes, verwaistes Kind! Du sollst mich nicht umsonst Vater genannt haben, ich will dir wirklich ein Vater sein.“

„Aber ich bleibe bei Annette und werde ein General!“ rief Victor, indem er das Gewand der Nonne erfaßte, die noch immer Nettchen auf ihrem Arme trug.

„Gewiß,“ sagte tröstend der gütige Herrscher, „aber um ein General zu werden, mußt du erst in ein Militärinstitut eintreten, und dahin sollst du nun sobald als möglich gebracht werden.“

Bald erscholl die Kunde von dem Versprechen des Kaisers auch in das Haus des Fabrikanten Givors, und Adolph fühlte sein Herz von einer großen Last befreit.

„Siehst du,“ sagte Herr Givors mit Thränen der Rührung, „siehst du, Adolph, wie gnädig Gott für die Verwaisten und Verlassenen sorgt? Er erweckt für sie das Mitleid in der Brust edler Menschen, und gibt ihnen da einen Freund und eine Stütze, wo nach der beschränkten Ansicht der Menschen nur Noth und Elend ihrer wartet!“

Der Kaiser hielt Wort: er versorgte die verlassenen Waisen je nach Alter oder Fähigkeiten, aber ganz besonders nahm er sich der

Dupont'schen Kinder an. Victor kam in ein Militärinstitut, wo der Kaiser selbst ihn den Vorstehern empfahl, und Annettchen ward bei einer ehrenwerthen Bürgerfamilie in Paris untergebracht, bis sie das Alter erreicht haben würde, um in eines der besten Pensionate der Hauptstadt einzutreten.

Adolph konnte sich nicht enthalten zu sagen, als er von dieser Anordnung hörte: „So hat Victor doch Recht gehabt, der immer behauptete, er würde ein General und Annette ein feines Fräulein werden."

„Die Bahn dazu ist ihnen erschlossen," sagte Herr Givors, „das Uebrige wollen wir Gott überlassen!"

Hier müssen auch wir unsere kleinen Freunde verlassen, die bald nach Paris abgeholt wurden zum großen Schmerz der guten Geschwister, die sich nur ungern von ihrem Annettchen trennten. Sollten aber vielleicht einige unserer jungen Leser etwas von dem ferneren Schicksale der Kleinen zu wissen wünschen, so sind wir gern bereit, auch ferner Erkundigungen über sie einzuziehen, und versprechen, das Geschwisterpaar nicht aus den Augen zu verlieren, und später Bericht abzustatten von Allem, was wir über sie erfahren haben.

Hülfe von Oben.

Von Adolph Bube.

In einem dumpfen Gäßchen,
Zu eng dem Sonnenschein,
Lag eines Armen Leiche
Im düst'ren Kämmerlein.

Die Frau saß an dem Lager
Und weinte bitterlich;
Den Todten zu bestatten,
Fand keine Hülfe sich.

Da flog durch's off'ne Fenster
Ein Vöglein, wunderschön,
Gleichwie zum Trost gesendet
Von Gott aus Himmelshöh'n.

Es setzte sich zur Leiche
Und hub zu singen an,
Davon die Frau besänftigt
Nicht länger weinen kann.

Sie fing und trug den Vogel
In's Haus der Nachbarin,
Erzählend, wie sein Liedchen
Erhoben ihren Sinn.

Die Nachbarin erkannte
Den Flüchtling; er entzog
Sich einer Dame Kosen,
Als er in's Freie flog.

Die Dame ließ verkünden:
„Wer mir den Liebling bringt,
„Dem lohn' ich reich die Freude,
„Die dann mein Herz durchdringt."

Da fand die Wittwe Hülfe,
Zu kaufen einen Sarg,
In dem sie sanft und treulich
Den theuren Todten barg.

Vier schwarze Männer trugen
Ihn feierlich zu Grab;
Sie streute frische Blumen
Still auf den Sarg hinab.

Hedin und Högni.

Nordische Heldensage von C. Witt.

Zur Zeit der ersten Bemühungen, das heidnische Volk in Norwegen zum Christenthum zu bekehren, fuhr König Olaf, welcher dem neuen Glauben von Herzen zugethan war, mit seinem Gefolge einmal über See. Unterwegs kamen sie zu einer einsamen, kleinen Insel, Haa genannt, und weil es Abend war, beschlossen sie, das Schiff in einer Bucht zu befestigen und bis zum nächsten Morgen dazubleiben. Von der Insel Haa wurden seltsame Dinge erzählt. Mehrmals sollten die Wachtmänner der Schiffe, welche über Nacht dort gewesen waren, spurlos verschwunden sein. König Olaf übertrug daher die Wacht einem seiner tüchtigsten Genossen, dem jungen Ivar Ljomi, der im Besitze eines berühmten Schwertes war. Der Held Jarnskjold (Eisenschild) hatte es zuerst geführt und dessen Sohn Thorstein es seinem Waffenbruder Ivar geschenkt. Die Nacht war rauh. Der Wind jagte finstere Wolken über die volle Mondscheibe hin, so daß die Felsen und Bäume des Ufers bald in hellem Lichte erschienen, bald in tiefes Dunkel versanken. Der König und sein Gefolge begaben sich zur Ruhe, und es war nun nichts mehr zu hören als das Brausen des Windes und das Rauschen des Meeres, das außerhalb der Bucht heftig bewegt war. Um Mitternacht zog Ivar sein Schwert und ging tiefer in die Insel hinein. Es reizte seinen jugendlich kecken Muth, den Schleier des Geheimnisses, das über der Insel lag, zu heben.

Ivar befand sich unweit des Ufers auf einer wüsten Ebene, die mit vielen großen Steinen bedeckt war, als er einen gewaffneten Mann auf sich zukommen sah. Der Mond war gerade aus einer Wolke getreten und ließ alles Nahe deutlich erkennen. Der fremde Mann war von hohem Wuchse, sein Gesicht erschien fast leichenblaß, doch zeugten die Züge desselben von größter Mannhaftigkeit, das Auge funkelte; Hände, Kleider und Waffen waren mit Blut bedeckt. Ivar mußte an die Helden der Vorzeit denken. Mit dumpfer Stimme redete der Fremde den jungen Normann an: „Welches Glaubens bist

Du?“ Ivar erwiederte: „Ich bekenne mich zum Glauben an den Gekreuzigten, an Christus.“ Da stieg ein tiefer Seufzer aus der Brust des Andern; aber es schien, als ob er damit von einer schweren Last befreit würde. Er fuhr fort: „Wenn Du Muth hast, so kannst Du in dieser Nacht ein großes Werk vollbringen.“

Er stemmte sein langes Schwert gegen den felsigen Boden, seine Hände ruhten über einander gelegt auf dem Knaufe des Schwertes, und mit gesenktem Haupte begann er: „Ich heiße Hedin, bin aus fernen Landen. Mein Vater war König über die Saracenen, die in dem glühenden Afrika wohnen. Schon frühe war mein Sinn auf die Waffenkunst gerichtet, und bald that ich es allen unseren Helden zuvor. Als mein Vater starb, erbte ich sein Reich. Ich führte viele Kriege und wurde ein Herrscher über zwanzig Könige. Nächst dem Getümmel der Schlacht liebte ich am meisten das Waidwerk, es war meine beste Erfrischung. Einmal hatte ich mich auf der Jagd von meinen Gefährten getrennt und kam in eine Gegend des Waldes, wo ich noch nie gewesen war. In einer Lichtung fand ich eine große, schöne Frau, die auf einem Baumstumpfe saß. Sie grüßte freundlich, nannte mich bei Namen und forderte mich auf, neben ihr auszuruhen. Ihre Schönheit fesselte mich und ich blieb gern. Sie pries meine Heldenthaten, die sie auf's genaueste kannte; nie hatte ich mein Lob aus einem süßeren Munde gehört. Stolz auf meinen Ruhm fragte ich: „Gibt es irgend einen, der sich mir gleichstellen darf?“ Sie erwiederte: „So weit die Palmen wachsen, hast Du Deinesgleichen nicht. Aber in den kalten Ländern des Nordens, in Dänemark, wohnt König Högni, der wie Du über zwanzig Könige gebietet und wie Du in jeder Heldenkunst ausgezeichnet ist. Wolltet ihr beide euch mit einander messen, so würden die Schalen der Wage entweder ganz gleich stehen oder die seinige noch schwerer wiegen.“ Seit diesem Gespräch hatte ich keine Ruhe in meinen Landen. Ich rüstete Schiffe, nahm dreihundert auserlesene Mannen mit mir und suchte den Weg nach dem fernen Dänemark. Ein Jahr brauchte ich, ehe ich mein Ziel erreichte. Högni war so eben von einer Heerfahrt zurückgekehrt. Als er erfuhr, daß fremde Helden mit sonnverbrannten Gesichtern gelandet wären, entbot er uns zu seiner Halle. Wir wurden mit Herzlichkeit empfangen, mir wies Högni neben sich einen Platz auf dem Hochsitze an. Die Trinkhörner kreisten, ein fröhliches Getümmel be-

lebte die weite Halle. Nachdem der König meine Heimath erkundet hatte, fragte er, was mich zu so weiter Reise bewogen. Ich erwiederte: „Nichts anderes als das Verlangen, zu erfahren, ob Du wirklich, wie die Sage geht, in Heldenkraft und Heldenkunst mir gleichkommst.“ Högni freute sich der Gelegenheit, als der größte Held des Nordlands mit dem größten Helden des Südlands um den Preis zu ringen, und wir kamen überein, am folgenden Morgen die Probe anzustellen. Der Rest des Tages verging unter Gespräch und Trinken. Als die Sonne wieder erschien, erhoben wir uns vom Lager und gingen, begleitet von unserem Gefolge, zur See hinab. Zuerst versuchten wir uns im Schwimmen, dann im Bogenschießen, dann schleuderten wir große Steine. In diesen Künsten fanden wir uns vollkommen gleich. Nun rüsteten wir uns mit Schild und Schwert und hieben auf einander. Die stärksten Schläge des Gegners empfing Jeder ohne Wanken und vergalt sie mit gleich starken. Endlich hörten wir auf, denn wir sahen, daß wir einander nichts anhaben konnten, und alle Anwesenden erklärten, sie hätten nie zwei Helden gefunden, die sich in Kraft und Kunst so gleich wären wie wir. Da reichten wir uns die Hände und schworen uns herzliche Brüderschaft; alles, was wir besaßen, sollte auf die Hälfte zwischen uns getheilt sein und Einer des Andern Glück und Unglück wie sein eigenes ansehen. Den Winter über blieben wir beisammen. Högni hatte eine Frau von edlem Stamme; ihr einziges Kind war eine Tochter Hilde, die schönste Jungfrau weit umher. Die Königin wie ihre Tochter waren gar freundlich gegen mich, und mit innigem Wohlgefallen bemerkte ich, daß die schöne Hilde oft liebevolle Blicke auf mir ruhen ließ. Als das Wasser wieder vom Eise befreit war und die warme Sonne auf das Meer hinauslockte, rüstete Högni seine Schiffe, denn es trieb ihn, auf eine Heldenfahrt auszuziehen. Er übertrug mir die Beschirmung seines Reiches und fuhr ab. Nun ging ich wieder meiner Gewohnheit nach häufig auf die Jagd. Einmal, da ich tiefer als sonst in den Wald gedrungen war, gerieth ich in eine Lichtung und fand dort zu meiner Verwunderung dasselbe schöne Weib, das ich früher in meiner Heimath gesehen hatte, aber sie kam mir diesmal noch schöner vor. Bei meinem Erscheinen erhob sie sich von dem Baumstumpfe, auf dem sie gesessen, und kam auf mich zu. „Nun,“ sprach sie, „hatte ich nicht Recht, als ich sagte, daß Du hier im

Norden Deinesgleichen finden würdest? Wenn Du Dich der geschlossenen Brüderschaft freust, so weißt Du, wem Du sie zu danken hast." Wir setzten uns zu freundlichem Gespräche nieder. Sie hielt in der einen Hand ein gefülltes Trinkhorn, dessen Inhalt stark und herrlich duftete. Da ich auf der Jagd durstig geworden war, folgte ich ihrer Aufforderung, mich mit dem Tranke zu erquicken, sehr gern. Aber ein grauenvolles Feuer strömte davon durch meine Adern. Das schöne Weib lenkte wieder die Rede auf mich und Högni und sagte: „Ihr seid in Allem einander gleich, nur in Einem stehst Du Högni nach. Er hat eine Frau von edlem Stamme, Du aber bist ohne Frau." „Auch darin," erwiederte ich, „kann ich ihm gleich werden; seine Tochter ist mir hold und ich bin gewiß, er wird sie mir, wenn ich es begehre, gern zur Frau geben." „Du magst wohl Recht haben," sprach sie wieder, „Högni würde Dir seine Tochter nicht verweigern; aber die Werbung würde mit nichten eure Gleichheit vollenden, denn der Bittende hat dem Gewährenden zu verdanken und steht darum unter ihm. Höre, ich will Dir einen Rath geben, wie Du nicht bloß ihm gleich, sondern über ihm sein kannst. Du mußt Högni's Tochter rauben und ihre Mutter tödten." Geduldig hörte ich zu, ja, lauschte begierig, als sie weiter angab, was ich thun sollte. Es war die Wirkung des Zaubertranks, die mich die beschworene Brüderschaft und alle Treue und Ehre vergessen ließ. Erhitzt von den verführerischen Reden des Weibes eilte ich zu Högni's Halle zurück. Dort befahl ich meinen Leuten, sich zur Abfahrt zu rüsten, denn wir würden sogleich in unsere Heimath zurückkehren. Dann trat ich mit stürmischen Schritten bei Hilden ein, die von ihren Frauen umgeben am Webstuhle saß. Ohne Umschweife offenbarte ich ihr meinen Entschluß, sie zu entführen und ihre Mutter zu tödten. Erschreckt redete sie mir mit flehenden Worten zu, versicherte mich ihrer Liebe und daß Högni ohne Zweifel zu unserer Verbindung seine herzliche Zustimmung geben würde. Aber ihre Bitten konnten meinen Entschluß nicht erschüttern. Da sagte sie: „Ein böser Geist will unser Aller Verderben, dieser Rath kommt nicht aus Deiner Seele!" Sie hatte Recht, die Unglückliche; ich vermochte dem Zaubertranke nicht zu widerstehen und eilte zur Ausführung des Frevels. Högni besaß ein treffliches Drachschiff, das berühmteste im ganzen Norden. Dies sollte, wie die Zauberin mir eingegeben, der Königin den Tod bringen. Es stand auf dem Ufer. Dorthin schleppte

ich die Königin und legte sie vor dem Kiel des Schiffes nieder. Dann befahl ich, die Taue, welche es auf seiner Stelle hielten, zu durchhauen, und wie es mit seiner ganzen Wucht auf dem abschüssigen Grunde zur See hin glitt, fuhr der Kiel unaufgehalten durch den Leib der Königin. Der Anblick des verstümmelten Körpers bewegte mich nicht. Ich hatte meinem Waffenbruder die Frau getödtet, nun wollte ich ihm noch die Tochter rauben. Einige meiner Leute sandte ich, sie selbst und ihre Frauen und Kostbarkeiten zu holen. Ehe ich aber das Land verließ, zog es mich noch einmal zu dem unglückseligen Weibe im Walde. Ich fand sie an der nämlichen Stelle wie das letzte Mal. Sie lobte meine That und reichte mir wieder einen Trunk. Gleich nachdem ich ihn genossen, fühlte ich mich müde und schläfrig. Ich sank an den Knieen des Weibes nieder, und mit dem Kopfe auf ihrem Schooße ruhend schlief ich ein. Da summte es um mich, ich vernahm Zaubersprüche, deren Sinn mir erst später deutlich werden sollte. Als ich erwachte, sah ich die Zauberin durch die Luft entschweben; aber sie erschien mir nicht schön wie ehemals, sondern ganz schwarz und scheußlich. Ich eilte zum Meere, Alles war zur Abfahrt bereit. Auf dasselbe Drachschiff, durch welches die Königin getödtet war, hatte ich Hilden und ihre Frauen bringen lassen; ich stieg ebenfalls hinauf und gab das Zeichen zum Aufbruche. Die schöne Hilde hörte nicht auf zu weinen und zu jammern. Anfangs ließ es mich ungerührt, aber wie die Küste hinter mir schwand, so schwand auch allmälig die Wirkung des Zaubers, und mehr und mehr erkannte ich, was ich gethan und wie schrecklich ich die Brüderschaft gebrochen hatte.

Nachdem wir etliche Tage gefahren waren, zeigten sich am fernen Horizonte hinter uns Schiffe; ich ahnte, daß Högni uns verfolgte. Ich ließ alle Segel aufziehen, und nun blieben wir lange im nämlichen Abstande; denn meine Schiffe waren ebenso gut als die seinigen, und der Wind förderte beide Theile gleichmäßig. Aber als wir auf die Höhe dieser Insel kamen, wurden meine Segel plötzlich schlaff, während die seinigen noch von starkem Winde gebläht waren; die Götter selbst halfen ihm. Bald lagen unsere Schiffe Bord an Bord. Högni stand da in voller Kriegswehr und sandte kummervolle, rachedürstende Blicke nach uns hin. Ich trat an den Rand meines Schiffes und rief hinüber: „Du kannst meine Thaten nicht heftiger verdammen als ich selbst. Ich bin bereit, auf meine schändlich ge-

wonnene Beute zu verzichten. Hier nimm Deine Tochter wieder, nimm ihre Begleiterinnen und ihre Schätze! Ich will den Norden für immer verlassen, Du sollst das Antlitz Deines Feindes nie mehr sehen. Verlangst Du noch andere Buße, ich gewähre sie; nimm mein Gold, meine Schiffe, bestimme selbst Deinen Preis!" Högni's düstere Züge wurden durch mein Erbieten um nichts heller. Er rief zurück: „Du hast mein Weib getödtet, Dein Leben ist die einzige Buße, die ich annehmen kann. Folge mir mit Deinen Schaaren auf jene Insel und laß uns kämpfen!" Unsere Schiffe legten an und wir begaben uns auf's Land. Nur wenige Schritte von hier ist eine Ebene am Saume eines Waldes. Dort ordneten wir unsere Krieger. Aber als der Kampf beginnen sollte, trat ich noch einmal zu Högni heran und sagte: „Was haben meine Gefährten gethan, daß sie sterben sollten, oder die Deinigen erlitten, daß sie Rache nehmen müßten? Laß uns beide allein kämpfen!" Dieß gab Högni zu. Unsere Schaaren lagerten sich in weitem Ringe um uns her. Hilde ließ sich auf einem Steine unter den ersten Bäumen des Waldes nieder, um den Ausgang des Kampfes zu erwarten. Die Luft erdröhnte bald von unsern Schwertern und Schilden. Högni drang heftig auf mich ein, und sobald sich unsere Schwerter gekreuzt hatten, fühlte ich mich von gleicher Heftigkeit erfaßt. Auch jetzt zeigte es sich, daß Keiner von uns dem Andern nachstand. Gleich zahlreich und tief waren die Wunden, die wir einander schlugen. Es war manche Todeswunde darunter, aber o Unglück! keine tödtete, denn sobald Einer zur Erde gefällt da lag, war es, als ob ihm ein neues Leben geschenkt würde; er erhob sich wieder und setzte den Kampf fort. So wechselte Tag und Nacht, Neumond und Vollmond, Sommer und Winter, ohne daß wir vom Streite ablassen konnten. Mehr als hundertmal hat sich unterdessen der Jahreslauf erneut, und noch immer haben wir die Ruhe nicht gefunden, nach der wir uns — ach, wie lange schon! — sehnen. Noch immer sind unsere Gefährten um uns her gelagert, noch immer schaut Hilde mit bangem Herzen dem Kampfe zu. Mein einziger Trost in diesen Qualen war die Erinnerung an die Zaubersprüche, welche das Waldweib einst über mich gemurmelt hatte. Nun entsann ich mich, daß sie gesungen, nur ein Held von dem neuen Glauben, der dereinst die Nordlande erfüllen würde, könnte unserer Noth ein Ende machen. Aber vergeblich haben wir bis jetzt auf unsere

Retter gewartet. Sprich nun, Ivar, hast Du Muth, dieser Retter zu sein?"

Ivar sagte: „Mein Herz soll nicht erbeben. Was habe ich zu thun, um euch Ruhe zu schaffen?"

Hedin erwiederte: „Folge mir zum Kampfplatz, dort werde ich zum letzten Male mit Högni streiten. Dann tritt hinzu und tödte Högni. Aber hüte Dich, ihm gegenüber zu stehen, Du würdest vor den Blitzen seiner zornigen Augen zusammensinken. Tritt hinter ihn und bohre ihm Dein Schwert durch den Rücken. Mich zu tödten wird Dir dann ein Leichtes sein."

Hedin schritt dem jungen Normann voran und führte ihn zu einem grünen Felde dicht am Walde. Im Mondlicht sah Ivar die Schaaren Hedin's und Högni's in ihre Mäntel gehüllt auf der Erde kauern. Todtenbleich erschienen ihre Züge. In der Mitte stand die hohe Figur Högni's, in trotziger Stellung an den Schild gelehnt, eine blitzende Klinge war zu Boden gesenkt. Nur den Rücken des Helden konnte Ivar sehen. In der Ferne, an der grünen Wand des Waldes schimmerten weiße Gewänder; auf dem Haupte der Gestalt, welche sie trug, funkelte ein goldenes Diadem. Als Högni die wohlbekannten Schritte Hedins vernahm, fuhr er auf, und alsbald war der Kampf wieder begonnen. Da trat Ivar hinter Högni und durchbohrte ihn. Der Held sank nieder, Hedin schaute mit banger Erwartung nach ihm hin, und ein Ausdruck der Freude erglänzte in seinen eisigen Zügen, als er die Schatten des Todes über Högni's Antlitz kommen sah. Nun kehrte er sein Schwert gegen Ivar. Nur wenige Streiche waren gewechselt, als auch er hinsank. Gleich darauf lagen die Begleiter der Helden auf die Erde hingestreckt, und als Ivar nach dem Walde schaute, bemerkte er, wie die weiße Gestalt darin verschwand.

Ivar hatte das Schwert mit fester Hand geführt; aber nachdem die That vollbracht war, konnte er sich des Grauens nicht erwehren und eilte zum Schiffe zurück. Im Osten zeigte sich das erste Frühroth. Auf dem Schiffe wurde es schon lebendig. König Olaf fragte sogleich nach Ivar und war erfreut, als dieser ihm unversehrt entgegen trat. Auf des Königs Befragen berichtete er das wunderbare Abenteuer, welches ihm in der Nacht begegnet war. Mit der größten Aufmerksamkeit folgten alle der Erzählung; denn der Ruf von Högni's

Hedin und Högni.

Digitized by Google

Digitized by Google

Heldenthaten lebte noch im Munde des Volkes, sie waren der Gegenstand manches Liedes, womit die Krieger ihren Muth anfeuerten, wenn sie in die Schlacht zogen.

König Olaf verlangte von Ivar nach dem Schauplatz des nächtlichen Abenteuers geführt zu werden. Sein ganzes Gefolge schloß sich ihnen an. Als sie aber auf das Feld kamen, war von den todten Helden keine Spur zu finden. Das Einzige, was Ivar versicherte, daß es kein bloßer Traum gewesen, was er in der Nacht erlebt, waren die Blutflecke auf seiner Klinge. Auch verschwand seitdem kein Wachtmann mehr von der Insel, mochte er Christ oder Heide sein.

Ludwig von Camoens.

Zeiten und Länder bestätigen den freilich traurigen und beschämenden Erfahrungssatz, daß das menschliche Geschlecht gegen die großen Männer ungerecht ist, die es als Zeitgenossen vor Augen hat. Der Strahl, der von ihnen, den Außerordentlichen, ausgeht, blendet den Blick der größeren ihnen nicht gewachsenen Menge, welche eine Demüthigung nie vergibt, da jede Größe ihre Schwäche belastet. Doch die Nachwelt und die alles richtende Geschichte ist gerechter als die Gegenwart. Beide setzen den großen Mann jedes Standes an die ihm zukommende Stelle, denn mit dem Tode schweigt der Neid; eine unermeßliche Kluft befestigt das Grab zwischen denen, die da richten, und denen, welche gerichtet werden, und das selbsterworbene Verdienst steht in seiner Größe über dem Grabeshügel, gleich einer leuchtenden Säule, unantastbar da.

Auch er, der größte Dichter seiner Nation und einer der größten aller Jahrhunderte, Luis de Camoens, er, den die gerechte Nachwelt billig den Großen nennt, lebte unbeachtet, unerkannt, unbelohnt; daher die wenigen Nachrichten, welche sein erster Biograph, der fünfzig Jahre nach seinem Tode auftrat, Manoel Severim de Faria, über ihn zu geben vermag. Es ist deßhalb auch der Ort seiner Geburt und das Jahr derselben nicht ganz bestimmt; doch stim-

men die Meisten für Lissabon, Wenigere für Coimbra und Santarem, sowie man gewöhnlich 1524, nicht 1517, als das Jahr seiner Geburt annimmt. Der geringste seiner Vorzüge war seine hohe Abkunft; denn er stammte aus einem altadeligen Geschlechte, das schon im Jahre 1370 in Portugal unter dem König Ferdinand in großem Ansehen gestanden, und durch seine Großmutter väterlicher Seite mit dem Geschlechte der Gama sich vereinigt hatte, daher denn in dieser Beziehung Vasco de Gama in der neunundneunzigsten Stanze des fünften Gesanges der Lusiade von Camoens unser Gama genannt wird. Sein Vater Simon Vaz de Camoens, ein erfahrener Seemann, ließ ihm, als er den Händen der Mutter Anna de Macedo entwachsen, weiter ausgebildet werden sollte, eine Erziehung geben, welche, dem edlen Stolze seiner Familie entsprechend, ihm jede Laufbahn erleichtern sollte. Er bezog die Universität zu Coimbra, wo er sich vorzüglich auf die Philosophie und die humanistischen Wissenschaften legte. Aber in hellen Strahlen, Vorboten seines künftigen Glanzes, offenbarte sich hier schon sein poetisches Genie. Es trieb zarte, üppige Blüthen, die vielleicht eben ihrer Originalität wegen nicht verstanden wurden; wenigstens finden wir nicht, daß gleichzeitig mit ihm studierende vorzügliche Köpfe, z. B. Ferreira, an ihn sich gezogen und in den Bund, den sie zur Hebung der Sprache und Poesie schon damals geschlossen, als Eingeweihten aufgenommen hätten. Seine feurige, damals noch ungeregelte Phantasie erfüllte seine Seele mit hoher Glut, daher er denn die gewöhnlichen Schranken des alltäglichen Lebens rücksichtslos übersprang, und so wahrscheinlich diesen jungen Männern, die mit kälterem Blute nach classischer Correctheit strebten, zu feurig, zu jugendlich ungestüm war, um in ihren Kreis hineingezogen zu werden.

Mit schönen Kenntnissen ausgerüstet begab er sich nach Beendigung seiner Studien an den Hof nach Lissabon. Welche Hoffnungen für sein künftiges Lebensglück sich ihm hier darboten, wissen wir nicht, wohl aber, daß er gefiel. Doch die poetische Welt, welche er in seinem Innern trug, und nach welcher er, die wirkliche nicht beachtend, sich gehen ließ, vertrug sich mit des Hofes abgemessenen Sitten nicht. Seine jugendliche Unbesonnenheit verwickelte ihn bald in Ungelegenheiten vielfacher Art, bis er endlich von Lissabon nach Santarem, dem Geburtsorte seiner Mutter, verwiesen wurde. Dort strömte er den

tiefen Gram, der seine Brust erfüllte, in Gesängen der Wehmuth aus. Auf einmal aber, war es Ueberdruß des Lebens, oder hochaufflammender Patriotismus, war es der Sturm, der in seinem Innern tobte und nur im äußeren Kampfe und im Geräusche der Waffen Ruhe zu finden hoffte, oder wollte er seinen Mitbürgern zeigen, daß er nicht bloß Dichter sei, — genug, auf einmal trat er aus seiner Verborgenheit in das Getümmel des thätigen Lebens hinaus. Er wurde Soldat und diente als Freiwilliger auf der portugiesischen Flotte, die im mittelländischen Meere gegen die Marokkaner kreuzte. Held und Dichter zugleich zu sein, wurde nun sein Stolz. Auch bewies er sich bald als Held, denn die Tapferkeit kennt wie das Genie keine Stufen des Wachsthums, sondern sie ist gleich, was sie sein soll. An der Seite seines Vaters, unter dem Commando des Antonio de Noronha, ward ihm die Freude, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Doch vor Ceuta, wo er sich vorzüglich auszeichnete, raubte ihm eine feindliche Kugel das rechte Auge und machte ihn wenigstens für jetzt zum Dienste untauglich. So ging er nun nach Lissabon, vermeinend, daß der verwundete Krieger die Belohnung erwarten dürfe, welche dem Dichter versagt worden war. Aber seine Hoffnung täuschte ihn: er wurde trotz manchem Versuche, sich eine Anstellung und dadurch sein gehöriges Auskommen zu verschaffen, am Hofe übersehen, und sein Wunsch blieb unerfüllt. Ohne Vermögen, ohne Anstellung, ohne Freunde, die ihn irgend eine Unterstützung hoffen ließen, mußte er, der für das Vaterland den höchsten Preis des Lebens, das Leben selbst hundertfältig auf's Spiel gesetzt hatte, er, der als Held zurückkehrte und mit der Palme des Ruhmes den Kranz des echten Dichters damals schon durch mehrere Proben sich errungen hatte, unbeachtet darben. Wer konnte es ihm daher verargen, daß er mehrere Große laut der Undankbarkeit anklagte, während er, wie verschiedene Gedichte aus dieser Zeit beweisen, sein Vaterland liebte und mit glühender Inbrunst an ihm hing. Aber es stieß ihn aus, und aus diesem Grunde mußten die Bande, die ihn an dasselbe fesselten, und sollte sein leidendes Herz darüber auch brechen, zerrissen werden. So schiffte er sich denn im Jahre 1553 (wahrscheinlich seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre) ohne Aussichten, sein Glück auf der Flotte suchend, welche den Königen von Cochin und Porca zu Hülfe segelte, nach Indien ein. Aber auch dort fand er nicht, was er suchte, und keine besseren

Tage gingen für ihn auf. Eine Kette von Abenteuern und Widerwärtigkeiten, ein kaum vermiedener Schiffbruch bei seiner Hinreise, gleichsam als hätte auch das Meer sich wider ihn verschworen, — Neid und Mißgunst, Haß und Verfolgung waren die Gefährten seiner Tage, die ihn auf dem Wege nach Indien und in diesem Lande selbst unablässig verfolgten. Auch hier fand sich für ihn kein Amt, weßhalb er zur Fristung seines Lebens wieder als Freiwilliger mehrere Expeditionen zur See mitmachen mußte. Geachtet von seinen Mitkämpfern, aber von der Regierung immer noch übersehen, machte er nach seiner Zurückkunft von der ersten Expedition einen Feldzug nach dem rothen Meere gegen arabische Corsaren mit, wo er auf der Insel Ormus landete und daselbst eine Zeit lang verweilte.

Unter solchen Widerwärtigkeiten war es die Liebe zur Dichtkunst allein, die wie eine schützende Gottheit ihn umschwebte und vor Verzweiflung schützte, die wie eine treue Gefährtin nie von ihm wich und ihn in den Stürmen des Lebens aufrecht erhielt. Unablässig arbeitete er in Stunden der Muße an seinem Lieblingswerke, dem unvergänglichen Denkmale seines Genies und Dichterberufes, der Lusiade, welche er nach dem Berichte Einiger bereits in Coimbra, nach Andern aber während seines ersten Aufenthalts in Lissabon angefangen hatte. Bei der Dichtkunst heiliger Flamme, im Feuer der Begeisterung schwand ihm die Erde mit ihren drückenden Qualen; in diesen Stunden erhöhter Gefühle war es, wo er neuen Muth zu Erduldung fernerer Leiden aus sich selbst schöpfte. Doch bisweilen wurde der Ausdruck seiner Empfindungen bitter und ergoß sich in Satiren. So entstanden, da die Regierung von Goa noch nichts für ihn gethan hatte, seine „Tollheiten in Indien" und der „Bericht von den Festen in Goa", worin er die dortige Regierung und ihre Anordnungen stark und bitter durchnahm. Gereizt durch diesen Angriff, aber auch das Wahre desselben fühlend, verwies ihn der damalige Vicekönig Francisco Baretto im Jahre 1556 auf die chinesische Insel Macao, übertrug ihm aber zugleich, um das Bittere dieses Beschlusses zu mildern, dort die Stelle eines Provedor mo's dos defuntos (Administrator der Verlassenschaft der Verstorbenen), ein Amt, welches freilich dem Dichter wenig eintrug und dazu seinem Gemüthe widerstrebte, ihn aber doch vor drückendem Mangel schützte. Auch unternahm er von hier aus mehrere kleine Streifereien, z. B. nach den molukkischen

Inseln, wo er Stoff zu neuen poetischen Darstellungen sammelte, und dabei unablässig, sowie auch in Macao, an seiner Lusiade arbeitete. Noch jetzt führt eine Grotte auf dieser Insel den Namen des Dichters, der in ihr einen Theil seines unsterblichen Werkes gedichtet haben soll. Sie liegt, von romantisch aufgethürmten Granitblöcken gebildet, auf einer bedeutenden Anhöhe unfern der Stadt. Eine in den Felsen gehauene Treppe führt auf die höchste Spitze derselben, wo eine einfache Laube Kühlung und Schutz vor der Sonne darbietet. Erhaben über das Getümmel der Stadt schweift aus ihr der Blick über das unermeßliche Meer, während man als nähere Umgebung die Stadt zu seinen Füßen liegend erblickt.

Ein neuer Vicekönig, Constancio de Braganza, kam nun an Baretto's Stelle nach Goa. Er berief den verbannten Dichter zurück. Doch ein heftiger Sturm traf das Schiff, welches ihn trug, auf der Höhe von Camboja, es unterlag der Wuth der Elemente und sank unter. Camoens wäre verloren gewesen, wenn seine unerschütterliche Geistesgegenwart ihn nicht gerettet hätte. Er stürzte sich in die schäumenden Wogen und schwamm muthig an das Ufer. Das Einzige, was er gerettet hatte, war die Handschrift seines Gedichtes, dessen Erhaltung ihn für den Verlust alles Andern entschädigte.

Jetzt schien sich endlich dem vielgeprüften Dichter eine bessere Zukunft eröffnen zu wollen; denn unter Constancio's Regierung ging es ihm ziemlich nach Wunsche. Da er von jenem sowohl wegen seiner Talente als auch seines edlen Charakters wegen geschätzt wurde, so suchte man jede Gelegenheit hervor, den Dichter in eine bessere Lage zu versetzen. Aber gleich einem einzelnen heiteren Sonnenblicke, der aus dunklem Gewölk hervorbricht und schnell wieder verschwindet, war das aufgehende Glück, welches Camoens Lebenspfad zu beleuchten schien. Constancio starb, de Redendo, sein Nachfolger, lieh der niedrigen Verleumdung sein Ohr, und auf seine Veranlassung wurde Camoens einer treulosen Verwaltung seines Amtes in Macao angeklagt und verhaftet. Aus den dumpfen Mauern seines Gefängnisses bewies er unumstößlich seine Unschuld, und gerechtfertigt wäre er sogleich freigelassen worden, wenn nicht einer seiner Gläubiger (Fiossecos hieß der gefühllose Mann) eine Verlängerung seines Arrestes erwirkt hätte. Was so oft den Sieg über seine Leiden behalten, die Muse, war auch jetzt seine Schutzgöttin: ein scherzhaftes Gedicht an den

Vicekönig bewirkte seine Befreiung. Nach so manchfachen neuen Kränkungen, von denen die letzte sein Ehrgefühl tief beleidigt hatte, wurde auch der Aufenthalt in Indien dem Dichter verhaßt, daher er sich wieder nach Europa sehnte. Pedro Baretto, ein Bruder des früheren Vicekönigs, war Commandant von Sofala geworden, und durch ihn, der mehrere Male warme Theilnahme an seinem Schicksale bewiesen hatte, glaubte Camoens das Ziel seiner Wünsche erreichen zu können. Er reiste daher, als dieser seine Stelle antrat, mit ihm an den Ort seiner Bestimmung ab. Kaum aber war Camoens in Sofala angekommen, als Baretto ihn daselbst festzuhalten suchte, entweder um durch des Mannes Glanz seinem Hofe selbst einen zu verschaffen, oder doch wenigstens um einen Gesellschafter an ihm zu haben. Beides aber widerstrebte dem Sinne des Dichters; denn mit erneuerter Kraft war seine Begeisterung für das Vaterland erwacht, es war der Gegenstand all seines Sinnens und Trachtens und das Ziel seiner heißesten Wünsche. Er war daher der Verzweiflung nahe, als Baretto, der seine Absicht vereitelt sah, wenn er bloß Güte anwendete, seinen Entschluß, ihn der vorgeschossenen Reisekosten wegen in Sofala festzuhalten, kundgab, und vielleicht hätte die Glut überströmender Gefühle seinem Leben ein Ende gemacht, wenn nicht mehrere edel denkende Männer die geforderte Summe zusammengebracht und den Dichter aus dieser neuen Gefangenschaft befreit hätten.

So landete denn Camoens 1569, nach einer Abwesenheit von beinahe sechzehn Jahren, wieder in dem Hafen von Lissabon, ärmer noch als er ausgefahren war. Aber einen Reichthum, den er für alle Schätze nicht gelassen hätte, brachte er mit sich, sein Gedicht, die Blüthe seines Jünglingsalters und die Frucht seiner männlichen Reife. Es war die einzige Hoffnung, auf die er sich noch stützte; denn der bewährte Hochsinn seiner Nation ließ ihn endliche Anerkennung seiner seltenen Talente erwarten, ließ ihn hoffen, daß ein Werk, welches zu ewiger Verherrlichung derselben beitragen mußte, nach Verdienst gewürdigt und ihm ein sorgenfreies Alter verschaffen würde. Aber auch diese letzte, einzige Hoffnung schlug fehl; denn zu keiner unglücklicheren Zeit hätte Camoens sein Vaterland betreten können. Eine verheerende Pest herrschte bereits seit einiger Zeit in Portugal, alle Thätigkeit war erstorben, denn jeder dachte nur an eigene Rettung bei der täglich drohenden Todesgefahr. Der junge König von Portugal, Se-

bastian, brütete über Plänen zu einem Zuge gegen Marokko: die Noth des Landes sollte durch die entfesselte Furie des Krieges noch vermehrt werden. Wie konnte der Dichter da auf Anerkennung poetischer Verdienste rechnen? Wie konnte er nach oft wiederholten Vorstellungen mehr als die kleine Pension von vierhundert Realen erwarten? Letztere bewilligte ihm nämlich Sebastian für die Zueignung seines nach mehrmaliger Umarbeitung im Jahre 1572 endlich erschienenen Gedichtes, knüpfte aber an diese Gnade die Bedingung, daß der Dichter überall den Hof begleite. Aber auch diese geringe Unterstützung, welche den Erwartungen des Dichters so wenig entsprach, ihn aber doch vor dem äußersten Mangel schützte, sollte er bald wieder verlieren. Sebastian hatte den Krieg gegen Marokko begonnen und verlor gleich anfangs darin sein Leben, sowie Portugal seine Armee, seine Selbstständigkeit und Nationalehre. Innerliche Unruhen brachen aus; Sebastians Nachfolger, zu schwach, sie zu dämpfen, konnte der Zerrüttung des Landes nicht vorbeugen, das goldene Zeitalter der bis dahin freien Nation ging unter. Camoens wurde vergessen, seine Pension ihm nicht mehr ausgezahlt. Nun konnte das so lange von Leiden aller Art gequälte Herz den Stürmen des Unglücks nicht länger widerstehen. Er, der in der Größe seiner Nation sich selbst und sein Mißgeschick vergessen, dessen Herz von Vaterlandsliebe glühte, sah dasselbe jetzt zerrüttet und unmächtig darniederliegen. Der von Ruhmesglanz Umstrahlte, welcher nachgerade die Frucht seiner Bestrebungen genießen zu können hoffte, sah sich jetzt mehr als je von Hülfe entblößt, und zwar in einem Alter, wo ihm dieselbe immer nöthiger wurde. So zog er sich, in seinen Schmerz versunken, von der Welt zurück, die ihn so schmählich verlassen hatte. Ein treuer Sklave, der ihm nach Europa gefolgt, war der Einzige, der ihm das Leben fristete, indem er in den Straßen für ihn bettelte. Dieser Schwarze und einige Mönche waren auch die Einzigen, mit welchen er Umgang pflog.

Als endlich Krankheit und Gram seine Kräfte nahezu aufgerieben, und auch der kümmerliche Erwerb immer spärlicher ward, blieb Camoens keine Zuflucht übrig, als das Hospital, in welchem er 1579 starb. Wie ein verdienstloser Unbekannter ward er den Regeln des Hospitals gemäß begraben; kein Denkstein deckte die Gebeine des größten Dichters, und selbst der Nachwelt wäre die Stelle, wo er

ruht, zu ewiger Schmach unbekannt geblieben, wenn nicht sechzehn Jahre nach seinem Tode Gonsalo Coutinho das Grab des Dichters mit einem marmornen Denkmale und der Inschrift:

„Hier ruht Luis de Camoens, der erste unter den Dichtern seiner Zeit.
„Er lebte arm und elend und starb auch so“ —

bezeichnet hätte. In demselben Jahre (1595) gab der gelehrte Rodriguez Lobo Zurupita die erste Sammlung der bis dahin zerstreuten Gedichte des Camoens heraus.

Fast in allen Gattungen der Poesie hat Camoens sich versucht und stets ausgezeichnete Arbeiten geliefert. Doch seine Lusiade ragt über alle wie ein glänzendes Gestirn hervor und spricht den eigenthümlichen Charakter dieses Dichters so kräftig aus, daß alle seine übrigen Gedichte dadurch in Schatten gestellt werden. Auch hielt er selbst nur die Lusiade für seiner würdig, und nur sie war es, von welcher er wünschte, daß sie auf die Nachwelt kommen möchte. Dieß ist auch von allen seinen Wünschen der einzige, den das Schicksal erhört hat; denn nie wird die Welt aufhören, die manchfachen hinreißenden Schönheiten dieses Gedichts und den Geist der wahren Poesie, der über dem Ganzen in himmlischer Reinheit schwebt, anzuerkennen, sowie sie immer das große innere Leben des Dichters, seinen ernsten, das Gewirr der Welt klar durchblickenden Verstand, sein edles Herz und sein vielfach über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausstrebendes Wesen bewundern, und seinen Namen nie untergehen lassen wird.

Der glückliche Schuß.

Der Löwe, sagt Lichtenstein, erhascht gleich allen Katzen seine Beute im Sprung, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieß wird von den Jägern benützt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich

legt, und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß auf den tödtlichen Fleck trifft.

Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist Muth und Gegenwart des Geistes das einzige Rettungsmittel. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt und sich wie zum Sprunge hinlegt: er wird den Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig in's Auge zu schauen. Nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen und nimmt endlich, wenn er ganz außerhalb des Bereichs des Menschen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So versichern alle Landleute der Capcolonie; aber der Versuch mag freilich dennoch eben nicht sehr oft angestellt worden sein.

Als die Colonisten noch nicht auf die Jagd dieses Thieres eingelernt waren, stellte man große, gemeinschaftliche Jagden auf Einen Löwen an; jetzt aber geht man selten anders als selbander auf die Löwenjagd, und recht fertige Schützen wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinen Schlupfwinkeln aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen immer, und man erlebt dabei häufig Unglücksfälle.

So verfolgten der Feldcommandant Tjaard van der Wald und sein Bruder Johannes nicht weit von ihren Wohnplätzen am östlichen Abhange der Schneeberge die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Heerden viel Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer rauhen mit Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Eine Weile hörten sie die Hunde vor dem Löwen anschlagen; dann kam die ganze Gesellschaft in voller Angst gerannt, und der Löwe stürzte nach der Seite Johannes van der Walds hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschossen. Er fiel, unglücklicher Weise hatte aber der Schuß nicht recht gefaßt, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer Betäubung von wenigen Secunden erholte sich das Thier und stürzte, wüthend vor Schmerz, mit solchem

Grimm auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich auf's Pferd zu werfen, um noch einen Versuch zur Flucht zu machen. Aber in wenigen Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der Gewalt, nicht mehr von der Stelle konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, zugleich mit den Zähnen ihn an den Unterkleidern packend. Während er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, hört er seinen Bruder hinter sich herangaloppiren und ruft ihm zu, er möchte nur um Gottes willen schießen, es möge treffen, wen es wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an und schießt den Löwen durch den Kopf; und wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne Roß oder Reiter zu verletzen.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte uns, daß sich in manchen Gegenden des Gebirgs unweit des Elephantenflusses die Löwen in solcher Menge aufhalten, daß er einst auf einer Jagdreise deren zweiundzwanzig auf einem Fleck beisammen gesehen habe. Die meisten waren junge, und nur acht völlig ausgewachsen. Er hatte gerade auf einem offenen Platze ausgespannt, flüchtete sich mit seinen Hottentotten auf das Zelt seines Wagens und gab, ohne einen Schuß zu wagen, seine Ochsen den Raubthieren preis, die sechs davon erwürgten und fortschleppten.

Die Erfindung des Papiers.

Die älteste bekannte Art, das ägyptische Papier, ward aus der ägyptischen Papierstaude, Cyprius Papyrus, bereitet. Diese gehört zu den Gräsern; ihr Halm ist unten von Scheidenblättern umgeben, oben trägt er eine Blüthendolde. Sie wächst am Nil, auch auf Sicilien in stehenden Gewässern. Man löste vom Halme dieses Papierschilfes die Häute oder Fäserchen in feinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus und bestrich sie mit heißem klebrigem Nilwasser. Auf die erste Lage ward eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Die Römer bedienten sich lange dieses

Der glückliche Schuss.

Digitized by Google

Digitized by Google

Papiers. Auch die Eingeborenen von Mexiko bereiteten vor der spanischen Eroberung ihr Papier auf ähnliche Art aus den Blättern der Agave (Aloe).

Die Israeliten zu Davids Zeiten hatten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und auch die Jonier in Kleinasien schrieben auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. In der Folge wurden dieselben mit Kalk gebeizt und geglättet und von der Stadt Pergamus in Kleinasien, wo man diese Kunst vervollkommnete, Pergament genannt. Aber sowohl das ägyptische Papier wie das Pergament blieb doch für den Gebrauch unbequem und dabei höchst kostbar. Dagegen hatten die Hindus bereits vor Christi Geburt die Kunst erfunden, aus roher Baumwolle, die sie zu einem Brei auflösten, eine Masse zu bereiten, auf der sich gut schreiben ließ. Von ihnen kam dieses sogenannte Baumwollenpapier in das mittlere Asien, in die Bucharei, wo man es besonders in der Stadt Samarkand verfertigte. Als die Araber auf ihren Eroberungszügen auch nach der Bucharei vordrangen, lernten sie den Gebrauch und die Zubereitung dieses Papieres kennen und legten in Mekka Fabriken an, und diese kamen im eilften Jahrhundert durch die Araber auch nach Spanien. Hier, wo man bereits Wassermühlen hatte, entstanden auch die ersten Papiermühlen in Europa, die später nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt wurden. Das Baumwollenpapier hatte aber auch noch manche Mängel, da es weniger zusammenhält und leichter bricht als das Leinenpapier. Man kam indessen bald auf den Gedanken, statt der rohen Baumwolle abgenutztes baumwollenes Zeug zu nehmen und dieß auch in einen Brei aufzulösen, um es dann zu dünnen Blättern auszupressen. Der Versuch gelang, und mit diesem ersten Schritte war der zweite vorbereitet, statt des baumwollenen Zeuges leinene Lumpen zu nehmen, die damals viel häufiger waren und meist unbenutzt weggeworfen wurden. Es war ein Deutscher, der diesen Gedanken ausführte; aber wir kennen weder seinen Namen, noch das Jahr der Erfindung. Vor 1300 kommt kein leinenes Papier vor; vom Jahre 1318 aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden, die auf leinenes Papier geschrieben sind, aufzuzeigen, sowie auch im dortigen Stadtarchiv mehrere von 1326 und 1331 befindlich sind, — ein Beweis, daß man diese Papierart zuerst in Deutschland anfertigte; denn Spanien

und Italien haben vor dem Jahre 1367 kein Leinenpapier in ihren Bibliotheken aufzuweisen. Aus China stammt diese Erfindung auch nicht, da die Chinesen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanf, Bambus oder Maulbeerbaumrinde (Seidenpapier) bereiten.

Das Leinenpapier ist aber das festeste, brauchbarste und billigste, und ohne die Erfindung desselben würde die Buchdruckerkunst nur langsame Fortschritte gemacht haben.

Das Elephantenthal.

Der in Calcutta residirende, als Naturforscher rühmlich bekannte Gouverneur des brittischen Indiens, Sir William Bentinck, erzählte einst einem französischen Naturforscher, mit dem er in Paris zusammentraf, folgende höchst merkwürdige Begebenheit, deren Authenticität er verbürgen zu können versicherte.

Ein englischer Spekulant und industrieller Geschäftsmann, Namens Harrisson, bildete im Jahre 1802 eine Gesellschaft, welche sich zur Aufgabe machte, den Handel mit Elfenbein in möglichst großem Maßstabe zu betreiben. Das Comptoir der Gesellschaft wurde in Surabaya errichtet. Man organisirte ein Corps von hundert sehr geschickten Jägern, und schickte sie auf einem Schiffe nach der Bucht von Agoona, mit dem Befehle, in das Innere des Landes vorzudringen und die Elephanten zu umzingeln, die sich in der Wildniß von Makidas aufhalten, welche rings mit Zuckerrohr umgeben ist, das die Natur dem Elephanten zur Hauptnahrung angewiesen hat.

Harrisson wollte in eigener Person die Expedition befehligen. Dieser in Indien geborene, im vierunddreißigsten Jahre stehende Engländer vereinigte in seiner Person den natürlichen Instinkt des eingeborenen Indiers mit der Intelligenz des gebildeten Europäers, was seinen auf Abenteuer ausgehenden Begleitern großes Vertrauen einflößte. Man folgte mit blindem Vertrauen seiner Führung, weil man überzeugt war, daß man unter derselben stets Geld und Ehre ernten würde.

Eines Tages wehte der Wind heftig vom Gebirge Lupata, dem

gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Elephanten, her. Darum fürchteten unsere Jäger nicht, durch den Geruch der menschlichen Ausdünstung verrathen zu werden, welche die Thiere auf weite Strecken wittern, sondern wagten sich in das Innere eines nicht sehr dichten Waldes, wo von buschigen Lianen umrankte Laubwölbungen ihnen andeuteten, hier müßten die bequemsten Durchgänge für die Colosse der Wildniß sein. Bis auf die Entfernung von einigen Stunden konnte man nichts entdecken; bald aber gewahrte man vermittelst einer lichten Stelle drei mächtige Elephanten, die so unbeweglich dastanden, wie jene steinernen der unterirdischen Tempel Indiens, und welche die Vorposten der Colonie von Williakarma zu sein schienen. Alsbald wurde einer dieser Wächter sehr unruhig, als hätte er gefühlt, der Boden erzittere unter den Tritten unbekannter Feinde, worauf er einen langen, dumpfen Schrei ausstieß, gleichsam um den Rückzug anzubefehlen.

Der unerschrockene Harrisson flüsterte seinem Nachbar in's Ohr: „Wir haben eine ganze Fundgrube von Elfenbein vor uns!“ — Mit diesen Worten vertiefte er sich noch mehr in den Wald. Die Jäger schritten vorwärts, bis sie durch den Anblick schroffer Granitfelsen zurückgeschreckt wurden, an deren kahlem Fuße sich weit gähnende Abgründe befanden. Am Eingange eines engen Thales gewahrten sie graue Massen, die sie anfänglich für herabgestürzte Felsblöcke hielten, bald aber, als die Sonne zwischen düsterem Gewölke hervorbrach, für ruhende Elephanten erkannten. Harrisson, der sich für einen geschickten General hielt, weil er verwegenen Muth hatte, machte hier einen falschen Feldzugsplan. Er wähnte nämlich, die ganze Elephantenheerde werde sich gutmüthiger Weise in einen Engpaß ohne Ausgang einschließen lassen, wo man dann leicht eine reiche Ernte von Elfenbein einsammeln könnte, wenn man die Thiere mit Flintenschüssen in ihren letzten Zufluchtsort zusammendrängte.

„Wir wollen uns,“ sagte Harrisson, „zuerst an den Vortrab machen, dann aber die ganze Bande angreifen, indem wir von den beiden Gebirgsflanken hinab in das Thal schießen.“

Nun gab er das verabredete Zeichen, und hundert Schüsse gingen auf einmal los, um drei Elephanten zu tödten. Auf den großartigen Effect dieses in den afrikanischen Einöden noch niemals zuvor vernommenen Pulverdonners, den das Echo der Granitfelsen dröhnend wiederholte, vernahm man in der Luft ein schauerliches Brausen, das

nichts Anderes war, als der gemeinschaftliche Zornesausbruch der hier friedlich beisammen lebenden Elephanten-Familien darüber, daß eine fremde Usurpation in ihrer legitimen Ruhe sie zu stören gewagt hatte. Dieses sturmwindähnliche Getöse erfüllte die Jäger mit solchem Schrecken, daß sie es nicht wagten, ihre Gewehre wieder zu laden; nur Harrisson nahm Alles mit kaltem Blute auf, und suchte zwischen dem dicken Pulverdampf hindurch die Zahl und Nähe seiner Feinde zu erspähen. Bald nachher gewahrte auch die Jägertruppe sechs Elephanten, die sich in rasche Bewegung setzten, um auf sie loszustürmen. Da ergriffen Alle so schnell als möglich die Flucht. Vergebens verschwendete Harrisson Befehle, Bitten und Versprechungen, um die Flüchtigen wieder zu sammeln. Die Armee ließ ihren Führer im Stiche und vertiefte sich in das Dickicht des Waldes.

Die Elephanten verschmähten es, obgleich sie gute Renner sind, ihre Feinde zu verfolgen; das Wild hatte keine Lust, die Jäger zu jagen; die Colosse begnügten sich damit, Harrisson in einen Kreis von Rüsseln einzuschließen, damit er ihnen nicht entschlüpfe. Nach einer Weile trat einer der älteren Elephanten aus dem Kreise hervor und schritt bedächtlich auf den kleinen Feind zu. Jetzt bemächtigte sich begreiflicher Weise Todesangst des armen Harrisson; er fiel auf die Kniee, hob flehend die Hände empor und erwartete schweigend das Weitere. Schon manche erfahrene Naturforscher haben die Großmuth des Löwen und des Elephanten gerühmt, wenn sich ihnen ihre Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben. Hier folgt ein neuer, schlagender Beleg. Der erwähnte Elephant blieb vor Harrisson stehen, und schien einige Augenblicke zu überlegen. Unterdessen verrichtete jener ein Stoßgebet und empfahl Gott seine arme Seele. Die übrigen Thiere blieben ruhig im Kreise stehen, indem sie mit ihren winzigen Augen Alles scharf beobachteten.

Jetzt schlang der vorerwähnte ältere Elephant auf äußerst zarte und schonende Weise seinen Rüssel um den Leib Harrissons, beschrieb in der Luft einen Halbkreis mit ihm, und setzte ihn dann rittlings auf seinen Hals nieder, worauf der vierfüßige Riese einen kleinen Schrei ausstieß und sich nach dem engen Thale in Bewegung setzte. Die anderen folgten, als hätten sie die Absicht ihres Freundes errathen. Harrisson, der sein Gewehr über der Schulter hängen hatte, fuhr unterdessen in seinen Stoßgebeten fort; denn er war der festen Mei-

nung, seine Hinrichtung sei nur verschoben und solle mit einer gewissen Feierlichkeit in Gegenwart sämmtlicher Colonisten vorgenommen werden.

Gemessenen Schrittes setzte der Elephant durch den Engpaß seinen Weg nach einer großen Lichtung des prachtvollen Urwaldes fort, die der Sammelplatz seiner riesigen Bewohner zu sein schien und mehrere ihrer Größe angemessene Ausgänge hatte. Ringsum ertönte der Gesang buntgefiederter Vögel, und ein krystallheller Bach schlängelte sich zwischen hohen Farnkräutern und üppigen Lianengewinden hin. Doch wie vermochte das Alles einen zum Tode Verurtheilten anzusprechen! In dieser großen, von der Natur gebildeten Rotunde lebten friedlich zahlreiche Elephanten-Familien, weit entfernt von Tigern und Löwen, die zwar von ihnen nicht sehr gefürchtete Gäste, immerhin aber lästige Nachbarn für sie gewesen wären. Die Elephanten-Mütter schienen mit lebhafter Freude ihren im Grase lustig sich umhertreibenden Kindern zuzuschauen; die Väter beschäftigten sich unterdessen mit häuslichen Angelegenheiten; sie pflückten mit ihren Rüsseln die Früchte der Brodbäume, die ihre minderjährigen Söhne und Töchter noch nicht zu erreichen vermochten, oder sie trugen von dem dort in großer Menge wild umherwachsenden Zuckerrohr bedeutende Quantitäten nach ihrer Vorrathskammer. Die schönste Harmonie schien in diesem Elephanten-Staate zu herrschen, wo Jedermann zugleich König und Sclave seiner Pflicht war.

Der Träger unseres Jägers setzte diesen behutsam auf den Rasen nieder. Sobald sich dieser wieder frei zu bewegen vermochte, schaute er überall um sich, um einen Ausweg zu entdecken, durch den er etwa unbemerkt entschlüpfen könnte; aber er sah bald, daß Vorkehrungen gegen einen Fluchtversuch getroffen waren: es bewachten ihn nämlich vier Elephanten mit hoch emporgehobenen Rüsseln.

Auf dem Rasen, wo der von seinem Wilde gefangen gehaltene Jägersmann sich niedersetzte, still und ergeben in sein Schicksal, lagen nicht nur große Quantitäten Brodbaumfrüchte und Zuckerrohr umher, sondern er gewahrte auch eine Masse anderer Erzeugnisse dieses üppigen Tropenbodens. Sowohl die eben erwähnten Gegenstände, als der vorbeifließende klare Bach überhoben Harrisson der Furcht, vor Durst oder Hunger zu sterben. Aber einen andern Tod hatte er sehr zu befürchten, denn ein Scharfrichter dieser Riesencolonie brauchte ihm nur einen Nasenstüber mit seinem Rüssel zu versetzen, und geschehen

war es um sein Leben! Harrisson schwebte daher in den ersten Stunden in beständiger Angst vor solchen Nasenstübern. Als jedoch die Colosse nichts Feindseliges gegen ihn unternahmen, wagte er, seine erste Mahlzeit zu sich zu nehmen; denn es war ihm vor Hunger ganz schwach geworden. Keiner der Elephanten störte ihn in diesem ungemein wichtigen Geschäfte.

So ging denn nach und nach Alles gut; da jedoch von Adams Zeiten an der Mensch niemals mit seinem Schicksale ganz zufrieden ist, so fing auch Harrisson, nachdem er sich satt gegessen und getrunken hatte, bereits an, unzufrieden zu werden, und zerbrach sich den Kopf, was wohl die Elephanten mit ihm vorhaben möchten; denn so wie er diese Thiere bereits früher kennen gelernt hatte, wußte er, daß sie nichts ohne einen bestimmten Zweck thun.

Es währte nicht lange, so bemerkte er eine gewisse Aufregung unter ihnen, und ein Geräusch von schweren Tritten erschütterte den Rasen, auf dem Harrisson saß. Einige Elephanten, welche zum Rathe der Alten dieser Colonie zu gehören schienen, schüttelten ihre Rüssel und stießen dabei ein dumpfes, unheimliches Gemurmel aus. Doch sah unser Jäger wohl, daß nicht ihm diese Aufregung galt; denn, sagte er zu sich selbst, ein Zwerg meines Gelichters kann solche Colosse unmöglich in eine so unruhige Stimmung versetzen, wenn sie seiner los werden wollen, — hier muß eine wichtigere Ursache zu Grunde liegen. Wahrscheinlich haben meine Wächter mit ihren feinen Geruchsorganen die Annäherung irgend einer Gattung reißender Thiere gewittert; vielleicht werde ich einer Schlacht zwischen Löwen und Elephanten beiwohnen müssen, und da könnte mir leicht eine Kralle oder ein Rüssel den Garaus machen. Ich will daher die allgemeine Aufregung benützen und mich so geschickt auf und davon machen, daß man nichts bemerken soll.

Als Harrisson zu diesem Entschlusse gekommen, kroch er, einer Schlange ähnlich, in dem hohen Grase fort; da kamen jedoch seine Gefangenwärter mit hoch erhobenen Rüsseln auf ihn, um ihm dadurch zu bedeuten, sein Entweichungsplan sei entdeckt, und er müsse ihn bei Todesstrafe aufgeben.

Es kam unserem Jagdfreunde seltsam vor, daß in dem Momente, wo eine ernste, blutige Schlacht sich entspinnen sollte, die Elephanten sich herabließen, die Anwesenheit eines armen, menschlichen Wesens

zu beachten. Er nahm hierauf eine demüthig ergebene Stellung an, näherte sich den Elephanten sogar bis auf einige Schritte und gab dadurch zu verstehen, er habe keineswegs die Absicht, zu entweichen. Diese Demonstration wurde wohlgefällig aufgenommen.

Während dessen erzitterte der Boden immer noch unter unsichtbaren Fußtritten, welche aber zu schwer waren, um sie herannahenden Löwen zuzuschreiben. Die Elephanten kehrten die Blicke nach der Seite, woher der Lärm kam, und ihre Haltung war weniger drohend, als sie Unruhe verrieth. Ein wahres Räthsel für einen in so großer Gefahr schwebenden Naturforscher.

Endlich kamen nach einander drei Elephanten aus dem schon erwähnten Hohlwege und wurden von den Anwesenden mit lebhaften Freudenbezeugungen empfangen. Wenige Minuten nachher vernahm man von der Laubdecke der Rotunde herab ein durchdringendes Geschrei, das wie ein höllisches Gelächter klang. Jetzt begriff Harrisson, daß der feindliche Ueberfall, den die Elephanten befürchteten, von einem ganzen Heere von Affen der größten Gattung unternommen wurde, die sich auf den nahen Baumwipfeln umhertrieben und ein unausstehliches Concert begannen. Hierauf pflückten diese boshaften Zerrbilder des Menschengeschlechtes schwere Cocosnüsse, schleuderten sie mit großer Geschicklichkeit an die Köpfe der Elephanten, und erhoben dabei ein durchdringendes Hohngelächter. Es war in der That empörend anzusehen, wie die edlen Thiere von diesen heimtückischen und boshaften Freibeutern der Urwälder ungestraft geneckt und gequält wurden.

Noch hatte der Tumult, welcher die Ruhe der friedlichen Niederlassung der Elephanten störte, den höchsten Gipfel nicht erreicht; denn ganze Schwärme geflügelter, buntfarbiger Zweifüßler fielen jetzt gleichsam aus den Wolken herab, um gleichfalls bei dem infernalischen Concerte thätig mitzuwirken. Dieses befiederte Bundes-Contingent des Affenheeres bestand meistens aus Papageien verschiedener Größe und Farbe, die eigentlich nur herbeigekommen waren, um die Reste der hartschaligen Früchte, welche die Affen mit ihren eisenharten Kiefern aufgeknackt hatten, zusammenzusuchen und zu verspeisen. Dabei erhoben sie ein so abscheuliches Geschrei aus allen Tonarten, daß die feinen Gehörnerven der Elephanten dadurch im höchsten Grade beleidigt wurden, und es namentlich ihren armen Kindern so wehe that,

daß diese ihre unschuldigen Spiele auf dem Grase einstellen, und in den Schooß ihrer Mütter sich verstecken mußten.

Endlich, als der Lärm zu toll wurde, und in den dunkeln Aesten immer neue Truppen anlangten, näherte sich der Elephant, der Harrisson auf dem Rücken herbeigetragen hatte, seinem Schützling, betrachtete ihn mit besonderem Ausdrucke, richtete hierauf finstere Blicke nach dem dichtbevölkerten Laubgewölbe über seinem Haupte, und blieb gleichsam erwartungsvoll vor dem Jäger stehen. Eine gute Weile vermochte Letzterer den Sinn dieser Pantomime nicht zu fassen; als jedoch das vereinigte Zetergeschrei der Affen und Papageie noch unerträglicher wurde, begriff er, daß sein colossaler Lebensretter ihm damit sagen wollte, da er, obgleich ein so kleines Geschöpf, nebst seinen Kameraden mit winzigen Stöcken vorhin ein so furchtbares Getöse habe verursachen können, daß die ganze Umgegend wie vom stärksten Gewitter erschüttert worden sei, und der Boden gewankt habe, so könnte er jetzt wohl auch ein ähnliches Getöse hervorbringen und die lärmenden Feinde damit vertreiben.

Harrisson war natürlich sogleich dazu bereit, nur fürchtete er die Rache des boshaften Affengeschlechtes.

Er suchte daher nun auch seinerseits dieses dem Elephanten begreiflich zu machen, indem er sich mit seiner Flinte dicht unter den Kopf desselben stellte, um so vor dem Feinde besser geschützt zu sein. Sein riesiger Freund begriff das auch sogleich und streckte schützend seinen Rüssel über ihn aus. Durch dieses Vorwerk kühn gemacht, lud Harrisson das doppelläufige Gewehr und schoß es rasch nach einander auf zwei ziemlich große Affen ab, die, umflattert von einem Schwarme lärmender Papageie, auf dem äußersten Ende eines elastischen Astes sich wiegten. Da ertönte mit einemmale ein fürchterliches Geschrei, auf welches das tiefste Schweigen folgte. Nur die unzähligen Echo's der Bergkette vervielfältigten, immer schwächer werdend, den künstlich hervorgebrachten Donner des Geschosses.

Nicht vergebens hatte Harrisson seine beiden Schüsse verwendet, denn die zwei davon getroffenen Affen stürzten leblos auf den Rasen herab. Gleich darauf trabten zwei Elephanten herbei, ergriffen die Affenleichen mit ihren Rüsseln und schleuderten dieselben hoch in die Aeste der Bäume hinauf, als wollten sie solche ihren Gefährten zur Besichtigung und Untersuchung überschicken. Da vernahm man einen

Ausbruch von fast menschlichen Klagetönen und Schmerzenslauten, als hätte ein ganzes Volk sein allgeliebtes Herrscherpaar verloren. Unser Jäger aber ließ sich durch diesen Affenschmerz keineswegs rühren, sondern lud sein Gewehr von Neuem und richtete blutige Verheerungen unter dem Affen- und Papageienvolke an, bis endlich die Ueberlebenden, von Schrecken ergriffen, davon eilten, und die Elephanten-Familien sich ihrem behaglichen Lebensgenusse wieder ungestört hingeben konnten. Harrisson war daher bei ihnen nicht nur sehr wohl gelitten, sondern wurde auch mit so großer Aufmerksamkeit behandelt, daß viele täglich mit ihren langen Rüsseln die schönsten Früchte von den höhern Aesten der umstehenden Bäume pflückten, und ihm dieselben zutrugen. Allein ein solches Leben konnte und wollte er doch begreiflicher Weise nicht lange fortsetzen, weßhalb er ernstlich darüber nachdachte, wie er sich am schicklichsten diesem freundschaftlichen Umgang entziehen und wieder in menschliche Gesellschaft kommen könnte. Da fiel ihm ein, daß er bisher die von den Indiern erlernte Gewohnheit gehabt hatte, auf die benachbarten Bäume zu klettern.[1] Er benützte seither diese Geschicklichkeit, um Vogelnester aufzusuchen und auszuheben, die er dann seinen colossalen Freunden — die Elephanten sind sehr lüstern darnach — als Leckerbissen mitbrachte. Bei dieser Gelegenheit machte er oft stundenlange Wanderungen durch die hohen, dicht belaubten Aeste, ohne den Fuß auf die Erde zu setzen. Dieses Talent beschloß er zu heimlicher Entweichung zu benützen, die ihm auch glücklich gelang, indem er eines Abends wieder einen hohen Baum bestieg, und seine mühevolle Luftreise vielleicht eine halbe Stunde weit von Ast zu Ast wandernd fortsetzte. Endlich langte er, am ganzen Leibe zerkratzt und mit blutenden Füßen, an einem Flüßchen an und wurde glücklicher Weise in eine vorbeifahrende Fischerbarke aufgenommen, die ihn nach Surate brachte, von wo er nach seinem ersten Ausgangspunkte, Surabaya, zurückkehrte.

Erklärung einiger Lufterscheinungen.

Die auf der Zersetzung, Brechung und Zurückwerfung des Lichtes durch den Dunst der Atmosphäre beruhenden Erscheinungen sind zum

Theil von größter Wichtigkeit für uns. Diesen Wirkungen des atmosphärischen Dunstes auf das Licht verdanken wir nicht bloß die blaue Farbe des Himmels und alle die glänzenden Tinten der Wolken, sondern auch die wohlthätige Morgen- und Abenddämmerung, ja sogar das Tageslicht selbst. „Hätte die Atmosphäre," sagt J. Herschel, „nicht ihr Zurückwerfungs- und Vertheilungsvermögen, so wären uns außerhalb des eigentlichen Sonnenscheins keine Gegenstände sichtbar, jeder Schatten einer vorüberziehenden Wolke brächte pechschwarze Dunkelheit; die Sterne wären den ganzen Tag über sichtbar, und jedes Zimmer, worein die Sonne nicht direkten Zutritt hätte, wäre in nächtliche Finsterniß gehüllt." Ferner, um die Worte desselben Schriftstellers in Beziehung auf die Dämmerung zu gebrauchen: „Nach dem Untergange der Sonne und des Mondes fährt die Atmosphäre noch fort, uns einen Theil ihres Lichtes zukommen zu lassen, zwar nicht durch unmittelbare Zusendung, aber durch Zurückwerfung auf die Dünste und winzigen festen Theile, welche in ihr umherschwimmen, und vielleicht auf die eigentlichen Atome der Luft selbst." Dieß sind die schönen Erscheinungen und die wichtigen Ergebnisse der Einwirkung des Dunstes der Atmosphäre auf das Licht. Noch haben wir einige andere zu erwähnen, welche von ähnlichem Charakter sind und durch dieselben Ursachen hervorgebracht werden, aber weniger häufig vorkommen oder eine unbedeutendere Rolle im Haushalte der Natur spielen.

Die erste dieser untergeordneten Erscheinungen, welche wir anführen wollen, ist die Luftspiegelung, auch Kimmung und Fata Morgana genannt. Es ist dieß eine Art Gesichtstäuschung, vermöge welcher man in der Ferne oder am Himmel Bilder verschiedener Gegenstände, wie Schiffe, Thürme, Schlösser, Säulen und Reiter u. s. w. erblickt, die sich dort in Wirklichkeit nicht finden. Solchen Erscheinungen liegen stets wirkliche Gegenstände zu Grunde, von denen man nur vermöge einer besondern Art Brechung der Lichtstrahlen ein Bild an andern Stellen erblickt, als an ihrem natürlichen Orte. Verursacht wird die Luftspiegelung durch eine Temperaturverschiedenheit nahe über einander liegender Luftschichten, und da gewisse Gegenden der Ausbildung einer solchen Verschiedenheit vorzugsweise günstig sind, so zeigt sich auch an solchen die Fata Morgana besonders häufig, wie an der Küste der sicilischen Meerenge, in den großen Sandflächen Persiens, in der asiatischen Tartarei, in Niederägypten u. s. w.

Die nächste Classe von Erscheinungen sind diejenigen, welche in der Atmosphäre schwimmende Eiskrystalle oder sichtbaren Dunst durch ihre Einwirkung auf das Licht hervorbringen. Die eckigen Formen der Eiskrystalle erzeugen, indem sie den Lichtstrahlen verschiedene Richtungen geben, mannigfaltige excentrische Höfe, welche durch ihre vereinigten Intensitäten, besonders da, wo sie einander durchkreuzen, manchmal ansehnliche Lichtmassen hervorbringen, die man Nebensonnen und Nebenmonde nennt. Sichtbare, aus Wasser im flüssigen Zustande bestehende Dünste bilden ebenfalls manchmal Höfe; aber diese — wenn mehr als einer vorhanden ist — werden stets concentrisch, indem die Sonne oder der Mond im Mittelpunkte steht. Diese beiden Erscheinungen finden nicht selten zu der nämlichen Zeit statt.

Die letzte und häufigste Lufterscheinung, die wir hier anführen wollen, wird durch die Wirkung flüssiger Wassertropfen auf das Licht hervorgebracht; wir meinen den Regenbogen. Die Bedingung des letzteren ist jedermann bekannt: es muß während des Sonnenscheins regnen. Wendet unter diesen Umständen der Beobachter seinen Rücken der Sonne zu, so sieht er den farbigen Bogen auf der entgegengesetzten Wolke sich ausbreiten und alle Tinten des prismatischen Bildes entfalten.

Das Stinkthier.

Von Friedrich Gerstäcker.

Das Stinkthier, das die Nordamerikaner **skunk** nennen, bewohnt ganz vorzüglich die westlichen Wälder von Nordamerika, und wird dort noch ziemlich häufig angetroffen. Jeder auch, der in jener Gegend durch den Wald geht oder reitet, wird es, wenn er es nicht selber sehen sollte — jedenfalls riechen, wo es nur einmal über seinen Weg gelaufen ist, und daß es nicht gut riecht, dafür bürgt schon sein Name.

Das Stinkthier ist übrigens dem Aussehen nach ein allerliebstes Thier, und zwar an Gestalt und Größe dem Eichhörnchen gleich, mit langem buschigem Schwanze, aber von keiner bestimmten Farbe. Fast immer gestreift findet man es isabellfarbig mit dunkelbraunen und

braun mit schwarzen, ja schmutzig weiß mit gelben oder schwarzen Streifen, die längs dem Körper hinlaufen.

Von allen wild im Walde hausenden Thieren ist es dabei das furchtloseste und verläßt sich in der That, allen Gefahren keck entgegengehend, nur auf sein Stinken. Wilde Thiere, wie Wolf, Panther und wilde Katze, rühren es auch gar nicht an; selbst die Hunde lassen sich nicht einmal darauf hetzen. Sie alle können den entsetzlichen, durchdringenden Geruch nicht ertragen, und begegnet ihm selbst ein Mensch draußen im Walde, so fällt es ihm gar nicht ein, davon zu laufen. Es geht im Gegentheil ganz keck und frech auf den Jäger zu, und weicht man ihm nicht aus, so spritzt es aus einem unter dem Schwanze befindlichen Sack in weitem Bogen eine Flüssigkeit nach dem Gegner, die, wenn sie auf die Kleider fällt, nicht wieder herauszubringen ist. Was von diesem stinkenden Saft getroffen wird, gegen den nicht einmal des Waschen hilft, muß Monate lang in die Erde gegraben werden, und selbst dann noch behält es den fatalen Geruch. Am Besten ist es, man wirft es gleich in's Feuer.

Das Stinkthier nährt sich theils von Waldfrüchten, theils aber auch von Fleisch, und besucht in der Nähe der Farmen gar nicht selten die Hühnerställe, wo es den Hühnern, wie der Marder, den Kopf abbeißt und vor allen Dingen das Blut aussaugt.

Ein Farmer hörte einmal Nachts seine Hühner schreien, und da er glaubte, daß vielleicht eine Beutelratze oder ein Marder darüber gekommen sei, so sprang er auf, zog sich an und lief hinaus. Auf dem Zaune saß aber ein Stinkthier, das er im Dunklen nicht sehen, und da der Wind von ihm fortstrich, auch nicht gleich riechen konnte. Dem Stinkthiere fiel es aber gar nicht ein, wegzulaufen, als der Mann herankam; nun, wie er nahe genug war, spritzte es ihn voll, und jetzt wußte der arme Teufel auf einmal, wer seinen Hühnern nachstellte. Er drehte sich nun freilich um, so rasch er konnte, und lief wieder auf sein Haus zu; die Frau aber, die in die Thüre getreten war, um zu hören, was mit den Hühnern sei, roch ihren Mann schon von weitem, schlug ihm die Thüre vor der Nase zu und verriegelte sie von innen. Er gab jetzt gute Worte und wollte gern hinein, aber bewahre! Es fing auch an tüchtig zu regnen; das half aber Alles nichts. Die Frau hütete sich wohl, ihn einzulassen; denn sie wäre des Geruchs im Hause nie mehr los geworden. Wie der

arme Teufel also draußen recht tüchtig durchgeregnet war, reichte sie ihm durch ein kleines Schiebfensterchen trockene Kleider hinaus, und hieß ihn die verdorbenen draußen lassen. Dann wurde ihm die Thüre aber noch immer nicht aufgemacht, sondern er mußte den Rest der Nacht in der Maisscheune verbringen.

Geräth ein junger Hund — denn die alten sind viel zu gescheidt, den kleinen malitiösen Bestien auch nur auf zehn Schritte nahe zu kommen — einmal zufällig in Berührung mit einem Stinkthier, und wird er vollgespritzt, so geberdet er sich ganz wie toll, wälzt sich auf der Erde, reibt sich an Bäumen, springt in's Wasser und thut alles Erdenkliche, sich von dem ihm widerlichen Geruche zu befreien. Es hilft ihm aber gewöhnlich Nichts, und er muß Monate lang herumlaufen, ehe er den Duft los wird.

Die Stinkthiere haben ihre Wohnung in Erdhöhlen oder hohlen Bäumen, und scheinen ebenfalls einen Winterschlaf zu halten, da man sie nie bei kaltem Wetter draußen im Freien findet.

Chinesische Leckerbissen.

Die Vorliebe der Chinesen für die indischen Schwalbennester ist bekannt; doch sind dieselben nicht das Einzige, wonach die chinesischen Feinschmecker trachten. Die Haifischflossen, die Holothurien (Seeblasen) und die getrockneten Mägen gewisser Fische sind ebenso beliebt. Das abschreckendste der erwähnten drei Nahrungsmittel ist aber sicherlich die Holothurie. Dieß ist eine große Meerschnecke, welche aus dem malaiischen Archipel kommt. Man findet sie nahe an den Korallenbänken, und die Eingeborenen, welche sie sammeln, sind oft genöthigt, unterzutauchen, um ihrer habhaft zu werden. Nachdem sie dieselbe gesäubert und getrocknet haben, räuchert man sie sorgfältig; dann wird sie nach China spedirt, wo das jährlich dafür verausgabte Geld sich nicht selten auf 200,000 Thaler und mehr beläuft. — Die Fischmägen kommen ebenfalls von den Maldiven und dem stillen Ocean. Man verkauft deren jährlich für etwa 130,000 Thaler, und der jährliche Ertrag vom Verkaufe der Haifischflossen wird auf beinahe 200,000

Thaler geschätzt. Was die Schwalbennester betrifft, so wird mit ihnen ein noch beträchtlicherer Handel getrieben, welcher dermalen mehr als eine halbe Million Thaler einbringen dürfte.

Die Geschichte dieser letztern Eßwaare ist bekannt. Diese Nester, welche man von den Inseln Java und Sumatra bezieht, sind nämlich das Werk einer Schwalbe, welche bei den Naturhistorikern Hirundo esculenta heißt. Man findet dieselben gewöhnlich an den winkeligen Stellen der kerzengerade über das Meer emporragenden Felsen, — ein Umstand, der das Einsammeln der Nester sehr gefährlich macht und ihren Preis verdoppelt. Die Nester haben die Größe von Gänseeiern und sind aus einer schleimigen Masse gebildet, deren Bestandtheile noch nicht genau ermittelt sind. Man hält sie übrigens ziemlich allgemein für eine von den Schwalben zusammengetragene Secretion gewisser Fische.

„Bevor sie in Gestalt köstlicher Suppen auf den Tafeln der reichen Mandarinen erscheinen,“ sagt ein Reisender, „werden sie vielen Vorbereitungen unterworfen. Man trocknet sie zuerst vollständig und schickt sie dann nach China. In diesem Lande angelangt, kommen sie unter die Hände einer Klasse von Leuten, deren ausschließliche Beschäftigung das Nestersäubern ist, und welche mittelst kleiner Haken äußerst sorgfältig alle Unreinigkeiten daraus entfernen, so daß sie am Ende nichts weiter, als eine spröde weißliche Masse vorstellen, welche in Ansehung der Consistenz dem ausgetrockneten Fischleime ziemlich ähnelt.“

Man unterscheidet auf den chinesischen Märkten bis zu fünfzehn Sorten Schwalbennester. Die geschätztesten sind diejenigen, deren kleine Bewohner kaum erst ein leichter Flaum deckte; waren aber die Schwälbchen auch nur einigermaßen schon befiedert, so werden die Nester zu den geringen gezählt. Enthielten sie erst Eier, so gelten sie als Mittelsorte. Die schlechtesten sind diejenigen, welche von den Jungen schon verlassen und mit Unrath und Federn angefüllt sind. Diese haben übrigens auch eine dunklere Farbe als die andern, und man kann sie schon daran ohne Schwierigkeit erkennen.

Joseph Tartini.

Historische Erzählung von Emil Ohly.*)

1. Die Höhle von Fondi.

Terracina, den Grenzort des schönen Italiens, umgibt ein Kranz von steilen, aber nicht sehr erquicklichen Bergen. Von einem derselben stieg eines Tags ein Pilger herab in das Thal. Das Gehen ward ihm augenscheinlich sauer, und hättest Du ihn, lieber Leser, von Weitem gesehen, wie er dahin ging, von Ermüdung gebeugt, mit Staub bedeckt, hättest Du unter seiner Kapuze seinen großen grauen Bart gesehen, gewiß Du würdest ihn für einen jener Greise gehalten haben, welche aus dem heiligen Lande zurückkommen, wohin sie einst die Lösung eines Gelübdes trieb, oder die Absicht, dort für die Sünden einer wüsten Jugend zu büßen. Sah man jedoch den frommen Wanderer näher an, so ließen, von dem Barte abgesehen, seine ausnehmend feinen und schönen Züge, die Stirne, auf der man keine Furche sah, und dazu das blaue, lebhafte Auge, auf kein so hohes Alter bei ihm schließen.

Es war im Jahre 1707, um die Mitte des August; kein Baum beschattete mit seinem Gezweige den Weg, und die Hitze, die den ganzen Tag über drückend gewesen war, wurde von Minute zu Minute unerträglicher. Ein Gewitter stand bevor, daran war kein Zweifel, und siehe, bald zogen auch dicke, schwarze Wolken hinter den Säumen der Berge am Horizonte auf. Die Luft war dick und kein Hauch bewegte mehr die Blätter, die Vögel streiften den Boden mit den Spitzen ihrer Flügel, alle Anzeigen und Vorboten eines heftigen Wetters waren da.

Furchtbar sind die Gewitter in dieser Gegend, und wehe dem, den sie unterwegs und fern von einem Zufluchtsorte ereilen! Unser Wandersmann fühlte so eben das Fallen der ersten Regentropfen, als er auch in der Nähe eine Höhle gewahrte, die ihm Zuflucht und Schutz vor dem nahenden Wetter bot.

Der Eingang dieser Höhle war fast zur Hälfte von blühenden

*) Frei nach dem Französischen.

Ginstersträuchern verdeckt. Körperliche Strapazen und geistige Aufregung hatten den Pilger erschöpft. Er warf sich auf eine Rasenbank nieder und verharrte lange in unbeweglicher Stellung. Schrecklich rollte der Donner über seinem Haupte, die Erde schien in ihren Grundfesten erschüttert, und dazu fiel noch der Regen, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet wären, und es gälte, das kleine Waldbächlein hurtig in einen reißenden Strom zu verwandeln. Stumm und starr vor Entsetzen faltete der Pilger seine Hände, als er auf einmal am Eingange zwei Mönche gewahrte, die er sogleich für Patres delle Scuole aus dem Collegium zu Capo d'Istria erkannte. Der Schrecken fuhr ihm durch alle Glieder, er drückte sich in einen Winkel der Höhle, in dem er sich, einem fest Schlafenden ähnlich, den langen Weg hinstreckte.

2. Die Patres delle Scuole.

Die beiden Mönche schienen ortskundig zu sein. Ohne Säumen drangen sie sofort bis zu der Stelle vor, wo der Pilger lag.

„Laßt uns hier bleiben, Vater Sebastiani," sprach der eine derselben, „bis das Wetter vorüber sein wird. Man kann freilich in dieser Dunkelheit fast keine Hand vor den Augen sehen, aber es muß doch hier in der Nähe eine Bank sein, auf die wir uns setzen und ein wenig ausruhen können."

„Ich bin's gern zufrieden, Vater Bonaventura," versetzte der Angeredete; „denn ich kann vor Hitze und Ermüdung nicht mehr weiter."

„Hier liegt Jemand!" sprach Bonaventura, indem er mit dem Fuße an unseren Wanderer stieß. „Um Gottes willen, ein todter Pilger!" schrie der Pater, indem er sich bückte und das mit Muscheln besetzte Pilgerkleid zu fassen bekam.

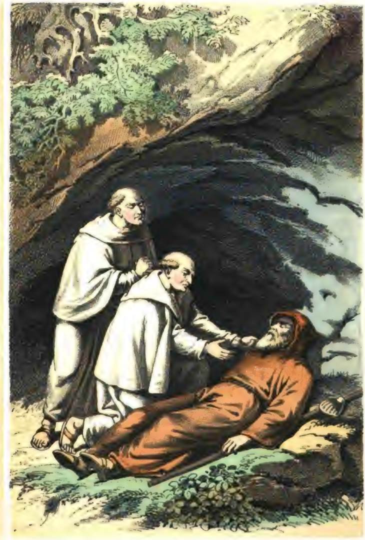
„Er ist doch vielleicht nur eingeschlafen," unterbrach ihn Sebastiani, indem er sich gleichfalls bückte.

„Das gebe Gott! aber er regt sich ja nicht; helft mir ihn hinaustragen, Vater Sebastiani!"

Sie faßten ihn, und in dem Augenblicke regte sich der Pilger.

„Habt Mitleiden, ehrwürdige Väter, habt Mitleiden mit mir!" sprach er.

„Wer bist Du, mein Bruder?" sprach Bonaventura in freundlichem Tone.



Joseph Tartini.

Digitized by Google

„Ein armer, müder Pilger," war die Antwort.

„Wahrscheinlich auch hungrig," versetzte der zweite Mönch, „wenn mich nicht Alles trügt."

Ein tiefer Seufzer war die ganze Antwort.

„Unbekannt und doch bekannt in dem Herrn Jesu, der uns heißt, als Brüder einander lieben," sprach der erste Mönch. Mit diesen Worten öffnete er seinen Sack, langte mit unbeschreiblicher Herzlichkeit Brod, Feigen und ein Fläschchen mit Wein hervor und bot es dem Pilger, der sich, sei es nun vor Scham oder aus einer andern Ursache, soviel als möglich im Hintergrunde zu halten suchte. Der förmliche Heißhunger, mit dem er das gebotene Mahl verzehrte, ließ auf ein langes Fasten mit Sicherheit schließen.

„Ihr habt wohl lange nichts gegessen, frommer Bruder?" sprachen die Mönche.

„Woher nehmen? Meine Mittel waren erschöpft, und betteln, nein betteln gehen mochte ich nicht."

„Der Herr verläßt die Seinen nicht, mein Bruder," sprach, die Hand auf des Pilgers Schultern gelegt, der Pater Bonaventura, aus dessen Zügen die Stärke des Glaubens, mit der frommen Liebe gepaart, hervorblickte. „Ließ uns denn Euch zu Gute des Herrn Weisheit nicht diesen Weg nehmen, und führte die mächtige Hand Gottes nicht dieses Wetter am Himmel daher, auf daß wir in dieser Höhle uns begegnen mußten? Sieh, sie birgt Unglückliche heute nicht zum erstenmale. Hier barg sich einst Tiberius, und hier war es, wo sein Günstling Sejan das Leben ihm rettete."

Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt und unser Pilger merkte bald, daß er keine gewöhnlichen Mönche hier vor sich hatte.

Mittlerweile hatte sich übrigens der Himmel geklärt, und die Patres delle Scuole dachten auf die Fortsetzung ihrer Reise.

„Ist unser Weg auch der Eurige, mein Bruder?" sprach einer der Mönche. „Wir gehen nämlich nach Rom."

„Ich möchte noch ein wenig ruhen, ehrwürdige Väter," antwortete der Pilger.

„Das thäten gewiß auch wir gern, mein Bruder," sprach der eine der Väter, „aber wir dürfen nun einmal nicht; unser Geschäft ist ernst und leidet keinen Aufschub. Vielleicht aber könntet Ihr uns einige Aufschlüsse geben, die uns nützlich wären. Kommt Ihr nicht von Neapel?"

„Ja," sprach der Pilger, indem ihm das Wort bald in der Kehle stecken blieb, „ja, ich komme daher."

„Sagt, seid Ihr nicht vielleicht auf Eurer Reise," sprach der nämliche Pater, „einem jungen Manne von etwa fünfzehn Jahren begegnet, schlank gewachsen, mit bleichem Gesicht und blonden Haaren, von fast mädchenhaftem Aussehen, aber mit wahren Adlersaugen. Der junge Mann trägt das Novizenkleid unseres Ordens und hat, wenn Ihr anders mit ihm gesprochen habt, ohne allen Zweifel von Musik oder Fechtkunst mit Euch geplaudert."

Der Pilger seufzte tief auf. „Ich weiß mich nicht zu entsinnen," sprach er.

„Ihr findet ihn gewiß noch auf Eurer Reise. Doch, guter Bruder, Euer weißer Bart flößt mir Vertrauen ein. Ihr seid ein Mann von Vernunft, Tact und Ueberredungsgabe, — lauter Vorzüge, die nur das Alter verleihet; ich will denn Euch den Grund unserer Reise wissen lassen," sagte der Pater, indem er sich niederließ. Sein Begleiter folgte seinem Beispiele, und der Mönch fing an zu erzählen.

3. Der Novize im Collegium der „Patres delle Scuole".

„Wisset vor allen Dingen, lieber Bruder, daß ich aus der Familie der Tartini stamme. Habt Ihr auf Eurer Wanderung Pirano in Istrien besucht, dann habt Ihr gewiß auch von unserer Familie gehört; sie ist sehr bekannt in jener Gegend. Einer meiner Verwandten, der auch Tartini heißt, besuchte mich eines Tages im Collegium und sprach mir dort von einem seiner Kinder, welches er in unsern Orden eintreten zu lassen beabsichtige. ‚Welches Kind ist's?' fragte ich ihn. ‚Joseph,' antwortete er mir; ‚es ist derselbe Joseph, der im Jahre 1693, den 12. April, also in demselben Jahre geboren wurde, als Du uns in Pirano besuchtest. Du gefielest damals meiner Frau so gut in Deinem Ordenskleide, Dein ganzes Aussehen sprach sie dergestalt an, daß sie nicht von dem Gedanken abzubringen ist, unsern Sohn werden zu lassen, was Du bist.' Ich bewog den Vater, uns seinen Sohn anzuvertrauen; ich versprach, ihn nicht aus den Augen zu lassen und an ihm zu thun, was nur immer in meinen Kräften stehen würde. Fünf Jahre sind seitdem verflossen, Joseph war damals zehn Jahre alt. Sein Vater nahm ihn aus dem Oratorium des heiligen Philipp von Neri, wo er sich seither, seiner

Jugend ungeachtet, vor allen seinen Altersgenossen durch Fähigkeiten und Fleiß sehr vortheilhaft ausgezeichnet hatte, zurück und schickte ihn hierher zu uns. Unser Joseph war in der That ein prächtiger Junge, und alle Väter unseres Collegiums waren bald förmlich verliebt in ihn. — Doch ich langweile Euch gewiß, guter Pilger," sprach Vater Bonaventura, indem er sich selbst unterbrach; „kennt Ihr doch meinen jungen Schützling von Haut und Haaren nicht. Ich will aufhören."

„Fahrt fort, ich bitte Euch, fahrt fort, verehrter Vater! Eure Erzählung weckt Erinnerungen aus der Kindheit in mir," sprach der Pilger.

„Nun denn, — um wieder auf meine Erzählung zurückzukommen," fuhr der Pater fort, — „bis dahin ging jetzt Alles gut. Plötzlich übrigens wandte sich das Blatt. Eines schönen Tages kam ein Künstler in's Kloster, er war ein Violinvirtuose. Nur von armen Blinden, die vor den Thüren um ein Almosen fiedeln, hatte mein Joseph bisher dieses Instrument spielen hören. Nun auf einmal war der Junge Feuer und Flamme, es war nicht eher Ruhe, bis die Väter nachgegeben und ihm erlaubt hatten, Violinstunden zu nehmen. Die Musik ist ja mehr eine heilige als profane Kunst; spielte doch der König David vor der Bundeslade her, und Elisa, der Prophet, ließ sich einen Spielmann holen. Schade, daß die Menschen diese edle Kunst, die von Oben stammt, so in den Dienst der Sünde und der Eitelkeit herabgezogen haben!

„Joseph machte in der That erstaunliche Fortschritte und zeichnete sich besonders im Bogenstriche aus. Ich sage Euch, guter Pilger, es war schon Genuß, ihn spielen zu sehen, diesen edlen Anstand, den er hatte, diese Eleganz und Leichtigkeit, mit der er sein Instrument handhabte! Doch was geschieht? — Der Knabe, vollständig berauscht von dem allgemeinen Lobe, vergeigte die Zeit, und die Bücher hatten gute Ruhe auf ihrem Brette. Die Väter wurden zum Theile bedenklich und zum Theile sehr unruhig, und es entstand die Frage: ob man ihm nicht die Geige wegnehmen und das Spielen untersagen sollte? Da geschah denn auf einmal, was wir schon lange im Stillen gewünscht hatten, — der verführerische Virtuose packte seine Geige ein und ging davon. Doch es dauerte nicht lange, so kam ein anderer Verführer an seine Stelle. Es war ein

alter Soldat, dem das rechte Bein, der linke Arm und ein Auge fehlten, und der sich deßhalb selbst zum Scherze nur „ein Stück Mensch“ nannte. Kaum hatte er den Fuß in's Collegium gesetzt, so schloß sich auch schon unser Joseph an ihn an, und wich ihm nicht mehr von der Seite. Dieser alte Kamerad dachte an nichts, als an seine früheren Heldenthaten, und sprach auch von nichts Anderem; seine lebhaften Erzählungen waren dabei von ebenso lebhaften Pantomimen und Gesten begleitet, und kam er dann dabei so recht in den Eifer hinein, so faßte er die Krücke mit der Hand und flankirte wüthend damit in der Luft herum.

„Wißt Ihr, was nun geschah? Mein Joseph machte das Ding ihm nach und nun, — Adieu Geige! Er rührte sie nicht mehr an.

„Uns machte die neue Liebhaberei keine große Sorge, denn Geschmack an Waffen und kriegerischen Uebungen hat bekanntlich bei einem Mönche nicht viel zu sagen. Die Sache war gut, bis vor etwa vierzehn Tagen seine Eltern ihn besuchten und den Wunsch aussprachen, daß ihr Kind doch bald definitiv in den Orden eintreten möge! Man hielt es gar nicht einmal für nöthig, ihn um die Sache zu fragen; denn daß er fest entschlossen sei, das Novizengewand mit dem Ordenskleide zu vertauschen, das betrachtete man als eine ausgemachte Sache. Dem war jedoch nicht also. Mein kleiner Schützling erschien auf einmal vor seinen Eltern und erklärte mit einer Ehrerbietung, die ich anerkennen muß, — Alles in der Welt, nur kein Mönch werden zu wollen. Das gab auch einen Aufstand! Man fragte ihn, was er denn anfangen, was er ergreifen wolle? ‚Die Geige oder die Waffen, oder Beides zugleich!‘ lautete die entschieden ausgesprochene Antwort. Man widersprach ihm, man versagte ihm die Einwilligung, es gab Streit und siehe da, man trennte sich im Verdruß . . . Wir gaben die Hoffnung nicht auf, ihn auf bessere Gedanken zu bringen, und trafen, unserer Sache ganz gewiß, trotz seines Widerstrebens, im Stillen alle Vorbereitungen zur Aufnahmsfeierlichkeit. Ich selbst brachte ihm Morgens die Nachricht, daß er nun noch vier Stunden Zeit habe, auf diesen wichtigen Act sich vorzubereiten. ‚Es wird nicht lange dauern!‘ gab er mir zur Antwort. Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte; als wir jedoch nach seiner Zelle uns verfügten, um ihn abzuholen, da ward mir

auf einmal der Sinn der Worte klar. Er war verschwunden, und nun fiel mir denn centnerschwer auf die Seele sein Wort: „es wird nicht lange dauern!“

„Ich machte die Sache ruchbar im Kloster, man suchte hier, man suchte dort, aber was half das Suchen? Joseph war verschwunden. Ein Fetzen seines Kleides, der beim Ueberspringen an der Mauer hängen geblieben war, machte seine Flucht zur zweifellosen Gewißheit.

„Eine Stunde dauerte es, da war ich reisefertig und auf den Beinen; allein Joseph Tartini ist um sechs Stunden im Vortheil. Er ist jung und flüchtig auf den Beinen; ich fürchte, wir holen ihn nicht ein.

„Doch sieh,“ setzte der Pater hinzu, „die Nacht ist da, das Wetter hat sich aufgehellt, wir müssen uns wieder auf den Weg machen; allein ich möchte doch von Euch, mein Bruder, mich nicht trennen, ohne Euch nützlich gewesen zu sein.“

„Ach Gott,“ antwortete der Pilger, „ich finde so viele Aehnlichkeit zwischen Eurem schlechten Subjecte und mir selbst, daß ich nicht wage . . .“

„Mit meinem schlechten Subjecte? Wie, mein Bruder, mit meinem schlechten Subjecte? Seine Scheu vor dem Kloster ausgenommen, ist er der beste Junge von der Welt, munter, zutraulich, gefällig, und was nun gar die Aehnlichkeit mit Euch anlangt, so ist er fünfzehn Jahre alt und Ihr . . .“

„Mein Vater, ich bin z. B. unerfahren und muß noch viel lernen . . .“

„Das ist zu bescheiden von Euch.“

„Nein, nein, mein Vater! das läßt mich die Bescheidenheit nicht sprechen.“

„Verzeiht, wenn ich Euch in das Wort falle, lieber Bruder, — welche andere Aehnlichkeit meint Ihr noch mit dem jungen Tartini zu haben? . . .“

„Er liebt die Musik, und ich treibe sie,“ versetzte der Pilger.

„Ihr seid also ein Musiker, mein Bruder? O das ist ja nichts Schlimmes. Habe ich Euch doch eben schon gesagt: die Musik ist gerade so gut eine heilige, als eine profane Kunst; David . . .“

„David spielte die Harfe, und spielte und sang vor der Bundeslade her,“ versetzte der Pilger.

„Laßt uns gehen, Vater,“ sagte Sebastiani, der schon vor die Höhle getreten war; „das Wetter ist vorbei, der Boden ist wieder trocken.“

„Ich fühle mich hinlänglich gestärkt, um mit Euch zu gehen, ehrwürdige Väter,“ sagte der Pilger und erhob sich; „wenigstens bis an die Pontinischen Sümpfe will ich mit Euch gehen.“

„Hängt Euch an meinen Arm,“ sagte Sebastiani, „Ihr seid müde.“

„Danke, mein Vater, ich habe ja meinen Stab.“

So verließen denn die Drei die Höhle und gingen davon. Die Patres warfen einen neugierigen Blick auf ihren Reisegefährten, der die Kapuze in die Augen zog, so daß man von seinem Gesichte nichts als seinen silberglänzenden Bart sah.

4. Der blinde Organist im Kloster zu St. Assisi.

Die Höhle von Fondi liegt nicht weit von der Stadt, die den gleichen Namen führt. Die Wanderer verließen sie und betraten die Straße, die sich an dem Hügel hinaufschlängelt, auf welchem ehedem ein Tempel des Jupiter stand. Noch bis auf diesen Tag stehen die Trümmer jenes Baues und gewähren von ferne einen prachtvollen Anblick. Bald lag auch Terracina hinter ihnen, und sie befanden sich auf der alten „via Appia“.

Nach einem langen und mühsamen Marsche blieb endlich der Pater Bonaventura stehen, um jetzt von dem Pilger sich zu verabschieden.

„Wir sind nun an den Pontinischen Sümpfen,“ sprach er. „Darf ich, ohne zudringlich zu sein, die Frage an Euch richten, welchen Weg Ihr nehmen wollt?“

Ohne sich lange zu besinnen, sprach der Pilger in entschiedenem Tone:

„Ich gehe nach Assisi.“

„Seid Ihr bekannt dort?“

„Nein, ehrwürdiger Vater; allein ich denke, Schüler dort zu finden.“

„Was die Schüler anlangt,“ sprach Bonaventura, „so kann ich

Euch, wenn Ihr's wünschet, an den Pater Boemo, den Organisten des dortigen Klosters, empfehlen. Er ist einer meiner besten Freunde, und dazu ein sehr freundlicher und gefälliger Mann."

„Ich weiß nicht . . . ich will sehen . . ." antwortete sichtlich verlegen der Pilger.

„Macht keine Umstände, mein Bruder!" fiel ihm Bonaventura in's Wort, „möchte ich Euch doch wahrlich nicht gern auf der großen Reise ohne Hülfe und Schutz lassen, nachdem ich Euch erst zuvor das Leben gerettet. Ich würde gern einen kleinen Umweg machen, um Euch nützlich sein zu können."

„Wohlan denn," sprach der Pilger, „ich will von Eurer Güte Gebrauch machen. Gebt mir einen Empfehlungsbrief an den freundlichen Pater Boemo."

„Der würde Euch nichts nützen."

„Kann der Pater Boemo etwa nicht lesen?" fragte der Pilger.

„Der ehrwürdige Mann ist blind."

„Blind!" schrie der Pilger in höchstem Erstaunen, und mit einer Lebhaftigkeit, welche zu dem silberweißen Barte schlecht passen wollte, — „blind! ich nehme Eure Empfehlung an, ehrwürdiger Vater."

„Ihr nehmt also meine Empfehlung an, weil mein Freund blind ist?" fragte Bonaventura mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens.

„Ich habe eine außerordentliche Vorliebe für Blinde!"

Die Reisenden setzten ihre Wanderung fort. Eben schlug es sechs Uhr Morgens auf dem Glockenthurme des Klosters zu St. Assisi, als der Pater Sebastiani an dem Thore sich meldete.

Man führte die Patres und den Pilger zu dem Pater Boemo. Nach der ersten Freude des Wiedersehens bat der Pater Bonaventura seinen Freund, er wolle sich doch um Gottes willen des Pilgers annehmen, den sichtbar die Hand des Herrn ihnen zugeführt. Pater Boemo versprach's, und die Patres delle Scuole machten sich von Neuem auf und gingen, um — Joseph Tartini zu suchen.

Der Pilger aber blieb bei Boemo.

„Ihr seid arm und bedürfet meiner Hülfe," sprach dieser zu ihm, „ich will Euch gar nicht fragen, wer Ihr seid. Ihr seht das schwere Kreuz, das der Herr mir aufgelegt; ich muß mich jetzt nach

Jemanden umsehen, der mich zur Orgel führt. Versteht Ihr etwas Musik?"

„Sehr wenig, mein Vater; ich singe und spiele etwas Geige."

„Schon gut, mein Freund! bei einiger Anlage werdet Ihr bald Orgel spielen können. Ich bin alt; Ihr könnt hier mein Nachfolger werden. Der Platz ist nicht übel, sehr angenehm: man hat die ersten und reichsten Schüler aus der Stadt . . . Nun, ich hoffe, Ihr werdet bald zufrieden sein."

„Ich bin es jetzt schon, mein Vater," antwortete der Pilger.

5. Die Rose und der Engel in der Kapelle.

Zwei Monate ungefähr war der Pilger Gast im Kloster von St. Assisi, als auf einmal ein junger Novize, mit Namen Antonio, sämmtliche Väter in Allarm versetzte durch die Erzählung eines Abenteuers, das wir denn auch hier unsern jungen Lesern mitzutheilen nicht versäumen wollen.

Antonio war ein Verehrer der Musik, und so verlebte er schon seit einiger Zeit alle seine freien Stunden in einem Gange, der zu der Zelle des Paters Boemo führte. Hier lehnte er sich mit dem Rücken an die Mauer, und lauschte nun den Tönen der Orgel, welche von der Geige begleitet wurden oder den religiösen Gesängen, die man zu diesen beiden Instrumenten zeitweilig anstimmte. Eines Abends nun ward er dergestalt von dieser Musik hingerissen, daß er beschloß, den Pilger um Musikstunden zu bitten. Allein wie war ihm beizukommen? Er war den ganzen Tag über in seiner oder des alten Organisten Zelle, und kam weder mit den Schülern des Klosters noch mit den Mönchen in weitere Verbindung. Er hatte sich, wie man sagte, diese Einsamkeit auferlegt, um ein im Augenblicke großer Lebensgefahr gethanes Gelübde zu lösen. Wie also die Sache anfangen? das war die Frage, auf die Antonio noch immer keine Antwort hatte.

Die Nacht hatte Antonio über seinem Plänemachen überrumpelt. Siehe, da öffnet sich Pater Boemo's Zelle und heraus tritt der Pilger. Schnell schritt er über den Corridor hinweg, so nahe an Antonio vorbei, daß diesen der Saum seines Kleides berührte. Antonio wollte ihn anreden; allein das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

Der Pilger hatte das Ende des Corridors erreicht; allein anstatt sich nach seiner Zelle zu wenden, stieg er eine Treppe hinab, die nach

dem Garten führte. Antonio folgte ihm auf dem Fuße. Der Pilger schritt an einem Blumenbeete hin, pflückte sich eine Rose und bog sofort in ein kleines Gehölz, welches nach einer Kapelle führte. Das Alles konnte man im hellen Mondschein deutlich erkennen.

Antonio sah genau, wie er die Baumallee verließ und in die Kapelle eintrat, glaubte, er werde beten gehen, und schickte sich an, ihm zu folgen. „Betet er," sprach er bei sich selbst, „so laß ich ihn zu Ende kommen; betet er nicht, so spreche ich ihn auf der Stelle an." Die Kapelle hatte nur Einen Eingang, und durch diesen mußte auch Antonio; aber kaum hatte er die Schwelle betreten, als er auch, wie vom Schlage gerührt, zurückfuhr. Nun, was gab's? An den Stufen des Altars knieete ein Jüngling, in dessen Gesicht kein Bart zu sehen war, und dieser Jüngling sang mit einer wahren Engelsstimme ein geistliches Lied.

Des Jünglings Kleid war weiß, wie alle Novizenkleider sind, allein sein Angesicht war eines Engels Angesicht. Antonio suchte noch immer den Pilger, den er zur Kapelle hatte gehen sehen: aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er in der Hand des Jünglings nichts Anderes sah als — die Rose, die der Pilger eben gepflückt hatte. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm, noch einen Augenblick blieb er wie gebannt auf der Schwelle stehen, die er betreten hatte; dann aber floh er, ohne sich umzusehen, nach dem Kloster, um dorten das Mirakel zu berichten, welches er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte.

Er traf die Mönche im Refectorium, wo sie eben ihre Abendmahlzeit halten wollten; aber im Augenblicke war die Mahlzeit vergessen und Alles auf den Beinen, als habe man Sturm geläutet. Der Prior des Klosters konnte sich eines Anfluges von Lachen nicht erwehren, befahl aber den Novizen, ihm mit der ganzen Klostergemeinde auf dem Fuße zu folgen. Man kam zur Kapelle; der Prior betrat sie zuerst ganz allein, dann aber wandte er sich zu Antonio hin und zeigte ihm den alten Pilgersmann, der, tief in seine Kapuze gehüllt, im Gebete lag und dabei die Rose in der Hand hielt.

„Ist das der Engel, den Du gesehen hast?" fragte er den Novizen.

Dieser mochte sich auf seine gesunden Augen berufen, so viel er wollte, er mochte den Engel, dessen weißes Gewand, dessen glänzendes Angesicht, die langen goldigen Locken, kurz Alles, Alles so genau be-

schreiben, als er nur wollte, — der Prior blieb dabei, es sei Alles Einbildung und nichts als Einbildung. Man ließ den Pilger ruhig fortbeten und verfügte sich in's Kloster zurück.

Der Novize jedoch war weit davon entfernt, dem Prior den Sieg zu lassen, dazu war er seiner Sache zu gewiß. Der Prior war also kaum wieder im Refectorium mit seiner Gemeinde, als Antonio ganz sachte und heimlich zu dem Pförtner schlüpfte.

„Bruder Anastasio," redete er ihn an, „ist seit einer Stunde Niemand aus dem Kloster herausgegangen?"

„Niemand," versetzte der Pförtner, „aber was soll diese Frage bedeuten und Euer blasses verstörtes Gesicht?"

Antonio begann, sein Abenteuer zu erzählen; er erzählte, wie der Pilger aus Pater Boemo's Zelle gekommen, wie er ihm gefolgt sei, wie er ihn darauf habe eine Rose pflücken sehen. Dann, fuhr er fort, sei er ihm nach der Kapelle gefolgt, habe dort einen weißen Engel mit des Pilgers Rose gesehen, habe dem Prior die Sache gemeldet, der sei auch mit der ganzen Gemeinde sofort an Ort und Stelle gelaufen, habe aber keinen Engel vom Himmel, sondern statt dessen den alten Pilger mit der bewußten Rose gefunden.

Der Pförtner, ein schlichter Mann und eine treue redliche Seele, hörte Alles ruhig mit an. Am Ende aber sprach er in ernstem Tone:

„Daß der Pilger kein Mensch ist, wie andere Menschen, weiß ich schon lange; allein was Ihr da erzählt, grenzt doch geradezu an's Mährchenhafte und hängt vor der Hand für meinen simpeln Verstand zu hoch. Soll ich Euch einen Rath geben, Bruder Antonio? Seid auf Eurer Hut; traut dem Pilger nur, soweit Ihr ihn seht! Jetzt aber geht und legt Euch schlafen. Doch," so setzte er noch hinzu, „würdet Ihr den Rosenstock wieder erkennen, von dem er die Blume gepflückt?"

„Warum nicht?" erwiederte der Novize. „Es ist Pater Boemo's Lieblingsstock."

„'S ist gut," schloß der Pförtner.

6. Pater Boemo's verzauberter Rosenstock.

Freilich war Pater Boemo ganz blind und hatte auch nicht mehr einen schwachen Lichtschimmer. Dennoch aber kannte er die Blumen des Gartens und kannte sie am Geruch. Jeden Morgen, den

Gott kommen ließ, machte er die Runde im Garten und pflückte sich dort einen Strauß, der meistens so geschmackvoll geordnet war, als habe es die Hand eines sehenden Menschen gethan.

Seit einigen Augenblicken sah man ihn nach seiner gewohnten Weise im Garten. Unruhig und unbefriedigt wanderte er zwischen den Beeten dahin, beroch eine Rose nach der andern; allein er fand nicht, was er suchte. Ein Rosenstock, an dem er eine Blume suchte, war seiner Zierde beraubt. In dieser Verlegenheit traf ihn der Pförtner.

„Was sucht Ihr, Pater Boemo?" fragte Anastasio.

„Ich sehe meinen Rosenstock nicht," antwortete der blinde Organist.

„Er ist ausgerissen."

„Wie, ausgerissen? Ausgerissen, Bruder Anastasio? Wer wagt es . . ."

„Ich, Vater Boemo."

„Und warum?"

„Weil der Rosenstock verzaubert und verhext war! . . ." antwortete der Pförtner mit zitternder Stimme, „ja verzaubert und — verhext."

Der Organist brach in ein helles Gelächter aus.

„Lacht nicht," sprach der Pförtner mit der bedenklichsten Miene, die ein Mensch, dazu ein abergläubischer, nur machen kann, „lacht ja nicht, ehrwürdigster Vater! Ich habe auch gelacht, aber ich habe es bereut. Es ist mich theuer zu stehen gekommen, das schlechte ungläubige Lachen. Der Pilger aber wird erwischt sein, diesen Morgen."

„Das wird sich ja zeigen, Bruder Anastasio; allein jetzt erzählt mir, warum Ihr mir meinen Rosenstock ausgerissen habt, und was das für eine Beziehung auf den Pilger hat?"

„Beziehung genug, ehrwürdiger Vater; doch für heute will ich Euch nur sagen: der Pilger wird von nun an sein ganzes Leben hindurch alt bleiben."

„Ich verstehe Euch nicht."

„Nun so wisset denn, Pater Boemo, mit Hülfe dieses Rosenstocks hat der alte Pilger sich jung und schön gemacht."

„Ob er schön ist, weiß ich nicht," versetzte der Organist; „allein noch jung mag er wohl sein."

„Er ist zu Zeiten Beides," sprach Anastasio, „jung und schön,

doch im nächsten Augenblicke auch wieder das Gegentheil, und sein Bart ist dann so weiß, so schneeweiß, wie Pater Boemo's Bart. Doch wartet nur, die Zauberei ist jetzt gerade am Ende. Mit Hülfe einer Rose von Eurem Stocke hezt er sich zum Jüngling und singt Euch dann mit einer Stimme, so klar und zart, wie die eines Chorknaben. Doch, ich sage Euch noch einmal, es ist am Ende. Der vermaledeite Rosenstock ist fort. Es wird sich an des Pilgers Stimme zeigen."

„Eure Rede ist mir ein Räthsel, Bruder Anastasio," versetzte Pater Boemo; „erklärt Euch deutlich!"

„Nun, so höret denn das Abenteuer, welches gestern Abend der junge Antonio bestanden hat."

Der Pförtner begann nun die bekannte Geschichte mit aller Weitläufigkeit und mit einer Masse von Zusätzen zu erzählen. Nicht Eine, nein hundert Rosen mußte der Pilger gebrochen haben, aber alle an dem nämlichen Stocke, und dazu hatte Antonio gesehen, wie die Kapelle plötzlich von überirdischem Lichte erhellt worden und der Pilger sich mit Einem Schlage in einen Licht-Engel mit goldenen Flügeln und wallenden Silberlocken verwandelt habe, hatte auch deutlich vernommen, wie die Räume der Kapelle von einer lieblichen Musik aus andern Welten wiederhallt haben.

„Sagtet Ihr nicht, Bruder Anastasio," sprach der blinde Organist, „alt sei der Pilger, und seine Stirn zeige tausend Falten? Wie alt mag er denn wohl sein?"

„Hundert Jahre gut schätze ich ihm zu."

„Nun, so macht, daß Ihr ihn findet, und laßt ihn zu mir kommen," sprach Pater Boemo und ging in seine Zelle zurück.

7. Durch den Vorhang durch.

Was nun zwischen dem Pater Boemo und dem Pilger vorging, darüber können wir unsern jungen Lesern nichts berichten, nur so viel ist ganz gewiß, daß die Beiden sich seit dieser Zeit viel enger an einander anschlossen, als das vorher der Fall gewesen war. Das Wunder mit dem Engel wiederholte sich nicht, seit der verhängnißvolle Rosenstock verschwunden war, allein vergessen war es keineswegs. Gar oft vernahm man die Geschichte Abends aus dem Munde der Mönche, die sie neugierigen Novizen erzählten, und gar oft bat ein junger Mensch schüchtern und

verlegen einen alten Mönch, ihn die Wundergeschichte hören zu lassen von dem greisen Pilger und dem weißen Engel in der Kapelle.

Während dessen aber gewann das Kloster immer mehr Ruf wegen der ausgezeichneten Musik, die man dort zu hören bekam; namentlich aber zog bei festlichen Gelegenheiten ein Violinvirtuose die Bewunderung Aller auf sich. Aus der Nähe und aus der Ferne strömten Schaaren von Neugierigen dem Kloster von Assisi zu.

Der Musikchor war dem Publikum durch einen Vorhang verhüllt, eine Einrichtung, die gewiß dazu beigetragen haben mag, die Wirkung der Musik noch zu verstärken.

Eines Sonntags nun, während des Amtes, begab sich's, daß ein Windstoß den Vorhang zurückschlug, und gerade der Violinist für einen Augenblick dem Publikum sichtbar wurde. Ein Fremder, der dem Gottesdienste beiwohnte, sah ihn nicht sobald, als er auch in einen Ausruf des Erstaunens ausbrach und an einen neben ihm sitzenden Mönch die Frage richtete:

„Wer ist der Violinist dort?"

„Ein armer Pilger," war die Antwort des Mönchs, der kein Anderer als der Pförtner Anastasio war, „ein armer Pilger, seit zwei Jahren unseres Klosters lieber Gast."

„Seit zwei Jahren?" sprach der Fremde. „Könnt Ihr mir seinen Namen sagen?"

„Den wissen wir selbst nicht," erwiederte Anastasio; „wir nennen ihn hier nur ‚den Pilger', und reden wir ihn an, so sagen wir: ‚lieber Bruder' zu ihm."

„Der Mann ist wohl siebzehn Jahre alt?"

„Es ist ein alter Mann."

„Wie? der Spieler ein alter Mann, das ist nicht wahr, Freund."

„Und doch ist dem so," versetzte der Bruder Pförtner.

„Ihr täuscht Euch, Vater, ich aber bin meiner Sache gewiß. Als der Wind den Vorhang lüftete, hab' ich's deutlich gesehen, ein Jüngling ist der Spieler."

„Bei allen Heiligen, Jesus Maria," rief entsetzt der Pförtner, „sollte denn der Rosenstock wieder ausgeschlagen haben?"

Ohne auf diesen Ausruf weiter zu hören, fuhr der Fremde fort: „Wollt Ihr mir einen Dienst erweisen, Bruder Pförtner, so

sagt dem Violinisten, ein Mann aus Padua wünsche ihn zu sprechen, um ihm gute Botschaft zu bringen."

„Kommt diesen Abend nach der Vesper zu mir," sprach Anastasio, „dann sollt Ihr ihn sprechen."

Der Fremde ging. Anastasio ging auch aus der Kirche, sprach aber im Hinausgehen mehr als einmal: „Jesus Maria, sollte der Rosenstock wieder ausgeschlagen sein?"

8. Der Flüchtling.

Die Vesper war aus, und der Verabredung gemäß war der Fremde beim Bruder Pförtner erschienen. Auch der Pilger hatte sich eingefunden; allein seine Kapuze, die er in's Gesicht gezogen hatte, ließ nur ein Paar Feueraugen sehen, die zu dem weißen Barte nicht recht stimmen wollten.

„Ihr habt mich sprechen wollen, Bruder," fing der Pilger an, indem er den Fremden auf Anastasio's hölzerne Bank nöthigte. Einige Minuten vergingen, ohne daß Einer zu sprechen wagte, dann aber nahm der Paduaner das Wort.

„Ich laufe nun schon lange von Kloster zu Kloster, mein Vater, um nach einem gewissen Joseph Tartini zu fragen. Er ist siebzehn Jahre alt und aus dem Collegium der Patres delle Scuole entlaufen und seitdem spurlos verschwunden . . ."

„Wie kommt es denn," unterbrach ihn der Pilger, indem er die Kapuze noch tiefer in's Gesicht zog, „daß Ihr Euch um Auskunft über diesen Ausreißer gerade an mich wendet?"

„Das ist leicht zu erklären," sprach der Fremde. „Ihr seid ein Musiker, wie ich noch keinen gehört habe, und bei der Liebhaberei, die Joseph Tartini an der Musik hatte, sollte mich's doch Wunder nehmen, wenn er Euch nicht aufgesucht oder gar um Stunden gebeten hätte."

„Das möchte wohl sein," sprach der Pilger; „ich kann aber die Namen meiner Schüler nicht alle mehr wissen, will mich jedoch besinnen und erkundigen . . . Aber," setzte er mit weicher Stimme hinzu, und eine Thräne rollte dabei in das Silberhaar seines Bartes, „wie nun, wenn sich der junge Tartini unter meinen Schülern befände? welche Nachrichten von seiner Familie darf ich ihm bringen . . .?"

„Sagt ihm, daß die Eltern heiße Thränen um ihn vergießen

und ihm tausendmal verziehen haben. Er fühlt keinen Beruf in sich, die Kutte zu tragen; nun denn, so mag er sich einen andern Beruf wählen, — aber ausfüllen soll er seinen Platz und kein Stümper sein!“

„Habt Ihr mich diesen Morgen spielen hören, mein Herr?“ fragte der Pilger.

„Gewiß, ehrwürdiger Vater.“

„Die Musik war meine Composition, hat sie Euch gefallen? Wie war die Ausführung, der Bogenstrich, der Vortrag?“

„Die Musik ist himmlisch schön, und die Ausführung hat mich staunen gemacht.“

„Nun denn,“ sprach der Pilger, „nun denn, mein Herr, wenn Joseph Tartini könnte, wie ich . . .?“

„O seine Familie würde glücklich sein, über die Maßen glücklich, einen solchen Künstler zu ihren Gliedern zu zählen.“

„Wohlan denn,“ rief der Pilger: „Es lebe Vater und Mutter! Hoch lebe die Familie der Tartini!“ Im Nu war die Kapuze vom Leibe gerissen, der Bart flog hoch in die Lüfte. Vor dem Bürger aus Padua stand jetzt ein bildschöner Jüngling mit wallenden Locken, reichte ihm die Hand und sprach: „Hier ist der, den Ihr sucht, mein Herr: ich bin Joseph Tartini!“

„Noch ein Wunder!“ sprach da Jemand im Hintergrunde. Der falsche Pilger wandte sich um und konnte des Lachens sich nicht enthalten. Der Sprechende war kein anderer Mensch, als der Bruder Pförtner.

„Nun, Bruder, wie steht's mit dem Rosenstocke?“ fragte Tartini, indem er dem Pförtner auf die Schulter klopfte. „Es war doch Nichts mit der Zauberei. Antonio hat sich verguckt, ein Engel bin ich nicht; allein jung und blond, — das mag denn gelten. O Signor Sousini, ich kannte Euch auf den ersten Blick,“ fuhr er fort, zu dem Paduaner sich wendend, „und mein Geheimniß wäre mir entfahren auch ohne die freudige Botschaft, die Ihr mir gebracht habt. Als ich Euch sah, da ging mir das Herz über vor Sehnsucht nach der Heimath und den Lieben im Heimathlande.“

„Auf denn nach Padua!“ versetzte der Paduaner, „auf Flügeln der Sehnsucht in das Heimathland!“

„Ohne Säumen,“ sprach Tartini; „nur laßt mich jetzt noch

Abschied nehmen von Vater Boemo und von allen Klosterbrüdern, dann bin ich zu Euren Diensten."

Der Abschied war genommen, und bald sehen wir unsern Pilger auf der Reise nach Padua. Dort nahm man den verlorenen Sohn mit offenen Armen auf. Was er an irdischem Gut mitbrachte, war freilich wenig; dagegen hatte er andere Schätze gesammelt, Schätze, für deren Besitz Mancher viel Geld würde gegeben haben, wenn Tartini sie ihm hätte zurücklassen können. Nicht lange darnach verheirathete er sich mit der Nichte des Cardinals Cornaro, Bischofs von Padua, und wurde später als Mitglied der Akademie nach Venedig berufen. Sein dortiger Aufenthalt dauerte nicht lange. Um mit einem andern Künstler, Veracini, den er sehr hoch achtete, nicht zu rivalisiren, verließ er Venedig und begab sich nach Ancona.

Tartini ist unbestritten einer der ersten Meister, obwohl seine Musik jetzt wenig mehr gespielt wird. Er war nicht allein Virtuose, sondern auch geistvoller Componist und ein Mann von tiefer musikalischer Bildung. Schwerlich wird sich ein Musikmeister rühmen können, so viele Schüler aus aller Herren Ländern gehabt zu haben, als Tartini, weßwegen man ihn auch in Italien „den Lehrmeister der Nationen" (il maestro delle nazione) nannte. Sein berühmtester Schüler heißt Nardini. Dabei war er im eigentlichsten Sinne des Worts ein edler Mensch. Seine Kunst hatte ihn in den Besitz vieler irdischer Güter gesetzt, allein sein Herz hing nicht an ihnen, was er durch viele mildthätige Handlungen zu erkennen gab. Er unterstützte Wittwen und Waisen und ließ Kinder armer Eltern auf seine Kosten unterrichten. Eben so gut war er gegen seine Schüler, deren viele er um sehr geringen Preis, manche sogar ganz unentgeltlich unterrichtete.

Fleiß und Treue in seinem Berufe, Uneigennützigkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit sind Tugenden, die man Tartini mit Fug und Recht nachrühmen darf. In seinen älteren Jahren bekam er einen Krebsschaden am Fuße, der nach langen und oft sehr heftigen Schmerzen seinem Leben ein Ende machte.

Meister Tartini starb am 26. Februar des Jahres 1770. Seine irdischen Ueberreste ruhen in der Parochialkirche zur heil. Katharina in Padua, wo ihm der Abt Fanzago am 31. März die Gedächtnißrede hielt und ein zahlreicher Chor von Musikern ihm zu Ehren ein Requiem aufführte.

Ein Dichter des Hainbundes.

Von K. Hofmann.

Wenn so ein heiterer Maitag auf die blühenden Fluren, auf Wald und Wiesen lächelt; wenn die lustigen Vögelein ihre wonnigen Frühlingslieder singen; wenn die goldenen Sonnenstrahlen an unsere Fenster pochen und uns hinauslocken in die herrliche Gotteswelt: dann stimmt auch unser Herz mit ein in den erhebenden Jubel der Natur; alte liebe Lieder kommen uns in den Sinn und auf die Zunge; wir singen:

„Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blüh'n,
Und Schlüsselblumen d'runter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt,
Und malt sich täglich bunter.

D'rum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die solche Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüthe."

Das ist ein schönes Frühlingsliedchen, das wohl schon manchmal in den Maienjubel hinein gesungen worden ist, und wer es zum ersten Male gesungen und gedichtet hat, das muß ein liebes Dichterherz gewesen sein, welches wir gewiß alle näher kennen lernen möchten. Nun, was ich von dem Dichter dieses Liedes weiß, will ich gerne erzählen und dabei wünschen, daß es meinen freundlichen Lesern und Leserinnen wohl gefallen möge.

Es sind schon fünfundachtzig Jahre seit der Entstehung des Liedes vergangen, und der Verfasser desselben ist Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

In einem freundlichen Dörfchen, Mariensee, unweit Hannover,

im damaligen Kurfürstenthum, jetzigen Königreich Hannover, wurde unser Dichter am 21. December 1748 geboren. Sein Vater, Philipp Ernst Hölty, war seit 1742 Pfarrer in Mariensee und stammte von evangelischen Bürgersleuten aus Hildesheim. Seine Mutter hieß Elisabethe Juliane Göffel und war die Tochter des Procurators Göffel in Celle (an der Aller). Der kleine Ludwig war ein munterer und dabei sehr schöner Knabe; er war sanft, liebreich und gefällig und legte schon in seinem frühesten Alter eine ungemeine Wißbegierde an den Tag. Kaum hatte er schreiben gelernt, schrieb er sich alles, was ihn von dem Gesehenen und Gehörten interessiren konnte, auf, woher es kam, daß er schon als Knabe gar manches wußte, was man sonst vergebens bei seinen Altersgenossen sucht.

Aber auch den Schmerz und den Ernst des Lebens sollte Hölty schon frühe kennen lernen; denn als er neun Jahre alt war, wurde ihm seine treue, liebe Mutter, die auf seine Gemüthsstimmung einen großen Einfluß gehabt hatte, durch den Tod entrissen, und er selber bekam bald darauf die bösartigsten Blattern, die seine freundlichen und sehr schönen Gesichtszüge gar sehr entstellten. Der herbe Verlust einer liebreichen Mutter und die Leiden einer langwierigen Krankheit, die ihm sogar das Augenlicht zu rauben drohten, verscheuchten die natürliche Munterkeit des Knaben, an deren Stelle ein sanfter Ernst trat. Zwei Jahre dauerte es, bis er wegen seiner Augen wieder lesen und schreiben durfte; aber er verdoppelte nun auch seinen Fleiß, um das im Lernen Versäumte nachzuholen. Ja, er ging in seinem Lerneifer so weit, daß er über'm Studiren oft Essen und Trinken vergaß und Nachts nicht selten, ohne Wissen seiner Eltern, bis drei Uhr arbeitete. Aus Rüben schnitt er sich Lampen zurecht, suchte sich am Tage Oel zu verschaffen, um so Nachts die Bücher, die er sich von allen Seiten herbeischleppte, lesen zu können. Nun sollte man glauben, er hätte Morgens desto länger geschlafen; aber auch dieses that er nicht, und um recht frühe zu erwachen, band er sich vor dem Schlafengehen einen Bindfaden, an dessen anderem Ende er zuvor einen Stein befestigt und diesen auf einen Stuhl neben dem Bette gelegt hatte, um den Arm. Wenn er sich nun im Bette während des Schlafes umwendete, fiel der Stein vom Stuhle herunter und weckte ihn durch den entstandenen Ruck an seinem Arme auf.

Den Unterricht ertheilte ihm sein Vater, der ein sehr wissen-

schaftlich gebildeter Mann war; er erstreckte sich außer dem in der christlichen Religionslehre auf die deutsche, lateinische, griechische, hebräische und französische Sprache, Geographie und Geschichte.

So sehr Hölty auch Bücher liebte, war er doch kein trockener, mürrischer Bücherwurm, sondern er war heiter und freundlich, bescheiden und gefällig; er hatte ein empfängliches, zartes Gemüth für die schöne Natur. Deßhalb sah man ihn auch regelmäßig, wenn es das Wetter nur einigermaßen zuließ, nach den Unterrichtsstunden mit Büchern in der Tasche in ein nahes Gehölz wandern, wo er mit lauter Stimme sich selbst vorlas und dabei an der schönen Natur sich erfreute. Schon in seinem eilften Jahre versuchte er seine Empfindungen und Erfahrungen in Versen darzustellen, was er jedoch sehr geheim hielt. Er verfaßte auch geistliche Reden und trug dieselben seinen Geschwistern und Kameraden vor, indem er sich dabei auf einen Schämel stellte. Das erste Gedicht, das sich von ihm aus seiner Knabenzeit erhalten hat, war eine Grabschrift für einen alten treuen Haushund und lautet:

„Allhier auf dieser Stätte
Liegt begraben Nette.
Zu Horst ist er geboren,
Zu Mariensee gestorben.
Dieß Grab hat er erworben."

Obgleich Hölty sich bis zu seinem sechszehnten Jahre schon so viele Kenntnisse bei seinem Vater erworben hatte, daß er sofort die Universität hätte besuchen können, schickte ihn sein Vater um diese Zeit, 1765, doch noch zum gründlicheren Studium der alten Sprachen auf das Lyceum in Celle, wo er an seinem Oheim, dem Kanzleirath Gössel, einen väterlichen Freund fand. Drei Jahre blieb Hölty hier und erwarb sich durch seinen Fleiß und sein edles, bescheidenes Betragen nicht nur die Liebe und Achtung seiner Lehrer, sondern aller derer, die ihn kennen lernten.

Mit Ostern 1769 bezog Hölty die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren; denn er wollte, wie sein Vater, Pfarrer werden. Er studirte fleißig, was er für seinen zukünftigen Beruf nöthig hatte; aber seinem lebhaften, strebsamen Geiste blieb dabei noch Zeit genug, die lateinische, griechische und hebräische, sowie die fran-

zösische, englische und italienische Sprache immer gründlicher zu erlernen.

Da Hölty's Vater kein großes Vermögen, wohl aber noch mehrere Kinder hatte, so konnte er seinen Sohn Ludwig nur drei Jahre auf der Hochschule unterhalten. Nach Verlauf dieser Zeit hatte sich aber Hölty so viele liebe Freunde in Göttingen erworben, daß es ihm schwer fiel, sich von diesen zu trennen, weßhalb er seinen Vater um die Erlaubniß bat, noch länger dort bleiben zu dürfen. Auf Kosten seines Vaters sollte das jedoch nicht geschehen, sondern Hölty suchte durch Privatunterricht so viel zu verdienen, daß er leben konnte. Aber es hielt dieses schwer, denn bei seiner angeborenen Gutmüthigkeit konnte er sein verdientes Geld nicht fordern, und viele seiner Schüler waren schlecht genug, ihren Lehrer unbezahlt zu lassen. Hölty schreibt selbst darüber: „Um meinem Vater Erleichterung zu verschaffen, verfiel ich darauf, mir durch Unterricht im Griechischen und Englischen etwas zu verdienen. Ich gab täglich fünf Stunden; aber nicht einmal von der Hälfte meiner Schüler bin ich bezahlt worden; die andern sind weggereist, oder machen keine Miene zu bezahlen."

Gleichzeitig fing Hölty an, aus dem Englischen in's Deutsche zu übersetzen, um das Nöthige zu seinem Unterhalte herbeizuschaffen.

Sonst war der Aufenthalt in Göttingen für Hölty um diese Zeit ein sehr schöner und angenehmer. Hölty gehörte zu den edlen Jünglingen, welche 1772 den Göttinger Dichterbund, den sogenannten „Haimbund" stifteten, zu welchem folgende namhafte Dichter außer Hölty gehörten: Klopstock, Bürger, Voß, Miller, Leisewitz, Overbeck, die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg u. A.

Ihr Streben ging dahin, das undeutsche und irreligiöse Wesen, welches damals in der deutschen Dichtkunst herrschte, zu verdrängen, und dafür wieder Religion, Tugend, Liebe zur Natur und zum deutschen Vaterlande als die Quellen der Poesie zu bezeichnen und daraus ihren Stoff zu schöpfen. In einem schönen Eichenthälchen unweit Göttingen geschah die Gründung des Bundes, welche Voß folgendermaßen erzählt: „Den 12. September 1772 gingen wir noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, der Mond voll. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund

der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten uns die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Baum herum und versprachen uns ewige Freundschaft."

Es gestaltete sich unter den Freunden ein schönes, heiteres Dichterleben; sie kamen alle Sonnabende zusammen, unterhielten sich über wissenschaftliche und Kunstgegenstände, lasen ihre bis dahin verfertigten Gedichte vor und beurtheilten und verbesserten sie gegenseitig. Ein junger Schleswiger, Heinrich Christian Boie, der von dem Studium der Rechte sich der schönen Literatur zugewendet hatte, führte, obgleich nicht selbst Dichter, den Vorsitz in der Versammlung, da er viel Geschmack besaß.

Es gehörten überhaupt noch viele Freunde des Bundes demselben an, die zwar keine poetischen Beiträge lieferten, aber den Verein in jeglicher Beziehung zu fördern suchten.

Im Frühling und Sommer hielten sie wo möglich ihre Zusammenkünfte auf dem Lande, und dann war es Hölty am liebsten, wenn sie sich auf grünen Rasen unter blühenden Bäumen lagern konnten. Bei schönem heiteren Mondschein blieben sie auch wohl ganze Nächte hindurch im Freien, was zu manchen abenteuerlichen Späßen, aber auch nicht selten zu schönen Gedichten Veranlassung gab. Klopstock ehrten die Bundesglieder als ihren Altmeister, sein Geburtstag wurde stets festlich bei Rheinwein gefeiert.

Im Herbste 1774 begleitete Hölty seinen Freund Miller nach Leipzig, auf welcher Reise er sich bedeutend erkältete. Als er nach Göttingen zurückgekehrt war, bemerkte sein Freund Voß zuerst, daß Hölty Morgens Blut auswarf, welches dieser jedoch nicht für so gefährlich hielt. Kurz nach seiner Rückkehr erhielt er auch die erschütternde Nachricht vom Tode seines Vaters. Hölty aß mit seinem Freunde Voß zusammen; an demselben Tage, als er die traurige Nachricht erhalten hatte, kam er Mittags mit verstörtem Gesichte zu diesem. Voß fragte ihn, wie es gehe, worauf er schmerzlich lächelnd erwiederte: „Recht gut, aber mein Vater ist todt!" Gleich darauf stürzten ihm heiße Thränen über seine Wangen.

In nachfolgender „Elegie bei dem Grabe meines Vaters" hat Hölty seinem Vater ein Denkmal in seinen Gedichten gesetzt:

„Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch Du!
Engel brachten Dir den Kranz und riefen,
Und Du gingst in Gottes Ruh';

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und Dein Blick wird himmelhell.

Doch in Deiner Ueberwinderkrone
Senkst Du noch den Blick auf mich,
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret Dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab;

Daß mir Deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit Dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt wie Du,
Und mit Dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n.
Schlumm're, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein!"

Im Mai 1775 reiste Hölty über Hannover nach seiner Heimath Mariensee, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Von hier aus schrieb er an seinen Freund Voß, der unterdessen nach Wandsbeck gezogen war: „Vielleicht, hat Zimmermann*) Leisewitzen gesagt, könnte ich noch von der Schwindsucht gerettet werden, wenn ich die verordneten Arzneien gebrauchte, und die vorgeschriebene Diät befolgte. Du siehst also, wie gefährlich meine Krankheit ist, und auf welch' einem schmalen Scheidewege zwischen Leben und Tod ich wandle. So wenig ich mich auch vor dem Tode fürchte, so gern lebte ich doch noch ein paar Olympiaden, um mit euch Freunden mich des Lebens zu freuen, und um nicht unerhöht mit der großen Fluth hinunter zu fließen. Doch Gottes Wille geschehe! Sonst lebe ich hier ganz angenehm. Mariensee hat eine dichterische, angenehme Lage. Ringsum sind Gehölze und Kornfelder und Wiesen. Aber was hilft mir die schöne Gegend, da ich sie mit keinem Freunde durchirren kann! Ich versichere Dich, ich bin herzlich traurig, wenn ich an die Bundestage in Göttingen denke, und mich nach Freunden umsehe und keine finde. Bis Michaelis muß ich hier bleiben. Da ist keine Errettung! Ich muß nun erst die Kur brauchen und meiner Gesundheit warten. Es wird ein Glück sein, wenn ich so viel Geld zusammenscharre, daß ich bis Michaelis nach Wandsbeck ziehen kann. Vielleicht besuche ich Dich gegen Ende Mai auf einige Tage, wenn meine Gesundheit sich bessert."

Zu Ende Mai glaubte Hölty, seine Gesundheit habe sich gebessert, da er wieder aus freier Brust Athem holen könne, ohne Schmerzen zu verspüren.

In einem Briefe vom 25. Mai 1775 schreibt er: „An's Uebersetzen habe ich hier noch gar nicht gedacht. Es muß aber bald wieder angehen, wenn ich einen Zehrpfennig für die Hamburger Reise verdienen will. Der schöne Mai ist so weggeschlüpft. Ich schlenderte den ganzen Morgen im Garten oder im nahen Walde herum, oder lag im Grase und las den Messias oder im Shakespeare." — Dann: „Ich werde hier fleißig von meinen Lesern und Bewunderern zu Gaste geladen, und bin fast alle Nachmittage in Gesellschaft. Sie bewundern mich, weil mein Name bisweilen in der Zeitung gestanden hat. Von der Güte der Stücke kann kein Mensch urtheilen."

*) Zimmermann war sein Arzt.

Im Juli besuchte er Voß auf acht Tage in Wandsbeck und gab ihm den Auftrag, auf Michaelis eine Wohnung für ihn zu miethen. Zu einer eigentlichen Uebersiedelung nach Wandsbeck kam es jedoch nicht. Immer schöpfte er neue Hoffnung, wenn er sich nur einigermaßen erleichtert fühlte. Außer einem kurzen Aufenthalte im Herbste 1775 in Hannover, wo er unter der Aufsicht seines Arztes Zimmermann eine Nachkur gebrauchte, blieb Hölty in Mariensee, wo ihn seine Stiefmutter (Maria Dorothea Johanna Riemann) mit großer Sorgfalt und mütterlicher Liebe pflegte. Bei allen seinen Leiden verlor er seine Heiterkeit nicht und konnte öfters über sich selbst scherzen. Er begann auch seine Uebersetzungsarbeiten wieder und hatte im Mai 1776 großes Verlangen zu einer Reise nach Lübeck, um seinen Freund Voß einmal wieder zu sehen. Auch diese Reise wurde nicht ausgeführt, und so ereilte unsern Dichter denn der Tod am 1. September 1776 in Hannover.

So frühe schon mußte der junge Dichter sterben, der uns nur die Frühlingsblumen seines dichterischen Schaffens gegeben hat. Welch' hohes Ziel sich Hölty vorgesteckt hatte, und wie ernstlich es ihm um dessen Erreichung zu thun war, sehen wir aus einem Briefe vom April 1774, wo es heißt: „Ich will alle meine Kräfte aufbieten. Ich will kein Dichter sein, wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirne trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem Paare geht, so soll keine Silbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding!"

In seiner äußeren Erscheinung hatte Hölty etwas Steifes, Unbeholfenes; wer ihn nicht näher kannte und nicht tiefer beobachtete, hätte ihn eher für einen gewöhnlichen, ungebildeten Menschen, als für den begabten Dichter gehalten. Sein Freund Voß selbst erzählt, daß er Hölty, bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihm, für den Hausknecht desselben angesehen habe. In den blauen Augen schimmerte aber der edle Geist und die Hochherzigkeit des Dichters, was am meisten dann zu erkennen war, wenn er ein schönes Gedicht vorlas, oder wenn überhaupt frohe Gedanken und Gefühle sein Innerstes bewegten. Hölty sprach wenig, selbst in Gesellschaft seiner Freunde; um so bedeutsamer war das, was er sprach. Wie schon oben gesagt, war er dabei kein trübseliger Kopfhänger, vielmehr fand man ihn

fast stets heiter, unverdrossen, dienstfertig und gefällig. Hölty hatte ein warmes Herz für seine Freunde, wie sich dieß in vielen seiner Gedichte ausspricht. Man lese die Ode an seinen Freund Miller, welche beginnt:

„Miller, denk' ich des Tags, welcher uns scheiden wird,
Faßt der Donnergedanke mich;
Dann bewölkt sich mein Blick, starret zur Erd' hinab,
Schaut nur Bilder der Traurigkeit" rc.

In einem Briefe vom 13. December 1773 schreibt er: „Eben komme ich aus der Versammlung unserer Freunde. Ich danke dem Himmel, daß er uns zusammengeführt hat, und werde ihm danken, so lange Odem in mir ist. Heilige Freundschaft, wie sehr hast du mich beseligt! Ich kannte keinen, konnte keinem mein Herz ausschütten; du führtest mir edle Seelen zu, die mir so viele süße Stunden gemacht haben, und mir auch künftig alle Bitterkeiten des Lebens versüßen werden."

Diejenige Art einfacher Lieder, deren Inhalt aus dem zartesten Menschengemüth und der frischen ländlichen Natur genommen ist, gelang Hölty besonders. In diesen Liedern lernen wir seinen Charakter am besten kennen. Er selbst sagt von sich: „Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie," und wirklich hat er das Landleben von seiner schönsten poetischen Seite dargestellt. Hören wir seine Ode „das Landleben":

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüber wallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabenen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wenn das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er Dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht Deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig. —

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süß're Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren war,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!"

In seinem Gedichte: „Beschäftigungen" sagt er, nachdem er verschiedene verkehrte und eitle Lebensrichtungen geschildert hat:

„Mich entzücket der Wald, mich der entblühte Baum,
Mich der tanzende Wiesenquell,
Mich der Morgengesang oder das Abendlied
Meiner Freundin, der Nachtigall."

Seine Briefe sind voll derartiger Stellen, die uns dasselbe sagen, aber uns immer tiefer in sein Inneres hineinschauen lassen, weßhalb wir einige Stellen hier anführen: „Mein Hang zum Landleben ist so groß, daß ich es schwerlich über's Herz bringen würde, alle meine

Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle, und ein Weib in meine Hütte — ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche." Ein andermal sagt er: „Der Frühling ist auf dem Lande so schön, dem Sterblichen blühen ihrer so wenige, daß ich keinen hinter den Mauern der Stadt vertrauern möchte."

Ja, die Blüthenwelt des Frühlings war es, was Hölty am meisten entzücken konnte. Wir haben sechs Mailieder von ihm, von denen ich nur eines, das so viel gesungen wird, und das der große Musiker Mendelssohn gar lieblich componirt hat, hier anführen will:

„Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Die Blüthen keimen
Schon auf den Bäumen,
Und Vogelschall
Tönt überall.

Pflückt einen Kranz,
Und haltet Tanz
Auf grünen Auen,
Ihr schönen Frauen,
Wo junge Mai'n
Uns Kühlung streu'n.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen:
Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt!

D'rum werdet froh!
Gott will es so,
Der uns dieß Leben
Zur Lust gegeben!
Genießt die Zeit,
Die Gott verleiht!"

Der Gedanke, der in der dritten Strophe dieses Liedes enthalten ist, kehrt in vielen andern Liedern wieder. Besonders ernst tönt sein Lied „der Tod", das ein Gebet um seine irdische Auflösung ist, und dabei von seiner Frömmigkeit, die in den meisten seiner Gedichte wiederklingt, Zeugniß gibt. Wir setzen es ganz hieher:

„Stärke mich durch Deine Todeswunden,
Gottmensch, wann die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden,
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh'
Mir mit Deiner Palme zu!

Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;

Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich steh'n!

Wohnt' ich doch, von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!"

Das ist kein verzweiflungsvolles Ringen und Klagen über die Leiden und den nahenden Tod, wie man es sonst wohl findet, sondern es ist die vertrauensvolle Hingabe eines edlen Menschen an seinen Schöpfer und Erlöser. Das zuversichtliche Gottvertrauen, welches Hölty beseelte, erheiterte und ermunterte ihn so, daß er bei allen seinen Leiden uns zurufen konnte:

„Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!"

daß er uns in seinem Todesjahre noch eine „Aufmunterung zur Freude" schreiben konnte; sie lautet:

„Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blüh'n?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düst're Falten zieh'n?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben geh'n;

Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege steh'n.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'!

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein!
D'rum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!"

Das bekannteste Gedicht von Hölty ist wohl „der alte Landmann": „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" u. s. w. Sehr schön ist auch „das Feuer im Walde". Es würde uns übrigens zu weit führen, wollten wir alle die schönen Gedichte von Hölty hier anführen. Indessen werden meine jungen Leser aus den wenigen hier mitgetheilten Gedichten den Verfasser derselben schon kennen und wohl auch lieben gelernt haben. Eines wollen wir jedoch noch hieher setzen, welches den Schlußstein zu diesen Zeilen bilden mag, wozu es um so mehr geeignet ist, als es mit zu den letzten Gedichten des Sängers gehört, und man es auch seinem Inhalte nach den Schwanengesang Hölty's nennen könnte.

„Auftrag."

„Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sah'n, wie die Kränze bebten."

Begegnung mit Löwen und Giraffen.

Roualeyn Gordon Cumming, der Jäger in Südafrika, hatte noch keine Giraffen angetroffen, und da die Eingeborenen sagten, wenn er nicht bis zum Lande Booby vordränge, würde er auch keine zu sehen bekommen, so machte er sich dahin auf den Weg. Zwei Ochsenwägen, sowie alle seine Pferde und schwarzen Reitknechte nahm er mit, und da in Südafrika zu jedem Wagen zwölf Paar Ochsen gehören, so war es eine große Karawane.

Sie fuhren lustig auf Sesetabie los und kamen durch ein schönes fruchtbares Gebirg, in welchem der Kulubeng oder Eberfluß entspringt, der in den Ngotwani fällt. Hier, sagt Roualeyn, sah ich zuerst die grünen Papageien und die grauen Eichhörnchen; unzählige bunte Vögel mit melodischen Stimmen umgaukelten den Wanderer. Als ich auf der Höhe des Gebirges ankam, fand ich die Felsen und Bäume von einer großen Gesellschaft Paviane belebt, die neugierig zu uns herabkamen, uns nach allen Seiten umschwärmten und endlich auf einer großen Felsenplatte eine förmliche Versammlung hielten, in der ein ehrwürdiger alter Pavian den Vorsitz führte. Ich zweifle nicht, daß sie ernstlich in Ueberlegung zogen, wer wir eigentlich seien, und was für ein Recht wir haben, uns in ihre Gebirge einzudrängen; doch waren sie klug genug, uns friedlich weiter ziehen zu lassen. Die nachlässige Gewandtheit der Affen hat etwas Vornehmes, ihre Miene etwas Weises; wir respektirten ihre Rathsversammlung und thaten ihnen nichts zu Leide.

Von der Höhe des Gebirges Kurrichano hatte ich eine erquickende Aussicht auf die weiten fruchtbaren Ebenen voll Heerden des prächtigsten Wildes, welche dort in ungestörter Sicherheit weideten. Aber

der Weg zu Thale war sehr beschwerlich; unsere Wägen blieben oft hinter Felsblöcken hängen, und wir gelangten nur mit der größten Mühe ohne Unfall hinab.

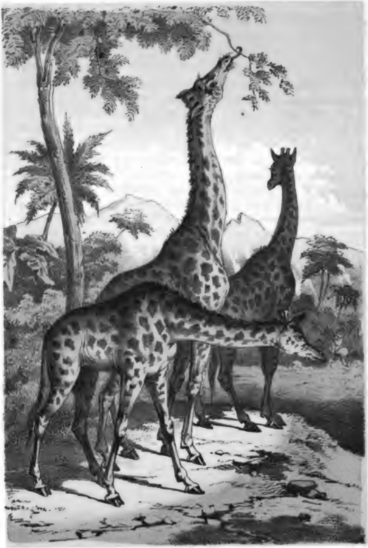
Am andern Morgen schlief ich länger als gewöhnlich in meinem Wagen, und meine Hottentotten hatten sich alle aufgemacht, um einem geschwätzigen Honigvogel zu irgend einem Baume wilder Bienen zu folgen. Als ich mich allein fand, nahm ich ein Buch und las; da hörte ich plötzlich die Ochsen im scharfen Trott auf die Wägen loskommen, als wenn sie vor der Peitsche wären. Als ich von meinem Lager aufsah, bemerkte ich eine Löwin, die sie in einer Entfernung von zwanzig Schritten verfolgte, und als ich aus dem Wagenverdeck hervorkam, erblickte ich auch sogleich ihren ehrwürdigen Herrn Gemahl, einen alten Löwen, der mit seiner grauen Mähne den Boden fegte und im gelben Grase auf die Ochsen wartete, die sie ihm zutrieb. Die Jagd war klug eingeleitet; der Alte wußte, wohin die Ochsen sich flüchten würden, und hatte sich deßhalb in der Nähe der Wägen aufgestellt. Eben so pflegen die Löwen es mit den Büffeln zu machen. Glücklicher Weise liefen die Ochsen nicht ganz, wie sie sollten, und die beiden Löwen schienen sich über die Unverschämtheit ihres Wildes zu verwundern. Als ich vollends aus dem Wagen sprang und den Ochsen zurief, versammelten sie sich alle und machten unter einem großen Baume Halt. Sie bildeten einen Kreis, die Köpfe nach außen gerichtet. Ich hatte meine Freude an den Thieren. Die Löwen schienen nun gar keine Lust mehr zum Angriff zu haben, und vielmehr an die Pferde zu denken, die auf mich zu weideten. Sie sahen mich an, aber kümmerten sich wenig um mich und meine Rechte an dem Vieh. Ich fand, daß es hohe Zeit war, ihnen einen kurzen Unterricht darüber zu geben, ergriff meine doppelläufige Büchse, die immer geladen in meinem Wagen hing, und rannte bis auf fünfzig Schritte auf die Löwen los. Ein Gebüsch verbarg ihnen meinen ersten Anlauf, und hier fand ich eine Gabel von einem jungen Baume zum Auflegen. Ich hatte ein herrliches Ziel und konnte nicht fehlen. Natürlich nahm ich den Alten auf's Korn. Ich schoß ihm in die Schulter, aber er fiel nicht; beide Löwen sprangen mit zornigem Gebrülle fort und verschwanden im Gehölze.

Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Gefehlt hatte ich gewiß nicht, der Löwe mußte tödtlich verwundet sein; doch hielt ich es für

unklug, allein nach ihm zu suchen. Sobald aber meine Leute mit den Hunden kamen, setzte ich diese auf die Spur. Sie geriethen gleich in ungewöhnliche Aufregung, ihre Nackenhaare sträubten sich empor, und sie sahen sich ängstlich rings um; doch jagten sie muthig der Blutspur nach, die immer deutlicher wurde und zu einem dichten grünen Busche führte. Hier sprangen sie plötzlich zur Seite und standen bellend umher. Ich sah nun wohl, daß der Löwe in dem Busche liegen müsse, aber war er todt oder nur verwundet? Vorsichtig und in gehöriger Entfernung umging ich den Busch. Welche Freude, als ich den mächtigen Räuber leblos am Boden vor mir ausgestreckt sah! Die Löwin hatte ihn verlassen; auch die Jagdlust mußte ihr vergangen sein, denn sie beunruhigte meine Ochsen und Pferde nicht mehr. Meine Hottentotten zogen dem Löwen sein prächtiges Fell ab und hatten dabei ihre Späße über seine unglückliche Jagd und über seine Wittwe, die ihn so bald vergessen habe. Erst um Mittag kamen die übrigen Hottentotten von der Honigjagd zurück und besänftigten mich über ihr langes Ausbleiben durch einen großen Eimer voll Honig, den sie mir mitbrachten.

Wir spannten jetzt unsere braven Ochsen ein, ich setzte mich zu Pferde, zwei Bechuanas gingen neben mir, und so zogen wir nach der Richtung, in der sie uns das Land Booby andeuteten. Wir kamen durch die herrlichsten Wälder und Ebenen, und an den Flüssen fanden wir die Spuren vom Rhinoceros, vom Büffel, von der Giraffe und manchmal auch vom Löwen. Aber es ging immer fort ohne Weg und Steg; ich beobachtete den Compaß, um mich zu überzeugen, ob unsere Führer auch die nämliche Richtung einhielten, und oft mußten wir uns den Weg durch den Wald mit der Axt bahnen.

In diesen schönen Wäldern wächst eine Menge prächtiger Bäume, die man bei uns nicht kennt. Einer davon ist der Sandelholzbaum, dessen Holz wegen seines köstlichen Wohlgeruches berühmt ist. Auch sein Laub duftet zu jeder Jahreszeit und der Duft wird noch verstärkt, wenn man es in der Hand reibt. Es ist klein und silbergrau, und sticht grell ab gegen das dunkle dichte Immergrün des Murupubaumes, der neben dem Sandelbaum auf den Gebirgsrücken wächst. Es gibt nichts Wohlschmeckenderes und Nützlicheres als die Murupufrucht, die mehrere Monate hindurch gefunden wird. Sie hat die Gestalt und Größe einer recht vollkommenen Olive und ist erst grün; wenn-



Begegnung mit Löwen und Giraffen.

Digitized by Google

sie aber reift, wird sie, wie der indianische Mango, gelb gestreift, und wenn sie ganz genießbar ist, hat sie eine schöne dunkle Orangefarbe. Sie ist süß und mehlig wie die Dattel und hat einen kleinen braunen Kern. Alle Zweige sind voll davon, und das dunkle Laub sticht prächtig dagegen ab. Auch der Rosenholzbaum wächst in diesen reichen Wäldern.

In der Nacht wurden wir von einem unverschämten Trupp Hyänen heimgesucht, welche trotz der Wachsamkeit unserer Hunde einen Theil unseres Sielenwerks, das von Büffelleder und eingeschmiert war, verzehrten. Erst in der Morgendämmerung, als ich eine von den häßlichen Bestien schoß, wurden wir die andern los.

An diesem Tage erreichten wir die Grenzen von Booby, und es war das erstemal, daß ich die schlanken, hohen, zierlichen Giraffen in ihrer Waldheimath erblickte. In den Wäldern, die wir durchwandert hatten, war überall ihre Spur sehr häufig gewesen, aber niemals war unser Auge auf das majestätische „Tutla“ selbst gefallen. Mit unbeschreiblichem Vergnügen erblickte ich jetzt die erste Heerde. Es war kurz vor Sonnenuntergang, da bemerkte mein Kutscher: „Bald hätte ich gesagt, Herr, der alte dürre Baum, der dort steht, wäre eine Giraffe.“ — Ich nahm mein Fernglas und sah, daß es wirklich eine Giraffe war, und nicht weit davon zur Rechten stand eine ganze Heerde mit den Köpfen über den Baumgipfeln und sah uns groß an.

Es war in der That ein seltener Anblick. Die Giraffen bleiben nicht in der Nähe des Menschen. Sie ziehen sich vor ihm in die Urwälder zurück und flüchten sich gewöhnlich, ehe man sich ihnen nähern kann; denn mit ihrem erhabenen Haupte sind sie immer auf der Warte. Selten findet man mehr als sechzehn beisammen, die dann ein alter, kastanienbrauner Hengst anführt, der wohl achtzehn Fuß hoch wird. Die Weibchen sind kleiner, und die Jungen haben eine hellere Farbe. Es ist ein malerischer Anblick, wenn man sie in einem Walde von Kugelakazien die Gipfel dieser Bäume abweiden sieht. Sie gehen zierlich und würdig einher, als wenn sie Blumen pflückten, und wenn man entfernt und ohne Fernglas einer solchen Heerde zusieht, so wird man sie nicht von dem Walde unterscheiden können und eine aufrecht stehende spähende Giraffe für einen alten dürren Baumast halten, der sich in Bewegung setzt und verschwunden ist, bevor man noch entdeckt hat, was es eigentlich war.

Ich konnte mich nicht mäßigen, und obgleich es eigentlich schon spät war, galoppirte ich spornstreichs in den Wald hinein. Ich war über Erwarten glücklich, und an einem lichten Platze sah ich plötzlich zehn große herrliche Giraffen vor mir. Mein Anblick war ihnen neu, aber unheimlich; sie schlugen die Schwänze auf den Rücken, machten ein lautes schnippendes Geräusch damit und trotteten gemächlich fort. Mir war wunderlich zu Muthe, es war wie ein Traum, und mein Pferd flog so geschwind über den ebenen Boden hin, daß ich bald mitten in der Heerde war. Jetzt fielen sie in einen Galopp, der aus erstaunlichen Sprüngen bestand, und mit Hals und Brust gegen dürre Baumäste fahrend bestreuten sie meinen Weg mit einem laufenden Verhau, in dem sich mein Pferd verwickelt und gehindert fand. Es wäre thöricht gewesen, eines der schönen Thiere zu schießen, nur um den Raubthieren eine Beute zu bereiten; aber es war eine Lust, so mit ihnen herumzujagen, und als ich mitten unter ihnen war, spürte ich einen süßen Duft wie von blühender Haide mir warm in's Gesicht schlagen. Endlich erinnerte ich mich, daß es Nacht wurde, und hatte ein gutes Stück zu reiten, ehe ich meine Wägen wieder erreichte.

Ein unergründliches Geheimniß.

Historische Skizze von C. J.

An der Nordküste von Venezuela, in den Gewässern des atlantischen Oceans, liegt die kleine Insel Santa Margarita. Sie gehört zu einer der Inselgruppen, welche mit dem Namen „Westindien" bezeichnet werden, und war mit mehreren andern im Jahre 1664 durch Kauf in die Hände der Franzosen gelangt, denen, wie den Engländern, Holländern und Spaniern, seit der Entdeckung Amerika's und besonders des Seeweges nach Ostindien, Alles daran lag, ihren Handel und ihre Macht auch jenseits des Weltmeeres auszubreiten.

In Santa Margarita war der Sitz des jedesmaligen Gouverneurs der französischen Handelskolonie; doch war der letzte dieser

Repräsentanten königlicher Gewalt vor dem Beginn unserer Erzählung, einem bösartigen Fieber erlegen, und die Bewohner der kleinen Insel erwarteten heute — an einem Junitage des Jahres 1687 — den neuen Statthalter. Seine nahe Ankunft hatte ein vorausgesandtes Schiff gemeldet, das mit französischen Söldlingen bemannt war, welche zur Vergrößerung und Befestigung der französischen Herrschaft zu den bereits in Santa Margarita stationirten Truppen stoßen sollten.

An dem östlichen Meeresgestade bewegten sich bunte Gruppen von Menschen hin und her, theils im Gespräch begriffen, theils mit eifrigen Vorbereitungen zum Empfange des neuen Gouverneurs beschäftigt. Ueber eine bereit stehende Landungstreppe wurden noch eiligst Teppiche gebreitet, Triumphbögen errichtet, Blumenguirlanden daran befestigt und flatternde Fahnen mit der französischen Tricolore — roth, blau und weiß — auf den höchsten Punkten aufgesteckt. Während viele Hände sich so geschäftig regten, und mancher schwarze Arbeiter mit einem gelegentlichen Peitschenhiebe zur Eile gemahnt ward, wuchs der Rumpf des stolzen Dreimasters, der den Erwarteten herbeiführte, mehr und mehr auf der leicht bewegten Meeresfläche. Ein günstiger Wind schwellte ihm die Segel; von allen seinen Mastspitzen durchzuckten rothe Wimpel wie züngelnde Blitze die klare Luft; die Flagge wurde aufgehißt, und gleich darauf kündeten drei Kanonenschüsse die nahe Ankunft des königlichen Stellvertreters, dem vom Lande her ein donnernder Gegengruß aus den ehernen Schlünden schwerfälliger Geschütze entgegengeschickt wurde. Nur wenige Augenblicke vergingen noch, und man konnte deutlich die hohe Gestalt des neu erwarteten Machthabers erkennen, der, mit untergeschlagenen Armen, den einen Fuß auf den Lauf einer Kanone gestellt, vorn an der Spitze des Schiffes stand, umgeben von seinen Beamten und Dienern, welche, einige Schritte hinter ihm, einen Halbkreis um ihn her bildeten.

Endlich landete das mächtige Schiff. Unter dem Hurrah der französischen Mannschaft und ihrer Anhänger stieg der neue Gouverneur, der Marquis von St. Mars, nach allen Seiten hin huldvoll grüßend, über die geschmückte Treppe an das Land. Er war ein großer, stattlicher Mann, mit edlen Gesichtszügen, in denen sich ein freundlich ernster Sinn ausprägte, und war wohl geeignet, schon durch seine gebietende Persönlichkeit die Augen der Menge auf sich zu lenken. Aber trotz seiner imponirenden Gestalt, und obgleich man wußte,

welchen hohen Rang er bekleidete, und wie bedeutungsvoll sein Erscheinen für alle Einwohner von Santa Margarita war, trotzdem wandten sich bald die Blicke der am Strande befindlichen Menschen von ihm ab und richteten sich unverwandt auf einen Herrn, der dem Marquis zur Seite schritt und von diesem mit sichtlicher Ehrerbietung behandelt wurde. Die Gestalt des Fremden war von mehr als gewöhnlicher Größe, doch in allen Theilen regelmäßig und verrieth, in Verbindung mit der Elasticität aller Bewegungen, ein noch jugendliches Mannesalter. Er trug wie der Marquis, der Mode damaliger Zeit gemäß, ein dunkles Sammetbarett auf dem Kopfe, von dem herab weiße Federbüschel wallten, einen violettseidenen Rock mit Silberstickerei, über dessen oberen Theil ein feiner Spitzenkragen herabfiel, Kniehosen, weiße Strümpfe und Schuhe mit kostbaren Schnallen darauf, — nur fehlte ihm der kleine goldene Degen, dessen Griff an der linken Hüfte des Marquis im Sonnenlichte blitzte.

Wer konnte aber auf alle diese Einzelnheiten jetzt achten! Da gab es Wichtigeres, Ungewöhnlicheres, ja nie Gesehenes anzustaunen!

Eine Maske, eine schwarze Sammetmaske, welche das Gesicht vollständig und eng umschloß, trug der Begleiter des Marquis!

Welch ein Grund konnte den jungen Cavalier vermögen, sein Antlitz so ängstlich zu verbergen? Und wer war er, daß ihn der Gouverneur mit so sichtlicher Auszeichnung behandelte? Was konnte es mit dieser Mummerei für eine Bewandtniß haben? Wollte man ein Fastnachtspiel aufführen? Man erschöpfte sich in Vermuthungen der verschiedensten Art, noch lange nachdem schon der Marquis mit seinem Begleiter den bereitstehenden Wagen bestiegen hatte und davongefahren war.

Die Menge am Ufer zerstreute sich allmälig, und endlich blieben nur noch einige Mulatten plaudernd bei einander stehen.

„Dahinter steckt sicherlich etwas!“ rief Einer von ihnen und schüttelte mit bedenklicher Miene den unschön geformten Kopf mit den aufgeworfenen Lippen und dem kurzen, wolligen Haupthaar.

„Nun, natürlich steckt etwas dahinter, mein weiser Ougalu!“ rief ein Anderer, „und wäre es auch nur eine Fratze, wie sie noch nie erblickt worden ist.“

„Vielleicht gar ein Todtenkopf!“ meinte ein Dritter.

„Oder ein Affengesicht!“ sagte der Häßlichste von der Gesell-

schaft, der selbst die allergrößte Aehnlichkeit mit einem geschwänzten Waldmenschen hatte.

„Ich vermuthe, jener Mann mit der Maske ist mit einem grausigen Uebel behaftet," nahm ein fünfter Mulatte das Wort. „Und wenn das der Fall ist, so thut er wohl, sein Gesicht zu verbergen, denn der Anblick der Zerstörung, welche solch eine Krankheit hervorbringt, erregt Abscheu und Ekel!"

„Bah, Asulto," warf Dugalu, der erste Sprecher, ein, „Dein mitleidiges Herz nimmt wieder das Unwahrscheinlichste an! Der sollte krank sein? Sein Körper, sein Gang, seine volltönende Stimme, als er mit dem Gouverneur sprach, haben mir gesagt, daß er sehr gesund ist."

„Nun, dann ist es am Ende gar der König selbst!" rief Einer. „Er hat sich die Maske vorgebunden, um unter ihrem Schutze, unerkannt, seine neuen Unterthanen zu beobachten."

„Ja, ja, so wird es sein!" stimmten Mehrere bereitwillig dem Sprecher bei. „Saht Ihr denn nicht, wie ehrfurchtsvoll der Marquis mit ihm sprach? Gewiß, es ist Ludwig der Vierzehnte selbst, der mit aus Frankreich herübergekommen ist!"

„Ihr Dummköpfe!" rief Dugalu lachend. „Das wäre eine schöne Art, unbemerkt zu bleiben. Glaubt Ihr, daß unser glorreicher Herr und König — der Kuckuck möge ihn holen! — es nicht schlauer anzufangen wissen würde, wenn er gar auf den Einfall kommen sollte, sich heimlich bei uns einzuführen! Aber wozu sollte er das? Da sieht man wieder so recht, wie Ihr in's Blaue hineinschwatzt und vom hellen lichten Tage nichts wißt! Denkt Ihr denn, daß der König nichts Besseres zu thun hat, als über's Meer zu kommen, um uns kennen zu lernen? Ihr solltet doch wissen, daß man drüben „im schönen Frankreich", wie sie es immer nennen, von uns gar nichts wissen will, wohl aber von der Arbeit unserer Hände, von unserem Zucker, unserer Baumwolle und unserem Indigo."

Einige lachten, Andere aber riefen: „Nimm Dich in Acht, Dugalu! Die Franzmänner haben gar feine Ohren, und Augen wie die Geier. Und wo sie nicht hören oder sehen, da riechen sie Empörung und Verrath."

„Bah!" lachte Dugalu, „ich spreche, wie mir zu Sinn ist. Wer seine Meinung hinter einem krummen Rücken und höflichen Redens-

arten versteckt, der ist eine Memme. Warum, frage ich Euch, warum lassen wir uns in unserem eigenen, freien Lande von fremden Eindringlingen knechten? Warum zahlen wir ihnen Steuern und Abgaben, he? Warum dulden wir es, daß sich die Söldlinge des fremden Fürsten hier breit machen, sich in alle unsere Angelegenheiten mischen und die Herren im Kleinen spielen, wie es der Gouverneur im Großen thut? He, warum dulden wir das? Weil wir feige sind wie alte Weiber, und nicht wie Männer denken, die Muskeln und Sehnen haben. O, wenn nur hundert von Euch so fühlten wie ich, keiner von diesen schuftigen Gouverneurs setzte wieder einen Fuß auf dieß Land. Wir sind Manns genug, wir können uns selbst regieren!"

Ein beifälliges Gemurmel folgte diesen mit so vielem Pathos gesprochenen Worten.

„Ja, das ist auch wahr!" riefen Mehrere. „Wir können uns selbst regieren! Fort mit den Franzosen! Wir bedürfen ihrer Vormundschaft nicht!"

Nur Asulto's Mienen drückten diese Ansicht nicht aus. „Hört doch nicht auf den Prahlhans!" rief er endlich, als das Durcheinander von Ausrufungen sich gelegt hatte. „Thut er doch, als ob er zum Helden auserkoren und nur aus besonderem Mißgeschick noch ein einfacher Arbeiter wäre. Der ist der Erste, der der Gefahr den Rücken kehrt, wo sie sich zeigt, und er wird sich hüten, Ernst aus seinem großsprecherischen Gewäsch zu machen!"

Ougalu hoffte, daß die verächtlichen Blicke, die er auf den Sprecher warf, genügen würden, denselben zum Schweigen zu bringen und die gute Meinung der Zuhörer für ihn zu befestigen; allein Asulto hatte bald die Lacher auf seiner Seite, indem er eine kleine Scene schilderte, bei welcher Ougalu allerdings keinen übermäßig großen Heldenmuth an den Tag gelegt hatte, so daß dieser es denn für gerathen hielt, sich in aller Stille zu entfernen. Dann aber nahm Asulto von Neuem das Wort. „Ich dächte," begann er, „wir hätten den Franzmännern manches Gute zu danken. Wir haben durch sie größere Ordnung im Lande, gesetzlichen Schutz gegen die Uebergriffe Anderer, — und Beides ist doch wahrlich nicht zu verachten. Ueberdies ist mit den Franzmännern — wer könnte es leugnen? — viel Geld und Verdienst in das Land gekommen! Nein, hört auf den Ougalu nicht, der fischt gern im Trüben, und wenn er Euch in's Unheil geführt hat, dann macht

er sich aus dem Staube. Wohin aber würde Euch Eure Unzufriedenheit führen? Auf die Galeeren, meine Freunde, das bedenkt!“

Jetzt hatte Asulto den Beifall der Menge gewonnen, die wie Rohr im Winde von einer Meinung zur andern schwankte. Die aufrührerische Stimmung war verscheucht, und man begann, sich wieder von harmloseren Dingen zu unterhalten.

„Wer aber mag der Mann mit der Maske sein?“ fragte endlich Einer, von Neuem auf dieß erste Thema ihrer Verhandlungen zurückkommend.

„Das kann Niemand leichter ergründen als Asulto!“ riefen Mehrere. „Er geht ja im Gouvernementshause aus und ein. Er wird es bald erfahren, wer jener Fremde ist, und warum er so geheimnißvoll auftritt.“

„Begierig bin ich selbst, zu hören, wie die Sache zusammenhängt!“ sagte Asulto. „Ob jedoch der neue Haushofmeister, wie es der frühere gethan, mir die Lieferung der Fische in die Küche überlassen wird, das ist noch sehr fraglich. Meine einzigen Fürsprecher sind ein paar Küchenjungen!“

Die Protection der Küchenjungen erwies sich indeß als durchaus hinreichend. Asulto durfte nach wie vor die Gouvernementstafel mit leckeren Fischen versorgen, und seine stets heitere Laune, seine Pünktlichkeit und Rechtlichkeit im Handel und Wandel gewannen ihm in kurzer Zeit viele Freunde. Unter diesen war auch der Kammerdiener des Marquis, Jean du Clerc, der es nicht verschmähte, dann und wann in höchst eigener Person bei dem Fischer vorzusprechen und ein oder mehrere Glas Grog mit ihm zu trinken. Bisher hatte es Asulto bei ähnlichen Veranlassungen stets umsonst versucht, von du Clerc zu erfahren, wer die Maske sei, die seinen Herrn hierher begleitet hatte. Der Kammerdiener vermied es sichtlich, darüber zu sprechen; heute aber hatten ihn mehrere Gläser eines ungewöhnlich starken Getränkes sehr redselig gemacht, und so begann er mit der Erzählung von dem, was er über den räthselhaften Fremden wußte, den Niemand seit der Ankunft des Marquis wieder erblickt hatte, der aber nur um so mehr die Gemüther beschäftigte.

„Als mein Herr, dem ich nun schon manch liebes Jahr diene, noch Commandant der Bergfestung Pignerolle*) war,“ berichtete Monsieur Jean du Clerc, „mußte ich ihn einstmals in einer stürmischen Herbstnacht, in seinem Wagen, nach dem Strande begleiten. Wir hielten kaum an einer entlegenen Stelle desselben stille, als Ruderschläge sich hören ließen, und gleich darauf landete ein Boot, in welchem sechs oder acht Menschen saßen. Zwei Männer, in weite Mäntel gehüllt, stiegen an das Land. Der Eine war ein französischer Offizier von hohem Rang. Er flüsterte meinem Herrn einige Worte zu und schien dann seinen Begleiter vorzustellen, denn dieser sowohl wie mein Herr verbeugten sich sehr höflich gegen einander. Bald darauf stieg der Offizier wieder in das Boot und war nach wenigen Sekunden in der Dunkelheit der Nacht verschwunden. Der andere Fremde aber fuhr mit uns auf das Fort, und ich bemerkte, daß mein Herr ihn mit der größten Auszeichnung behandelte. Um so stärker war also mein Erstaunen, als ich gewahrte, wie mein Herr, nachdem er den Fremden in die für ihn bestimmten Gemächer geführt, den Schlüssel zu der Eingangsthüre derselben im Schlosse umdrehte, ihn in die Tasche steckte und sich in sein Schlafcabinet begab. Nun ward es mir klar: der Fremde war ein Gefangener, — aber weßhalb so viele Umstände mit ihm gemacht wurden, das konnte ich nicht begreifen und begreife es heute noch nicht! Die Fenster der Wohnung des Gefangenen hatten die schönste Aussicht nach dem Meere und der gebirgigen Küste der Provence, sie waren aber so hoch, daß Niemand von unten aus die Gesichtszüge eines Menschen erkennen konnte, der von dort etwa herabblickte. Die Zimmer waren sehr schön eingerichtet, aber nachdem der Fremde von denselben Besitz genommen, hat sie nur der Marquis und eine alte taubstumme Frau wieder betreten, die jeden Morgen die Reinigung der beiden Räume besorgte. Die übrige Bedienung übernahm der Marquis selbst, — wie er es auch jetzt noch thut. Ich muß stets die Speisen, oder was es sonst ist, bis auf den Corridor vor die Thüre des Gefangenen tragen, dann nimmt mir's der Marquis ab und trägt es selbst hinein. Da habe ich denn aber doch häufig gesehen, wie achtungsvoll mein Herr stets mit dem ge-

*) Zu dem Var-Departement (Provence) gehören die beiden Lirinischen Inseln St. Honorat und Marguerite; auf letzterer liegt die Veste Pignerolle.

heimnißvollen Fremden spricht, und wie er mit unbedecktem Kopfe vor ihm steht. Auch sind die Speisen, die er erhält, immer ganz auserlesen und die Kleider sehr kostbar. Besonders ist die Wäsche fein, und der Gefangene wechselt sie täglich. Auch für seine Unterhaltung ist gesorgt. Er hat viele Bücher und spielt die Guitarre, wozu er mit einer weichen Stimme gar melancholische Lieder singt, die wir oft unter seinen Fenstern hören können."

„Aber wer ist denn dieser räthselhafte Mensch?" fragte Asulto. „Und welche Schuld büßt er mit dieser langen Haft?"

„Ja, wer er ist, das fragt Ihr mich umsonst," entgegnete du Clerc; „ich wüßte es gar gern selbst, aber der Marquis erwähnt seiner mit keiner Sylbe. Anfänglich hat man es versucht, ihn um Namen und Stand seines Gefangenen zu befragen; allein er wurde dann jedes Mal, selbst gegen die vornehmsten Damen, die solche Frage thaten, so zornig, daß es zuletzt Niemand mehr wagte. Außer dem Marquis hat nie Jemand ein Wort mit dem Gefangenen zu sprechen Gelegenheit gehabt, und als derselbe einst erkrankte und der Arzt herbeigerufen ward, verließ mein Herr nicht das Zimmer und verhütete streng jede Frage, die sich nicht auf das Unwohlsein seines geheimnißvollen Schutzbefohlenen bezog. Welch ein Vergehen aber demselben zugeschrieben wird, das ist ein ebenso tiefes, unergründliches Geheimniß, als seine Herkunft und sein Name."

„Trug denn der Gefangene schon damals die schwarze Maske, als er nach Pignerolle kam?" fragte Asulto.

„Nein," entgegnete du Clerc, „aber damals konnte ich bei der Dunkelheit der Nacht seine Gesichtszüge nur undeutlich sehen. Er schien mir indeß edle Züge und einen milden, ruhigen Ausdruck zu haben."

„Welch ein Grund konnte aber vorwalten, um den Marquis zu bewegen, dem Gefangenen eine schwarze Maske vorzubinden?"

„Das weiß ich nicht!" versetzte der Kammerdiener des Marquis. „Aber als damals mein Herr zum Gouverneur hier auf den Inseln ernannt wurde, da schickte er mich sofort nach Toulon, um ihm einen geschickten Mechanikus nach Pignerolle zu holen. Mit diesem arbeitete nun der Marquis in seinem Cabinet an einer künstlichen Sammetmaske, die durch geschickt angebrachte Federn so eingerichtet wurde, daß sie beim Essen und Trinken nicht entfernt zu werden brauchte. Und diese

Maske trug der Gefangene, als wir uns nach St. Margarita einschifften! Ja, er legte sie nicht ein Mal ab während der ganzen langen Reise, und ein strenger Befehl warnte die Bemannung des Schiffes oder die Dienerschaft des Marquis, das Wort an den Gefangenen zu richten, wozu indessen auch schwerlich Gelegenheit gewesen wäre; denn entweder war derselbe in der Cajüte eingeschlossen, oder der Marquis befand sich in seiner unmittelbaren Nähe.

So erzählte Monsieur Jean du Clerc, und Asulto's Theilnahme für den geheimnißvollen Fremden ward durch diese Mittheilungen nur noch erhöht.

Mehrere Tage nach der Unterhaltung der beiden Freunde legte Asulto's kleiner Nachen unterhalb eines Thurmes an, der zu dem Gouvernementsgebäude gehörte, und dessen Fuß zur Zeit der Fluth von den Wellen des Meeres umspült ward. Eben hatte Asulto mit einem starken Tau seinen Kahn an einen eisernen Ring im alten Gemäuer befestigt und wollte nun mit seinen frisch gefangenen Fischen die kleine Treppe ersteigen, welche dicht neben dem Thurme auf das erhöhte felsige Ufer führte, als er über sich ein Geräusch vernahm. Gleich darauf fiel eine schwere silberne Schüssel neben ihm in den Kahn. Er blickte erstaunt in die Höhe, aber er gewahrte keine Spur menschlichen Lebens. Das alte Mauerwerk mit seinen schwarzvergitterten Fenstern starrte düster und regungslos über die endlose Meeresfläche hinweg!

Asulto besann sich nicht lange. Er trug die kostbare Schüssel, mit seinen Fischen zugleich, in das Haus des Gouverneurs und begehrte vor den Marquis geführt zu werden. Als dieser den werthvollen Fund in Händen hielt und aufmerksam betrachtete, erbleichte er sichtlich.

„Weißt Du, was auf dieser Schüssel steht?“ fragte er in heftigem Tone und mit verfinsterter Stirne.

Asulto gewahrte nun erst, daß auf der glänzenden Fläche mit einem scharfen Instrumente kleine Zeichen eingegraben waren; aber er konnte mit gutem Gewissen versichern, daß er ihre Bedeutung nicht kenne, da er weder lesen noch schreiben gelernt hatte.

„Hat Jemand außer Dir diese Schüssel in Händen gehabt?“ fragte der Marquis weiter und blickte fast durchbohrend auf den ehrlichen Fischer.

„Niemand, bei meiner Seele Seligkeit!“ versicherte Asulto. „Ich war allein in meinem Nachen, als sie hineinfiel!“

„Aber hier im Hause zeigtest Du die Schüssel, nicht wahr?“ forschte St. Mars.

„Nein, Herr Marquis!“ entgegnete Asulto. „Ich hatte sie in dieß Tuch geschlagen, das ich erst abgenommen habe, als ich hier im Zimmer stand.“

Aber unerachtet dieser treuherzigen Versicherungen ließ der argwöhnische Gouverneur den Fischer gefangen nehmen. Er müsse sich erst von der Richtigkeit seiner Aussagen überzeugen, meinte er.

Asulto kam in die größte Versuchung, seine Ehrlichkeit zu bereuen, die ihm die Auslieferung des Silbergeräths zur Pflicht gemacht hatte. Indeß tröstete er sich mit der Gerechtigkeitsliebe des Marquis und seiner eigenen guten Sache, und legte sich Abends in größter Seelenruhe auf sein hartes Lager. Da vernahm er einen gar wehmüthigen Gesang dicht neben sich. Er fuhr in die Höhe; das Zimmer war vom vollen Mondeslicht hell erleuchtet. Aber er gewahrte nichts, als was er den ganzen Tag über um sich her erblickte, — vier kahle Wände; ein hölzerner Tisch nebst Schämel und sein Lager waren die einzige Ausstattung seines Gefängnisses. Schon glaubte er, nur geträumt zu haben, denn sobald er sich aufgerichtet hatte, war der Gesang verstummt, — deßhalb legte er sich ruhig wieder nieder. Aber kaum ruhte sein Ohr auf dem harten Kissen, als dieselben sanften Klänge es berührten. Erst nachdem Asulto mehrere Male beim Liegen die Töne vernahm, die, wenn er sich erhob, verstummten, gewahrte er, daß sich dicht hinter seinem Lager eine kleine Kaminöffnung befand. Er öffnete die Verschlußthüre derselben, und nun drang an sein lauschendes Ohr voll und sanft die Melodie eines wehmüthigen Liedes, von einzelnen Griffen in eine Guitarre begleitet.

Asulto wußte nun, wessen Gesang er vernahm, und bald wagte er es, erst leise, dann lauter dem Gefangenen über sich seine Nähe zu verrathen. Dieser horchte, erst ebenso erstaunt als zuvor Asulto, auf die fremden Laute, welche in der Stille der Nacht an sein Ohr schlugen; bald aber hatte auch er ergründet, woher sie kamen, und

nun entspann sich ein Gespräch, das den Gefangenen in dem oberen Gemache mit dem größten Entzücken erfüllte, denn außer mit dem Marquis hatte er seit Jahren mit keinem Menschen ein Wort sprechen dürfen. Er berichtete dieß Alles mit der größten Geläufigkeit und ließ sich von Asulto erzählen, was dieser nur irgend zu erzählen wußte; allein auf Fragen über die Person seines Leidensgefährten und die Ursache seiner Gefangenschaft erhielt Asulto keine Antwort.

„Fragt mich nie mehr über diesen Punkt!“ bat der Gefangene einmal bei ähnlicher Veranlassung. „Ich kann und darf Euch nicht verrathen, wer ich bin und weßhalb ich im Kerker mein Leben vertrauern muß. Der Marquis hat den Befehl, mich augenblicklich zu tödten, wenn ich meinen Namen und Stand nenne!“

„Er würde es nie erfahren!“ entgegnete Asulto, „und auf mich könnt Ihr Euch verlassen!“

Aber der Gefangene blieb verschwiegen wie das Grab.

„Selbst wenn ich einst meine Freiheit wieder erlangen sollte,“ sagte er, „— und das kann nur durch ein Wunder geschehen — darf ich mich nicht offenbaren!“

Die Möglichkeit, den Gefangenen zu erretten, erschien aber dem ehrlichen Fischer durchaus nicht so gering, daß sie der Hülfe eines Wunders bedurft hätte, und seine Zuversicht theilte sich allmälig auch dem Gefangenen im oberen Stockwerke mit. So wurde denn nicht nur ein Fluchtversuch besprochen, sondern die Vorbereitungen zu demselben sofort begonnen. Durch einen Bindfaden, der, am untern Ende beschwert, in die Kaminröhre hinabgelassen wurde, beförderte Asulto eine Feile, welche er zufällig bei sich führte, zu dem geheimnißvollen Fremden hinauf, und in der Stille der folgenden Nächte begann nun dieser das Durchfeilen seines Fenstergitters.

Langsam und allmälig, um jeden Verdacht zu vermeiden, aber mit freudig klopfendem Herzen, förderte er das Werk seiner Befreiung und jubelte innerlich, als Asulto endlich seiner Haft entlassen wurde, und damit auch für ihn selbst die Stunde der Erlösung schlug.

Asulto's Unwissenheit in der Kunst des Lesens und Schreibens, sowie auch die Wahrheit seiner übrigen Aussagen war unleugbar festgestellt worden, und der Marquis gab sofort den Befehl, den Verhafteten frei zu geben, ohne zu ahnen, daß gerade das, was er durch die Gefangenschaft Asulto's hatte vermeiden wollen, durch dieselbe her-

beigeführt worden war! Schon in der folgenden Nacht nach der Freilassung Asulto's nahte sich dieser zur Fluthzeit in seinem schwankenden Boote dem alten Thurme, wie es zwischen den beiden Gefangenen verabredet worden. Asulto legte an der gewohnten Stelle an, leise und vorsichtig, und harrte, daß der räthselhafte Fremde am Fenster oben erscheinen solle, um sich dann mit seinem in schmale Streifen zerschnittenen Bettlaken in den Nachen herabzulassen. Für die weitere Bergung des Gefangenen war schon gesorgt, und die Möglichkeit, denselben in seine Heimath zurückkehren zu sehen, mußte sich später auch finden. O, es war Alles so wohl überlegt, so gut vorbereitet, — es mußte gelingen!

Aber vergeblich gab Asulto zu wiederholten Malen das verabredete Zeichen, — die Erwiederung blieb aus. Sehnsüchtig blickte er nach den Fenstern in die Höhe! Alles war stumm und unbeweglich an denselben! Nur einige Seemöven und aufgescheuchte Nachtvögel umkreisten mit wildem Geschrei dann und wann das alte Gemäuer.

Plötzlich ward es laut am Ufer. Menschen mit Fackeln gingen an demselben auf und ab. Asulto überkam eine bange Ahnung; er ergriff seine Ruder, und mit wenigen kräftigen Stößen war er weit ab vom Thurme. Aber es währte nicht lange, so hatte ein Boot, das mit acht Ruderknechten bemannt war, ihn eingeholt. Asulto wurde übermannt, gebunden und nach St. Margarita zurückgeführt, wo er den Versuch, jenem unglücklichen Gefangenen zur Flucht zu verhelfen, mit ewiger Kerkerhaft büßen mußte. Vielleicht wäre es mit der Zeit an den Tag gekommen, daß wenigstens das Geheimniß, das den Mann mit der Maske umgab, durch Asulto's Mitwissenschaft nicht in Gefahr kommen konnte, da er nie den Namen oder Stand desselben erfahren hatte, — aber der Tod erlöste ihn, bevor sich die Riegel seines Gefängnisses geöffnet hatten.

Wenige Tage nach dem hier erzählten Ereigniß verließ der Marquis von St. Mars die Insel, um seinen Gefangenen nach Frankreich zurückzubegleiten. Dort ward diesem in der Bastille zu Paris, — jenem grausigen Kerker, in welchem seitdem unzählige Unschuldige in Gemeinschaft mit wirklichen Verbrechern ihr Leben verseufzten, — dort wurde dem Manne mit der Maske nun sein Aufenthalt angewiesen. Man versagte ihm auch hier weder gute Kost noch feine Kleider, stattete seine Behausung besser aus, als die aller übrigen Gefangenen,

versah ihn mit Büchern und Musikalien; aber die Maske durfte er hinfort nie mehr ablegen und selbst mit seinem Kerkermeister niemals ein Wort sprechen. Zum Glücke für ihn währte diese qualvolle Lage nicht lange! Im November des Jahres 1703 ergriff ihn ein heftiges Fieber, und schon nach wenigen Stunden hatte der Tod seinem traurigen Dasein ein Ende gemacht.

Die Rachsucht und Grausamkeit, die ihn im Leben verfolgt hatte, ruhte aber auch jetzt noch nicht, vermuthlich, damit das unselige Geheimniß nie aufgeklärt werde, das die hier geschilderten Begebenheiten umgibt! Man verstümmelte den Leichnam bis zur Unkenntlichkeit, verbrannte und vernichtete alle Geräthschaften, die je von dem Verstorbenen benutzt worden waren, riß die Dielen auf und übertünchte die Wände seines Kerkers. Selbst die Register der Bastille über die Sträflinge jener Zeit entgingen dem großartigen Vernichtungssysteme nicht, das man hier befolgte! Man hat sie verbrannt, obgleich der Name „Marchiali“, mit dem der räthselhafte Gefangene in denselben verzeichnet stand, wohl schwerlich der rechte gewesen ist. — Die Sache machte, wie sich denken läßt, großes Aufsehen in der ganzen Welt; allein keine der vielfachen Vermuthungen, die diese geheimnißvolle Begebenheit hervorrief, hatte eine überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich. Merkwürdig aber bleibt, daß weder in Frankreich noch in einem anderen Reiche eine Persönlichkeit von Rang oder Bedeutsamkeit vermißt wurde. — Gewöhnlich wird der Gefangene „die eiserne Maske“ genannt, obgleich es ganz erwiesen ist, daß die Maske, welche er trug, von schwarzem Sammet war.

Charade.

Von Julie Ruhkopf.

Die Erste ist düster,
Die Zweite ist Glanz.
Das Ganze erhellet
Die Erste nicht ganz.

Die seltsame Ordre.

Aus dem Leben eines Seeoffiziers.

„Der ‚Royal William‘ hat das Signal für alle Seekadetten gehißt, Sir,“ sagte ein alter Schiemann, indem er vor dem ersten Lieutenant der Fregatte „Indefatigable“, welche in Spithead vor Anker lag, den Theerhut berührte.

„Gib Antwort darauf,“ versetzte der Offizier; „wo ist die Ordonnanz?“

„Sir!“ rief eine schrille, quiekende Stimme, indem ein winziger Bursche mit dem Hut in der Hand zu dem Lieutenant eilte.

„Sage Herrn Oldjunk, daß er augenblicklich in Dienstsachen einen Gang zu machen habe,“ befahl der Offizier. Der Bursche verschwand. „Unterbootsmann, pfeift doch 'mal der Jolle!“ fuhr der Lieutenant fort.

Wenige Minuten später war ich auf dem Deck, im langen Uniformsrock, mit Stülphut und Seitengewehr, und erhielt den Befehl, an Bord des Admiralschiffes zu gehen. Das Wetter war sehr rauh, es regnete und drohte mit einem tüchtigen Sturme; da jedoch der Wind gerade gegen den „Royal William“ hinblies, so konnten wir leicht die Segel lichten und waren sehr bald an der Seite des Admiralschiffes; dort hoffte ich nur einige Minuten verweilen zu dürfen, bis ich die Ordre abgeschrieben, und dann noch bei guter Zeit zurückkommen zu können.

Aber darin täuschte ich mich, denn das Signal hatte schon eine beträchtliche Zeit früher geweht, ehe der alte Schiemann es gewahrt; und da zwischen zwanzig und dreißig Segel in Spithead vor Anker lagen, so beanspruchten die meisten der Seekadetten den Vortritt vor mir, weil sie früher an Bord gekommen waren; ich war deßhalb gezwungen, zu warten, bis die Reihe an mich kam.

„Wovon handelt denn die Ordre?“ fragte ich einen hübschen jungen Burschen, der sehr vertraut mit mir that, weil wir uns am Lande früher kennen gelernt hatten.

„Ich mag es Ihnen kaum sagen,“ antwortete er, „weil ich fürchte, sie haben ihren Spaß mit mir getrieben.“

„Was ist es denn?“ sagte ich; „wer theilte es Ihnen mit?“

„Es war der Seekadett des Donegal,“ antwortete er, „der es mir sagte; er behauptet, es sei der Befehl, daß kein Capitän Schweine an Bord nehmen dürfe, ohne daß man ihnen zuvor ihre Schwänze abschneide.“

„Unsinn!“ sagte ich lachend; „er wollte Sie nur irre machen. Aber ich vermuthe, daß es etwas Wichtiges ist, sonst würde das Signal nicht bei solchem Wetter, wie das gegenwärtige, gegeben worden sein.“

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll,“ antwortete der junge Mensch, „aber so viel ist gewiß, daß mir jeder, den ich fragte, dieselbe Antwort gab; und einer bot mir sogar sein Ordrebuch hin, aber ich hatte nur Zeit, einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen, und ich sah allerdings das Wort ‚Ferkelschwanz.‘“

„Hol' Der und Jener ihre Schwänze!“ rief ein Seekadett, während er mit seinem Ordrebuch unter dem Arme an uns vorüberging und nach der Fallreepstreppe eilte, um in sein Boot hinabzusteigen. „Wenn man bedenkt, daß man einen Offizier Seiner Majestät aus seiner behaglichen Cajüte heraustreibt, während es Marlpfriemen und Plattboolden regnet, und wozu, — um einen Befehl über Ferkelschwänze abzuschreiben! — Das heiße ich nicht wie ein Gentleman handeln, und es beweist, daß der Dienst zu Schanden geht!“

„Ist es wahr, Sir?“ fragte der Soldat, der als Wache an der Fallreepstreppe stand, „ist es wahr, Sir, daß die Schwänze ausgerottet werden sollen; und wollen sie, daß man sie an das Proviant-haus abliefert?“

„Ach, Jolly, sie mögen sie einpökeln, wenn's ihnen beliebt!“ versetzte der Seekadett und stieg grollend in sein Boot hinab.

„Was kann all' das bedeuten?“ sagte ich, „sicherlich ist hier ein Mißverständniß im Spiele; denn wenn auch Sir Isaac Coffin so verrückt ist, als vielleicht je ein Mensch, so würde er doch schwerlich dem Admiral Montagu solch' einen tollen Einfall eingeflüstert haben, und selbst wenn das der Fall wäre, der alte Admiral würde ihm sicherlich hierin nicht willfahrt haben.“

„Es lebe der König!“ rief ein anderer Seekadett, der, nachdem er die Ordre copirt hatte, gleichfalls nach seinem Boote eilte; „aber wenn mir je ein Ferkelschwanz in den Weg kommt, und ich ein scharfes Messer in meiner Hand habe, so könnt Ihr Euch das Uebrige,

was geschieht, schon denken, Jungen; wenn ich's nicht thue, so gibt's keine Schlangen in Virginien mehr. Nehmt Euch in Acht, Neffer, ich habe Euch gewarnt; seht Euch nur nach den Schwänzen um, wenn Ihr in Eure Cajüten geht."

„Ich sage Dir, Jolly," rief ein alter Matrose, indem er den Taback in seinem Munde gewaltsam umdrehte, „wir werden darum nicht schlimmer daran sein; es war im Ganzen doch nur Ballast. Es sieht unnatürlich aus, so eine Ruderpinne, die verkehrt rudert; es ist gerade, als wenn das Bugspriet aus den Cajütenfenstern hervorragte."

„Meine jungen Herren!" rief der erste Lieutenant des Billy; „suchen Sie rasch die Ordre zu copiren und eilen Sie nach Ihren Schiffen zurück, — der Wind wird heftiger!"

Ein „Sehr wohl, Sir," war die gleichzeitige Antwort aller umstehenden Seekadetten, die sich noch so Vieles zu sagen gehabt hätten, da ihre Köpfe von Gedanken wimmelten. Ich gestehe, die Sache beschäftigte mich sehr, und ich begann alle meine Kenntnisse, mathematische und allgemein wissenschaftliche, zu Hülfe zu rufen, um herauszubringen, was der Grund des Befehls sein könnte, — welcher Nutzen daraus erwachsen möchte, wenn man den Ferkeln die Schwänze abschnitte, und wie dem Dienste Seiner Majestät damit gedient sein sollte.

Endlich kam die Reihe an mich. Ich eilte — nein ich stürzte beinahe in die Cajüte des Capitäns, und sowohl unter dem Hüttendeck, wo die überzähligen Seekadetten des Billy sich vor dem Regen bargen, als in der Cajüte hörte man kaum ein anderes Wort als „Schwänze". Ich warf rasch einen Blick auf die Ordre, und da stand es nun schwarz auf weiß, was ich oben gehört hatte. Ich ergriff mit ungeduldiger Aufregung die Feder und schrieb folgende Worte in mein Buch: „Die Lords der Admiralität haben den Befehl ergehen lassen, daß die Seetruppen, welche an Bord von Seiner Majestät Flotte dienen, vom heutigen Tage an nicht mehr den gewöhnlichen Lederschwanz oder Ferkelschwanz tragen; ich beauftrage deßhalb die Capitäne und Commandanten der Kriegsschiffe unter meinem Befehle, darauf zu sehen, daß dieß pünktlich befolgt werde: für die Zukunft sollen also die Lederschwänze oder Ferkelschwänze, welche gegenwärtig getragen werden, nicht mehr zu sehen sein. Gegeben an Bord Seiner Majestät Schiff der „Royal William" zu Spithead, am — 1808. Auf Befehl des Admirals William Henry Scriven, Secretär."

Das war also des Pudels Kern. Nicht die Schwänze der armen Ferkel waren es, die in Abgang kommen sollten, sondern ihre Namensbrüder, die falschen Schwänze oder Zöpfe, welche die Seesoldaten trugen. Der damit getriebene Scherz war jedoch gut, und ich freute mich mit herzlichem Lachen über die Auflösung.

Mein Befehl war geschrieben, aber es war so viel Zeit darüber hingegangen, daß es jetzt todtes Wasser geworden, und der frische Wind blies mit vermehrter Heftigkeit, während eine garstig kurze See es beinahe unmöglich machte, geradeaus zu steuern. Nichtsdestoweniger machte ich den Versuch und die Matrosen arbeiteten aus allen Kräften, so daß wir ungefähr eine Kabellänge der Fregatte näher kamen; aber die Flut kam uns mit großer Gewalt entgegen, und ich war schon im Begriffe, zu dem Royal Billy zurückzukehren, als meine Aufmerksamkeit auf eine kleine Yacht gerichtet wurde, welche sich zwischen uns und der Insel Wight befand, die aber zu viel Segel aufgespannt hatte und von ungeschickten Händen regiert wurde. Sie bewegte sich kaum, ihre Spiere wierte beinahe bis zur Wand, und da sie bei der schlechten Führung herumgierte, das Schönfahrsegel häufig vom Lee in die Höhe gehoben wurde, so drohte die Yacht jeden Augenblick umzuschlagen. Daß Frauen an Bord waren, konnte ich an der weißen Draperie sehen; und ich mußte mit peinlicher Angst an die Gefahr denken, der die ganze Gesellschaft ausgesetzt war. Mein Entschluß war sogleich gefaßt. Daß sie so viel Segel aufgespannt hatten, gab mir den Beweis, daß sie nicht genug Kräfte hatten, sie einzuziehen; und wenn das Segel umschlägt, so reißt es entweder den Mast weg oder, was noch schlimmer, wirft das Schiff um.

„Ruder in Ruhe und den Mast eingesetzt!" rief ich. Meine Leute sahen mich an, — zögerten einen Augenblick, — als ich jedoch hinzufügte: „Beeilt Euch, Jungen, oder die Barke dort ist ein Wrack," war der Mast rasch umgesetzt, das Focksegel gehißt, und ich segelte dicht beim Winde auf die Yacht zu. Aber die Geschwindigkeit, womit diese sich bewegte, schnitt alle Möglichkeit ab, sie zu erreichen, und ich blieb zurück. Der Mann, welcher am Steuer saß, schien meine Absicht, die Yacht zu borden, zu bemerken und suchte sie durch einen gewaltigen Druck des Steuerruders gegen den Hafen zu lenken; in Folge dessen drehte sich das Segel, und im nächsten Momente lag das Schiff so sehr nach einer Seite, daß die Balkenlage fast in verticaler Richtung war.

Jetzt steuerte mein Boot rasch auf die Yacht los, und nach wenigen Minuten war mein Segel eingezogen, der Mast gelegt, und die Matrosen ruderten aus Leibeskräften. Die Yacht streckte den Kiel aus den Wellen, hob sich mit der See und füllte sich rasch mit Wasser. Ich sprang hinein, und im nächsten Augenblicke verschlang mich eine Welle; da ich mich jedoch an einem Stricke festhielt, wurde ich bald wieder in die Höhe gehoben, und mit zweien meiner Leute gelang es mir, freilich mit großer Lebensgefahr, uns des Takelwerks zu bemächtigen. Anfangs konnte ich nur einen Mann sehen, der in beinahe erschöpftem Zustande sich befand und sich an den obern Theil des Hackebords anklammerte; als das Schiff sich jedoch wieder hob, sah man den Arm eines weiblichen Wesens aus dem Wasser hervorragen. Ich und meine Leute erfaßten ihn augenblicklich, und wir hoben eine ältliche und nach dem Gewande, an welchem wir sie packten, zu urtheilen, elegant gekleidete Dame heraus: die vereinten Kräfte von uns Dreien jedoch waren kaum zureichend, sie heraufzubringen, und ich staunte über das merkwürdige Gewicht einer so schlanken Gestalt (denn sie war sehr leicht gebaut), als ich entdeckte, daß sich ein anderes weibliches Wesen mit verzweifelter Anstrengung an ihr Kleid klammerte. Die beiden Frauen wurden emporgezogen, während die Wellen mehr als einmal mit furchtbarer Gewalt über uns zusammenschlugen, wie wenn sie in Verzweiflung darüber wären, daß sie ihre Beute verlieren sollten. Wir hatten zwei Damen auf den Kiel der Yacht gezogen, und meine braven Bursche suchten die Kleider der zweiten von etwas loszumachen, das sie an das entgegengesetzte Schanddeck festhakte, als einer von den Matrosen rief: „Wahrhaftig, da ist noch Eine.“

Es war wirklich so: ein drittes Frauenzimmer klammerte sich an das Kleid der zweiten; aber ehe wir sie aus der furchtbaren Lage befreien konnten, in der sie sich befand, mußte sie das Kleid loslassen, und sie verschwand.

„Die ist hin, Sir,“ sagte einer der Matrosen. „Das arme Ding! Sah noch so jung aus und muß eines so unnatürlichen Todes sterben!“

„Sie darf nicht sterben, Peters!“ rief ich; „aber bring' diese beiden Damen so rasch als möglich in das Boot; tummelt Euch, meine guten Jungen, wir müssen das Mädchen retten!“

„Es ist umsonst, Herr Oldjunk,“ antwortete der Mann, während

er eine der Damen in die Jolle hob, wo die Person, die sich an das Hackebord festgeklammert, sich bereits in einem Zustande von Stumpfsinn niedergelassen hatte, „ich sage Ihnen, es ist ganz und gar unnütz, sie retten zu wollen, Sir! Retten Sie lieber sich selbst, denn sie muß bereits ertrunken sein."

„Sie soll nicht ertrinken, Peters, bei —!" rief ich in der höchsten Aufregung; und mich an einem Stricke hinunterlassend, tauchte ich unter das Wasser und tastete an dem Tauwerk umher, aber ohne Erfolg; und ich begann zu fürchten, Peters habe Recht. Da ich ein guter Schwimmer war, so machte ich mich los, den Strick jedoch immer noch schlaff in der Hand haltend, und gerieth nun in das Schönfahrsegel, wo sich meine Füße bald in ein leichtes Gewebe verwickelten, das durch meine Bemühungen, mich loszumachen, zerriß, und ich bekam einige Fetzen Musselin in die Hand, als ich hinuntergriff. „Das muß sie sein," dachte ich, und hinuntertauchend hatte ich die Freude, ein junges Mädchen an die Oberfläche zu bringen; aber die See war so stürmisch, daß ich es nur mit der größten Mühe an der Oberfläche erhalten konnte; und da es in einem Zustande der Gefühllosigkeit war, so konnte es mich in meinen Anstrengungen auch nicht im mindesten unterstützen.

Endlich gelang es mir, den Strick ihr fest um die Hüften zu schlingen, und man zog sie nun auf das Verdeck der Yacht, und von da wurde sie auf die Ruderbank des Spiegels der Jolle hinübergetragen, in welcher ich jetzt einen weiteren Fremden bemerkte, der, wie ich später erfuhr, unter dem Schönfahrsegel gewesen, aber sich loszumachen gewußt und um das Boot her geschwommen war.

„Beeilen Sie sich, Herr Oldjunk," sagte Peters; „das Fahrzeug beginnt in heftige Bewegung zu gerathen."

„Sind noch andere menschliche Wesen an Bord des Fahrzeugs?" rief ich den Fremden zu, und der zuletzt Aufgefischte antwortete: „Es werden noch zwei vermißt."

„Um Gottes Willen, Herr Oldjunk, lassen Sie uns abstoßen!" sagte Peters; „denn wenn die Yacht untersinkt, haben wir alle Aussicht, mit zu Grunde zu gehen."

Der Mann hatte Recht; es wäre Wahnsinn gewesen, länger zu bleiben — und ich verlor keine Zeit, in das Boot zu kommen und auf einige Entfernung von dem sinkenden Wrack wegzurudern. Der

Wind heulte, der Regen floß in Strömen herab, das Wasser brauste unter uns, und nachdem die Yacht den eigenthümlich klagenden Ton von sich gegeben hatte, der durch die zusammengepreßte Luft entsteht, streckte sie plötzlich ihren Mast in die Höhe und versank dann. Unsere Hoffnung, noch ein anderes Leben retten zu können, war dahin, — das Schiff verschwand, als hätte die See niemals sein Gewicht getragen, und die Wellen rauschten darüber hin, kaum eine Spur hinterlassend, daß der Kiel der Yacht je ihre Hügel durchschnitten hatte; kein menschliches Wesen zeigte sich an der Oberfläche des Wassers, und es schien gewiß, daß, wer auch die beiden Personen gewesen, beide untergegangen waren.

Mehrere Boote waren von den zunächst liegenden Schiffen ausgesetzt worden, sobald diese die Noth der Yacht bemerkten; als aber jene nur noch mein Boot auf dem Wasser schwimmen sahen, kehrten sie zurück. Mein Mast war wieder eingesetzt, die Segel gehißt, und wir flogen über die Wasser wie ein Seevogel, der vor der Wuth des unbarmherzigen Sturmes Schutz sucht.

Die beiden zuerst geretteten Frauen waren wieder etwas zum Bewußtsein gekommen; aber die jüngste lag blaß und todtenbleich am Boden.

„Nimm das Steuer, Peters," sagte ich, „und steuere etwas gegen Ryde Pier zu!" Der Mann gehorchte. „Und jetzt, Leute, Hüte und Mützen in die Hand und das Wasser ausgeschöpft!"

Ich nahm den kalten, leblosen Körper des jungen Mädchens auf meine Arme, da das Wasser im Boote sie umfluthete, und wickelte sie sorgfältig in meinen Mantel. Meine Hand, die ich auf ihr Herz legte, fühlte keine Spur von Puls, und doch, wenn ich ihr Gesicht betrachtete, entdeckte ich kein Zeichen convulsivischen Kampfes, vielmehr waren die Gesichtszüge ruhig, fast lächelnd. Thränen rollten mir aus den Augen, und ich betete in meinem Herzen, daß Gott das Werk der Rettung vollenden und die Unglückliche wieder zum Leben erwachen lassen möchte.

Das Boot schoß rasch durch die Wellen, die bisweilen über den Spiegel hinrauschten, so daß die Matrosen beständig Wasser ausschöpfen mußten. Die Geretteten sprachen nichts mit einander; der Schrecken schien ihre Kräfte gelähmt zu haben; aber Ryde Pier war nun ganz nahe, und ich konnte die kühnen Piloten und Seeleute am

Strande sehen; sie waren ohne Zweifel Zeugen des Ereignisses gewesen und bereit, uns beim Landen behülflich zu sein.

Ich ergriff noch einmal das Steuer, und die Matrosen hatten, während sie Wasser ausschöpften, auf die Segel Acht. Das Boot tanzte mit großer Leichtigkeit und Geschwindigkeit über die stürmische See. Ueber die äußeren Brandungen kamen wir gut weg und waren dem Ufer schon ziemlich nahe, als eine schwere Woge das Boot beinahe füllte, das heftig auf den Grund stieß und in allen Fugen erzitterte. Eine zweite Woge folgte, die beiden Frauen schrieen, und wild klangen ihre Stimmen, wie sie sich mit dem Geheule des Sturmes mischten. Ein dritter Stoß, und das Boot schlingerte vollständig über und über, der Mast wurde weggerissen, und wir waren wieder der Wuth der Wogen preisgegeben. Aber wir konnten den Boden mit unseren Füßen fühlen, und als die Brandung zurücktrat, eilten die kühnen Piloten zu unserer Rettung herbei.

Ich ergriff das junge Mädchen und trug sie so rasch als möglich den Strand hinan. Mehrere Personen boten mir an, mich von meiner Last zu befreien; aber ich wollte sie nicht aus den Händen geben, und nach einem leichten Einspänner eilend legte ich sie sanft hinein, sprang selbst in den Wagen, sah mich um und gewahrte all' meine Leute am Ufer. Rasch gab ich dem Pferde die Peitsche zu fühlen und fuhr davon, indem ich den Kutscher, stumm vor Erstaunen, uns nachsehen ließ.

„Einen Chirurgen! einen Chirurgen! — schickt augenblicklich nach einem Chirurgen!" rief ich, so laut ich konnte, als ich den Gasthof erreicht hatte. „Um Gottes willen, verliert nicht einen Moment mehr! und hier, meine guten Mädchen, bringt diese junge Dame in das Haus!" Meine Befehle wurden pünktlich befolgt. Mehrere achtbare Familien, welche in dem Hotel wohnten, boten ihren Beistand an; bald erschien ein Chirurg, und augenblicklich wurden Wiederbelebungsversuche angestellt. In der Zwischenzeit wurde ein großer Wagen an's Ufer hinabgeschickt, um auch die Andern heraufzubringen. Man rüstete Betten und alles, was nöthig war, um den Nachwirkungen des Schreckens und der Durchnässung entgegenzuarbeiten, und ich hatte bald die Befriedigung, die überlebende Gesellschaft in einem behaglichen Zimmer unter der aufmerksamen Pflege ärztlicher Hände zu sehen, eine Befriedigung, die sich beinahe zum Entzücken steigerte, als

wir erfuhren, die jüngste der Damen beginne Lebenszeichen von sich zu geben.

„Nun, Peters," sagte ich, als der wackere Bursche zu mir vor das Hotel kam, „ist Alles gerettet? Aber halt, vor Allem nimm ein Glas Rum, wasche Dir das Salzwasser aus der Kehle und gib jedem von den Uebrigen ein Glas," denn sie hatten ihn begleitet, obgleich sie etwas zurückgeblieben waren, weil sie fürchteten, ich möchte ungehalten sein, daß alle das Boot verlassen hätten.

„Ja wohl, Sir," antwortete Peters, nachdem er den Rum geschluckt, „Alles ist gerettet, außer Ihrem Stülphut und Rock — die sind unter Segel gegangen. Aber es ist doch eine merkwürdige Geschichte, Herr Oldjunk! Wer hätte sich träumen lassen, daß die Zöpfe der Seesoldaten fünf Leben retten würden."

„Das erinnert mich wieder daran," sagte ich; „bitte, wo ist das Befehlbuch?"

„Hier ist es, Sir," antwortete der Seemann, es, obwohl nicht wenig durchnäßt, zwischen dem Hemd und der bloßen Haut hervorholend.

In diesem Augenblicke trat ein stämmiger, freundlich aussehender ältlicher Mann zu mir heran und schien meine Größe zu messen; denn er betrachtete mich von Kopf bis zu Fuß, und dann an einen jungen Mann, der ungefähr von meinem Alter und meiner Größe war, sich wendend, rief er: „Tom, komm hierher und merke Dir, was ich Dir sage! Nimm diesen jungen Herrn mit Dir nach Hause, und takle ihn aus Deinem eigenen Vorrath neu auf; dann lasse ihm ein warmes Bad kosten, ungefähr Blutwärme, hörst Du mich?" Der junge Mann bejahte. „Und nun, Herr — Herr — ich weiß Ihren Namen nicht."

„Oldjunk, Sir," antwortete ich, respectvoll mich verbeugend, (denn ich hatte keinen Hut): ich merkte aus seinen Manieren, daß es ein Seeoffizier war, obwohl er keine Uniform trug, an der ich seinen Rang hätte erkennen können.

„Nun, Herr Oldjunk, folgen Sie meinem Sohne Tom," sagte er, „nehmen Sie ein Bad von fünf Minuten, waschen Sie sich gut, Sir, — Ihr Gesicht wird etwas Seife brauchen; dann takeln Sie sich mit seiner Garderobe etwas auf."

„Aber," wandte ich ein, „sollte ich nicht zuerst nach meinen Leuten sehen? Mit Ihrer Erlaubniß möchte ich lieber —"

„Recht, Herr! Wie heißen Sie — Herr Holdfast,“ unterbrach er mich; „Ihre Absicht ist sehr löblich; aber die Matrosen sind mehr daran gewöhnt, — obgleich ich Ihre Besorgtheit für sie ehre. He, Hausknecht!“

„Hier, Sir Henry,“ antwortete der Angeredete, mit dem Hut in der Hand herbeieilend.

„Nimm diese Jungen in Deinen reinsten Stall,“ sagte er, „gib ihnen vier bis fünf reine rauhe Pferdedecken, verschaffe ihnen einige grobe Handtücher und lasse sie sich gegenseitig damit eine halbe Stunde lang reiben; während sie dieß thun, soll der Koch ihnen eine gute Schüssel Suppe und ein schönes Stück Fleisch zubereiten.“

„Soll geschehen, Sir Henry,“ sagte der Hausknecht.

„Nun, meine Jungen,“ fuhr der freundliche Offizier fort, „geht mit diesem guten Burschen; takle jeder sein Schiff ab, winde seine Kleidungsstücke aus und schicke sie dann zum Trocknen an das Küchenfeuer!“ Dann wandte er sich an mich und sagte: „Nun, Herr, wie heißen sie — Herr Oldyarns, ich hoffe, sie sind zufrieden?“

„Sehr dankbar, Sir,“ antwortete ich, „und ich hoffe, die Matrosen werden Ihrer Güte keine Unehre machen. Peters,“ sagte ich leise, „Peters, hüte sie vor Grog und sorge, daß sie nüchtern bleiben!“

„Das werde ich, Herr Oldjunk,“ versetzte Peters; „aber ich fürchte sehr, sie werden sich die Zöpfe nicht abschneiden, wenn sie sehen, daß sie solches Glück wie dieses bringen.“

Nachdem ich mich noch einmal nach der jungen Dame erkundigt und erfahren hatte, daß sie wieder auflebe, folgte ich meinem Führer nach einem hübschen Hause, wo ich bald beinahe ganz neu equipirt war und nach meiner Meinung keine üble Figur machte. Tom theilte mir mit, daß es der Admiral Sir Henry H— sei, dem ich die mir erwiesene Freundlichkeit zu danken habe, und mein Herz ergoß sich in den aufrichtigsten Dank. Ich erzählte ihm die Umstände des Verlustes der Yacht, soweit meine eigene Kenntniß ging; aber ich konnte ihm keine Auskunft über den Rang der Personen geben, die ich gerettet, noch ihm sagen, wer die Untergegangenen waren.

Während ich mich ankleidete, hatte Tom H— die Ereignisse seiner Mutter und Schwester erzählt, und ich fühlte mich ganz beschämt, als ich bei drei eleganten Damen (Lady H— und ihren Töchtern) eingeführt wurde und diese mich mit dem überschwänglichsten Lobe

überhäuften. In diesem Augenblicke trat der Admiral selber ein. „Herr Spunyarn, — nein, nein, ich meine Herrn Holdon —"

„Oldjunk, Sir Henry," sagte ich, „der Sohn des verstorbenen Capitäns Oldjunk, welcher —"

„Den Warrior in der Canalflotte commandirte?" fiel der Admiral ein. „Ich kannte ihn wohl, Sir, und hoffe, sein Sohn wird ein so tapferer und braver Mann sein, als sein Vater. Nun, Herr Oldjunk, ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihre Freunde, denn Freunde müssen es nach dem sein, was sie für dieselben gethan, — ich sage, Herr Oldrope, Oldjunk meine ich, — Ihre Freunde sind auf dem Wege völliger Erholung. Die Damen sind — obgleich gegen meinen Wunsch — zu Bette gegangen; denn wenn sie aufgeblieben wären, würden sie bald wieder zu ihren Kräften gekommen sein; die Aerzte schickten sie jedoch zu Bette, und die Jüngste ist außer aller Gefahr." Mein Herz hüpfte vor Freude.

„Haben Sie die vorgeschriebene Dienstzeit schon durchgemacht, junger Herr?" fragte mich der Admiral. „Seit anderthalb Jahren," antwortete ich; „auch habe ich mein Examen bestanden, aber der Tod meines Vaters hat mich meines einzigen Freundes beraubt; es fehlte mir an Gönnerschaft und daher auch an einer Empfehlung bei dem ersten Lord der Admiralität."

„Aber es wird Ihnen von jetzt an Beidem nicht mehr fehlen!" rief der Admiral; „der Earl — denn es ist ein Pair des Reiches, den Sie gerettet — der Earl wird heute bei mir speisen, und Lady H— muß mit den Mädchen bei dieser edlen Familie vorfahren. Sie aber, Herr Oldscratch — Herr Oldjunk meine ich — Sie müssen unser Diner theilen; der Sturm wird vor Mitternacht nicht nachlassen; Ihre Leute sind behaglich gebettet in reinem Stroh und wollenen Decken; Ihr Boot liegt sicher, und ein junger Bursche hat darauf Acht! Ich liebte Ihren Vater — ja mehr, ich ehrte ihn."

Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie so bange gehabt, als während ich im Gesellschaftszimmer vor dem Diner auf die Ankunft des Earl wartete. Lady H— und ihre liebenswürdigen Töchter sagten mir alles mögliche Freundliche und Ermuthigende; der Spott des Admirals und seines Sohnes Tom, die mich dadurch etwas kecker machen wollten, war einige Zeit ganz wirkungslos. Endlich wurde der Earl gemeldet; er trat ein, verbeugte sich vor den Damen, und

als ich ihm vom Admiral vorgestellt wurde, ergriff er feurig meine Hand und brach in Thränen aus. Mehrere Minuten wurde nicht ein Wort gesprochen, aber die Battisttücher trockneten verstohlen die Augen, um die Rührung zu verbergen.

Das Eintreten eines Dieners, welcher meldete, daß servirt sei, machte der Verlegenheit ein Ende. Der Earl bot Lady H— den Arm, der Admiral führte seine älteste Tochter, und Tom schlich hinten drein; so war ich genöthigt, seine jüngste Schwester zu führen, eine Ehre, die ich vor wenigen Stunden noch nicht entfernt zu träumen gewagt hatte.

Während des Essens drehte sich das Gespräch um allgemeine Dinge, aber sobald die Dienerschaft sich entfernt und die Zurückhaltung ein Ende hatte, brachte ich die köstlichste Stunde zu. Der Earl hatte Dover mit sechs Mann in seiner Yacht am Tage zuvor verlassen, da das Wetter an jenem Tage sehr schön war. Am Abend that er Brighton an und schickte das Boot mit dem Capitän und vier Mann ab, um einen Freund abzuholen, der dort zu ihm stoßen wollte. Das Boot kehrte nicht zurück, das Wetter war stürmisch, und als man bei Tagesanbruch das Schiff hinter dem Winde fand, drängte ihn der Mann, welcher bei ihm geblieben, nach Portsmouth zu steuern. Er erfüllte das Verlangen, und was in Folge dessen geschah, ist bekannt. Die Ertrunkenen waren ein männlicher und ein weiblicher Diener, beides Lieblinge der Familie.

Ich gehe über die Bemerkungen weg, die man über mein Verhalten machte; ein neues Leben schien sich vor mir aufzuthun, mein Herz war übervoll von Glück, und nichts konnte herzlicher und heiterer sein, als das Benehmen des Earls.

Der Schlaf wollte mich in jener Nacht nicht heimsuchen; das weiche Daunenbett, so ganz anders als meine schmale Hängematte, — das Auftauchen neuer Hoffnung, während die Hoffnung mir gerade den Rücken gekehrt zu haben schien — die Aufregung, in der ich mich befand — all' dieß hielt mich wach, wenn auch dann und wann ein leichter Schlaf sich auf meine müden Glieder legen wollte.

Der Morgen war schön, die Sonne leuchtete an dem blauen Himmelszelte, und ihre Strahlen blitzten auf dem vom Winde kaum bewegten Wasser. Die ganze Natur schien erfrischt und aufgeheitert; die Vögel antworteten einander, während sie in dem grünen Laube

des Gebüsches mit einander spielten, die Blumen strömten ihren süßen Duft aus, und Alles rings umher schien an der Freude Theil zu nehmen. Ich seufzte, als ich nach der Fregatte sah, die schlummernd auf dem Wasser lag, und dachte, wie bald ich von hinnen müsse. Ich hörte des Admirals Stimme an meiner Thüre. „Kommen Sie, junger Mann, es ist Zeit, die Hängematte zu verlassen: der Indefatigable hat eine Signalflagge aufgezogen, welche Ihnen gelten muß, und es ist billig, daß Ihr trefflicher erster Lieutenant aus seiner Angst um Sie gerissen wird."

Ich kleidete mich augenblicklich an und begab mich zu dem würdigen und braven alten Herrn nach dem Besuchzimmer, wo ein Frühstück für mich bereit stand.

„Glauben Sie nicht, junger Mann," sagte der Admiral, „daß wir einander nicht wieder sehen werden; aber es darf erst in einigen Tagen sein, — ich habe meine Gründe. Sie werden jetzt an Bord zurückkehren, und da Sie einer neuen Uniform bedürfen, so nehmen Sie diese; ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ich gegen Ihren verstorbenen Vater im Rückstande war und zwar ungefähr in diesem Betrage. Ich habe es in dieses Taschentuch gelegt; sehen Sie nach, wenn Sie an Bord sind. Es wäre jedoch gerathen, wenn sie mit der Bestellung einer andern Uniform noch kurze Zeit warteten — es könnte eine Aenderung eintreten. Bleiben Sie ein guter Mensch, wo und was Sie auch sein mögen. Hier ist ein Billet an Ihren ersten Lieutenant, welches Sie ihm mit meinen besten Empfehlungen übergeben wollen." Er ging an das Fenster. „Ihre Leute, sehe ich, warten; sie sind gut versorgt worden; und jetzt, Herr Oldjunk, da Sie Ihr Frühstück beendigt haben, muß ich Ihnen Lebewohl sagen."

Der Admiral bot mir seine Hand, und ich blickte auf seines Sohnes Kleider, welche meine Person schmückten; er verstand mich und sagte: „Sie mögen thun, wie Ihnen beliebt — Sie mögen sie entweder behalten, da sie Ihnen gut passen, oder, wenn es Ihnen unbehaglich ist, ein Kleid zu tragen, das Tom schon auf dem Leibe gehabt, sie zurücksenden." Damit schieden wir.

„Gott segne Sie, Herr Oldjunk," rief Peters, als wir abstießen. „Das war ein gutes Geschäft! Ich erinnere mich, als ich in der Schule war, in einem Geschichtenbuche gelesen zu haben, daß ein junger Prinz einer weißen Katze den Schwanz abschnitt und sie sich

augenblicklich in eine wunderschöne Frau verwandelte; aber wahrhaftig, wir sind noch weit besser gefahren, denn das Abschneiden der Ferkelschwänze hat einen Earl zu Wege gebracht, der so freigebig wie ein Lord ist. Ich sage Dir, Bill, Du bist der Erste in Deiner Familie, der je die Hand eines Edelmannes geschüttelt und ein so brillantes Geschenk bekam."

Der Angeredete steckte seine Hand in die Tasche und fischte nicht weniger als zehn Goldmünzen heraus, denn der Earl hatte jedem zehn Guineen gegeben.

Als ich an Bord kam, war der erste Lieutenant ärgerlich, daß ich nicht sogleich, nachdem sich der Sturm gelegt, an Bord gekommen war; aber der Brief des Admirals brachte Alles in Ordnung, und er gratulirte mir herzlich zu meinem Glücke. Meine Kameraden empfingen mich mit lautem Jubel, und die Mannschaft der Jolle wurde enthusiastisch von ihren Schiffsgenossen begrüßt.

Sobald ich allein war, öffnete ich das Taschenbuch, das mir der Admiral gegeben, und fand darin eine Banknote von fünfzig Pfund und eine Empfehlung an den Schneider Meredith.

Zwei Tage vergingen, ohne daß ich etwas von Sir Henry oder dem Earl gehört hatte, und das schmerzliche Gefühl getäuschter Hoffnung versetzte mich in eine sehr trübselige Stimmung. Am Morgen des dritten Tages wurden die kleinen Flaggen des Indefatigable auf ein Zeichen des Telegraphen am Ufer gehißt und dem ältesten Seekadetten der Befehl ertheilt, das Schiff des Admirals zu beobachten.

„Nehmen Sie das Boot des Capitäns, Herr Oldjunk," sagte der erste Lieutenant, „und lassen Sie es an der Falleport, mit dem Befehl zu warten, bis der Capitän herabkomme. Ich vermuthe, Oldjunk, wir werden scheiden müssen; denn ich glaube, ich werde Sie nicht mehr als Seekadetten sehen."

Ich brauche kaum zu sagen, daß ich Letzteres von Herzen wünschte, und doch, als ich an der Seite des guten alten Schiffes hinabstieg, in welchem ich so manche glückliche Stunde verlebt hatte, und daran dachte, Herrn Francourt, den würdigen und freundlichen ersten Lieutenant, sowie meine Kameraden, mit denen ich drei Jahre zugebracht, verlassen zu müssen, überkam mich unwillkürlich eine noch größere Melancholie. „Aber," dachte ich, „meine Erwartungen sind vermuthlich zu hoch gespannt und werden die Enttäuschung um so bitterer

machen.“ Ich landete und eilte nach dem Bureau des Admirals, wo ich nicht lange warten durfte. Admiral Montagu übergab mir mit eigenen Händen mein Patent als Lieutenant, und lud mich zum Essen ein. Mein Kopf schwindelte — mein Herz wollte beinahe zerspringen, und ich eilte fort von dem Admiral.

Gerade, als ich zur Thüre herauskam, rief eine bekannte Stimme: „Oldjunk, wie ist's, — haben Sie Ihr Patent?“

„Ich habe, Capitän Francourt,“ antwortete ich dem ersten Lieutenant, „und obgleich ich noch etwas taumelig in diesem Augenblicke bin, werden Sie mir doch vielmehr die Ehre erzeigen, ein Glas Wein mit mir zu trinken, wenn Sie herauskommen.“

„Nun, Oldjunk, es thut mir leid, mich von Ihnen trennen zu müssen, obgleich es mich um Ihretwillen freut. Wir waren auf dem ‚Monarch‘ und dem ‚Indefatigable‘ fünf Jahre zusammen und ich denke, meine Instruction hat Ihnen nicht geschadet.“

„Ich bin Ihnen wirklich zu großem Dank verpflichtet, Sir,“ entgegnete ich, „und hoffe in meinem künftigen Dienste niemals zu vergessen, was ich Capitän Francourt schuldig bin.“

Eine tiefe Röthe flog über sein Gesicht — seine Hand zitterte einen Augenblick. „Unsinn, Unsinn, Junge!“ sagte er und fügte dann mit großer Aufregung hinzu: „Herr Oldjunk, es ist nicht recht, es ist grausam, mit den Gefühlen eines Andern zu scherzen.“

„Ich scherze nicht, lieber Herr!“ antwortete ich lächelnd; „ich habe aus der Schule geschwatzt, aber ich konnte nicht anders — meine Dankbarkeit ist zu groß; bitte jedoch, verrathen Sie mich nicht — der Admiral hat nicht nur Ihr Patent als Commandeur, sondern auch den Befehl zur Ausrüstung einer neuen Kriegsschaluppe erhalten. Capitän Francourt, wir werden uns nicht trennen.“

Ich werde nie seinen Blick vergessen; er war einzig durch sein Verdienst zum Range eines Lieutenants gestiegen; er hatte dieses Patent vor sechzehn Jahren erhalten und deßhalb keine Hoffnung, je höher zu steigen, denn er besaß weder Freunde noch Gönner; aber Sir Henry H— hatte den Earl so zu seinen Gunsten gestimmt, daß er beide Ernennungen zu gleicher Zeit erhielt. Er drückte lebhaft meine Hand. „Wollen Sie auf mich warten?“ fragte er.

„Ich war im Begriffe, zu Meredith zu gehen,“ sagte ich; „aber ich will warten, bis Sie kommen.“

„Nein, nein," versetzte er; „gehen Sie nur zu Meredith, ich werde dorthin nachkommen."

Ich ging zu dem Schneider und wurde von dem höflichen Meister auf's beste aufgenommen. „Stehe mit Vergnügen zu Diensten, Sir. Eine Aenderung in der Uniform — oder —" er zögerte — „ich bitte um Entschuldigung, vielleicht ist Ihr Befehl schon ausgeführt. Bitte, mit wem habe ich die Ehre — der tausend, wie konnte ich das vergessen? Jetzt erinnere ich mich — es ist Herr Oldjunk! Bitte, gehen Sie hier durch, Sir!"

Ich folgte ihm in ein hinteres Zimmer, während er zu sprechen fortfuhr: „Die Notiz war sehr kurz, Mr. Oldjunk, aber dennoch ist sie ganz genau ausgeführt." Wir traten in das Zimmer: „Da sind sie, das Beste, was ich bekommen und machen konnte, und hier, Sir," fügte er hinzu, indem er mir ein Papier übergab, „hier, Sir, ist das Verzeichniß."

„Was kann all' das bedeuten?" dachte ich, als ich das Papier nahm und las:

„Zwei volle Lieutenantsuniformen, eine Halbuniform u. s. w., vier Dutzend feine weiße Hemden u. s. w.," kurz es war eine vollständige Ausrüstung mit Kleidern, Stiefeln, Schuhen, Hüten und allem, was man sich nur denken konnte; sogar eine Betteinrichtung und ein hübscher Sextant waren nicht vergessen. „Ich fürchte, Herr Meredith," sagte ich, „daß Jemand" — ich war im Begriffe zu sagen, „Sie zum Narren gehabt hat; denn meine ganzen fünfzig Pfund würden nicht die Hälfte der Rechnung haben decken können." Aber Meredith, welcher meine Absicht mißverstand, unterbrach mich mit den Worten: „Ich hoffe nicht, Sir — es wurde alle Aufmerksamkeit darauf verwandt, und die Preise sind mäßig. Ich habe Ihnen auch für die prompte Bezahlung zu danken, Sir; die Rechnung wurde augenblicklich honorirt und zwar über den Ansatz; da jedoch die Ausmöblirung der Cajüte noch aussteht — Bitte um Entschuldigung, Sir, vielleicht wollen Sie Ihre Uniform wechseln, Sir, oder wollen Sie die einfachen Kleider haben?"

Er deutete auf einen Rock, welchen ich sogleich als den erkannte, welchen Tom H— an dem Tage trug, an welchem ich bei Sir Henry gespeist, und nun war mir Alles vollständig klar: der Rock war dem Kleiderkünstler als Muster in meinem Namen über-

sandt worden. „Haben Sie Briefe für mich, Herr Meredith?“ fragte ich.

„Der Tausend, ja! Ich hatte es ganz vergessen,“ und nach dem Comptoir gehend kehrte er mit einem Briefe zurück, der Alles in's hellste Licht setzte. Er war von dem Earl und bestätigte die Befehle, welche er Meredith ertheilt hatte, indem er mich zugleich bat, die erste Ausrüstung eines Lieutenants von ihm anzunehmen. „Ich dachte, Sir,“ fuhr Meredith fort, sobald ich mit dem Lesen zu Ende war, „daß Sie Ihr Ameublement für die Cajüte selbst auswählen wollten, und habe daher bis jetzt die Besorgung desselben verschoben. Bitte, Sir, wie befindet sich mein Gönner, Herr Francourt?“

„Wünschen Sie mir Glück, — wünschen Sie mir Glück, Meredith!“ rief Francourt, indem er in's Zimmer stürzte, „wünschen Sie mir Glück, Sie Sohn eines Bügelbretts, erster Neffe eines Bocksbartes und Onkel einer Scheere. Ich brauche eine Epaulette für meine linke Schulter und einen Capitänsfrack — volle Uniform; hier ist mein Patent.“

Ich hatte Francourt noch nie in so aufgeregt heiterer Stimmung gesehen, da sein Wesen gewöhnlich ernst und gemessen war; aber ich konnte nach meinen eigenen Gefühlen die seinigen wohl beurtheilen.

„Ich gratulire Ihnen von Herzen, Capitän Francourt,“ sagte Meredith, „und bin fest überzeugt, daß die Zeit nicht fern ist, wo ich Sie, wie die Soldaten sagen, ‚rechte Schulter vor‘ sehe!“

„Nun, nun, wir wollen sehen!“ sagte der neuernannte Commandant. „Unser Avancement, Herr Oldjunk, hat einen gar seltsamen Grund, — die Ordre wegen der Zöpfe der Seeleute!“

Nachdem Capitän Francourt seine Befehle ertheilt hatte, gingen wir zusammen fort, und unser erster Besuch galt der Schiffswerfte, um uns das kleine Deck anzusehen, mit welchem wir künftig Schlachten und Stürme bestehen sollten. Ich erzählte dem Capitän von dem schönen Geschenke, das ich erhalten, und da ich wußte, daß seine Finanzen nicht zum besten bestellt waren (er hatte nichts als seinen Sold und einige Prisengelder), so bot ich ihm an, das Geschenk Sir Henry H—'s mit ihm zu theilen; aber er wollte von einem solchen Vorschlage nichts hören, und in Betracht unserer Stellung zu einander konnte er es auch nicht thun, obgleich er für die nächsten Ausgaben von mir borgte.

Capitän Francourt und ich begaben uns, jener in der halben Uniform eines Commandanten, ich selbst aber in voller Lieutenantsuniform, nach der Wohnung des Admirals, wo wir uns verbeugten, speisten und uns wieder verbeugten.

Am folgenden Morgen fuhren wir nach der Insel Wight und machten Sir Henry H— unsere Aufwartung, der uns sehr freundlich und herzlich aufnahm und uns dann nach dem Hotel begleitete. Es wäre unmöglich, mein Gefühl zu beschreiben, während ich auf die Zusammenkunft mit dem Earl wartete, und ich kann nicht leugnen, daß es mich auch interessirte, die Damen zu sehen, die durch meine und meiner Leute Hände gerettet worden waren. Endlich wurde ich eingeführt. Zum ersten Male in meinem Leben konnte ich weder deutlich hören, noch sehen, noch sprechen. Seiner Lordschaft offene und ungezwungene Art zerstreute jedoch bald alle Verlegenheit, und das freundliche Mädchen, das ich zu retten so glücklich gewesen, drückte mir auf's herzlichste die rauhe Hand, indem sie mich mit Dankesbezeugungen überschüttete. Das Bewußtsein einer guten That wird durch ein freundlich dankend Wort zum beseligendsten Gefühle, das der Mensch empfinden kann. Und wie glücklich mußte ich sein, da ich die Tochter meines ersten Chefs, fortan meines treuesten Gönners, gerettet hatte!

Wir verbrachten den Tag bei der edeln Familie, die mich wie einen Sohn und Bruder behandelte. Beim Scheiden sprachen wir seiner Lordschaft unsern wärmsten Dank aus, und während ich die Hand drückte, die vor einigen Tagen kalt und leichenähnlich in der meinen gelegen war, sah ich Thränen der Dankbarkeit in Lady Carolinens Augen.

Wir verließen die Insel und begaben uns an Bord des Indefatigable, wo unsere alten Freunde uns auf's wärmste begrüßten, und als die Seemannschaft den ersten Lieutenant in Commandeursuniform sah, brachte sie ihm drei Hurrah's aus. Peters kam auf das Halbdeck herab, und da ich sah, daß er mit mir sprechen wollte, ging ich zu ihm. „Nun, Herr Oldjunk," sagte er, „es ist doch wunderlich mit den Schwänzen gegangen! Der Earl hat wahrhaftig uns allen eine vollständige Ausrüstung geschickt, und nicht von dem Zeug aus der Vorrathskammer, sondern ganz außerordentlich fein. Nun, Herr Oldjunk, ich freue mich von Herzen, daß Sie vorgerückt sind, und Sie

und Herr Francourt kommen, wie man sagt, zusammen auf die Schaluppe. Der Earl hat uns unsern Abschied angeboten; aber ich war mein ganzes Leben auf einer Fregatte und würde mich, glaube ich, nicht sicher fühlen, wenn ich kein Deck mehr unter mir hätte. Es ist wahr, Herr Oldjunk, ich bin nur ein armer Jollenmatrose, und deßhalb wird mich der erste Lieutenant — ich meine Capitän Francourt — vielleicht nicht für würdig halten, auf seinem Schiffe zu dienen; aber wenn Sie ihn für mich stimmen könnten, Herr Oldjunk, so verzichte ich auf den Abschied."

„Ist das wirklich Dein Ernst, Peters?" sagte ich; „überlege Dir die Sache wohl!"

„Freilich ist es mein Ernst," versetzte der Mann, „so gewiß, als die Jolle nie einen Zopf am Kopfe hatte. Wollen Sie etwas für mich thun, Herr Oldjunk?"

„Ich werde mein Bestes thun," sagte ich; „aber Du darfst nicht ungeduldig sein, denn das Schiff ist ja noch auf der Werfte."

Wir gingen an's Ufer, und ich freue mich, sagen zu können, daß meine Verwendung für Peters guten Erfolg hatte. Der Indefatigable war gerade auf dem Punkte, abzusegeln . . ., die Marssegel wurden angeholt, als Capitän Francourt einen Befehl vom Admiral erhielt, Peters auf das Wachschiff zu nehmen.

Am Genfer See.

Von Julius Krais.

Hier unten wallt der lemanische See;
Hoch über ihm glänzen die Firnen,
Die Gipfel der Alpen, in ewigem Schnee
Und Eis mit krystallenen Stirnen.

Der Montblanc erhebt dort sein königlich Haupt;
Mit des Namens mächtigem Schalle
Hat den anderen Brüdern den Ruhm er geraubt,
Noch ragend über sie alle.

In tieferen Schichten so dunkelgrün
Steh'n Berge mit Felsen und Forsten,
Mit Tannen und Eichen, wo finster und kühn
Die Räuber der Lüfte horsten.

Und herrlich, ein irdisches Paradies,
Verbreiten am See sich die Fluren,
Auf welche der Himmel herträufeln ließ
Des Segens unendliche Spuren.

Hier Früchte des Südens, goldmähniges Korn
Und rosenumrankte Lauben;
Die Hügel ergießen den purpurnen Born
Des Weins aus den edelsten Trauben.

Hier möchte man weilen den irdischen Tag
In der Freiheit blühendem Garten,
An des Lemans melodischem Wellenschlag,
Umragt von den ewigen Warten.

Doch mitten im See welch' reizendes Bild,
Sieh, dort in dem zierlichen Kahne,
Der leicht hinschwebt durch das Wogengefild,
Gleich einem silbernen Schwane.

Landleute darin, ein jugendlich Paar,
Er in rüstiger Stärke glühend,
Sie mit ihm vermählt erst wenige Jahr',
Anmuthig und rosenroth blühend.

Ein Mägdlein daneben, ein liebliches Kind,
Furcht mit der Gerte die Wellen,
Die, gekräuselt vom Ruderschlag und vom Wind,
Sanft um den Nachen her schwellen.

Er treibt mit den Rudern, stark und gewandt,
Vorwärts, die Fahrt zu vollenden;
Den Korb voll Blumen, im Gartenland
Erzogen, hält sie in den Händen.

Genfer See.

Digitized by Google

Dort drüben dem Städtchen strebt der Kahn
Entgegen durch flüssige Pfade;
Da ruhen im Schooße, wie Enkel dem Ahn,
Die Häuser dem Berg am Gestade.

In den Körben dahin zu Markte fuhr
Das Paar die Blumen und Früchte,
Die ihnen gewachsen auf eigener Flur
Im heitersten Sonnenlichte.

O lachende Landschaft, o wonnige Schau!
Hier möchte man hin durch das Leben
Auf Spiegelfluth, wie der Himmel, so blau,
Mit den Lieben im Kahne schweben.

Wohl neidenswerther und schöner das Loos
In glücklichen Niederungen,
Als wenn zu den Gipfeln, so riesiggroß,
Sich ein Königsadler geschwungen.

Ja, holder im Thal, als auf schwindlichten Höh'n,
Mag sich das Geschick Dir gestalten;
Dort heult und stürmt um die Gletscher der Föhn,
Um die glänzenden ewig kalten!

Eine Pfauen- und Schweinejagd auf Java.

Von Friedrich Gerstäcker.

Java ist bekanntlich eine der Hauptinseln des ostindischen Archipels, die den Holländern gehört, und auf welcher dieselben eine Menge der großartigsten Colonien angelegt haben. Von dort her bekommen wir vortrefflichen Reis, Kaffee, Muscatnüsse, Gewürznelken, Zimmet, Cochenille und viele andere tropische Produkte, und dann ist Java auch das besondere Land, — wo der Pfeffer wächst.

Die Deutschen sagen wohl manchmal im Aerger: „ich wollte, der wäre, wo der Pfeffer wächst!“ und gedenken dann vielleicht einem Solchen etwas ganz Entsetzliches gewünscht zu haben. Die Sache ist aber gar nicht so arg, und Java ein so wunderschönes herrliches Land, daß man sich ohne die geringste ängstliche Besorgniß darf dorthin wünschen lassen.

In diesem Lande nun, „wo der Pfeffer wächst“, gibt es auch die herrlichsten Jagden, und die Oberfläche der Insel, die noch sehr große und dichte Wälder enthält, eignet sich besonders dazu, dem Wilde Schutz und Nahrung zu geben. Alle die Strecken freilich, die nur einigermaßen bequem angebaut werden konnten, sind mit Feldern und Plantagen bedeckt. Mitten durch das Land aber, und zwar von Ost nach West zieht sich eine hohe und vulkanische Gebirgsreihe mit einer Menge von noch fortwährend thätigen feuerspeienden, oft sehr steilen und wild zerrissenen Bergen. Auf den Spitzen derselben, wo die ausgestoßenen Schwefeldämpfe und heißen Lavamassen die Vegetation fortwährend zerstören, wächst allerdings nicht einmal ein Grashalm. Weiter unten aber steht ein ganz prachtvoller Baumwuchs, und in den von zahlreichen Quellen bewässerten Thälern und Schluchten wuchert ein hohes, etwas hartes schilfiges Gras, das man in Indien mit dem Namen Dschungle bezeichnet, das aber die Malayen alang alang nennen.

In diesen Waldungen nun hat das Wild vortrefflichen Schutz, und nicht allein Massen von Hirschen und Rehen halten sich hier auf, sondern auch das riesige Rhinoceros wird hier gefunden. Dann gibt es da Tiger und Panther, und sogar die gewaltige Schlange, die boa constrictor, die im Stande ist, ein ganzes Reh auf einmal zu verschlingen. Aber auch an Geflügel fehlt es nicht, und eine Menge von wilden Hühnern und Pfauen beleben den Wald und suchen sich in dem hohen Grase an den offenen Gängen ihr Futter.

Ueberhaupt finden wir in Indien — auf dem Festlande Indiens sowohl wie im Archipel — manches Thier wieder, das wir bei uns in Europa eingebürgert haben.

Unser Haushuhn ist in Ostindien wild und hat dort viel schönere Farben. Wilde Kühe, sogenannte bantings, gibt es in großen Heerden auf Java; der Pfau, wie schon erwähnt, hat dort ebenfalls seine Heimath, und in den Bächen und Flüssen schwimmt der muntere und

prächtig schillernde Gold- und Silberfisch, der von den Eingeborenen sowohl, wie von den Holländern viel gegessen wird und ähnlich unserem Karpfen schmeckt.

Als ich nun in Java war, interessirte es mich besonders, die Pfauen — alte gute Bekannte von Deutschland her — einmal draußen im Freien, in einem ganzen Volk beisammen, beobachten zu können, und da man von Batavia aus recht gut in einem Tag in die Hügel kommen konnte, wo sie sich besonders aufhielten, sattelte ich und ritt hinüber.

Zu diesem Ritte traf ich außerdem vortreffliche Gelegenheit, denn Herr B., der eine große Plantage in jener Gegend verwaltete, und sich gerade seiner Geschäfte wegen kurze Zeit in Batavia aufhielt, lud mich freundlich ein, ein paar Tage bei ihm zuzubringen, und mit ihm zusammen ritt ich den schönen Bergen zu.

Das war ein gar wunderbar schöner Weg, den wir zurückzulegen hatten, und erst ging es durch einen herrlichen Wald von Cocospalmen, dann durch bewässerte Reisfelder und zuletzt in die bewaldeten Hügel hinein, wo überall kleine Dörfer, sogenannte Kampongs, in dichten Gruppen von Fruchtbäumen lagen.

Unterwegs hatten wir übrigens mehrere kleine Flüsse zu kreuzen, die von den letzten Regen bedeutend angeschwellt waren. Ueber den einen kamen wir auch in dort von Javanen gehaltenen Canoes, und ließen die Pferde hinüberschwimmen. An dem zweiten lagen aber keine Fahrzeuge, und die steilen weichen Ufer sahen mit der trüben hohen Fluth ebenfalls nicht besonders einladend aus.

Allerdings befand sich etwas weiter unten eine hohe Brücke, doch in einem solchen Zustande, daß wir wirklich eine Zeit lang unschlüssig waren, ob wir es wagen sollten, hinüberzureiten. Es blieb uns aber zuletzt nichts Anderes übrig.

Die Brücke bestand aus eben nicht sehr starken Pfosten, die durch einzelne Querbalken zusammengehalten waren, und über diese hatte man dann statt der Bretter nur stark geflochtene Bambusmatten gelegt.

Der Bambus nun ist ein außerordentlich starkes und dickes Rohr, das in den südlichen Ländern am liebsten an feuchten Stellen, aber auch in den Hügeln wächst, und von den Eingeborenen zu allen nur erdenklichen Zwecken verwandt wird. Wie alles Rohr treibt er

aus einer einzelnen Wurzel heraus eine Menge hoher Halme, die durch festgeschlossene Glieder geschieden werden. Dasselbe kann man auch bei unserem Rohre sehen, aber die einzelnen Halme des Bambus werden oft vierzig bis fünfzig Fuß hoch, und nicht selten bis fünf Zoll dick und so fest, daß sie recht gut zu Hauptpfosten und Tragebalken benutzt werden können. Dabei bestehen sie aus einzelnen sehr dicht an einander liegenden feinen Fasern, die sich so dünn spalten lassen, daß man sie zu den feinsten und zartesten Geflechten gebrauchen kann.

Die einzelnen Glieder des Rohres benützen die Javanen aber noch auf die mannigfaltigste Art und Weise. Sie machen Musik-Instrumente daraus; sie gebrauchen sie zu Wassergefäßen, zu Schindeln, ihre Dächer damit zu decken, u. s. w. Die jungen Bambus-Schößlinge werden sogar gegessen, und ihre Körbe, Hüte, Thüren, Wände und Fußböden sind fast alle aus diesem für sie so außerordentlich nützlichen, ja unentbehrlichen Stoffe geflochten.

So waren es auch die Matten, die über der Brücke lagen; die Zeit hatte sie aber doch verwittert; hinüber gegangene Pferde waren schon hie und da durchgebrochen, und der ganze Boden schien morsch und unsicher. Mein Begleiter übrigens, der den Platz schon verschiedene Male passirt hatte, ritt auch jetzt voran, stieg aber vor der Brücke ab und nahm sein Pferd am Zügel, das er auch glücklich hinüberführte. Nur ein einziges Mal brach es mit dem einen Hinterbeine durch, fand jedoch gleich wieder eine feste Stelle.

Das Pferd, das ich ritt, traute aber der Matte gar nicht, und als ich ebenfalls abgestiegen war, wollte es anfangs nicht vom Platze. Erst wie es sah, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, entschloß es sich dazu, seinem Kameraden zu folgen, fing aber jetzt an, statt vorsichtig und leise aufzutreten, Sätze nach vorn zu machen. Ein paarmal ging das noch gut, in der Mitte aber brach es plötzlich mit beiden Hinterbeinen zugleich durch den morschen Boden, und nur das rettete es vor dem Hinunterbrechen, daß es mit den Vorderbeinen glücklicher Weise auf einen der Querbalken gekommen war. Rasch schnellte es sich, mit einem glücklichen Ruck, wieder in die Höhe, machte noch einen Satz, brach zum zweiten Mal ein, dießmal aber nur mit einem Bein, und kam jetzt mit dem dritten Sprung auf einen später gelegten, sicheren und festen Theil der Matten, wo keine Gefahr mehr drohte.

Wir waren also beide glücklich hinübergekommen; ich nahm mir

aber vor, selbst wenn ich noch sechs Flüsse zu passiren hätte, lieber sechsmal hindurchzuschwimmen, als eine solche Brücke zum zweiten Male mit einem Pferde zu passiren.

Unseren Weg jetzt fortsetzend kamen wir noch durch einen kleinen Kampong, wo allwöchentlich ein pasar oder Markt gehalten wurde, und wir bei einem behaglichen alten Burschen von Chinesen einkehrten. Der Chinese hielt da in einer Bambushütte eine Art von Kaffee- oder Theehaus, und wir ließen uns Thee geben und aßen eingemachte Früchte dazu.

Die Chinesen trinken übrigens den Thee auf etwas besondere Weise. Zuerst haben sie außerordentlich kleine Kannen und Tassen, die in einem irdenen Theebrett zusammenstehen oder eigentlich schwimmen, denn durch das fortwährende Einschenken fließt eine Menge daneben. Die kleinen Tassen werden dann vollgeschenkt; sowie aber der Gast nur die Hälfte davon getrunken hat, steht auch der Wirth oder die Wirthin schon auf und füllt sie auf's Neue. Für den Fremden geben sie auch Zucker zum Thee; sie selber trinken ihn aber ohne Zucker und Milch.

Als wir uns etwas gestärkt hatten, ritten wir weiter und betraten nun bald das Hügelland, jetzt ein freundliches Thal verfolgend, jetzt auf einem niederen Bergrücken hintrabend, der prachtvolle Aussicht nach allen Seiten hin gewährte. Gerade mit Beginn des gewöhnlichen Nachmittagsregens erreichten wir die Wohnung meines neuen Gastfreundes.

Es war nämlich eben die Regenzeit, die man sich aber in den tropischen Ländern ja nicht so denken darf, als ob es da wochenlang Tag und Nacht vom Himmel heruntergösse. Es ist sogar nichts Seltenes, daß es selbst mitten in der Regenzeit manchmal drei, vier Tage keinen Tropfen regnet; in der Regel ziehen sich aber an jedem Nachmittag Gewitter zusammen, die sich etwa um drei Uhr in einem tüchtigen, bis gegen Abend dauernden Guß entladen, und Abends ist die Luft dann kühl und frisch.

Das übrigens interessirte mich besonders an dieser ganzen Gegend, daß sie in früheren Jahren der zahlreichen hier hausenden Tiger wegen berüchtigt gewesen war. Die Eingeborenen hatten in der That verschiedene Dörfer mit all' ihren Fruchtbäumen und Häusern räumen müssen, um nur diesen bösartigen Raubthieren aus dem Wege zu

gehen. Etwa eine englische Meile von unserer Wohnung entfernt, wo man die hohen Wipfel der Cocospalmen noch aus dem dunkleren Grün der übrigen Fruchtbäume konnte herausragen sehen, hatten zwei solche Kampongs gestanden, und jetzt lagen die leichten Bambuswände faulend unter den üppigen Ranken der Wildniß, die schon wieder darüber hingewuchert waren.

Allerdings schienen diese wilden Bestien mehr dem Vieh als den Menschen nachgestellt zu haben, denen sie immer lieber aus dem Wege gehen. Sie räumten aber so unter den Heerden auf, daß die Herren derselben ihr Eigenthum nicht länger schützen konnten. Ueberdies fiel doch auch dann und wann ein Tiger einen Menschen an, und wenn diese Raubthiere erst einmal Menschenfleisch gekostet haben, soll ihnen das süßer als alles Andere schmecken. Diese sind dann auch den Menschen am gefährlichsten.

In den letzten Monaten hatten sich nicht viele Tiger gezeigt; dagegen sollte in einem nicht entfernten Kampong ein riesiger Königstiger in einer Grube gefangen und getödtet sein, der vom Kopfe bis zum Schwanzende vierzehn Fuß maß. Es muß das denn einer der größten gewesen sein, die es überhaupt gibt, denn neun bis zehn Fuß Länge von der Nase zur Schwanzspitze wird auf Java schon für das Maaß eines sehr starken Tigers gehalten.

Am nächsten Morgen nun, mich wenig um Tiger kümmernd, da man deren Jagd nicht ohne eine Menge Treiber bewerkstelligen kann, brach ich mit einem einzelnen Javanen als Führer auf. Der Bursche kannte die Gegend und wußte genau, wo sich das Wild dort aufhielt, und das Wetter hätte ich mir ebenfalls nicht besser wünschen können.

An einem kleinen Außenkampong vorbei, in dem fast nur die Arbeiter der Plantage wohnten, kreuzten wir den schmalen Bergstrom und betraten jetzt eine lange Reihe mit hohem Gras und alang alang bewachsener Hügel, in denen nur hie und da zerstreute Felder lagen. Theils waren diese mit Zuckerrohr, theils mit der sogenannten Erdnuß bestellt, und schmale ausgehauene Pfade führten von ihnen zu den benachbarten Hütten der Eingeborenen. Dort sollten sich besonders gern die wilden Pfauen aufhalten, und wenigstens der Beschreibung des Javanen nach wimmelten die Thäler ordentlich von Wild. Nichtsdestoweniger mußten wir eine ganze Weile marschiren, ehe wir den ersten Pfau erblickten. Dieser ging an einem ziemlich offenen Hage

sehr ernsthaft und ganz allein spaziren, war aber so scheu, daß er mich nicht einmal in die Nähe eines Büchsenschusses hinanließ. Wie er uns nur hörte, drehte er den schönen langen Hals langsam herum, breitete dann die Flügel aus und strich, ohne besondere Eile zu verrathen, gerade über das Thal hinüber einem anderen Hügelrücken zu.

Der wilde Pfau gleicht ganz dem, den wir in Europa heimisch gemacht haben, nur findet ein leichter Unterschied in der Farbe statt. Der javanische wilde Pfau hat wenigstens nicht die tief dunkelblauen Federn an Hals und Brust, sondern ist mehr grüngoldig schimmernd. Der aber, der so von der Sonne vollbeschienen über die unten heraufragenden Palmenwipfel des Thales langsam hinstrich, sah wirklich prachtvoll aus.

Etwa eine Viertelstunde später trafen wir ein ganzes Volk an, an das ich mich in dem hohen Grase nah' genug anschleichen konnte, um in Schußnähe zu kommen. Im Sitzen schoß ich einen mit der Kugel, und als die übrigen rasch aufflogen, einen zweiten mit Schrot, der aber noch eine Strecke flog und dann in eine gar wild verwachsene Schlucht hinabstürzte. Natürlich wollte ich ihn auch gern bekommen, und mein Führer und ich arbeiteten uns mit unseren schweren Jagdmessern wacker in das Dickicht hinein, bis wir nach etwa einer halben Stunde den dort durch die Schlucht fließenden Bergbach erreichten. Nicht weit von dort mußte der geschossene Pfau heruntergestürzt sein, und ich hatte mir den ungefähren Platz nach einem einzeln stehenden Baume gemerkt. Als ich aber an diesem hinaufschaute, meine Richtung darnach zu nehmen, bemerkte ich auf einem seiner Aeste in den dichten Blättern den zusammengekauerten Körper irgend eines Thieres, an dem sich aber keine weiteren Umrisse erkennen ließen. Es war eben nur ein dunkler, regungsloser Klumpen, und wie ich darunter stehen blieb, und es sich noch immer nicht regte, hielt ich es zuletzt für irgend eine der dort in Masse wachsenden Orchideen oder Schmarotzerpflanzen. Dann kam es mir aber auch wieder so vor, als ob ich, wie die Blätter ein wenig zur Seite wehten, ein blitzendes Augenpaar gesehen hätte, und um ganz sicher zu sein, hob ich die Büchse und schoß mitten auf den dunklen Fleck.

Da rasselte es oben in den Büschen. Einen Augenblick war's, als ob es die Zweige auseinander reißen wollte; dann blieb es einen Moment ruhig, und plötzlich kam ein ziemlich großer, dunkler, aber

immer noch zusammengerollter Körper herausgepoltert und schlug, mitten in das Pflanzengewirr hinein, schwerfällig zu Boden.

Ich wollte nun erst wieder laden und rief meinem Führer zu, dort einzukriechen und zu sehen, was es wäre. Der dachte aber gar nicht daran, sondern erzählte mir nur mit den lebhaftesten Gesticulationen etwas, das ich nur halb verstand, und wonach das erlegte Thier ein entsetzliches Ungethüm sein mußte. So groß war es aber gar nicht gewesen, um gefährlich zu werden, und ich ging jetzt selber daran, den Platz zu untersuchen.

Wir Europäer haben aber wirklich keinen Begriff davon, wie wild verwachsen jene tropische Pflanzenwelt um diese Bergwasser liegt. Zoll für Zoll muß man sich durch solch' ein Gewirr von Dornen, Schlingpflanzen, Gras und Zweigen durchhauen und rückt dabei natürlich nur entsetzlich langsam von der Stelle. Als ich den Platz aber endlich unter dem etwas vorragenden und leicht erkenntlichen Zweig erreichte, fand ich wohl gleich die Stelle, auf der das Thier herunter gestürzt war, denn dort lag auch eine ganze Pfütze Blut, — die Bestie selber mußte aber noch Kräfte genug gehabt haben, unter dem Pflanzenwuchs hin irgendwo einzukriechen, und mein Führer wiederholte dabei fortwährend mit den ängstlichsten Geberden **matjan ketjil, matjan ketjil** (kleine Tiger)! — ein Name, den sie wahrscheinlich auch den wilden Katzen und kleinen Pantherarten geben. Ueberdieß schien er Angst zu haben, daß in diesem Dickicht auch ein **matjan besaar** oder großer Tiger liegen könnte, und als er mich nicht überreden konnte, ihm zu folgen, arbeitete er sich allein wieder auf den Hügelhang zurück.

Ich mußte übrigens die Suche ebenfalls zuletzt aufgeben; denn weder das geschossene Thier noch den Pfau konnte ich in diesem wandartigen Dickicht finden, wo man nicht im Stande war, auch nur zwölf Zoll weit zu sehen, ohne erst Gras, Rohr und Zweige weggehauen zu haben.

Auf dem Rückwege, nachdem wir noch zwei andere Thäler abgesucht, ohne wieder Pfauen anzutreffen, passirten wir einen kleinen Kampong, in dem sich die Bewohner eifrig damit beschäftigten, von einer Palmenart — der Aren- oder Zuckerpalme — Zuckersaft einzusammeln und diesen auszukochen.

An den einzelnen Arenpalmen hatten sie sich von langen Bambus-

stangen Leitern gemacht, an denen sie mit Leichtigkeit hinaufstiegen. Oben unter dem kronenartigen Blätterwipfel waren dann die Löcher eingebohrt, aus denen der Saft austräufeln mußte, und unter diesen hingen abgeschnittene Stücke Bambus, den herauslaufenden Zuckersaft aufzufangen. Ein solches Bambusstück oder -Glied mochte wohl reichlich zwei Flaschen fassen, und wenn es voll war, stieg einer der Leute hinauf, nahm es ab, hing ein anderes an seine Stelle, trug den Saft dann hinunter zu dem nächsten Kochschuppen und goß ihn in die dazu bestimmten auf dem Feuer stehenden metallenen Gefäße.

Es waren dieses ziemlich tiefe eiserne Pfannen, unter denen das angeschürte Feuer mit einer Zugröhre in Verbindung stand, und dadurch fortwährend in scharfer Gluth gehalten wurde. Das Einkochen geschieht so einfach wie nur möglich: der Zuckersaft wird so lange auf dem Feuer gehalten, bis er vollkommen verdickt ist, d. h. bis alle wässerigen Theile verkocht und entfernt sind. Dann bringt man ihn in kleine Formen, und er ist zum Gebrauche fertig.

Ich hielt bei einem dieser Häuser eine sehr frugale, aber deßhalb nicht weniger tüchtige Mahlzeit von gekochtem oder gedämpftem Reis und Arenpalmenzucker.

Da sich der Himmel wieder umzog, kehrten wir jetzt nach Hause zurück. Am nächsten Morgen aber, nun mit der Gegend genau bekannt, um keines Führers mehr zu bedürfen, ritt ich allein aus und traf auch das nämliche Volk Pfauen wieder, aus dem ich gestern die beiden herausgeschossen hatte. Heute ließen sie mich aber nicht wieder in Schußnähe kommen, sondern strichen rasch ab, und zwar dem nämlichen Thale zu, in dem ich gestern den matjan ketjil geschossen hatte. Da ich mich also doch wieder an Ort und Stelle befand, beschloß ich noch einen Versuch zu machen, das verletzte Thier zu finden, und mir wieder mit einem Messer Bahn hauend arbeitete ich mich unverdrossen in das Dickicht hinein. Heute suchte ich aber nach einer andern Richtung und zwar dem Wasser entgegen, und mochte kaum zehn Schritte weit die Bahn freigehauen haben, als ich das schon lang verendete Thier in einem dichten Gewirre von alang alang und Dornen richtig fand. Es war in der That eine ganz wunderschöne Tigerkatze, aber leider wahrscheinlich schon von den dort sehr zahlreichen wilden Schweinen oder von anderen Bestien gefunden und halb aufgefressen, so daß sich nur noch wenige Theile des allerliebst gefleckten Felles erkennen

ließen. Den Kopf hätte ich nun gern mitgenommen, aber — er roch schon zu bös, denn in dem heißen Klima geht das Fleisch außerordentlich rasch in Verwesung über.

Da ich von hier aus nach einer anderen Richtung hin gehen wollte, mußte ich mir meinen Weg aus der Schlucht hinaus wieder an dem gegenüberliegenden Haug hinauf aushauen, und das ging entsetzlich langsam. Einmal bekam ich auch Gesellschaft. Dicht neben mir hatte ich nämlich irgend ein wildes Thier aus seinem Lager aufgescheucht, denn ganz plötzlich raschelte und brach es in den Halmen, und nicht zehn Schritte von mir entfernt konnte ich sehen, wie die Schilfbüschel auseinander gepreßt wurden, als ob sich unten etwas hindurchdränge. Zu erkennen war natürlich in diesem Dickicht nichts, selbst nicht auf diese Entfernung; ich drückte mich deßhalb nur etwa einen Schritt in das Schilf zurück, und, die Büchse am Backen, blieb ich ruhig im Anschlag stehen. Was es aber auch gewesen war, es schien mit meiner Nachbarschaft nicht zufrieden. Das Geräusch entfernte sich mehr und mehr, und ich hörte zuletzt nichts weiter. Allerdings suchte ich nun die Spuren aufzufinden, aber in diesem Gewirre von Pflanzen ließ sich keine Fährte erkennen, und einem Tiger hätte ich in diesem Dickicht auch nicht gern begegnen mögen. Wenn ihn die erste Kugel nicht augenblicklich tödtete, wäre ich selber verloren gewesen. Ich machte deßhalb, daß ich wieder empor auf freieren Boden kam, und suchte nun dem offeneren Hang entlang nach neuem Wilde.

Hier hörte ich wieder Pfauen, und vorsichtig weiter schleichend entdeckte ich einen einzelnen auf einem Baume, der möglicher Weise als Posten dort aufgestellt sein konnte. War das aber wirklich der Fall, so versah er sein Amt erbärmlich schlecht, denn er saß auf einem Zweige und schien zu schlafen. Ich kam wenigstens ohne die geringste Schwierigkeit in Schußnähe, und holte ihn zur Strafe mit der Kugel herunter.

Nach dem Schusse wurde aber der ganze Hang lebendig, und wohl dreißig Pfauen, die dort ganz in der Nähe gestanden hatten, stiegen flatternd auf und strichen nach verschiedenen Richtungen ab. Einer flog gar nicht weit von mir vorüber, und ich schoß mit dem Schrotlauf nach ihm; sei es nun aber, daß ich ihn gefehlt habe, oder daß die Schrote nicht ordentlich durchschlugen, er fiel nicht, sondern

flog weiter und verschwand bald hinter den nächsten Bäumen. Etwas weiter hin traf ich wilde Hühner, konnte aber keines zum Schuß bekommen. Der wilde Hahn ist ein prachtvoller Vogel und gleicht mit seinem mattblauen und grüngoldenen Gefieder fast dem Fasan, unterschieden ihn nicht der Kamm und die gebogenen Schwanzfedern.

Als die Sonne höher stieg und ich in ein paar Kadjang tjina oder Erdnußfeldern umsonst versucht hatte, an mehrere dort auf- und abspazirende wilde Hähne hinanzuschleichen, erreichte ich endlich auf dem oberen Kamme eines flachen Hügels einen kleinen Kampong, und hörte die Hunde in den dichten Bambus- und Fruchtdickichten einen entsetzlichen Lärm machen. Die Leute an der Hütte schienen sich aber gar nicht daran zu kehren, und als ich sie frug, was die Hunde jagten, sagten sie gleichgültig: „Oh weiter nichts als babi utang (Wald- oder Wildschweine).“

Der Grund um ihre Hütten her war auch von diesen überall aufgewühlt, und sie kamen gewöhnlich Nachts hierher, wo sie ziemlich sorgenfrei und auch unbelästigt ihrer Nahrung nachgingen. Die Javanen, die sich fast alle zum Islam bekennen, dürfen nämlich kein Schweinefleisch essen, und es fällt ihnen deßhalb auch nicht ein, die unrein geglaubten Thiere zu belästigen oder sich mit ihnen einzulassen, obgleich diese ihren Feldern oft großen Schaden zufügen.

Um wenigstens einmal zu sehen, wie sich die Bestien benehmen würden, wenn man sie triebe, bot ich den Leuten etwas Geld, wenn sie mit ihren Hunden das Dickicht ordentlich abjagen wollten, während ich mich oben anstellte. Ein Chinese, der dazu kam und dort vielleicht in der Nähe wohnte, oder da Geschäfte hatte, schien aber sehr damit einverstanden, denn er bat mich auf das eifrigste, eines der Thiere zu schießen — sie schmeckten vortrefflich. Die Chinesen, die deßhalb von den Javanen spottweise die „Schweinefresser“ genannt werden, ziehen nämlich das Fleisch dieser Thiere jedem anderen vor, und man kann deßhalb immer gleich wissen, ob in einem Kampong des inneren Landes Chinesen wohnen oder nicht. Im ersteren Falle sieht man regelmäßig zahme Schweine, die sehr zum Aerger der Javanen dort herum suchen und grunzen.

Die Javanen im Kampong, die doch wohl weiter nichts zu thun oder zu versäumen hatten, waren augenblicklich zu einer solchen Jagd bereit. Sie riefen mit einem gellenden Schrei ihre Hunde

herbei, und zeigten mir dann den Platz, wo ich mich hinstellen sollte, und dann sicher sein könne, zum Schusse zu kommen.

Das Treiben war übrigens noch nicht einmal angegangen, als mich ein Schwein auch schon beinahe über den Haufen gerannt hätte. Einer der kleinsten Hunde schien sich nämlich ein Privatvergnügen gemacht zu haben und war auf eigene Hand — oder besser „eigene Pfote" — hinter einer Sau von seiner Bekanntschaft her gewesen, die er jetzt, ohne auch nur ein einziges Mal zu bellen oder sonst einen Laut auszustoßen, wie einen jungen Sturmwind aus den Büschen heraus und gerade auf mich einjagte. Als ich die Büsche dicht vor mir rascheln und brechen hörte, war mir die Sau auch schon unter den Füßen, daß das gelbe Laub rechts und links hinausstob, und ich an Schießen gar nicht denken konnte. Ich hatte in der That alle Hände voll zu thun, meine Beine aus dem Bereich ihrer Fänge zu bringen.

Am meisten setzte ich aber den kleinen Hund in Erstaunen, der keine halbe Minute später auf der Fährte des flüchtigen Schweines herankam, und nun ebenfalls über mich weg wollte. An dieser Stelle mochte er aber wohl schwerlich einen Europäer vermuthet haben, von denen er hier oben vielleicht das ganze Jahr keine zwei zu sehen bekam. Wie der Blitz fuhr er deßhalb im ersten Schreck, soweit er konnte, zurück, drückte sich mit dem Hintertheile in den nächsten Busch und fing nun, als er da glücklich fest saß, auf ganz entsetzliche Art an, gegen mich loszubellen und zu heulen.

Zuerst lachte ich, denn der kleine verdutzte, schwarze, zottige Köter sah zu komisch aus; als ich aber glaubte, e könne mir hier vielleicht die ganze Jagd verderben, sprang ich einen Schritt auf ihn zu und erreichte dadurch vollkommen meinen Zweck. Er glaubte jedenfalls, daß er dem furchtbarsten Ungeheuer begegnet sei, das vielleicht die Erde trug, nahm den Schwanz zwischen die Beine und rannte winselnd und heulend in den Wald hinein.

Jetzt aber begann die Jagd; der kleine Busch lebte ordentlich von Schweinen, wenigstens entstand ein Spektakel in dem Unterholz, als die Menschen und Hunde hineinkamen, als ob eine Heerde wilder Rinder hindurch getrieben würde. Die Thiere dort sind aber so wenig scheu, daß sie selten weit von dem Platze fortrennen, an dem sie sich gewöhnlich aufhalten. Kommt ihnen dann

etwas, das sie stört, so fahren sie wohl von ihrem Lager auf, kehren aber gleich wieder in dasselbe zurück.

So war es auch hier, und erst als die Treiber und Hunde dicht an mich herankamen, brach einmal ein Frischling (ein junges Schwein) und einmal eine Bache (seine Mutter) durch die Büsche. Beide hielten sich jedoch in einer Richtung, daß ich mit meiner Kugel die dicht hinter ihnen andrängenden Menschen gefährden mußte, und ich schoß deßhalb nicht.

Erst ganz zuletzt kam ein ziemlich starkes Schwein schräg an mir vorbei, und lief über den einzigen schmalen Platz, den ich noch frei hatte. Bessere Gelegenheit konnte ich mir nicht wünschen; die Büchse hatte ich schon am Backen, und mit dem Knall des Schusses brach auch das Schwein in seinen Fährten zusammen — mit ihm aber auch der Chinese, der, ohne daß ich ihn gesehen hatte, dorthin getreten war. Ich bekam einen furchtbaren Schreck, denn ich glaubte im ersten Augenblicke wirklich, ich hätte den langzöpfigen Burschen ebenfalls getroffen. Wie der Blitz sprang er aber wieder auf die Füße und von dem Schweine fort — er sah jedoch todtenbleich aus und versicherte mich, ich hätte ihm gerade auf den Leib gezielt. Der leichtsinnige Bursche war ganz leise und geräuschlos hinter mir hergekrochen, sich den Spaß mit anzusehen, und schien keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß er wohl, statt eines Stückes Schweinefleisch, selber eine Kugel bekommen konnte. Das Schwarzwildpret entschädigte ihn aber hinlänglich für den Schreck.

Gegen Abend kehrte ich, sehr zufrieden mit meiner Jagd und Allem, was ich da oben gesehen, nach Hause zurück und brach am nächsten Morgen wieder allein nach Batavia auf.

In dem kleinen Kampong, in dem wir das letzte Mal bei dem Chinesen Thee getrunken, fand ich dessen Landsleute in nicht geringer Aufregung. In der letzten Nacht hatten sich nämlich ein paar diebische Burschen — die Chinesen behaupteten natürlich, daß es Javanen gewesen wären — unter den Bambuswänden des einen Hauses durchgegraben, und eine ziemliche Partie Waaren und auch etwas Geld entwendet. Die ganze Polizei — eine traurige Mannschaft — war deßhalb aufgeboten worden, die Thäter zu erwischen und die gestohlenen Güter zurückzubekommen. Einen Theil der letzteren fand man auch wirklich in einer Feldecke — möglich, daß die Diebe dort durch

Vorbeikommende gestört waren, und das, was sie nicht rasch mit fortbringen konnten, im Stiche ließen.

Als ich den Ort verließ, standen die Chinesen noch immer beisammen und erzählten sich mit den lebhaftesten Geberden die schreckliche Geschichte über und über, und die Javanen betrachteten sich sämmtlich sehr aufmerksam das Loch, durch das die Diebe eingebrochen waren, schienen sich aber mehr darüber zu freuen als zu grämen, denn sie sind den Chinesen alle nicht besonders hold.

Ueber die morsche Brücke ritt ich aber nicht wieder, sondern suchte mir am Flusse hinauf eine Stelle, wo ich mit dem Pferde an der steilen lehmigen Uferbank nieder zum Wasser kommen konnte, und schwamm hinüber.

Die heiße javanische Sonne hatte mich bald wieder getrocknet, und noch vor Dunkelwerden erreichte ich Batavia.

Der Grafenritt.

Von F. W. v. Ditfurth.

„Fort! lassen wir das leere Streiten!
Ich sag: es gibt doch keinen Gott,
Und deß zur Wahrheit will ich reiten
Den Felsensteig dort, euch zum Spott.
Wollt ihr's für eure Meinung wagen,
So ist der Streit bald ausgetragen,
Und was da will, es mag gescheh'n,
Die Wahrheit muß doch oben steh'n!"

Die Rosse wiehern — fortgeritten
Sind sie zum tiefen Wald hinein,
Der Graf Neueberstein, inmitten
Der Edelherrn von Falkenstein.
„Da ist der Felssteig, reitet nieder,
Doch reitet dann auch aufwärts wieder!
Das Wort ist tapfer wie der Leu,
Die That doch schüchtern, lammesschen."

Und nieder in den Grund sie schauen –
Wie Krähen sind die Menschen klein,
Zu Kindergärten schrumpfen Auen,
Dorf, Kirche, Felder, Wälder ein.
Doch an dem Pfad zu beiden Seiten
Meertiefer Abgrund — zitternd gleiten
Gedanken kaum darüber hin;
Zu reiten d'rauf ist Frevelsinn.

„Nun, daß ihr werdet nicht zum Spotte,
Wenn euch des Schwindels Macht berückt,
So betet erst zu eurem Gotte,
Daß er den Abgrund überbrückt.
Ich traue mir und meinem Rosse:
Muth ist der treuste Fahrtgenosse.
Laßt seh'n, ob euer Schirm und Hort
Getreuer euch begleite dort!"

Zweimal zur Tiefe d'rauf sie kommen,
Zweimal auch wieder felsenan.
„Sei's denn im Trabe vorgenommen,
Weil sich der Streit nicht lösen kann!
Doch seht euch vor, ihr Falkensteiner —
Was hier gescheh'n soll, that noch Keiner!"
Die reden: „‚Laßt es nur gescheh'n,
Die Wahrheit muß doch oben steh'n!'"

Zum drittenmal, in kurzem Trabe,
Hinunter geht's den Felsensteg —
Da fliegt mit heiser'm Schrei ein Rabe
Quer über sie auf halbem Weg.
Des Grafenrosses Hufe stocken,
Es bäumt sich schnaubend, wie erschrocken,
Es strauchelt, überspringt sich — fällt —
Zum Abgrund Roß und Reiter schnellt.

Die Falkensteiner doch, sie traben
Hinunter frisch in treuem Glück,

Bis sie erreicht die Tiefe haben;
Da blicken schaudernd sie zurück.
Von ihren Rossen ab sie steigen
Und betend sich zur Erde neigen:
„Des Himmels Wille ist gescheh'n,
„Die Wahrheit muß doch oben steh'n!"

Der Orangutang.

Dieser merkwürdige Affe kommt in seiner äußeren Gestalt dem Menschen am nächsten, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn man von ihm am meisten gefabelt hat, daß er ein verkappter Mensch sei. Betrachtet man ihn aber genauer, so entdeckt man bald wesentliche Verschiedenheiten zwischen ihm und dem Menschen. Der flache Scheitel, die mit Haaren bewachsene Stirne, der weit hervorstehende Vorderkopf, die längere unten platte Nase, der weite Abstand des Mauls von den Augen, die schmalen Hüften und platten Lenden; sodann die dreizehn Rippen (der Mensch hat nur zwölf), die kürzeren Halswirbelbeine, die tieferen Augenhöhlen, das ohne alle Erhöhung abfallende Kinn — begründen schon einen bedeutenden Unterschied. Wäre aber auch der Orangutang dem Menschen noch ähnlicher, als er es ist, so fehlt ihm doch die Hauptsache: die Vernunft und mit ihr die menschliche Sprache.

Die Farbe des Orangutangs ist dunkelbraun; die Füße sind nackt, und Ohren und Hände ähneln den menschlichen Gliedmaßen sehr. Seine Nahrung sind Früchte, an den Seeküsten aber auch Krabben und Schalthiere; sein Aufenthalt sind die Bäume, wo er außer den Schlangen vor allen Raubthieren geschützt ist; seine Wohnung besteht aus in einander geflochtenen den Sonnenstrahl abwehrenden Baumzweigen; sein eigentliches Vaterland ist der tropische Urwald, namentlich auf den Sundainseln Borneo und Sumatra. Da er aber nur die ebenen, morastigen, hochstämmigen Urwälder liebt, wo allezeit ein dichter Schatten herrscht, so findet man ihn nur in den östlichen Gegenden von Sumatra, selten aber in den wilden tiefen Gebirgs-

thälern der Westküste. Auf Borneo dagegen ist er mit Ausnahme der Berggegenden über alle flachen und unbewohnten Wälder verbreitet, zumal an der West- und Südwestküste der Insel, die fast ganz aus angespültem Boden besteht und mit kaum zugänglichen, häufig überschwemmten Forsten bedeckt ist. In diesen Gegenden der Insel wohnen die eben nicht zahlreichen Einwohner nur den Flüssen entlang, und überschreiten, unbekümmert um die Wildnisse des Innern, kaum jemals die Grenzen ihrer Pflanzungen. In jenen von Menschen nie besuchten Wildnissen mögen die Orangutangs noch so häufig sein, daß ein glücklicher Jäger drei bis vier im Laufe eines Tages treffen mag.

So zahm und vertraulich auch der jung eingefangene Orangutang durch den Umgang mit Menschen wird, so ist er im natürlichen Zustande doch ungemein wild. Allein ungeachtet seiner Kraft fehlt es ihm doch an Muth, sich gegen angreifende Menschen zu vertheidigen, vielmehr sucht er sich durch Flucht über die höchsten Baumgipfel hinweg zu retten, und wenn auf ihn geschossen wird, so ist er vor Schrecken außer sich. Dagegen erzählen die Dajaks, daß er durch Pfeilschüsse in Wuth versetzt werde, von dem Baume herabsteige und die Jäger anfalle, welche dann gewöhnlich die Flucht ergreifen, eingedenk der Geschichten von Menschen, welche unter gleichen Umständen von solchen Affen sollen getödtet worden sein.

Die alten Männchen leben einsam, die Weibchen aber mit ihrer Nachkommenschaft, welche mit vieler Mühe und Sorgfalt gepflegt wird. Die Liebe der Alten gegen ihre Kinder ist bei allen Affenarten sehr groß. Beide Geschlechter des Orangutangs sind aber gleich träg, und zeigen nicht die geringste Spur von jener rastlosen Thätigkeit, die sonst den Affen eigen ist. Nur der Hunger vermag sie aufzustören; ist dieser gestillt, so strecken sie sich wieder in fauler Bequemlichkeit zur Ruhe aus. Mit stark gekrümmtem Rücken, mit vorgebeugtem Kopfe und den Blick starr auf den Boden geheftet, sitzt ein solcher Waldbewohner stundenlang auf demselben Aste, und läßt die Arme entweder schlaff herabhängen oder in ausgestreckter Lage auf einem andern Aste ruhen. Ortsveränderung ist ihm gemeiniglich sehr zuwider, daher wechselt er nur in der Mittagsstunde, zwischen dem Aufenthalte auf höheren Bäumen und dem dichten morastigen Buschwalde oder Rohrdickicht, welches in dem Innern von Borneo häufig vorkommt und gegen jede Verfolgung der Jäger sichert. Die Nacht

bringen die Orangutangs auf den Gipfeln dichtbelaubter, aber niedriger Bäume zu, am liebsten auf Nibongpalmen, Pandanus und ähnlichen, oder auch zwischen dem Gewirre der netzartig verschlungenen Stämme, welche schmarotzend oder kletternd alle größeren Bäume von Borneo umgeben und der Landschaft einen unbeschreiblichen Reiz verleihen. Wo aber auch das Nachtlager gewählt werde, so bereitet sich der Affe immer erst mit großer Sorgfalt eine Art von Nest, indem er nahe Aeste zusammenbiegt, kleinere Zweige kreuzweise über diese legt und um das ganze recht weich zu machen, Blätter von Nipa, von Pandanus oder großen Farrenkräutern aufschichtet. Ist das Wetter irgend kühl oder gar regnerisch, so deckt er sich sorgfältig mit dergleichen Blättern zu, verwahrt aber besonders seinen Kopf. In diesem Neste nun verbringt er nicht bloß die Nacht, sondern auch einen großen Theil des Morgens und verläßt es, nach Versicherung der Eingeborenen, kaum früher als um neun Uhr, wenn die Sonne höher gestiegen ist und die Morgennebel vertrieben hat. Diese Empfindlichkeit gegen jede etwas niedere Temperatur mag auch wohl die Ursache sein, daß dergleichen Nachtlager nie auf den Gipfeln höherer Bäume, sondern kaum fünfundzwanzig Fuß über dem Boden, oft sogar um die Hälfte niedriger angebracht sind. Die Jäger des Stammes der Dajaks ziehen daher die Morgenstunden zur Jagd des Orangutangs vor, weil sie dann sicher sind, ihn ruhend anzutreffen und ohne große Mühe zu tödten. Indessen ist es oft sehr schwer, das ganz in sich zusammengekrochene Thier zu entdecken, dem Niemand in solcher Lage die Körpergröße zutrauen würde, welche es in der That besitzt.

Dem geschickten Jäger entgeht der Orangutang nicht leicht, wenn er aus seinem Neste aufgeschreckt und genöthigt wird, eine Wanderung durch die Baumwipfel anzutreten. Ihm fehlt nämlich ganz die Fertigkeit des Kletterns und der Muth zu gewagten Sprüngen, wodurch andere Affenarten zu eigentlichen Baumthieren werden und eine seltene Fertigkeit gewinnen, behende über schwankende Wipfel zu flüchten. Zum Theil läßt sich diese Unbeholfenheit des Orangutangs aus dem Bau seiner Gliedmaßen und aus seiner Größe und Schwere, zum Theil aus dem Mangel eines Wickelschwanzes erklären. Mit den Gefahren, welche die Schwere seines Körpers über ihn bringt, ist er so bekannt, daß die Bedachtsamkeit seiner Bewegungen auch durch die hitzigste Verfolgung nicht vermindert wird. Ist er genöthigt, von

einem Baume zum andern sich zu begeben, so sucht er sicherlich allemal einen Platz, wo ein paar Aeste sich möglichst einander nähern, kriecht dann langsam, plattgedrückt und möglichst ausgestreckt auf dem einen hinaus, untersucht vorsichtig seine Stärke, indem er ihn zum Schwanken bringt, und bestrebt sich wohl gar durch eben dieses Schaukeln den Ast mit demjenigen des nächsten Baumes so zu verwirren, daß eine Art von Brücke entsteht. Auf dem Erdboden wird ihm die Flucht noch weit beschwerlicher, denn er bewegt sich da nicht schneller als der Mensch im gewöhnlichen Gange. Er wird im Laufen gehindert durch die gewaltig langen Arme, die freilich wieder von größtem Nutzen sind, um schwanke, mit Früchten beladene Aeste herabzuziehen, die das Thier seiner Schwere wegen nicht betreten kann.

Einige Stämme der Dajaks sind große Liebhaber des Affenfleisches, und machen daher Jagd auf die Orangutangs. Solche Verfolgungen haben nicht verfehlt, diese Thiere aus allen einigermaßen bevölkerten Distrikten zu vertreiben; die Jäger sind gezwungen, sie in der Wildniß aufzusuchen, wo sie an den Flußufern noch am ersten angetroffen werden. Die Eingeborenen bedienen sich zu dieser Jagd hölzerner Blasrohre von fünf bis sechs Fuß Länge, aus welchen sie mit großer Kraft kleine Pfeile und zwar auf dreißig Schritte, bisweilen noch weiter, zu blasen verstehen. Solcher Pfeile führt jeder Jäger eine ansehnliche Zahl in einem Köcher aus Bambus bei sich.

Das Blasrohr dient nebenbei noch als Pike, indem es am vordern Ende mit einem fußlangen Lanzeneisen versehen ist. Zur Bestreichung der Pfeilspitzen wird zweierlei Gift angewandt, nämlich „Siren“ und „Ipu“. Das erstere gilt für das minder starke und wird aus dem Safte eines hohen Baumes bereitet, der entweder mit dem berüchtigten Bohon Upas gleich oder ihm doch sehr nahe verwandt ist, und nur im Innern von Borneo angetroffen wird. Das Ipu hingegen gewinnt man aus der Rinde und den Blättern einer großen Schlingpflanze, die häufig an den Seeküsten der Insel wächst.

Sobald ein Orangutang durch Pfeil, Schrot oder Flintenkugel zwar tödtlich, aber doch nicht so verletzt ist, daß das Leben augenblicklich entflieht, so verwendet er seine letzten Kräfte dazu, den Gipfel eines hohen Baumes zu erklimmen, und ist er bereits auf einem Baume, so sucht er die Krone des benachbarten höheren Baumes zu erreichen. Während des Kletterns läßt er dann ein eigenthümliches

Geschrei hören, welches anfangs in einigen scharfen und hohen Tönen besteht, und am Ende in ein tiefes lautes Gebrüll übergehend an den Panther erinnert. Die verfolgenden Jäger grinst er an und zeigt ihnen das kräftige Gebiß, wahrscheinlich in der Absicht, Furcht einzujagen. Oder er greift auch wohl zu einem anderen Hülfsmittel — er bricht Aeste ab, die oft armesdick sind; anstatt sie aber auf die Köpfe der Jäger zu schleudern, wie alte und neuere Schriftsteller oft erzählt haben, läßt er sie einfältiger Weise senkrecht herabfallen. Nicht bloß die Dajaks von Borneo, sondern die Eingeborenen der Sundainseln überhaupt kennen diese Sitte der Orangutangs, sagen aber, daß sie durchaus nichts Gefährliches habe, wenn man nur vermeide, sich senkrecht unter das wüthende Thier zu stellen.

Ist nun der Orangutang endlich seinen Wunden erlegen und zu Boden gefallen, so ist es das erste Geschäft des Jägers, das Fleisch auszuschneiden, welches vom Gifte infizirt sein könnte; indessen verfährt man dabei eben nicht ängstlich, und genießt das Uebrigbleibende ohne Besorgniß. Das Fett, welches besonders an ausgewachsenen Männchen in ziemlicher Menge gefunden wird, schneiden die Eingeborenen aus, um es zum Küchengebrauche aufzubewahren, das Fleisch verzehren sie frisch oder getrocknet, und aus dem Felle verfertigen sie kurze Jacken ohne Aermel, oder auch Mützen, die sie sowohl in Kriegszügen tragen, um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben, als auch bei Festlichkeiten zur Vermummung gebrauchen. Das Fleisch ist zwar weiß und zart, allein es hat, wie jedes Affenfleisch, einen süßlichen Geruch und Geschmack, welcher dem Europäer Ekel erregt.

Auflösung der Charade auf Seite 528:

Nachtlicht.

Digitized by Google

46543.24
Jugend-Album, 1858.
Widener Library 005776393
3 2044 087 119 129

Digitized by Google